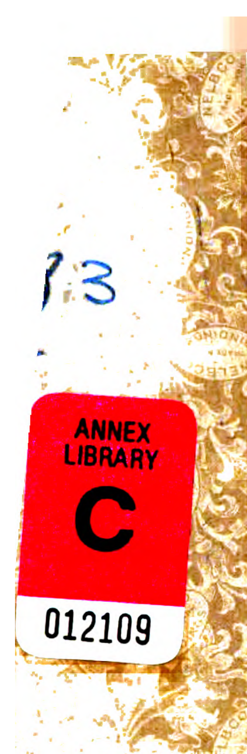

ANNEX
LIBRARY
C
012109




CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 069 328 882

DIE·WOCHE

MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

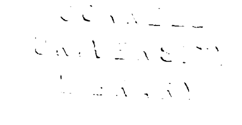
Band I, (Heft 1–12)

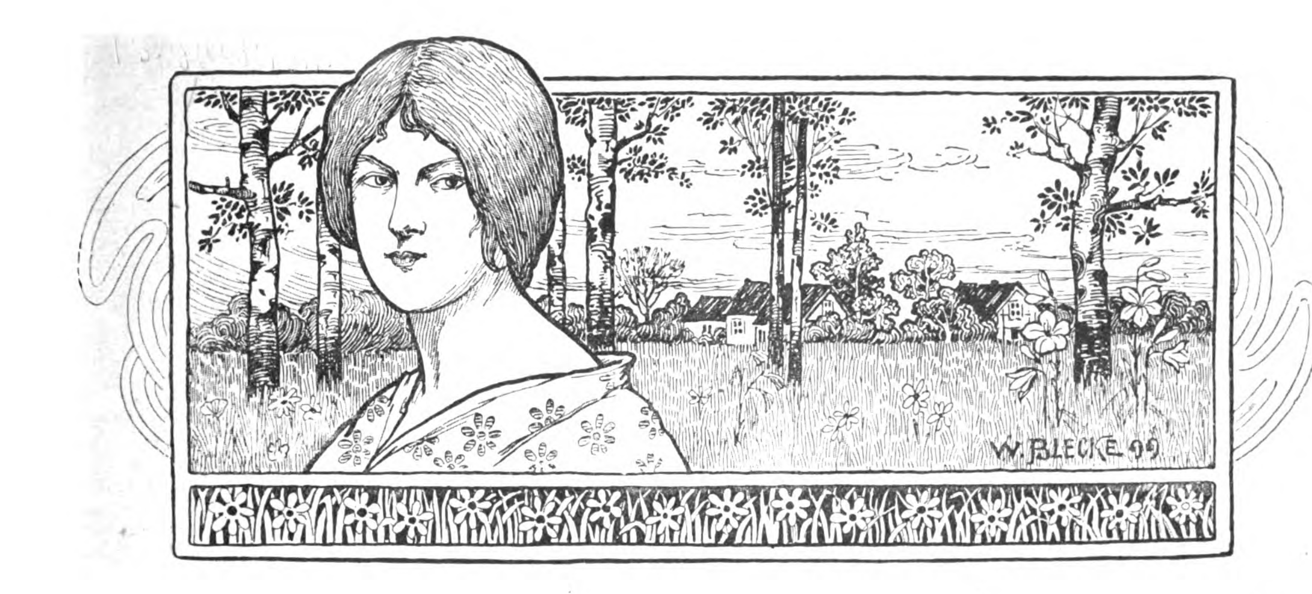
vom 1. Januar bis 31. März 1911.



Druck und Verlag von AUGUST SCHERL G. m. b. H., BERLIN SW. 68.







I. SACHREGISTER.

1. Romane, Erzählungen und Skizzen.

2. Belehrende Aufsätze.

3. Unterhaltende Aufsätze.

4. Gedichte.

5. Komposition.

6. Ständige Rubriken.

II. Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

A.

B.



C.

D.

E.

J.

K.

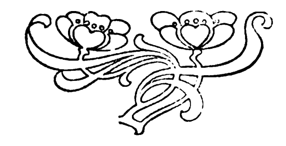
L.

M.

S.

T.

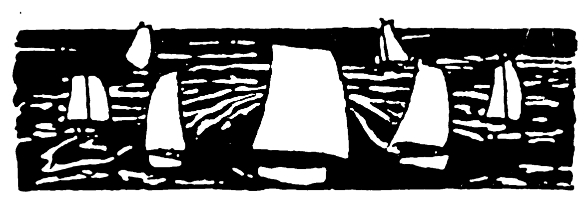
U.



DIE·WOCHE

Nummer 1. **Berlin, den 7. Januar 1911.** **13. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 1.



Die sieben Tage der Woche.

29. Dezember.

In Stuttgart empfängt der König von Württemberg den Staatssekretär des Auswärtigen Amts von Kiderlen-Wächter in Audienz.

In Budapest werden die Delegationen eröffnet. Der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand, der zum erstenmal den Parlamenten gegenüber den Kaiser Franz Josef vertritt, betont in seiner Erwiderung auf die Ansprachen der Präsidenten, daß die auswärtigen Verhältnisse sich durchaus erfreulich gestalten.

Die serbische Skupschtina nimmt endgültig den Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn an.

Der Aufstand der Beduinen im Gebiet der Mekkabahn ist unterdrückt.

Aus Honduras wird der Ausbruch einer Revolution gemeldet.

Der belgische Senat muß seine Sitzung wegen Beschlußunfähigkeit aufheben, weil die Linke, um gegen die späte Uebermittlung des Etats zu protestieren, den Saal verläßt.

30. Dezember.

Der Generaladjutant des Kaisers Generaloberst v. Lindequist wird an Stelle des verstorbenen Generals v. Spitz zum Vorsitzenden des Preußischen Landeskriegerverbandes und des Deutschen Kriegerbundes ernannt.

Die russische Reichsduma vertagt sich bis zum 30. Januar.

In Mexiko nehmen die Regierungstruppen Malpaso ein.

In Warschau werden die Insassen des deutschen Ballons „Altenburg", der in der Nähe der Stadt landet, verhaftet.

In Tarent führt das mit Rücksicht auf die Choleragefahr erlassene Verbot des Verkaufs von Austern zu heftigen Tumulten, bei denen durch eine Salve des Militärs vier Personen getötet werden.

31. Dezember.

Der Kaiser übernimmt das Protektorat über die „Carnegie-Stiftung für Lebensretter", die Andrew Carnegie mit einem Kapital von 1¼ Millionen Dollar für Deutschland begründet hat.

Der Ausstand und die Aussperrung in der Pforzheimer Edelmetallindustrie werden beendet.

In Oesterreich betraut Kaiser Franz Josef den bisherigen Ministerpräsidenten Freiherrn von Bienerth mit der Bildung eines neuen Ministeriums.

Der Kaiser von China lehnt das Gesuch des Reichsausschusses um Abschaffung des Zopfes und Einführung der europäischen Kleidung für Beamte entschieden ab.

Die Kaffernunruhen im Randminengebiet sind unterdrückt.

1. Januar.

Das spanische Ministerium gibt mit Rücksicht darauf, daß es den ersten Teil seines Programms durchgeführt hat, seine Entlassung. König Alfons betraut den Ministerpräsidenten Canalejas mit der ihm notwendig erscheinenden Umbildung des Kabinetts.

Der Kongreß von Nikaragua wählt einstimmig den General Estrada zum Präsidenten für die nächsten zwei Jahre.

2. Januar.

In Berlin stirbt im 61. Lebensjahr der Bildhauer Professor Joseph Uphues (Portr. S. 14).

In München stirbt, 56 Jahre alt, der Reichstagsabgeordnete Alois Schmid-Immenstadt, Mitglied des Zentrums.

In Holland wird zum Nachfolger des zurückgetretenen Kriegsministers Cool der frühere Major in der indischen Armee Abgeordneter Colyn, ein Anhänger Kuypers, ernannt.

Aus Tonkin kommt die Meldung, daß in Tsingji in der Landschaft Sipongchutnai der französische Missionar Regot ermordet worden ist.

In Warschau werden die verhafteten Insassen des Ballons „Altenburg" auf freien Fuß gesetzt.

3. Januar.

In Berlin stirbt im Alter von 66 Jahren der hessische Gesandte Freiherr von Gagern.

1911.

Ein Dialog im Himmel. — Von Kurt Aram.

(Eine himmelblaue Wiese, die mit weißen Affodillblüten übersät ist.)

Uriel: Hörst du den Ton weit aus der Ferne? Weißt du, auf welchem Planeten ein neues Jahrzehnt seinen Anfang genommen hat?

Michael: Auf meiner Erde!

Uriel: Lang, lang ist's her, daß der Name dieses kleinen Planeten auf unserer Wiese genannt wurde. Ich erinnere mich, vorzeiten liebte es der Allmächtige, wenn er sich von Kant erholen wollte, daß ich ihm aus Goethe und Schiller vorlas. Die Zeiten sind vorbei. Jetzt ist es im Himmel still geworden von der Erde. Und wäre nicht in jedem Jahr eine Nacht, wo es wie ein süßer Hauch von ihr zu unserer Wiese dringt, daß selbst diese weißen Blüten reiner leuchten, ich wüßte gar nichts mehr von ihr. (Er singt leise vor sich h'n):

„Stille Nacht, heilige Nacht,
alles schläft, einsam wacht
nur das traute, hochheilige Paar,
holder Knabe im lockigen Haar
schlaf in himmlischer Ruh . . ."

Michael: Aber die Erde ist nicht still geworden, obwohl es im Himmel still wurde von ihr.

Uriel: Sie fliegt weiter durch den Raum der Zeiten, wie es allen Planeten verordnet ist. Sie bewegt sich um die Sonne, wie es sich für sie seit Kopernikus ge-



ziemt. Ein schwacher Klang nur im Gesang der Sphären, woran das Ohr des Allmächtigen Ergötzung findet ... Ueber ein kleines wird auch dieser Klang verhallt sein.

Michael: Die Erde fliegt weiter, aber der Flug ihrer Bewohner eilt ihr voraus. Auf den großen Planeten ist es stille geworden, auf meinem kleinen Ball wimmelt es von Leben ... Seine Bewohner sind schon lange nicht mehr wie Vögel auf schwankenden Zweigen, die singen. Sie sind wie Bienen in einem sicheren Haus und arbeiten. Weder Tag noch Nacht halten sie Ruhe und danken noch jedem neuen Tag für seine neue Arbeit.

Uriel: Ueber ein kleines wird auch dieser Klang verhallt sein.

Michael: Er wird bleiben, denn der Gesang der Sphären wäre ohne Harmonie, wenn auch nur dieser eine Ton ihm fehlte, der Ton der Arbeit.

Uriel: Ist Richard Strauß ohne Harmonie fertiggeworden, werden wir es auch.

Michael: Auch sein Ton gehört zu einer Harmonie, die sich selbst nur erst sucht, weil sie in der Unrast der Erde sich noch nicht finden konnte.

Uriel: O weh, sieh über die Wiese, dort kommt er!

Michael: Vor 170 Jahren trat er in unser Leben, heute ist ein Tag ihm frei für sein Leben, wie er es liebt.

Uriel: Zuweilen begreife ich den Allmächtigen nicht, wie es sich ja auch für mich gehört. Ich begreife nicht, wie es dem Allmächtigen der Sohn dieses Mannes, der doch auch nur zu deinem kleinen Planeten gehörte, antun konnte. Er läßt jetzt wirklich schon einen jeden auf seine Fasson selig sein.

Michael: Achtung! Stillgestanden!

Der König: Sag er mir, was treiben jetzt die Kujone dort unten?

Michael: Zu Befehl, Majestät! (Man vernimmt in der Ferne ein gewaltiges Dröhnen.)

Der König: Die Rackers! Hab ich darum mein Geld gespart, daß sie es in Bataillen verpulvern?!

Michael: Halten zu Gnaden, Majestät, es hat dort unten seit 40 Jahren keinen Krieg mehr gegeben.

Der König: Wie?

Michael: Halten zu Gnaden, in Europa nicht!

Der König: Ist das tausendjährige Reich gekommen, von dem der Dohna und der Kameke so oft mit mir parliert haben?

Uriel: Sie sagen, es sei seit langem nicht alles so schlecht gewesen wie jetzt.

Der König: Haben die Leute keine Räson mehr? Wissen sie nichts mehr von Krieg und Kriegselend?

Michael: Es gibt sogar einen Friedenspreis.

Uriel: Ihn hat ein Mann gestiftet von dem Geld, das er mit einer neuen, fürchterlichen Kriegswaffe verdiente.

Der König: Hör er, der Mann hätte sein Geld dümmer anlegen können, den Mann lob ich mir ... Aber was lärmt und dröhnt denn immer stärker? Seitdem ich gegen den Schweden im Felde lag, hörte ich es nicht mehr. Es wird doch eine Bataille sein.

Michael: Die Bataille der Arbeit.

Der König: Drücke er sich nicht aus wie ein Versemacher, rede er wie ein räsonabler Mensch, wenn er will, daß ich ihn verstehen soll.

Michael: Es ist das Dröhnen der Arbeit, das von der Erde bis zu unserm Himmel dringt. Hunderttausende stehen an glühenden Oefen und Essen, die rauchen und zischen.

Uriel: Woraus dann Kanonen gemacht werden.

Michael: Woraus die Panzer der Schiffe gemacht werden, mit denen sie alle Fluten der Meere fröhlich befahren. Woraus ihre Brücken gebogen werden, die Land mit Land verbinden. Woraus ihre Schienen gewalzt und geschnitten werden, auf denen sie über das Land eilen, schneller als die Vögel unter dem Himmel, ruhiger als die Fische im Wasser, so sicher wie eine Kugel, die ihren Lauf verläßt zu einem fernen Ziel.

Der König: Er hat das kalte Fieber. Man soll ihm eine Purganz eingeben. Er phantasiert.

Michael: Hunderttausende stehen im Schoß der Erde und schürfen nach Erz.

Der König: Sieht er, schon verstehe ich ihn besser.

Michael: Hunderttausende sitzen an Spulen und Stühlen, Hunderttausende hämmern und schmieden, Hunderttausende legen Stein auf Stein und bauen Heimstätten für Menschen. Hunderttausende —

Der König: Er beginnt schon wieder zu phantasieren!

Michael: Millionen und aber Millionen Menschen sind tätig und rasten nicht Tag noch Nacht in Deutschland.

Der König (bitter): Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation!

Michael: Das Deutsche Reich Deutscher Nation.

Der König: Wie das?

Michael: Von der Etsch bis an die Memel, von der Maas bis an den Belt ... Ein einziges Deutsches Reich Deutscher Nation.

Der König: Haben sie einen Kaiser?

Michael: Ihr Kaiser wohnt in Berlin.

Der König: In der märkischen Sandbüchse?!

Michael: In der Reichshauptstadt Berlin, die drei Millionen Einwohner zählt.

Der König: Wenn er nicht ein Erzengel wäre, bekäme er jetzt eine Maulschelle! Will er mich zum Narren halten? Glaubt er, er kann mich dumm machen, da ich im Himmel bin? Was untersteht er sich?!

Michael: Halten zu Gnaden, Majestät, der Deutsche Kaiser wohnt in der deutschen Reichshauptstadt, die drei Millionen Einwohner hat, und das Deutsche Reich zählt deren über zwanzigmal so viel. Es hat jetzt das vierte Jahrzehnt des Friedens zurückgelegt, kein Feind hat seit vierzig Jahren auch nur einen Fuß über seine Grenze gesetzt.

Der König: Und der Schwede?

Michael: Er hat Besseres zu tun.

Der König: Und die Russen, Polen, Dänen und Hannoveraner, die mir das Leben sauer machten? Wie ist es mit der Reichsexekution gegen Mecklenburg, die die Sachsen gegen mich durchzusetzen gedachten?

Michael: Es ist Friede, Majestät, Friede im ganzen Land. Hannover, Sachsen, Mecklenburg, dazu auch Bayern, Württemberg ...

Der König: Wie steht es mit Berg und Cleve, worüber es zu meiner Zeit hin und her ging, bis mir die Diplomaten alles verpfuscht haben?

Michael: Es ist ein großes, einiges Deutsches Reich und erlebte soeben das vierte Jahrzehnt seines Bestehens.

Der König: Hör er, sei er auf der Hut, sonst bekomme ich das kalte Fieber, und mein Leibmedikus ist nicht im Himmel, bedenk er das! Ein zweites Mal sterben, das wäre wider alle Vernunft!

Michael: Dazu die Wissenschaften ...

Der König: Laß er mich damit zufrieden! Da



fährt doch nur ein jeder mit seiner Stange im Nebel herum. Das sind unhonette Leute, die zu nichts taugen. Die hab ich mir stets vom Leibe gehalten. Außer den Nationalökonomen, die lobe ich mir. Sie schaffen für Handel und Gewerbe, Bauer und Bürger Hand und Fuß.

Michael: Das Deutsche Reich besitzt eine Arbeitergesetzgebung, die auf Erden nicht ihresgleichen hat.

Der König: Recht so! Jeder Arbeiter ist nicht nur seines Lohnes wert, sondern weit darüber im Haushalt des Staates.

Michael: Das Deutsche Reich besitzt eine Rechtssicherheit wie nie zuvor.

Uriel: Den Sicherheitsbeamten geht es unsicherer als allen anderen Leuten.

Der König: Recte, Recte! Dafür sind sie Beamte, daß sie ihre Pflicht tun, auch wenn es kein Pläsier ist.

Michael: Die deutsche Wissenschaft . . .

Der König: Was will er denn!? Laß er mich endlich damit zufrieden!

Michael: Sie ist praktisch geworden.

Der König: Die deutsche Wissenschaft praktisch? (Er lacht.) Wenn nicht ein Mirakel geschehen ist, wozu sich der Allmächtige nicht akkurat die deutsche Wissenschaft aussuchen wird . . .

Uriel: Dem Allmächtigen hat es gefallen, sich die deutsche Wissenschaft auszusuchen, was ich nicht besser verstehe als Ew. Majestät.

Der König: Wie ist ihr das Wunder bekommen?

Michael: Wenn Majestät gestatten! (Das Dröhnen kommt näher und immer näher.)

Der König: Hat er einen Wattebausch im Kamisol? Dann stopf er ihn mir in die Ohren! Die Kujone machen einen Heidenspektakel! Geb er auch einen Stuhl, aber schnell! Geb er mir eine Tabakspfeife! Sie sollen nicht merken, wie konsterniert ich bin! (Langes Schweigen.)

Der König: Was läuft da wie ein Toller kreuz und quer auf Rädern und mit Rattern über das Land, daß es zittert? Es liegen blanke Eisen unter ihm, damit es sich nicht in den Bauch der Erde gräbt.

Michael: Die Menschen nennen es Eisenbahn. Sie steigen in die Wagen und fahren mit Windeseile über das ganze Land an den Ort, wohin sie gerade wollen.

Der König: Es sind ja keine Pferde vor!

Michael: Statt der Pferde haben sie den Dampf, der die Wagen schneller vorwärts zieht als alle Pferdekraft. Kein Roß schnaubt so heiß und feurig wie dieses. Ihn bepackt man mit Tausenden von Zentnern aller Produkte des Landes und des Handels. Leicht, als wäre es eine Feder, und schnell, als wäre es ein Blitz, fliegt der Dampf mit jeder Last hierhin und dorthin, wohin es die Menschen gerade wollen. Die Schienen, auf denen er läuft, geben ihm Weg und Richtung wie vorzeiten dem Pferd die Zügel. Aber auch der Dampf war den Menschen noch nicht schnell und angenehm genug. Dort läuft ein Zug!

Der König: Da ist kein Pferd und auch kein Dampf vor.

Michael: Ihn treibt eine neue Kraft, die die Menschen Elektrizität heißen. Sie schnaubt nicht heiß und feurig und ist doch lebendiger als Pferd und Dampf. Man sieht sie nicht und ist doch stärker als alles, was man sieht. Die Menschen fangen sie aus dem rauschenden Wasser, wie man die Fische mit der Angel fängt, und zähmen sie, daß sie zahmer wird als ein Kalb im Stall und anhänglicher als die Katze im Haus.

Der König (abwehrend): Mir wird dumm im Kopf! (Das Dröhnen entfernt sich wieder mehr und mehr.)

Der König: Lügt er auch nicht?!

Uriel: Wir sind keine Menschen, Majestät, wir sind Engel.

Michael: Man sieht sie nicht, und doch leuchtet sie heller als der Tag. Man hört sie nicht, und doch läuft sie schneller als eine Gazelle. Man gibt ihr eine Botschaft, und sie eilt mit ihr durch einen dünnen Draht Tausende von Meilen in kaum einer Stunde, ohne den Atem oder auch nur ein Wort von ihrer Botschaft zu verlieren.

Der König: Er ist ein . . . ein Erz—engel!

Michael: Sie läuft unter den Meeren her und über die höchsten Berge. Es gibt kein Hindernis für sie. In wenigen Stunden trägt sie ihre Botschaft von Neuyork nach Berlin, von Jokohama nach London. Die Menschen wissen jetzt fast schneller von allem, was vorgeht, als wir im Himmel.

Der König: Die Sakermenter!

Michael: Land und Meer, Wind und Welle, Licht und Luft, Feuer und Wasser haben sich die Menschen untertan gemacht. Und jetzt haben sie auch den Schall eingefangen, daß er ihnen dienen muß. Die Stimme eines Menschen reicht von einem Ende des Landes bis zum anderen Ende, ja über das Land hinaus in fremde Länder. Jedes kleine Kind hat diese Stimme, wenn es will. Es wacht auf, greift nach einem Rohr und unterhält sich mit seinem Papa. Der Papa ist in Paris, das Kind in Berlin, aber sie verstehen einander so gut, als säße der Papa neben seinem Söhnchen am Bett.

Der König: Was sagen denn die Herren Philosophen zu dem allen?

Uriel: Philosophen gibt es nicht mehr, Majestät.

Der König: So wäre diese Fakultät endlich ausgestorben?

Michael: Die Fakultät nicht. Aber man treibt in ihr nicht mehr Philosophie, sondern Philologie oder höchstens Geschichte der Philosophie.

Uriel: Die Fakultät lebt, aber die facultas, zu philosophieren, ist ausgestorben.

Der König: Und die medici?

Michael: Man operiert ein Herz, als wäre es ein Finger an der linken Hand und weiter nichts. Man operiert mit Strahlen, die bisher nicht einmal die Engel im Himmel kannten, sondern nur der Allmächtige selbst. Man leuchtet mit ihnen in den Menschen hinein, und er wird durchsichtig wie Glas. Man macht ein Bild vom Innern des Menschen, als wäre es ein Baum auf der Wiese. Man führt keine Kriege mehr gegen die Menschen, man führt nur noch Kriege gegen die Krankheiten. Man weiß, daß Krankheiten genau so hervorgerufen werden wie Kriege, nämlich durch lebendige Wesen. Und wenn sie auch noch so klein sind, die Menschen haben sie doch erkannt und liegen Tag und Nacht gegen diese Feinde zu Felde. Ja, die Menschen züchten diese Feinde in großen Kulturen, so wie man früher das Wild züchtete, um es dann um so sicherer umzubringen. So ist ihnen alles offenbar, die große und die kleine Welt, und die letzten Geheimnisse tun sich vor ihnen auf wie ein aufgeschlagenes Buch, das kein Siegel mehr hat.

Der König: Wollen die Rackers denn ewig leben?

Uriel: Es ist nicht mehr weit bis dahin, Majestät.

Der König (zurückfahrend): Parbleu, was war denn das? Es fuhr mir fast an die Nase!



Walzer-Wettbewerb

Ergebnis unseres Preisausschreibens

Ende Juli 1910 veröffentlichten wir in der „Woche“ einen Aufruf an die gesamte musikalische Welt zur Wiederbelebung des deutschen Tanzwalzers, als dessen bisher unerreichte Meister Lanner und Johann Strauß gelten. Straußens herrlicher Walzer „An der schönen blauen Donau“ sollte als Vorbild dienen für die zum Wettbewerb einzureichenden Kompositionen. Daß unser Ruf einen starken Widerhall fand, zeigt die alle Erwartungen übertreffende Zahl von 4222 Walzern, die bis zum Schlußtermin eingingen, und die Tatsache, daß Nord und Süd, Inland und Ausland in gleichem Maß mit Beiträgen vertreten sind. Wenn es gelungen ist, diese gewaltige Menge von Kompositionen in knapp viereinhalb Monaten zu sichten, zu prüfen und wieder zu prüfen, bis unter den vielen guten Beiträgen die besten gefunden wurden, so war dies erfreuliche Ergebnis nur zu erzielen durch die überaus sorgfältige und hingebende Arbeit der Herren vom Prüfungsausschuß und der Herren Preisrichter, denen auch an dieser Stelle unser aufrichtiger Dank gewidmet sei. Das Preisrichter-Kollegium berichtet auf der nebenstehenden Seite, wie die engere Auswahl zustande kam, und gibt die Merkworte der für die drei Preise bestimmten und der zum Ankauf vorgeschlagenen Walzer an. Die von uns vorgenommene Oeffnung der Briefumschläge mit den Merkworten der Einsender ergab folgende Gewinner: Es erhielten den

1. Preis von **3000** Mark Herr Kapellmeister Siegfried Elsner, Breslau
2. Preis von **2000** Mark Frl. Fay-Foster, Wien IX
3. Preis von **1000** Mark Herr Tonkünstler Philipp Gretscher, Stettin.

Die nachstehend genannten Komponisten sind die Einsender der von den Preisrichtern zum Ankauf vorgeschlagenen und von uns erworbenen sechs Arbeiten:

Herr Gustav Busch jr., Köln a. Rh.
Herr Kapellmeister Joh. M. Schouten, Holl. Opera, Amsterdam
Herr Tonkünstler Philipp Gretscher, Stettin
Herr Wilh. T. v. Winterfeld, Lehrer am Konservatorium, Bromberg
Herr Erich Wemheuer, Mitglied des städt. Kurorchesters, Wiesbaden
Herr Karl Sommer, Reichenau i. S.

Es freut uns ganz besonders, daß die meisten Wettbewerbs-Sieger in der Oeffentlichkeit bisher wenig bekannt waren. Möge ihnen dieser Erfolg ein Ansporn zu weiterem Schaffen und ein gutes Vorzeichen einer glücklichen Zukunft sein! — Die obigen neun Kompositionen werden unter dem Titel „Tanzwalzer der Woche“ Anfang Februar 1911 im Druck erscheinen.

Berlin SW,
den 2. Januar 1911.

August Scherl
G. m. b. H.

Bericht des Preisrichter-Kollegiums

Es ließ sich voraussehen, daß bei einem Eingang von 4222 Kompositionen die Beteiligung auch von Nicht-Berufsmusikern eine ziemlich starke sein und daß unter den Einsendungen eine Anzahl von Werken sich befinden würde, die für den Wettbewerb ernstlich nicht in Betracht kommen konnten. Der Aufgabe, solche Spreu vom Weizen zu sondern, hat sich eine Vorprüfungs-Kommission in liebenswürdigster und sachkundigster Weise unterzogen und dabei 970 Walzer als konkurrenzfähig ausgewählt. Aus diesem Weizen die besten Körner herauszufinden, blieb nun dem unterzeichneten Preisrichter-Kollegium vorbehalten.

Das war eine zwar langwierige, aber auch interessante und belehrende Arbeit, denn sie gewährte einen Einblick in die Vorstellung, die weite Kreise deutscher Musiker von der Art eines modernen Tanzwalzers haben, und ließ auch etwa den Umfang ihrer Phantasie und Erfindungsgabe erkennen. Komische Intermezzi fehlten nicht. So versteifte sich ein Autor darauf, den Walzer-Rhythmus im Vierviertel-Takt unterbringen zu wollen; ein anderer hatte das im Preisausschreiben angeführte Musterbeispiel des Donau-Walzers zu wörtlich genommen und ein Spiegelbild dieses Meisterwerkes gegeben, indem er die Intervalle umkehrte, eine nach aufwärts strebende Melodie des Originals nach unten führte, und vice versa; und wieder ein anderer debütierte mit einem Walzer in Sonatenform, wogegen sich nichts einwenden ließe, wenn dem Verfasser außer der Sonatenform auch etwas anderes eingefallen wäre. Abgesehen von solchen und ähnlichen Kuriositäten konnte man aus der ganzen Masse vornehmlich zwei große Gruppen ausscheiden. Unter die eine fielen Walzer von einigermaßen flottem Zug, die jedoch technisch in Satz, Harmonisierung, Periodenbildung, Gruppierung der Kontraste äußerst mangelhaft waren, ganz augenscheinlich Liebhaberarbeiten; und die andere bestand aus Beiträgen, in denen man die Hand des gebildeten Musikers spürte, die durch manche feinen Einzelheiten und guten Klaviersatz erfreuten, in denen jedoch die Erfindung zu matt und schwunglos war. Beide Gruppen mußten zurückgeschoben werden. Eine typische Erscheinung bildeten ferner Walzer, bei denen der erste Teil so hübsch war, daß man beim Durchlesen unwillkürlich murmelte: „Der geborene Erste Preis", die aber im weiteren Verlauf vollständig verflachten. Halb im Scherz, halb im Ernst schlug deshalb einer der Preisrichter vor, aus etwa sechs Walzern die besten Teile herauszuschneiden und zu einem zusammenzustellen, was denn freilich wohl etwas recht Gutes ergeben hätte.

Nach einer monatelangen, mühsamen Durchsiebearbeit waren endlich 65 Walzer für die Schlußprüfung übriggeblieben, und nach verhältnismäßig kurzer gemeinsamer Beratung haben wir achtzehn Walzer zur engeren, dann neun zur engsten Wahl gestellt und uns schließlich entschieden, aus diesen neun die folgenden drei Walzer mit Preisen auszuzeichnen:

Merkwort:	**„Mein Stern"** . . .	Erster Preis,
„	**„Sit illi terra levis"**	Zweiter Preis,
„	**„Lieb Heimatland"**	Dritter Preis.

Wir haben ferner zum Ankauf vorgeschlagen die Einsendungen mit den Merkworten:

„Immer im Dreiviertel-Takt",
„L. S. B.",
„Schwebe",
„Ohne Gemüt ist keine wahre Kunst denkbar",
„Maibraut",
„Straußiana".

An dieser Stelle die musikalischen Werte der einzelnen preisgekrönten und zum Ankauf vorgeschlagenen Walzer näher zu beleuchten, halten wir uns nicht für berufen; die beabsichtigte Drucklegung der genannten Kompositionen wird sehr bald der gesamten musikalischen Welt ein eigenes Urteil ermöglichen. Soviel darf allerdings hier ausgesprochen werden, daß der Wettbewerb als ein erfreulicher Erfolg in musikalischer Beziehung zu bezeichnen ist. Andererseits haben wir keinen Augenblick etwa gedacht, unsere Entscheidung könnte alle befriedigen, denn der Geschmack und die Ansprüche sind zu verschieden. Eins aber hoffen wir: daß die von uns ausgewählten Walzer, wenn sie erst lebendig erklingen, viele Herzen erfreuen und viele junge Paare im Tanz beflügeln werden.

Berlin, den 22. Dezember 1910.

Prof. K. Bein, Kgl. Kapellmeister. — Grawert, Professor, I. Armee-Musikinspizient. — Prof. Hans Hermann.

W. Krebs, Professor, Mitglied des Senats der Akademie der Künste. — Johann Strauß, k. k. Hofball-Musikdirektor.





Uriel: Ein Mensch, Majestät, und es gibt kaum noch eine andere Weise, auf der sie zu uns in den Himmel kommen.

Michael: Es war ein Luftschiff, Majestät. Auch die Luft ist den Menschen untertan. Sie fahren auf großen Schiffen durch die Luft, als wäre es Wasser. Sie fliegen auf kleinen Kähnen bis zu uns empor, als wären sie Vögel.

Der König: Nun sag er mir nur noch eins, damit ich den Verstand behalte. Lebt meine Oberrechenkammer noch?

Michael: Sie lebt und wirkt genau so wie zu Ew. Majestät Erdentagen.

Der König: Das ist mir ein rechter Trost. Einer muß doch den Daumen drauf halten, damit die Rackers nicht gar zu üppig werden. Was eine tüchtige Hausfrau ist, die sorgt, daß die Groschens beisammenbleiben gerade in den guten Tagen, und daß nicht einer mehr ausgegeben wird, als es unbedingt vonnöten ist. Sie dreht die Groschens zehnmal hin und her, ehe sie einen ausgibt. Auch wenn man sie dann einen Knauser heißt. Sie weiß, in den guten Tagen muß man die Notgroschens sammeln für die schlechten Tage. Wenn auch der Mußjö von Ehemann dagegen ist, der Liederjahn. Als so eine Hausfrau setzte ich mir die Oberrechenkammer über den ganzen Staatshaushalt, daß mir die Spargroschens nicht unversehens durch die Lappen gingen.

Michael: Sie hält auch heute noch den Daumen drauf, Majestät.

Der König: A la bonheur, dann kann ich nicht malkontent sein mit denen da unten und wünsche den Kujonen ein angenehmes neues Jahr als ihr wohlaffektionierter König.

Michael: Achtung! Stillgestanden!

Der König: Guten Morgen, Erzengel!

Michael: / Uriel: } Guten Morgen, Majestät!

(Kleine Pause.)

Uriel: Nach den Juristen hat er nicht gefragt.

Michael: Er weiß, daß sie bleiben, wie sie sind, daß sie auch heute noch in Rom besser Bescheid wissen müssen als anderswo, und daß es so bleiben wird bis an das Ende der Tage.

Uriel: Und die Theologen?

Michael: Ihre Heimat ist nicht auf Erden.

Uriel: Kennst du den „Faust"?

Michael: In jungen Jahren las ich ihn. Jetzt lese ich „Kraft und Stoff" . . .

Uriel: Der Faust hatte einen Gesellen bei sich, der gern mit ihm spazierte.

Michael: Den Wagner, ich erinnere mich.

Uriel: „Es ist ein groß Ergötzen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen:
Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
Und wie wir's dann so herrlich weit gebracht" . . .
Man sollte meinen, so müßte deinen Menschen zumute sein, nachdem sie es so herrlich weit gebracht.

Michael (seufzt leise).

Uriel: Von dieser blauen Wiese mit ihren weißen Blüten aus gesehen, gleicht deine Erde einem ungeheuren dunklen Ameisenhaufen. Nur glaubst du immer noch, daß diese Menschenameisen höher organisiert sind als gewöhnliche Waldameisen. Sie denken rastlos nur noch an Arbeit, sie schaffen ohne Unterlaß neue Werte in Technik und Wissenschaft, in Hygiene und Erziehung, und mit einer Eile, als sei es morgen schon zu spät. Selbst der Genuß wird ihnen zu einer Arbeit, die mit Hast getan sein muß.

Michael: Die Ameise kennt nur eins: die Arbeit. Meine Menschen aber kennen noch ein anderes, das Ende aller Arbeit: den Tod. Wie eine Wolke hängt er über ihrem Leben. Und weil sie diese Wolke über ihren Häuptern sehn, beeilen sie sich. Wie der Landmann, wenn er die Frucht noch vor dem Unwetter in die Scheune bringen will. Und sie fürchten jene Wolke fast weniger für sich selbst als für die Frucht ihrer Hände und Gehirne. So ist wieder eine Unruhe in ihnen, wie sie seit langem nicht mehr war, und sie suchen ihrer Herr zu werden, indem sie nur noch rastloser arbeiten mit ihren Händen und Gehirnen.

Uriel: Das nennt man den Teufel mit Beelzebub austreiben.

Michael: So sind sie denn auch immer ihrer möglichst viele beisammen.

Uriel: Wie die Herde, wenn ein Gewitter droht.

Michael: Und ist einer einmal allein, erschrickt er über die plötzliche Stille um ihn her und über die Leere in seinem Herzen: und er eilt flugs zu den andern, diesen Schrecken zu vergessen. Aber ist er erst wieder unter den andern, erkennt wohl dieser und jener ganz plötzlich: sie sind genau so wie du. Und dann sondern sich diese ab, die es erkannten. Aber nicht jeder für sich, sondern möglichst viele von diesen Erkennenden zusammen. Denn vor nichts fürchten sich meine Menschen mehr außer vor dem einen: vor dem Alleinsein. Jede Leere haben sie ausgefüllt mit Wissen und Fülle aller Art, nur nicht die Leere des Herzens. Auch das Herz speiste man mit Wissen ab, aber es wird nicht satt davon.

Uriel: Es verlangt nach Brot, nicht nach Steinen.

Michael: Sie gaben ihm altes Brot zu essen, woran es früher sein Genüge hatte. Aber die Herzen von heute verlangen nach neuem Brot, wo alles neu und anders geworden ist. Sie schließen sich zu okkulten Gesellschaften aller Art zusammen . . .

Uriel: In der Not frißt sogar der Teufel Fliegen.

Michael: Aber mitten unter der Fülle von Wissen und Können wird immer mehr ein großer Hunger des Herzens lebendig.

Uriel: Ihre Größe kam aus ihrem Verstand. Was du denkst, hast du mit allen gemeinsam. Das ist eine stolze Erkenntnis, die die Menschen dieser Jahrzehnte in die Tat umsetzten. Nun aber eines jeden Denken Gemeingut aller geworden ist, blickt der Mensch in sein Herz und findet es leer, denn was allen gehört, gehört nicht mehr mir . . . „Allen gehört, was du denkst, dein Eigen ist nur, was du fühlest."

Michael: Von wem ist das?

Uriel: Von Schiller . . . Wohin willst du?

Michael: Zu meinen Menschen.

Uriel: Mit dem altmodischen Schiller in der Hand?

Der Greis (steht plötzlich neben den beiden): Gibt es hier Phonographen und Kinematographen?

Michael: Nein.

Der Greis: Gelobt sei Gott, dann bin ich endlich im Himmel!

Michael: Du bist im Himmel, Leo Nikolajewitsch. Aber es hat Wochen gedauert, bis du hierher fandest?

Uriel: Leo Nikolajewitsch war der einzige Mensch, der nicht so große Eile hatte wie die andern und sich auch nicht schämte, einmal weite Umwege zu gehen.



Kein Wunder, daß er jetzt erst hier ankommt, wohin ein anderer schon gleich nach seinem Tod gefunden hätte.

Michael: Was er dachte, haben andere vor ihm tiefer gedacht.

Uriel: Aber daß er fühlte, was er dachte, heiß und innig fühlte, darin war er fast einzig unter den heutigen Menschen, und darin lag sein Glück, denn das war sein Eigentum, das ihm niemand nehmen konnte . . . „Soll er dein Eigentum sein, fühle den Gott, den du denkst."

Der Greis: Wie friedlich es hier ist, und wie die Blumen leuchten!

Uriel (zu Michael): Wenn du nun zu den Menschen gehst, dann zitiere ihnen nicht den Schiller, sonst glauben sie dir nicht. Aber sage ihnen, sie sollen sich auch einmal wieder Zeit lassen, auch einmal wieder einen Umweg gehen, denn dann werden sie nicht immer nur geradeaus blicken, sondern auch einmal wieder seitwärts, wo die Blume am Weg steht, wo ein Lächeln blüht und nicht nur die Pflicht hämmert, wo es ein Verweilen gibt und nicht nur ein Arbeiten, wo man noch lange nicht rostet, weil man einmal rastet, wo man nicht nur denkt, sondern auch empfindet . . . „Allen gehört, was du denkst; dein Eigen ist nur, was du fühlest. Soll er dein Eigentum sein, fühle den Gott, den du denkst."

Der Greis: Wie friedlich es hier ist, und wie die Blumen leuchten.

Unsere Bilder.

Wintersport in Schweden.

(Hierzu die Abbildungen auf S. 15).

Schweden war seit jeher ein Paradies des Wintersports, das sechs bis sieben Monate, von November bis Mai, Gelegenheit gibt, alle Sportfreuden, die Schnee und Eis gewähren, auszunützen. Jemtland, das etwa 15 Stunden Eisenbahnfahrt nördlich von Stockholm liegt, ist in manchen Beziehungen mit der Schweiz zu vergleichen. Es hat den gleichen Flächeninhalt wie die Schweiz und bietet mit seiner sehr abwechslungsreichen Natur, in der sich Seen, Ströme, hohe, schneebedeckte Gebirgsketten und große Tannen- wie Kiefernwälder befinden, alle Reize der Schweiz. Das pittoreske Leben der Lappländer, der Urbewohner Jemtlands, die mit Zelten und Renntierherden durch die Wälder und Gebirge herumstreifen, erhöht das Interesse der Fremden an dieser schwedischen Provinz. Ein ausgeprägtes Bergland, dessen Gebirge zu einer Höhe von 1800 Meter ansteigen, eignet es sich selbstverständlich hervorragend für alle Spielarten des Wintersportes. Von allen Teilen Skandinaviens strömen in den Weihnachtsferien, deren man dort etwa drei Wochen hat, und auch während der ganzen, mindestens sechs Monate langen Wintersaison sportfreudige Leute zusammen, die Bobsleigh und Toboganning fahren, Ski- und Schlittschuhlaufen, Skijöring hinter dem Pferd und lange Fahrten in der „Ackja", dem Schlitten des Lappländers, unternehmen. Von Oestersund aus, der Hauptstadt Jemtlands, erreicht man durch kurze Eisenbahnfahrten die verschiedenen Luftkurorte und Sportplätze Jemtlands, von denen Are mit dem 1408 Meter hohen Berg Areskutan und dem Aresee der bedeutendste und interessanteste ist. Ist Are für den Ruhebedürftigen ein wunderbarer Erholungsort, so ist es noch mehr ein Dorado des Sportfreundes. Für den Skiläufer ist Are mit seinen abwechselnden Gebirgs- und Waldpartien ein wunderbares Gelände, wo sowohl der geübte Sportsmann wie der Anfänger ein gutes Terrain zum Laufen finden können. Sehr beliebt dort sind die Fahrten auf Ski, wobei man sich von einem Pferd ziehen läßt. Eine Bergbahn befördert sowohl Bobsleighs wie Fahrende nach dem „östlichen Plateau", von wo die 1700 Meter lange Bobsleighbahn in scharfen Biegungen nach der alten Kirche Ares führt; von dort kann man wieder mit der Bergbahn zum Startplatz zurückkehren, und wieder nach oben gelangt, werden ihm in Fjällstugan, einer altnordischen Sporthütte, warmes Essen und Getränke verabreicht. Diejenigen, die den ganzen Tag oben verbringen wollen, können sogar alle Mahlzeiten in Fjällstugan einnehmen, da diese Hütte zu den Hotels gehört. Auf dem „östlichen Plateau" liegt 600 Meter über dem Meer ein Lawn-Tennis-Platz, auf dem man im Winter Schlittschuh läuft. Ein Platz, umkränzt von dunkelgrünen Wäldern und schneebedeckten Bergen, die alle Winde abhalten. Für Schlittschuhsegler bietet der Aresee eine wunderbare Segelfläche. Von frühmorgens bis in die späten Abendstunden hinein wimmelt es auf den Wegen und in den Skihütten, im Wald und auf den eisbedeckten Seen und Strömen von Skiläufern. Ueberall sieht man Schlitten, die mit klingendem Glockenspiel verkünden, daß fröhliche Menschen durch das Tal nach dem Areskutan fahren, um nachmittags oder abends zurückzukehren. Dann glänzt und flimmert es von Hunderten von Fackeln, die, von Skiläufern getragen, den Weg für Fahrende und Spaziergänger beleuchten. Ganz wunderbar schön und bezaubernd sieht es aus, wenn man abends vom Aretal auf die Höhen blickt und überall auf dem Berg bis zu seinen Gipfeln irrende Fackeln sieht, die sich immer rascher und rascher bewegen, immer näher nach unten kommen, um sich schließlich zu einer langen Reihe zu vereinen, und sich wie eine einzige Flammenschlange von den Gipfeln Skutans oder von Hummeln, einer der kleineren Spitzen, bald langsam, bald in schwindelnder Fahrt nach dem Tal ziehen, wo sich die Skiläufer und -läuferinnen bald in der gemütlichen Hotelhalle rings um den offenen Herd zu gemeinsamen Spielen und fröhlicher Unterhaltung versammeln.

Gerda Marens.

Die militärische Neujahrsfeier in Berlin (Abb. S. 13). Wie jedes der letzten Jahre begann auch das neue Jahr 1911 in der Reichshauptstadt mit einer höfisch-militärischen Feier. Der Kaiser begab sich am Neujahrstag nach dem feierlichen Gottesdienst und der großen Defiliercour mit den in Berlin weilenden Prinzen über die von einer dichten Menschenmenge erfüllten „Linden" zum Zeughaus und wohnte dort der Paroleausgabe bei. — Anläßlich des Festes hat der Kaiser drei hervorragende Führer des Heeres, die Generalobersten Freiherrn v. d. Goltz, v. Bock und Polach und Grafen v. Schlieffen, zu Generalfeldmarschällen ernannt, während den Generalobersten von Plessen und von Lindequist der Rang von Generalfeldmarschällen verliehen wurde.

Der Kronprinz in Bombay (Abb. S. 10—11). Der Kronprinz begann seine Reise durch Indien mit einem Aufenthalt in Bombay. Er wurde dort bei der Landung von dem Gouverneur Sir George S. Clarke und den Spitzen der Behörden feierlich begrüßt. Zu Ehren des hohen Gastes fand eine Reihe offizieller Festlichkeiten statt. Der Kronprinz hatte aber auch Gelegenheit, eine andere Seite des anglo-indischen Lebens kennen zu lernen, den Sport, den die Engländer in alle ihre Besitzungen verpflanzt haben. Der Kaisersohn erwarb sich in Bombay viele Sympathien. Ob er in der weißen Tropengala mit den Abzeichen der Pasewalker Kürassiere an Waffenrock und Tropenhelm eine Zeremonie mitmachte, ob er im Gesellschaftskleid im Kreise der Gouverneursfamilie weilte oder im leichten Sportgewand sein Pferd tummelte, stets gefiel seine stattliche Erscheinung den Weißen wie den Eingeborenen Bombays, und als er abreiste, um die Vasallenstaaten im Innern des Landes zu besuchen, sah man ihn ungern scheiden.

Die Aegyptenreise der Kronprinzessin (Abb. S. 9 u. 11). Die Kronprinzessin hat sich bekanntlich von Ceylon nach Aegypten begeben, um dort einen Teil des Winters zu verleben, während ihr Gemahl seine Asienreise fortsetzt. Die hohe Frau unternahm ihre zweite Fahrt durch das Rote Meer an Bord des Lloyddampfers „Lützow". Unser Bild zeigt die Frau Kronprinzessin während einer Ruhestunde an Bord des Schiffs. Der Photograph hat einen Augenblick erlauscht, in dem die hohe Reisende, bekanntlich eine große Tierfreundin, mit der niedlichen Schiffskatze spielt. — Der Aufenthalt der Kron-



prinzessin im Pharaonenland begann mit einer Nilfahrt. An Bord des Dampfers „Mayflower" fuhr die künftige Deutsche Kaiserin von Luxor bis Assuan.

Zum Aufstand auf den Ostkarolinen (Abb. S. 12), der so unerwartet ausgebrochen ist und vier braven deutschen Kolonialbeamten den Untergang bereitet hat, veröffentlichen wir einige Bilder. Bezirksamtmann Boeder residierte, seitdem er aus Daressalam auf die Karolinen versetzt worden war, in Ponape, dem Hauptort der gleichnamigen Insel, deren „Kolonie" (die Ansiedlung der Weißen) unser Bild zeigt. Als der Aufstand ausbrach, befand sich Bezirksamtmann Boeder auf der Insel Dschokadsch, die Ponape nördlich vorgelagert ist. Die Einwohner dieser Insel und des benachbarten Distrikts auf Ponape erhoben plötzlich die Waffen gegen die deutsche Regierung, da sie mit Wegbauten, die sie ausführen sollten, unzufrieden waren. Boeder und seine Begleiter wurden von den Rebellen überfallen und verloren in Ausübung ihrer Pflicht ihr Leben. Da Ponape von der nächsten Kabelstation weit entfernt ist, kam die Kunde von dem Aufstand erst nach mehreren Wochen nach Deutschland. Die Regierung entsandte dann sofort einige Kriegsschiffe in das Aufruhrgebiet.

Die Preisrichter im Walzerwettbewerb der „Woche" (Abb. S. 14). Die Herren, die die schwere Aufgabe durchgeführt haben, unter den zahllosen Einsendungen unseres Walzerwettbewerbs die Spreu vom Weizen zu sondern, sind sämtlich sehr angesehene Persönlichkeiten unserer Musikwelt. Professor Dr. Karl Krebs, der dem Senat der Berliner Akademie der Künste angehört, ist der Verfasser zahlreicher berühmter Werke über die Musikgeschichte. Professor Hans Hermann ist Komponist; das ernste Lied, die Ballade, die Sinfonie sind sein Gebiet. Hofball-Musikdirektor Johann Strauß ist ebenfalls als Komponist hervorgetreten, der Name, den er trägt, besagt schon, daß er sich auf Walzer besonders gut versteht. Zwei bekannte deutsche Dirigenten vervollständigen das Richterkollegium, nämlich Prof. Dr. Franz Beier, der langjährige Kgl. Kapellmeister am Hoftheater in Kassel, gleichfalls ein erfolgreicher Komponist und Musikschriftsteller, und der Armeemusikinspizient Grawert, der erst kürzlich in Anerkennung seiner Verdienste durch Verleihung des Professorentitels ausgezeichnet wurde. Die Persönlichkeiten dieser hervorragenden Musiker bieten unsern Lesern volle Gewähr dafür, daß im Wettbewerb der „Woche" nur wirklich hervorragende Walzer gesiegt haben. Davon werden sie sich ja demnächst persönlich überzeugen können.

Die französische Kolonialarmee (Abb. S. 16). Man spricht jetzt in Frankreich wie im Ausland viel von den schwarzen Soldaten der französischen Kolonialarmee. Wird doch der Gedanke sehr ernstlich erwogen, alle algerischen Garnisonen mit schwarzen Truppen zu besetzen und im Kriegsfall diese afrikanischen Heerscharen sogar in Europa zu verwenden. Die Franzosen wissen die Tugenden ihrer Senegalneger nicht genug zu loben. Die Wilden, die halbnackt am Werbeplatz erscheinen, sollen mit der schmucken Uniform — auf die sie dann nicht wenig eitel sind — auch den Geist der Disziplin anziehen und in kürzester Zeit treue, zuverlässige und wohlgeübte Soldaten werden.

Professor Joseph Uphues † (Abb. S. 14). In Berlin verschied am 2. Januar Joseph Uphues, der bekannte Bildhauer, der das Moltkedenkmal auf dem Königsplatz, die Statue des jungen Fritz in der Siegesallee, das Reiterstandbild des Kaisers Friedrich vor dem Charlottenburger Stadtschloß und viele andere Monumentalwerke in allen Teilen Deutschlands geschaffen hat. Uphues, ein geborener Westfale, ist 60 Jahre alt geworden. Er war einer der hervorragendsten Schüler des Altmeisters Reinhold Begas, aus dessen Meisteratelier er hervorgegangen ist.

Personalien (Abb. S. 14). Fürst und Fürstin Bülow begehen demnächst ihre silberne Hochzeit. Am 9. Januar 1886 hat der damalige Botschaftsrat bei der Botschaft in Petersburg Bernhard von Bülow sich in Wien mit Maria Beccadelli di Bologna aus dem Hause der Principi di Camporeale vermählt. Der Fürst stand damals im 37. Lebensjahr; seine Gemahlin ist um einige Monate älter als er. Das fürstliche Paar ist bekanntlich kinderlos geblieben. Das schöne Jubiläum dieser glücklichen Ehe wird nicht nur bei den zahllosen deutschen Verehrern des Fürstenpaares Bülow, sondern auch in den weitesten Kreisen der Gesellschaft freudige Sympathie erwecken. — Prinz Heinrich XXXV. Reuß, Leutnant bei den Oelser Dragonern, deren Chef bekanntlich die deutsche Kronprinzessin ist, hat sich dieser Tage mit Prinzessin Maria von Sachsen-Altenburg, einer Cousine des Herzogs, verlobt. Der Prinz gehört dem ersten Zweig der regierenden jüngeren reußischen Linie an und ist ein Vetter des verstorbenen Fürsten Heinrich XXIV. Reuß-Köstritz. Die Braut ist die Tochter des verstorbenen Prinzen Albert von Sachsen-Altenburg und seiner gleichfalls verstorbenen ersten Gemahlin, die eine geborene Prinzessin von Preußen war. Die Verlobung fand auf Schloß Serrahn in Mecklenburg-Schwerin statt. Der Bräutigam steht im vierundzwanzigsten Lebensjahr, die Braut im dreiundzwanzigsten.

Die Toten der Woche

Geh. Justizrat Landgerichtsdirektor a. D. Dr. **Buddee**, bekannter Parlamentarier, † in Greifswald am 31. Dezember im Alter von 76 Jahren.

Landschaftsmaler Gustave **Colin**, † in Paris am 29. Dezember im Alter von 82 Jahren.

Geh. Rat Dr. Günter Siegfried **Freund**, † in Berlin am 1. Januar im 44. Lebensjahr.

Freiherr von **Gagern**, hessischer Gesandter, † in Berlin am 3. Januar im Alter von 66 Jahren.

Kommerzienrat **Gebhard**, bekannter Großindustrieller, ehem. Handelskammerpräsident, † in Nürnberg am 1. Januar.

Kreis- und Stadtschulinspektor Dr. Johannis **Kaute**, † in Berlin am 1. Januar im Alter von 59 Jahren.

General d. Inf. a. D. Ewald v. **Kleist**, † in Potsdam am 29. Dezember im 87. Lebensjahr.

Reichstagsabgeordneter Alois **Schmid**, † in München am 2. Januar.

Julius **Schottländer**, bekannter Großindustrieller, † in Hartlieb bei Breslau am 1. Januar im Alter von 76 Jahren.

Professor Joseph **Uphues**, bedeutender Bildhauer, † in Berlin am 2. Januar im Alter von 60 Jahren (Portr. S. 14).

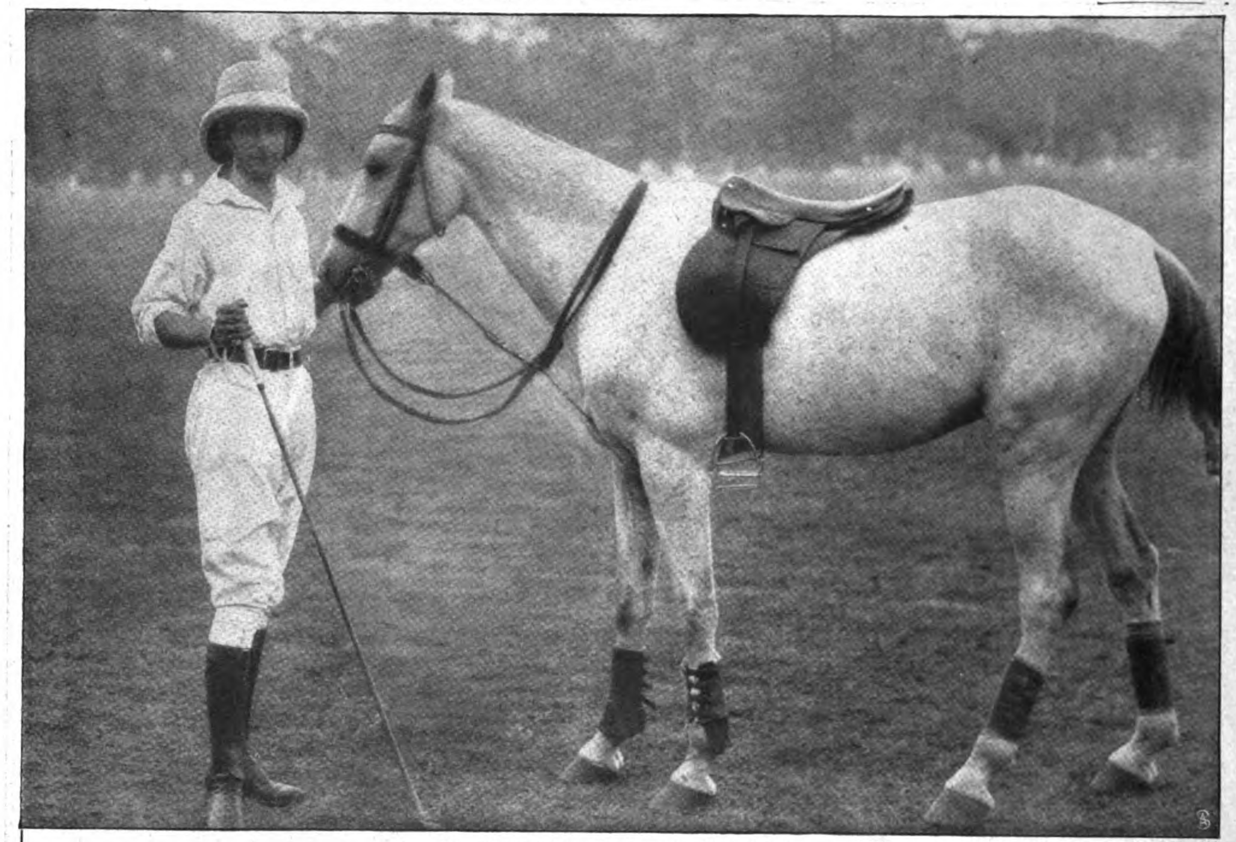
General **Zontschew**, ehem. Präsident des mazedonischen Zentralkomitees, † in Sofia am 29. Dezember.



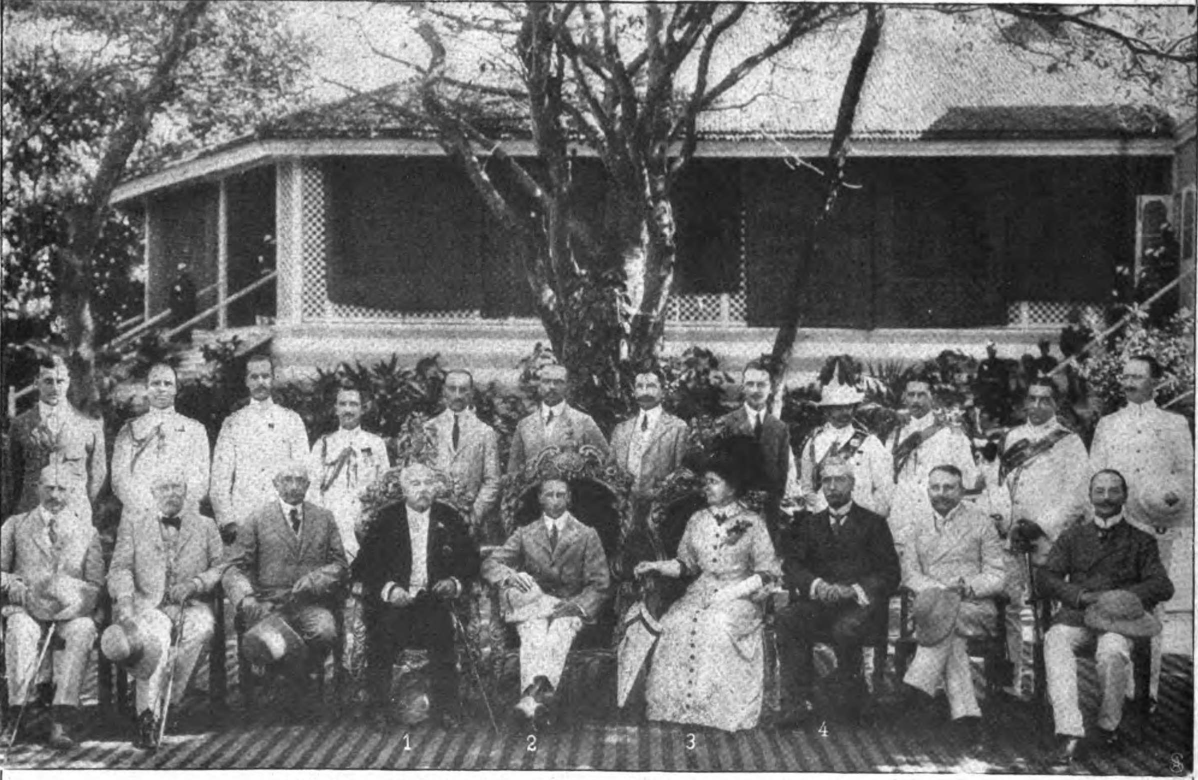
Bilder vom Tage



Auf der Fahrt nach Aegypten: Die Kronprinzessin
mit der Schiffskatze an Bord des Lloyddampfers „Lützow“.



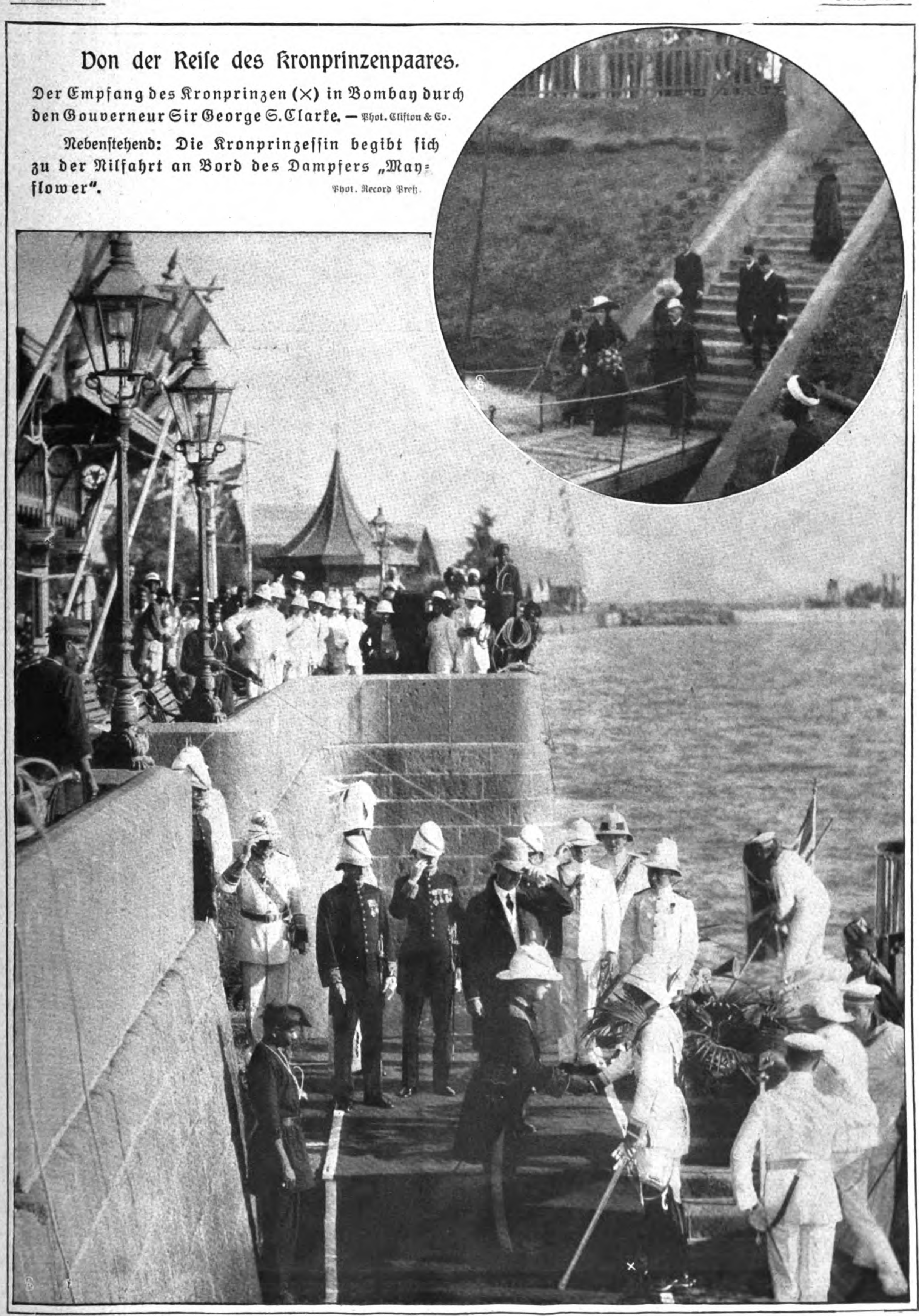
Der Kronprinz, fertig zum Polospiel. Phot. Bourne & Shepherd.



1. Sir George S. Clarke. 2. Der Kronprinz. 3. Lady Clarke. 4. Sir Harold Stuart. Phot. Clifton & Co.

Der Kronprinz als Gast des Gouverneurs von Bombay Sir George S. Clarke.

Der Kronprinz in Bombay.



Von der Reise des Kronprinzenpaares.

Der Empfang des Kronprinzen (×) in Bombay durch den Gouverneur Sir George S. Clarke. — Phot. Clifton & Co.

Nebenstehend: Die Kronprinzessin begibt sich zu der Nilfahrt an Bord des Dampfers „Mayflower". Phot. Record Preß.

Die Kolonie Ponape auf den Ost-Karolinen. Phot. Dr. Th. Hansen.

Eingeborene der Insel Dschokadsch. Oberes Bild: Der ermordete Bezirksamtmann Boeder mit seiner Familie.
Zur Revolte der Eingeborenen auf den Karolinen.





Hofphot. E. Bieber.

Freiherr v. der Goltz



Phot. Kastedter.

v. Bock und Polach.



Graf von Schlieffen.

Die neuen Generalfeldmarschälle.

Der Kaiser begibt sich mit den Kaiserlichen Prinzen zur Paroleausgabe.

Die militärische Neujahrsfeier in der Reichshauptstadt. — Phot. B. J. G.



Professor Grawert,
I. Armeemusikinspizient.



Phot. Bandl & Hübner.

Professor Karl Krebs,
Senatsmitglied der Berliner Akademie der Künste.



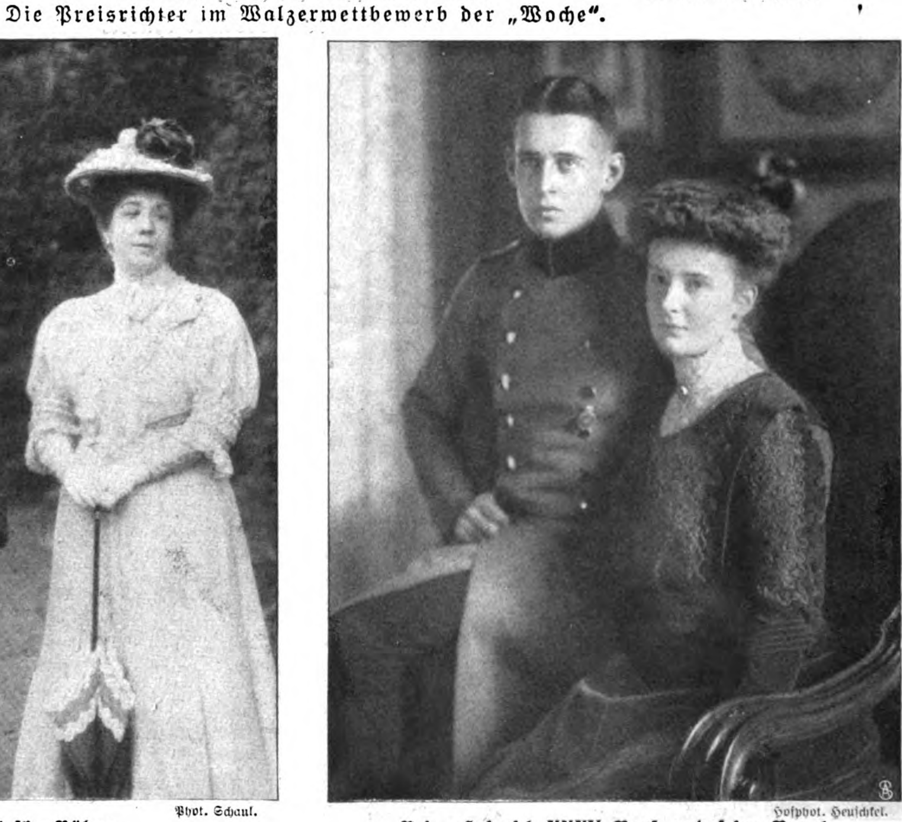
Professor Hans Hermann,
der bekannte Komponist.

Die Preisrichter im Walzerwettbewerb der „Woche".



Phot. Schaul.

Fürst und Fürstin Bülow.
Zur Silberhochzeit des früheren Reichskanzlers.



Hofphot. Heuschkel.

Prinz Heinrich XXXV. Reuß und seine Braut
Prinzessin Maria von Sachsen-Altenburg.



Phot. Atelier Kaufhaus d. Westens.

Johann Strauß,
Hofball-Musikdirektor



Phot. Roemer & Co.

Professor Dr. Beier,
Kgl. Kapellmeister.



Hofphot. E. Bieber.

Professor Joseph Uphues †
Der berühmte Bildhauer.

Die Preisrichter im Walzerwettbewerb der „Woche".





Am Fuß des Åreskutan.

Station der Bergbahn.

Die Prinzessin im Bobsleigh.

Prinz und Prinzessin Wilhelm von Schweden (1 u. 2) in der Sporthütte Fjällstugan bei Åre (Jemtland).

Wintersport in Schweden.

Phot. Olsson.

Von der französischen Kolonialarmee: Einkleidung schwarzer Rekruten in Kayes (Senegal).



Die schöne Melusine.

Roman von

Viktor v. Kohlenegg.

8. Fortsetzung.

Es war schon spät. Kurz vor acht Uhr.

Eben kam der Vater herab. Oskar mußte noch einen Blick in sein Bureau tun und einen Bissen essen. Vater und Sohn sprachen ein paar Worte. Oskar war herzlich zu dem Alten, was der stumm und in seiner strengen Art hinnahm.

Sieben Uhr. Immer noch ging die Tür, der Laden war voll und überwarm. Oskar ließ heimlich die Klappe an dem einen Ladenfenster öffnen, damit es der Vater leichter hätte; und als er dann sich umwandte, um zu gehen, da sah er wieder forschend nach der Tür und sah Melusine eintreten. Ihr Blick war demütig, dann kalt, und ihre Stirn hob sich.

„Ich wollte ein Buch holen. Guten Abend, Herr Doktor."

Der Laden war ihm jetzt leer und die Luft absonderlich bewegt. Er hielt ihre Hand. Sie wollte ein Buch. Und da kletterten Menschen, und man sprach und rief, stieß sich, und dazwischen stand sie. Er sprach nicht.

„Doktor."

„Ja. Sie sollen es haben. Melusine — Melusine!"

Der Vater kam heran.

Melusine kannte ihn von früher her flüchtig vom Sehen und Kaufen im Laden, erkannte auch sofort eine entfernte Ähnlichkeit, die sie aber ängstigte; sie sah mit Furcht auf die scharf glänzende Brille, auf den harten, herrischen, feindseligen Mund unter dem kurzen, steifgewichsten Schnurrbart.

„Mein Vater", stellte Oskar vor.

Der alte Herr verneigte sich kurz und artig. Er hatte den Namen nie gehört oder vergessen. Aber sein Blick glitt messerscharf, fast blitzend zu Oskar hin. „Emmi wird dir erzählt haben, Papa...."

„Ah richtig, Emmi. Ich hoffe, Ihnen dienen zu können, gnädiges Fräulein. Es ist ein tolles Leben hier."

„Ich danke, Herr Rat."

Diese kalten Augen waren ihr unheimlich, aber sie imponierten ihr doch, man wurde klein und hilflos vor ihnen.

Sie neigte den Kopf und wandte sich ab.

„Sie können mir das Buch schicken lassen, Herr Doktor Demuth. Bemühen Sie sich bitte nicht."

„Ich bin frei und begleite Sie, Melusine", sagte er neben ihr, dabei sah er auf ihre Lippen, und die Erinnerung wurde mächtig und überstark.

Sie schüttelte leise den Kopf. Dennoch rief er einen Gehilfen und gab ihm den Auftrag. Er sprach mit ihr, sie neigte sich über den Büchertisch und nahm ein Buch. Man konnte freilich nicht gerade viel reden zwischen den Leuten, und ein paarmal dachte er mit einem schwachen Unbehagen, wo steckte übrigens Hoven? Er würde gewiß seelenruhig und mit der Bestimmtheit eines langjährigen Vetters an sie herantreten, shake hands machen und mit breiten Lippen plaudern, als wäre sie nur seinetwegen gekommen. Aber der brave Holländer war gar nicht mehr sichtbar, er vesperte wohl irgendwo ausgiebig und umständlich

Dann ging er dem Gehilfen nach, um nach dem Buch suchen zu helfen, wie er sagte, aber er kam nicht wieder mit jenem zurück. Melusine zahlte und ging. Der Kommissionsrat gab ihr noch ein Stückchen das Geleit, seine Genugtuung darüber aussprechend, daß sie gefunden hätte.

Draußen aber, als sie ein paar Schritte gegangen war, traf sie auf Oskar, in Pelz und Hut.

Sie sah groß auf. „Warum h i e r?"

„Weil wir nur allein wissen. Ich mag keinen falschen Ton, nichts, was nur der Deutung und ihrem schielenden, unnobeln Blick ausgesetzt wäre."

Sie senkte den Kopf. „Wir wissen n i c h t s!"

„Du bist h i e r."

Und sie sah weh und verzweifelt schmerzlich auf und sagte: „Ja, ich bin hier!"

* * *

Sie gingen durch die Straßen. Die Kurstraße hinauf, den „Linden" zu, sie bogen unwillkürlich den Menschen aus, aber vielleicht war es nur Oskar, der Melusine steuerte. Seine Seele war voll und in starkem Aufruhr. Er hätte eine Welt von Dingen sagen mögen, er sprach auch, aber es waren nur vereinzelte, kümmerliche Worte und Sätze, die sein Glück, seine Leidenschaft verrieten. Der ganze Mann war verwirrt, er sah nicht mehr hinter sich, eine Scheu und Scham und ein harter Gegenwartswille hielten ihn davon ab. Melusine, die Augen geradeaus gerichtet, atmete tiefer. Ihr Gesicht hatte in der Abendbeleuchtung und in der Dunkelheit einen fremdartigen Schimmer, der sie wunderbar schön machte, alles an ihr schien tiefste Empfindung, noch mehr als sonst, und atmete eine große Ruhe wie nach einer Entscheidung und Erschöpfung, als triebe sie auf dem Strom des Geschehens und ihres gelösten Willens hin.

Nur zwischen ihren herrlichen, reinen Brauen spielte zuweilen eine nervöse Bewegung, schmerzlich, es war wie ein Nachzittern von Empfindungen oder Kämpfen, es glich der Bewegung eines Wasserspiegels, unter dem tief verborgen eine Erregung ebbte.

Es war kalt. Der Frost stand klirrend in den Straßen, klapperte hart unter den Hufen der Pferde, schrillte in den Schienen der Pferdebahnen und ließ den Schnee knirschen. Sie trafen viele Menschen, und unten am



Werderschen Markt strahlten die Läden und drängten sich frohe Leute. In dem Frühstückskeller an der Ecke herrschte Hochbetrieb, die niedrigen Scheiben waren beschlagen, und die schmale Treppe herauf quoll es warm und lecker.

Sie gingen ohne Ziel. Nur gehen, gehen, einander haben und fühlen, den süßen Lebensatem des andern trinken — oh, es war Entzücken und betäubendes Glück.

Sie bogen in Winkelgäßchen ein, in einem dunkeln Drang nach Einsamkeit, und sehnten sich zugleich nach Helligkeit, nach Leben, um einen Widerklang des eigenen Empfindens zu erhalten.

Sie waren unter den Linden. In der Ferne hinter der Puppenbrücke flammten Lichter, dröhnte und brauste der Lärm, das blasse Mondrund der Rathausuhr schwebte hoch am Himmel hinter dem Schloß, auf dem, fast schwarz, die Purpurstandarte flatterte. Droschken und Equipagen fuhren, das Kronprinzenpalais lag tot, die Wachtposten gingen mit klirrendem Schritt über die Rampe. Dann kam das Opernhaus, dunkle Pelze und helle Abendmäntel huschten hinein. Sie dachten an Musik... ob auch sie dahinein gehen sollten? Sie verspürten plötzlich beide ein helles Verlangen nach strömenden Tönen, nach klingenden Erschütterungen; Betz sang, Bulß, die Beeth und Gudehus; und Sucher dirigierte.

Oskar nahm sacht Melusinens Arm und ihre Hand. „Melusine, wollen wir da hinein?"

Sie überlegte, dabei sah ihr Auge starr über die Straße, als genieße sie prüfend und im voraus den Aufenthalt da drin, doch dann schüttelte sie den Kopf. „Nein," sagte sie endlich, „es würde nur alles noch mehr verwirren."

„Verwirren?"

„Ja! Ist denn etwas klar — hat sich denn etwas geklärt? Nichts!" sagte sie hart.

Er hielt ihren Arm, ihre Hand und sah ihr forschend und erstaunt ins Gesicht. Auch in ihm wurde sofort wieder etwas schwer, unsicher oder unklar, jedoch er wollte es nicht wissen.

Sie schritten an dem mit Leinwand verhangenen historischen Eckfenster vorüber, und da bemerkte Oskar, daß er sie noch am Arm hielt, und er zog, während er das Auge umherschweifen ließ, seinen Arm zurück.

Melusine, die es wahrnahm, lächelte ihn unverstellt an mit einem Ausdruck im Gesicht, in dem Zorn, Liebe und Hohn, fremdartig gemischt, standen; ihm wurde kühl ums Herz, so feindselig wirkte ihre Miene. „Haben Sie Furcht, daß wir gesehen werden, Doktor? Geniert es Sie?"

Er schwieg verletzt und blickte vor sich nieder. „Ich habe keine Furcht, Melusine!" sagte er dann; „ich dachte mehr an Sie, man kennt mich überall, und ich sagte Ihnen schon, ich mag nichts Falsches. Ich dulde es nicht, daß man mich und vor allem Sie mit Worten betastet, ich bin gern ... korrekt." Er sagte es absichtlich mit einer gewissen herausfordernden Betonung.

„Ja, korrekt!" Sie nickte, und es war deutlicher Spott.

Da nahm er wieder ihren Arm und zog ihn durch seinen Arm; er drückte ihren Arm fest mit einer herrischen Leidenschaft an sich, aus der jäh, durch diese beglückende Berührung mit ihr, wieder die heiße Innigkeit aufstieg.

„Wir sind uns nah und sind doch wie meilenweit getrennt," sprach er weiter, „wir sagen Sie und du durcheinander, aneinander vorüber und haben und fühlen uns doch. Ich halte deinen Arm, deine Hand, ich will auch deine Seele, dein ganzes Herz. Leib und Seele, jetzt und immer. Was sprichst du, du bist feindselig und böse. Und du bist doch gekommen — ja, ja! Gut, sie sollen es sehen, alle ...!" und er lachte. „Ich bin nicht ängstlich an mein Wesen gebunden, am allerwenigsten, wenn es sich um dich dabei handelt, nicht heute und nicht morgen. Ich hab und halte dich, du bist gekommen, Melusine, süße, süße Frau!"

Sie schloß die Augen, sie stützte sich fester auf ihn und lehnte sich gegen ihn, und Schauer umrieselten sie. Nun war sie wieder schwach und wie Wachs in seinen Händen, sie ließ die warmen Wellen des Lebens, s e i n e s Lebens zu sich herüberströmen, ganz überwältigt von ihrer Kraft und Bewegung. „Wir wollen vernünftig sprechen", sagte sie. „Wir haben ja überhaupt noch nichts gesprochen, nur Zielloses, das aus dem Augenblick hervorquoll."

„Nicht Zielloses", widerstritt er. „Ich bin dir dankbar von ganzem Herzen, das mußte ich dir sagen. Und daß ich dich liebe, vergöttre über Verstehen, daß ich die Hände unter deine Füße breiten möchte, unter deinen süßen Körper, daß ich dir danke, danke, denn du bist gekommen. Wie denkst du groß und frei. Was bin ich neben dir, ich fühle mich klein neben dir; du sagtest es selbst, du denkst es ebenfalls, fühlst es und hast meiner gespottet. Ich bin zu wenig für dich. Vielleicht zu wenig!"

Sie machte eine Bewegung, als wollte sie ihn am Weitersprechen verhindern, in einem Schmerz. „Ich kam. Ist das nicht viel, ist das nicht genug?"

Und so ehrlich seine Worte waren, so echt und tief seine Freude schien, er war dennoch in einem letzten Grunde seines Wesens seltsam zerstreut, wenigstens ungesammelt, und im nächsten Moment fragte er sich tief unten: Warum ist sie gekommen? Hätte sie nicht doch warten müssen? Hätte nicht besser er zu ihr kommen müssen, ungeachtet ihrer Mahnung, ihrer rätselhaften Unsicherheit? Er fragte von neuem: War es ein kluges Spiel, das sie mit ihm trieb, wollte sie ihn damit um so fester gewinnen.... Aber wenn er dann, schon im gleichen Augenblick, ihre warme Hand fragte, die süße Wärme ihres Arms, dann war in diesem Gefühl, in dieser Wärme nur Reinheit und Klarheit und seligstilles Wissen, und so fielen die Fragen dahin, und er selbst war ein Narr.

Da wurde Oskar Demuth ruhig, und er schien von neuem in der ihm eigenen Gemessenheit, soweit sie hier am Platze war, geborgen.

Sie schritten nun langsamer, sie wollten nachher am Brandenburger Tor in die Sommerstraße einbiegen und dann am Wasser entlang gehen, so dachte Doktor Demuth, oder in den Tiergarten hinein, der in dieser kalten Jahreszeit leidlich sicher war; schon hier, in dem oberen Teil der Linden, war es still.



Und da es zugleich dunkler war, so küßte er in einem Moment ihre Hand und streichelte sie.

„Sie erwarteten mich, Doktor?" fragte sie ruhig.

„Sag du, Melusine!"

Sie bewegte den Kopf. „Sie erwarteten mich bestimmt?"

„Ja, Melusine."

„Wann? Seit wann?"

„Vom ersten Tag an, in jeder Stunde, in jedem Augenblick."

Abermals hob sie den Blick klar und scharf zu ihm hoch. „Gut", sagte sie. „Sie erwarteten mich. Aber wünschten Sie auch, daß ich käme?"

„Ist es nicht das gleiche?"

„Wünschten Sie es aus klarem, ungeteiltem Herzen heraus, mit aller Kraft, war nur dieser eine Wunsch in Ihnen und nichts anderes daneben und dawider, in keiner Stunde, an keinem dieser Tage, in keinem Augenblick?" fragte sie wieder.

Er sah vor sich hin, weithin, hart und streng. Dann hielt er ihren Blick fest aus. „In keiner, Melusine!" sagte er mit starker, überstarker Betonung.

Da war wieder das nervöse, schmerzliche Spiel zwischen ihren Brauen, sie legte den Kopf zurück und atmete einmal tief auf. „Es ist nicht wahr", sagte sie leise, und in ihrem Wort und in ihrem brennenden Blick erklangen und standen zugleich Wonne und Angst.

„Es ist so wahr, kleine Melusine, so wahr wie mein Herzschlag ist und der Glanz deines Auges."

Da geschah es abermals, daß sie sich fester, weicher in seinen Arm legte.

„Warum kamen Sie dann nicht zu mir? Sprach ich so streng?"

„Dein Blick bat, Melusine... ich sagte mir, sie will es, sie gibt ihr ganzes Sein... sie gibt mehr, als du geben kannst."

Nun bewegte sie wieder das dunkle Haupt hin und her wie in einem namenlosen Kummer. „Was sind Worte, was sind denn Worte; sehen Sie, auch ich habe gewartet, Doktor. Auch ich... Daß du kämst, Oskar, daß du dich an nichts kehrtest, daß du nach keinem fragtest, nicht mich, nicht dich und nicht die andern: da bin ich, nun frage ich dich doch: sag ja, sage nein! — Warum kamen Sie nicht, Doktor?" wiederholte sie leise ihre Frage.

Oskar sah genau so unbeirrbar wie vorhin ins Ferne, streng. „Wenn ich neben dir stehe, im Bann deines Lebens, dann ist es stärker als alles andere. Aber wenn ich dir fern bin, wenn ich dich nicht mit Haut- und Seelennerven spüre, dann...."

„Dann?"

„Dann wächst du. Du schaust in eine Welt, die dir ebenbürtig ist. Du brauchst einen Mann, der irgendwo die Welt bewegt, den du bewundern kannst, daß du nirgends eine Enge spürst. Dem würdest du dich neigen, und die Kraft deines Wesens würde sich mildern und ausgleichen, würde ruhig und leicht strömen. Ich sagte einmal zu dir: Ich möchte dich zerbrechen, ich meinte es fast wörtlich, damit ich dich beherrsche, daß du nicht mehr du selbst bist und nur mir gehörst. Und ich sage es wieder, ich möchte dich klein und hilflos machen, daß du nur nach meinen Augen schaust."

Melusine hatte mit großen, leuchtenden Augen gelauscht, es wehte sie ein heißer Hauch von Wahrheit aus diesen Bildern an, die er da vor ihr in die Luft streute, sie ergriffen ihre nach Zärtlichkeit dürstende Seele.

„Dummer Mann..." ihre Finger glitten liebkosend über seine Hände. „Dummer, lieber Doktor.... Haben Sie wirklich nur das gedacht und gegrübelt? Seien Sie wahr, Oskar, die Stunde ist so ernst. Und ich bin ohne Maske, fast ohne Hülle gekommen. Wir tragen unser Herz auf den Händen und wissen kaum, daß wir Kleider anhaben.... Was wog schwerer?"

„Du!" sagte er hart und kurz und preßte wieder ihren Arm, und er wußte selbst nicht mehr, ob er die Wahrheit spräche.

Sie ließ den Kopf sinken.

Da war die Wache, der Posten fror, und vor dem Tor klirrte der Frost noch gläserner, aber sie fühlten ihn nicht, sie gingen nach dem Tiergarten hinüber, der Siegessäule zu, Arm in Arm, groß, schlank, elegant, ein wundervolles Paar.

Sie waren im Dunkeln, zwischen den toten und verschneiten kahlen Bäumen. Und sie blieb stehen, und beider Augen fühlten sich mehr, als daß sie sich sahen. Seine Lippen neigten sich auf die ihrigen.

Sie regte sich nicht.

„Wir wollen noch warten."

„Wir wollen es auskosten."

„So lange warten, bis sich alles klärt in meinem Tasten und Versuchen.... Nimm die Dinge nicht leicht, oh, du tust es bei dir sicherlich nicht. Warten auch vor uns selbst. Ich hab dich gewißlich lieb — aber ich, ich traue dir nicht."

„Ich wäre heute gekommen", sagte er.

„Heute? Es wäre spät gewesen."

Er fühlte mit den Lippen ihr Gesicht, und seine Hände umfaßten ihre Arme.

„Du hättest dennoch früher kommen müssen", sagte sie hartnäckig mit heißer Stimme. „Ich habe gewartet in meiner Not. Ich wußte nicht ein und aus. Ich wäre aufgesprungen, ich hätte den Kopf geschüttelt und hätte doch die Arme um dich geworfen...."

„Tu es, Geliebte."

„Nein."

Und abermals und noch vollkommener als vorher verwischten sich alle Erinnerungen in ihm; er verstand die feine Stimme des Gewissens nicht mehr, und da schwieg denn die Stimme völlig, da er die verschmachtenden Lippen vor sich küßte.

„.... Du bist so jung, so unverbraucht. Ich war müde in diesen Tagen vom Grübeln und auch vom Warten — es war schließlich gut, daß du nicht kamst, so war ich mir selbst überlassen und mußte den Kelch bis zum Grunde leeren — aber wenn eins deinen Namen nannte, dann erschrak ich bis ins innerste Herz, und wenn die Klingel ging, zitterten meine Glieder, und wenn ich eine Stimme hörte und glaubte, es wäre die deine, dann hätte ich hinterdrein stöhnen mögen, wie verbunden, förmlich physisch verbunden mit dir.... Ich ging vorüber



bei euch. Ich brauchte ein Buch. Laß mich nicht sprechen, Oskar!"

„Du sollst sprechen; wie bist du himmlisch schön."

Sie machte sich frei, und sie gingen weiter, über den Königsplatz, dem Wasser zu, kein Mensch war da, kein Wagen begegnete ihnen. Die Sterne glitzerten, und die Mondsichel hing schräg über Kroll.

„Wer mir das vor Wochen gesagt hätte! — Bei drei Grad Kälte im Tiergarten, allein zu zweien, ich hätte gelacht!... Aber du mußt nun wohl wieder heim, euer Geschäft steht voller Menschen. Wie komisch das ist, ich sah scheu bei einem Blick durch die Scheiben, wie du deine Reverenz machtest. Nein, ich hätte nie gedacht, daß mal mein Schatz in einem Laden stehen würde! Aber du machtest es gut.... Wie bist du jung."

„Ich wußte nie, was Leben ist. Und trug schon Staub an mir. Nun ist die Welt wieder licht und leicht. Durch dich —"

Sie gingen tiefer in den Tiergarten hinein, der sie schweigend und mit bleichem Schimmer umstand; sie hörten fern Uhren schlagen, eine einsam hallende Kirchenglocke läuten, sie hörten auf den gepflasterten und gefrorenen Alleewegen Wagen rollen und sahen blinzelnde Lichterzeilen zwischen den Stämmen drüben. So verging fast eine Stunde. Sie sprachen, und sie schwiegen, und das war noch schöner. Und als es wieder einmal langhallend und schier endlos schlug, da bogen sie zur Tiergartenstraße hinüber, aber sie hätten noch stundenlang gehen können.

„Dort ist ein leerer Wagen, Melusine." Und er sah sie heiß an, und sie schloß wie müde die Lider.

Sie fuhren. Sie ruhten Lippe auf Lippe.

„Warum hast du mich lieb?" fragte er wieder.

„Du siehst einem ähnlich, den ich früher mochte."

Er küßte sie hart. „Schweig, das dulde ich nicht. Niemand und niemals. Das dulde ich nicht. Sprich nie ein Wort... wie klang das häßlich."

„Armer Mann...", sagte sie lächelnd. „Es war nichts, du weißt es doch schon, es waren nur Küsse, die ich kaum erwiderte. — Oh, du bist hart und grausam!"

„Du verdienst Schlimmeres! Ich will wie durch ein Glas in dich sehen!"

„Das darfst du. Darfst du. Laß dich necken, du bist dunkel wie er. — Jeder hat seinen Typ, den er liebt. Du standest vor mir mit deinem heißen, bittenden Blick, mit deiner beruhigenden und erregenden Männlichkeit. Und mein Herz war bettelarm!"

Ihre Herzen und Lippen sprachen es. Nichts anderes. Es war ihre ganze Weisheit.

IX.

Der Pianist schien im ersten Augenblick nicht ganz und gar einverstanden zu sein, wenn das auch mit seinen Launen wechselte, und soweit er nicht die Dinge des einen Moments im nächsten wieder vergaß.

Hatte er nicht selbst die trübsten Erfahrungen mit diesen Kaltblütern und Bourgeois gemacht? Er dankte bestens für eine Dublette! Und nun Melusine, die subtiler war, als sie meist zeigte, deren ganzes Wesen Empfindung und Leidenschaft war... nahm da den ersten besten, reichen, guten, noblen Jungen!

Kraatz — Kraatz! Dieser Rabenschrei seines Lebens lag dem temperamentvollen Herrn auch jetzt in den Ohren. Er dachte nicht daran, daß er selbst viel Schuld gehabt hatte; es fiel ihm nicht ein, über sich selbst nachzudenken, am allerwenigsten in dieser Hinsicht.

Der Doktor war ein artiges Männchen, zugegeben; klug, stattlich, hübscher Kerl, natürlich auch leidenschaftlich und empfindlich, denn Melusine hatte nichts für kalte Nasen übrig; aber er hing doch auch an seiner Lebenschicht wie die Auster an der Bank. Sollte sie ihn losschneiden?

Ah bah! Sie hatten wie junge Leute gehandelt, sie würden sich reiben, zerren, gerade weil sie sich liebten, weil jedes den andern zu sich herüberziehen möchte; und der Chorus würde neugierig zusehen und spitze Worte machen.

In andern Momenten indessen nahm er es plötzlich wieder leichter.

Er dachte gar nicht daran, sich zur Ruhe zu setzen, daran, von irgend jemand Kredit zu ziehen, für solche Berechnungen war der Mann viel zu eigenwillig und selbstbewußt.

Er konnte nervös werden, wenn der Doktor kam, und fand es albern, wenn sie einmal zärtlich wurden. Melusine verschloß sich schon jetzt ein bißchen vor dem Vater mit Worten und Gedanken, sie entfernte sich von ihm, weilte schon jetzt wo anders. Der Mann ging mitunter lange und unruhig in seinem Kabinett umher.

Er sprach über dieses Allzupersönliche natürlich mit keiner Silbe, nur über das andre, und das geschah freilich oft mit bitterbösen, ätzenden Worten, so daß es Melusine reizte und wild machte, aber sie hörte auch, was darunter sprach, und wie es gemeint wäre, und daß der Papa das treffende, scharfgeschliffene und rasche Wort liebte.

„Ja, Kind. Alles ganz schön. Aber die andere Sache, die Sache, die dir bisher so wichtig war, kriegt einen Knacks!"

„Das braucht sie nicht, Papa", und sie dachte dazu: sie hat längst so etwas — nach Menschenermessen unheilbar!

„Ach was, du warst immer Phantastin, was weißt du vom Leben! Du bekommst Kinder. Vielleicht ein halbes Dutzend...."

„Nein."

„Wir wollen uns über die Zahl nicht streiten; schon die Hälfte kann als Störung genug sein. Und wenn sie dich von außen nicht hemmen und halten, so tun sie es innerlich. Man wird sentimental, träge, schwunglos, meine Liebe! Man wird anders, man macht eine Wendung. Man ist umgekrempelt, alles schon dagewesen. Die Stimme geht flöten."

„Sie kann schöner, reicher werden, Papa."

„Kann! Ich habe sogar sagen hören, daß eine Sängerin auf diese Weise vom Mezzosopran zum Sopran hinaufgeklettert ist. Alles möglich! Dennoch, es ist kopflos. Es hätte... ja, es hätte wohl noch Zeit haben können, mein Kind! Tja! Du wirst bequem werden im Luxus, das Leben wird dir zum Spiel, du wirst alles haben, was hübsch ist, und begehrst nichts mehr."



„Und der Ehrgeiz, Papa?" fragte Melusine leichthin, ohne allzu starke Resonanz im eignen Glauben.

„Schläft ein, es schläft nichts leichter ein, als der Ehrgeiz, mein Kind! Ich kann dir zwanzig Leute ohne Atemstocken hersagen, die nach einer guten „Partie" Bourgeois und Genießer geworden sind; es fehlte mit einem Mal der Stachel, und da fanden sie wohl auch den Mut zur Selbsterkenntnis."

Melusine faltete ein wenig beklommen die warmen Hände über der Brust, wenn das Gespräch auf diesen Bahnen ging, und sah mit großen, glänzenden Augen ins Leere.

„Das, was du meinst, Papa, ist vielleicht nicht die wahre Gefahr. Das Temperament entscheidet auch hier, daß zuletzt nichts fesselt und hält."

Die Kneifergläser und der Marquisring blitzten.

„Die Verhältnisse sind der Mann. Er wird deinen Nacken zurückbiegen und die Lippen auf dich pressen. Und du bist gefangen, schwach und mutlos. Sie sind alle Philister — in dem Punkt, sie wollen alle ihre Frauen für sich haben, Bürger, in ihrer fest umfriedeten Welt, und wenn sie es nicht wollen, so wünschen sie es, und der Wunsch liegt wie ein Druck in der Luft. Sollen sie die Mutter ihrer Kinder als Julia und Judith sich auf der Bühne winden sehen und ächzen hören?..."

„Es gibt einen höheren Gesichtspunkt, eine Überlegenheit der Bildung."

„Phrasen! Frage dich selbst, ich finde es sogar überaus natürlich. Wenn ich mit Büchern handelte oder Papier en gros verkloppte, würde ich gerade so denken und fühlen. Wir sind Zigeuner, wir aber würden uns mit solchen Instinkten selbst verleugnen. Soll ein Seiltänzer oder Feuerfresser es seiner Braut verdenken, wenn sie als Schlangendame auftritt? Lächerlich. Tja."

„Papa, du liebst die Verneinung, je extremer, je mehr. Aber es ist sehr wenig nett von dir in diesem Fall."

„Du sollst klar sehen."

„Guter Gott, was wissen wir denn! Es war mit dem Singen nichts. Wahrscheinlich ... nur zu wahrscheinlich ist es auch mit dem Spielen nichts. Ich glaube es — nein, ich weiß! Und das hat hier sicherlich im geheimsten mitgewirkt, ich meine, es hat mich nachgiebiger gemacht — nicht empfänglicher, versteh mich nicht falsch; das Gefühl weiß rascher als der Verstand, ist im Dunkelsten schon klug. Ich suche und suche und finde doch den Punkt nicht, wo ich tief aufatmen könnte, mit einem Jubel, weißt du so —: ich habe mich! Oft glaubte ich mich dem nahe; aber dann geriet ich mit einem Mal wieder auf weichen Boden oder gegen eine harte Mauer, und hinter der Stirn ist es weich und dumpf wie Watte...."

„Gut, gut! Kenn ich. Du beobachtest nicht schlecht. Aber du kämpfst nicht nur gegen eigne Schranken und Unsicherheit, die ganze Zeit sucht; und gerade, weil einige Lichter aufgegangen sind und zur Nachahmung und Selbstentzündung locken."

„Ach, die andern! Ich bin immer müde. So sehr! — und seit sie im Osten den ‚Scharfrichter' spielen und ich brachliege, ist es noch schlimmer damit. Dohrn und seine Leute ekeln mich — heraus! — Heraus! — Ach, ich bin des so grenzenlos überdrüssig. Unbeschreiblich! Ich will endlich einen Halt — ein Ziel, einen Inhalt." —

„Es macht dich reif für Torheiten."

„Papa!"

„Ach was, man muß wissen, man muß für sich selbst Garantien haben, man schließt keinen Pakt, wenn man.... Es ist auch unrecht!"

„Lieber Papa, weshalb glaubst du nicht, daß ich — daß wir Ähnliches gedacht haben, vielleicht sogar ausgesprochen und durchgelitten haben? — Sei nicht unbillig!"

„Was heißt das?"

„Der Mann hat den Willen. — Immer." Und sie senkte tief die Lider und lehnte das Haupt weit zurück. „Zuletzt immer. Sei nicht grausam. Ich habe ihn lieb, sehr — sehr lieb! Und ich habe selbst Angst und bin doch unaussprechlich froh. Sieh, wenn irgendein Anfang da ist, so oder so, dann kann sich doch unversehens oder mit geheimer Gewaltsamkeit auch das andere, das Widerstrebende, nach irgendeiner Richtung hin fügen ... nach jeder Richtung hin. Alles lebt sich zurecht, alles kann zum Wege werden. Es ist wie mit dem Stein, der im Rollen ist. Tausend neue Dinge treten zu dem instinktartigen oder kecken Willen, klären und komplizieren und schaffen zuletzt doch ein einheitlich Leben und Schicksal daraus. Ich habe das so oft gesehen und am eigenen Leib gespürt. Man soll nicht immer vorher Schicksal spielen wollen, Papa. Man soll handeln. Wir lassen uns ja Zeit. Und alles klärt sich bald, in Zeit, eins im andern oder durcheinander, nebeneinander. So hab ich zuletzt das Glück des Herzens und habe vielleicht auch das andere." Sie atmete hoch und tief: „Das andere, das das Schmerzlichste und das Höchste und wohl das Allerstärkste ist! Schaffen."

Der Vater schwieg. Er schritt leiser, scheuer über den Teppich, dann trat er an die Tochter heran und streichelte ihr Haar, ihr Gesicht. „Du sollst glücklich werden, Melusine. Du sollst glücklich werden!" wiederholte er mit beinah heftiger Dringlichkeit. Sie nickte. Aber ihr Lächeln war ernst. So waren ihre Reden öfter gegangen.

Zu Doktor Demuth war er wohlwollend, fast herzlich, denn der Moment besaß ihn immer. Oskar imponierte ihm im stillen, und Oskars eigenes herzliches Werben fing auch ihn; die ganze Sicherheit, Gediegenheit und Güte des Reichtums wehten ihn daraus an, und er nannte ihn, wenn er zu andern von ihm sprach, einen lieben, netten, feinen Jungen.

Aber war er fort, kritisierte er ihn wieder. „Wie ist er auf dich hereingefallen, Melusine, dieser Mann der Reserve?"

„Erkennst du ihn nicht, Papa?" fragte Melusine.

„Er sieht so aus, als müßte bei ihm alles erst gebucht und registriert werden, es könnte ja sonst etwas nicht stimmen, es könnte nach Liederlichkeit und Halbheit aussehen. Er redet über seinen Alten. Er ist sein Sohn!"

„Ich glaube fast, Papa, du sähst es lieber, daß es ein Spiel wäre!" sagte Melusine mit jähem, heißem Zorn.

„Spiel? Schön! Vielleicht!" sagte da Herr Donat scharf. „Am Spiel verbrennt man sich höchstens die Finger, nicht das ganze Leben."

Sie hatten noch warten wollen.



Und es waren auch einige Wochen der Heimlichkeit und des seligen Glückes verstrichen. Der Schnee des Winters umschimmerte sie; sie fuhren in den Grunewald hinaus, oft jedes auf besonderen Wegen auf Melusinens Wunsch, denn sie wollte allein dem Ziel zustreben, von der köstlichen Sorglosigkeit und Gedankenlosigkeit dieser Zeit getragen; sie hatte das noch nie so empfunden, auf dem Grund ihres Herzens hatte immerdar eine Erwartung und Unzufriedenheit gelauert.

Nun war sie befreit, sie war in diesen ersten Tagen und Wochen eins mit sich, hatte ihr Bewußtsein von sich abgekehrt, trieb so hin mit geschlossenen Augen und lächelnden, heißen Lippen. Wie war das schön, wie war das wundervoll! Harmlos sein, glücklich sein wie die hunderttausend andern Menschen, die jeden Tag als das nahmen, als was er sich darbot, und in seine Freuden und Stimmungen versanken. Glück, Glück... so siehst du aus! Nun wußte sie es.

Sie fuhr mit einem Wagen hinaus oder mit der neugebauten Wannseebahn nach Steglitz, atmete tief die frische, reine, feuchte Schneeluft, daß sie die Erquickung bis in die Knie spürte, ging zwischen den verschneiten Feldern hin, auf denen als schwarze Kleckse schreiende Krähen hockten. Die Sonne schien, der Schnee knirschte, sie schritt den Fichteberg in Steglitz hinab und dann auf das Dahlemer Kirchlein mit dem spitzen Schindelturm zu, es kamen Leute von der Domäne; alte Bauernhäuslein, noch mit Stroh gedeckt, mit kleinen, blinden Fenstern, lagen am Wege, und aus den kurzen Essen schmauchte grauer Rauch, der gut und beißend nach Reisig roch. Sie sah alles und wurde nicht müde des Staunens. Die ganze Kindheit wachte in ihrer Seele auf und strahlte aus ihren Augen in die Wirklichkeit hinaus, daß sie Märchen und Wunder sah. Dort trabte der Wolf übers weiße Feld, um sich dahinten in der schiefen, dunkeln Hütte mit der hohen, dicken Schneemütze und dem behaglichen Rauchfähnlein in Großmutters Bett zu legen. Melusine hörte ihren Herzschlag und das milde, ruhige Rauschen ihres Blutes.

Und nun tauchte das Kirchlein auf, und vor der alten, morschen Mauer stand ein Herr. Ihr Herz pochte und jubelte, ihr Blick stürzte nach vorn, ihr Atem war laut und heiß, und sie hätte rufen und lachen und laufen mögen, ein Schluchzen des Glücks brach über ihre Lippen. Der dunkle Mann kam ihr entgegen, wurde größer, stattlicher, trug einen Pelz und wurde ihr unerträglich vertraut. „Melusine!" Wortlos hielten sie sich. Die kleinen Fenster waren blind und spiegelten matt das tiefe Gold der Nachmittagsonne wider. Spitze kläfften, Kinder schrien und schlidderten in der Kirschbaumallee nach Lichterfelde zu. Und dann gingen sie den alten, ausgetretenen Weg nach dem Grunewald hinunter, der wie eine lange Schneemauer heimlich und feierlich stand, dem Wildgatter zu, das ein Invalide ihnen aufzog. Nun war es ganz still. Dick lag der Schnee auf den Bäumen und bog die Zweige herab, und hin und wieder schrie ein Raubvogel. Sie blieben oft erschüttert vor der Schönheit stehen. Sie glühten, sie mußten durch tiefen Schnee stapfen, der ihnen bis an die Knie ging, Oskar war besorgt, aber Melusine lachte mit heißen Lippen, sie trug hohe Gamaschen! Wie Kinder liefen sie, wie ganz kindische junge Leute. Sie bogen den Holzarbeitern aus, freuten sich über ein anderes Pärchen, blieben stehen und schmeckten jedes die Schneeluft auf des andern Lippen. Wie war das himmlisch. Das Grunewaldschloß lag unter ihnen, grau, verwittert und verschneit, ein alter König, eine verzauberte Prinzessin schliefen darin ihren hundertjährigen Schlaf, an den Wänden lehnten und schnarchten die Pagen und schnurrten träumende weiße Katzen. Dann wurde es dämmerig, die Sonne war blutrot und färbte Schnee und Stämme und die schimmernde Eisdecke des Sees.

Diesen Weg gingen sie oft. Kein Mensch wußte darum. Das machte alles noch reicher und tiefer.

— — — — — — — — — —

Am Weihnachtstage, der nun auch schon geraume Zeit zurücklag, hatte sich Oskar das Glück bereitet, die Geliebte mit Gaben zu überschütten. Noch nie hatte er mit diesem Ernst, mit diesem Eifer und Genuß gewählt und gekauft. Er schickte es heimlich in ihr Haus, und Melusine verriegelte die Tür und packte mit fliegenden Händen aus. Sie drückte die Lippen auf die Dinge, als hätte er sie geschaffen, steckte die feinen funkelnden Ringe an und legte Armband und Brosche in ihren Samtetuis mit zärtlichen Händen fort.

„Was ist das für ein Ring?" fragte der Papa, der damals noch nichts wußte.

„Von früher", log sie.

„Früher?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Bevölkerung in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Von Dr. Albrecht Wirth.

Alle zehn Jahre wird in der Union eine Volkszählung veranstaltet. Das ist nicht gerade oft, aber es ist immer noch häufiger als z. B. im übrigen Amerika. Die letzte Zählung, die im November 1910 veranstaltet wurde, ergab nun für Nordamerika 91,97 Millionen Einwohner. Unter den großen Weltmächten steht die Union an vierter Stelle. Zuerst kommt China, dann Großbritannien mit seinen menschenreichen Kolonien, hiernach das Russische Reich und dann eben, allerdings in einem ziemlichen Abstand, Nordamerika, das zusammen mit seinen Außengebieten, nämlich mit Alaska, Hawai, Portoriko und den Philippinen, etwas über 100 Millionen hat. Die Zahl für Rußland, die ebenfalls im Jahr 1910 gewonnen wurde, beträgt 160 Millionen; für Weltbritannien, das in seinen Besitzungen noch nicht überall einen Zensus durchführen konnte, mag die Kopfzahl 400 Millionen betragen, während China, das lange an Unterschätzung litt, laut der jüng-



sten Forschungen auf 430 bis 450 Millionen Anspruch erheben kann. Was die Zahlen für die nächstfolgenden Länder betrifft, so erscheint hinter den Vereinigten Staaten zunächst Frankreich (mit Kolonien 92½ Millionen) und dann Deutschland (ohne Kolonien 64 Millionen).

Die letzte Zählung war die dreizehnte; die erste erfolgte im Jahr 1790. In diesem Jahr betrug die Bevölkerung noch nicht ganz vier Millionen. Rechnet man zu den in der Union gezählten 91 Millionen noch die in Alaska, Hawai, auf den Philippinen und in den andern auswärtigen Besitzungen wohnende Bevölkerung hinzu, so erhält man etwas über hundert Millionen, so daß sich eine Zunahme seit dem 18. Jahrhundert um das Fünfundzwanzigfache ergibt, während der Flächenzuwachs seit jener Zeit das Dreifache ausmacht.

Die für die Yankees erschlossene Zahl ist in mehr als einer Beziehung sehr lehrreich. Sie zeigt vor allem, daß das erstaunliche Wachstum der großen transatlantischen Republik noch immer anhält. Am lehrreichsten aber wird die Zahl so recht eigentlich erst dann, wenn man näher zusieht, wie sie entstanden ist. Sie bedeutet gegenüber dem Zensus von 1900 eine Zunahme von nicht weniger als 16,4 Millionen. Davon ist aber die Hälfte der Einwanderung zuzuschreiben, die in dem verflossenen Jahrzehnt gewaltiger gewesen ist als in irgendeiner früheren Periode. Diese Einwanderung betrug ungefähr 8½ Millionen, weit mehr, als die Gesamtbevölkerung Deutschlands zur Zeit des Arminius ausmachte. Allerdings war in dem verflossenen Jahrzehnt auch mit der stärksten Rückwanderung zu rechnen, die bisher verzeichnet werden konnte. Daran war der Weltkrach schuld, der im Jahr 1907 Platz griff, und der ganz Amerika besonders schwer heimsuchte. Eine Folge des Kraches war, daß binnen Jahresfrist über 560 000 Menschen den Vereinigten Staaten den Rücken kehrten, um wieder die Fleischtöpfe Europas aufzusuchen. Leider scheint die Statistik über die Rückwanderer im allgemeinen sehr vernachlässigt zu werden; ich habe wenigstens nur obige besonders auffallende Ziffer auftreiben können, während sonst keine Daten erreichbar waren. Ich will einmal schätzen, wenn auch nur unter dem größten Vorbehalt, daß die Gesamtrückwanderung im letzten Jahrzehnt auf zwei Millionen stieg. Ganz gewöhnlich gehen jetzt schon britische und italienische Saisonarbeiter über den großen Teich, um drüben im Sommer Geld zu verdienen und dann im Spätherbst mit gefüllten Taschen in die Heimat zurückzukehren. Die Preise für Zwischendeck sind ja nicht sehr hoch; gelegentlich eines Tarifkampfes zwischen den einzelnen Schiffahrtslinien sind sie schon auf zehn Dollar gefallen. So viel verdient mancher Arbeiter drüben schon in zwei Tagen und sein Essen dazu. Genug, wir werden guttun, nur etwa 6½ Millionen in die Rechnung für die Auswanderer aus der Alten Welt nach der Union einzustellen. Damit würde die Zunahme durch Geburtenüberschuß bei den Nordamerikanern selbst auf nicht ganz zehn Millionen bestimmt. Das wäre eine Kleinigkeit über 13 Prozent, wie wir sie in Deutschland beinah auch haben, und die jedenfalls von der russischen Volkzunahme weit übertroffen wird. Ohnehin klagen schon seit längerer Zeit besorgte Yankeepatrioten, daß die Frauen nicht mehr gern Mütter sein wollen. Bei einer amtlichen Untersuchung, die man in Neuyork veranstaltete, ergab sich, daß auf 35 Häuser, wenn ich mich recht besinne, nur insgesamt siebzehn Kinder kamen. Namentlich die reichen Amerikanerinnen sündigen hier viel. Sie widmen sich nur den Vergnügungen oder dem Sport, sind nur auf die Erhaltung ihrer Schwanenhälse und ihrer Sezessionslinien bedacht, kurz, sind mondaine Wesen und wollen von Kinderplage nichts wissen. Die übrigen Klassen aber ahmen den Snobs und den Millionärinnen nach. Kein Wunder, wenn bei solchen Anschauungen und solcher Lebensgebarung der Geburtenüberschuß zurückgeht.

Im Licht dieser Abnahme erscheinen so manche Prophezeiungen, die von begeisterten Angelsachsen gewagt wurden, phantastisch. Hat man doch zuversichtlich verkündet, daß um die Mitte unseres Jahrhunderts die Bevölkerung der Union eine viertel und am Ende des Jahrhunderts eine halbe Milliarde betragen werde. Davon kann gar keine Rede sein. Der innere Beweggrund zu derartigen Voraussagungen war der Wunsch, die große angelsächsische Republik und überhaupt das Angelsachsentum vor allen andern Nationen zu erhöhen. In einem Land sind solche Prophezeiungen schon ad absurdum geführt worden, nämlich in Australien. Dort hat ein wohlgemuter Statistiker im Jahr 1884 ausgerechnet, daß nach einem halben Jahrhundert Australien 50 Millionen Seelen besitzen werde: jetzt nach reichlich einem Vierteljahrhundert, hat der ganze Erdteil noch nicht einmal 5 Millionen. Und bei der sehr geringen Einwanderung besteht keine Hoffnung, es bis 1934 auf mehr als höchstens 7 Millionen zu bringen. Bei Amerika steht ja insofern die Sache wesentlich anders, als trotz wirtschaftlicher Rückschläge und trotz aller Repressivmaßregeln von Washington aus die Einwanderung, statt zu sinken, nur immer gewaltiger anschwillt. Allein gerade diese Hochflut stellt angesichts der Geburtenabnahme im Lande selbst ein sehr bedrohliches Element dar.

Nämlich folgendermaßen. Früher überwog die germanische Einwanderung, während die aus Italien, Rußland und dem meist Slawen entsendenden Oesterreich nur je 0,7 v. H. betrug. Das hat sich ganz und gar geändert. Heutzutage werden drei Viertel des Gesamtzustroms von Fremden von jenen drei Ländern bestritten. Dazu kommen Syrer, Griechen und Portugiesen. Es braucht nicht ohne weiteres angenommen zu werden, daß Slawen und Italiener stets minderwertig sind. Die hochbeinigen Serben sind häufig bessere Indogermanen als die Engländer, auch kann man weder Montenegrinern noch Bulgaren kriegerische Kraft absprechen. Immerhin klagen die Aerzte an den Hafenplätzen schon seit Jahren darüber, daß die Leibesart der Einwanderer sich von Jahr zu Jahr verschlechtert. Und das eine wenigstens ist sicher, daß die Einwanderer der letzten zwei Jahrzehnte fast gar kein Verständnis und noch weniger Liebe für die öffentlichen und privaten Einrichtungen des angelsächsischen Lebens zeigen. In der Regel werden sie Industrieproletariat der Großstädte. Die ungelernten Arbeiter werden sehr gern von den Fabrikanten angestellt, weil sie nur geringe Selbständigkeit besitzen, und weil sie nicht gewohnt sind, sich zu Gewerkschaften zusammenzuschließen. Von solchen Leuten brauchen die Trustmagnaten keine ernsthafte Gegnerschaft zu besorgen. So befördert der Zustrom von Osteuropäern die Plutokratie und wirkt so in einem Sinn, der den Interessen des Freistaats entgegengesetzt ist. Hervorragende Yankeestaatsmänner schauen denn auch mit großer Besorgnis in die Zukunft. Schon fiel die Aeußerung, es sei am besten,



wenn überhaupt die ganze Einwanderung auf zehn Jahre verboten würde. Das würden schon die Trustmagnaten nicht erlauben, die dann auf billige und stets willige Arbeiter verzichten müßten.

Auf der andern Seite hat das Ueberhandnehmen von Ost- und Südeuropäern, bei denen es Millionen von Analphabeten gibt, den Vorteil gehabt, daß die Deutschen zu höherer Wertschätzung gelangen, und daß die frühere Abneigung der Anglo-Amerikaner vor ihnen sich in warme Freundschaft umwandelt. Die Abneigung ist noch 1898—1901 recht spürbar hervorgetreten. Man muß sich hier vergegenwärtigen, daß die oben berührte Erscheinung der Masseneinwanderung erst nach 1898 begonnen hat. In dem genannten Jahr sind nämlich nur 229 000 Fremde in Amerika gelandet. Dieser Tiefstand hängt vermutlich nicht mit dem Krieg um Kuba zusammen, da auch das Jahr zuvor fast genau gleiche Ziffern aufwies. Was sagt man dahingegen über die fünf viertel Millionen, die das Jahr 1906 über das Weltmeer warf? Eine Steigerung in kürzester Frist um nahezu das sechsfache!

Einen besonders lästigen Bestandteil der Bevölkerung bilden die Neger. Sie können nur sehr schwer oder gar nicht aufgesogen werden. Nein, noch schlimmer! Man kann ihre Aufsaugung gar nicht wünschen. So verwerflich auch die Lynchausschreitungen sind, man kann ihre Gründe verstehen. Der Abscheu vor der Rassenschande hat ja auch in unseren Kolonien neuerdings zu recht strengen Gesetzen geführt. Bei der letzten Zählung gab es 8,8 Millionen Neger. Die Farbigen sind sehr fruchtbar. So wird man ihre heutige Zahl (deren Statistik zurzeit noch nicht bekannt ist) auf mindestens 10½ Millionen ansetzen dürfen.

Wenn wir nun noch einen Gesamtüberblick über das Verhältnis von Anglo-Amerikanern zu den übrigen Unionsbürgern werfen wollen, so möge man bedenken, daß wir naturgemäß hierbei lediglich auf ungefähre Schätzungen angewiesen sind. Wer will sagen, ob dieser oder jener Landsmann von uns noch ein Deutscher oder schon ein yankeeähnlicher Amerikaner sei, ob das Englisch seine gewöhnliche Sprache sei, oder aber ob er es nur außerhalb des Hauses zu Verkehrszwecken gebrauche? Oefters ist behauptet worden, daß in den Adern von 25 Millionen Unionsbürgern deutsches Blut fließe. Gewöhnlich aber werden nur 10 bis 12 Millionen Deutsche drüben angenommen. Ich persönlich glaube nicht, daß nur 5 Millionen heutzutage noch durchweg daheim Deutsch sprechen und Deutsch verstehen. Die Gesamtzahl der nicht anglisierten Weißen mag 20 Millionen betragen. Es kommen da, außer den Deutschen, namentlich Spanier am Süd- und Westsaum der Union, ferner Franzosen, Italiener, Kelten, Slawen und Madjaren in Betracht. Rechnet man hierzu noch die Neger und weiter die Indianer, deren Zahl 267 000 beträgt, endlich die Ostasiaten und Südseeinsulaner oder Kanaken mit 200 000, so hätten wir 9,3 Millionen Farbige zu 20 Millionen nicht assimilierten Weißen gegenüber 62½ Millionen mehr oder weniger bildungsbewußter Yankees und Yankeesierten. Das ist ein Verhältnis der herrschenden Rasse zu den andern Volkheiten, wie wir es ungefähr auch bei den Russen antreffen, und ist weit günstiger als in Ungarn oder gar in der Türkei. Trotzdem ist der Ausbruch eines dauernden Nationalitätenstreites auch für Nordamerika äußerst wahrscheinlich. Dagegen zeigt die Union als Weltmacht nicht die leiseste Ermattung. Im Gegenteil! Nach der Seelenzahl steht sie über dem deutschen und dem französischen Reich, und ihre Tatkraft und Unternehmungslust reihen sie unmittelbar an Großbritannien und Japan.

Das Fürstenhaus Thurn und Taxis.

Von Eberhard Freiherrn von Wechmar. — Hierzu 12 photographische Aufnahmen.

Wem stiegen nicht beim Lesen des Namens Thurn und Taxis alte, liebe Erinnerungen an jene Zeit auf, da die romantische Postkutsche noch durch die deutschen Lande fuhr und der Fürst von Thurn und Taxis Generalpostmeister des Deutschen Reiches war. Die Hupe hat das Posthorn abgelöst, Waghalsige vermessen sich bereits, Briefe vom Schiff aus in gebrechlicher Flugmaschine an Land zu befördern, und bald wird der Funkspruch auch diese Postillione entbehrlich machen. Trotz alledem bleibt der Name Taxis mit dem Postwesen so eng verknüpft, daß alle Wandlungen auf diesem Gebiet die Erfolge der einstigen Generalpostmeister nicht vergessen machen können.

Der gegenwärtige Chef des Hauses, Fürst Albert, ist der am 8. Mai 1867 zu Regensburg geborene zweite Sohn des Erbprinzen Maximilian Anton von Thurn und Taxis und dessen Gemahlin Helene, einer geborenen Herzogin in Bayern.

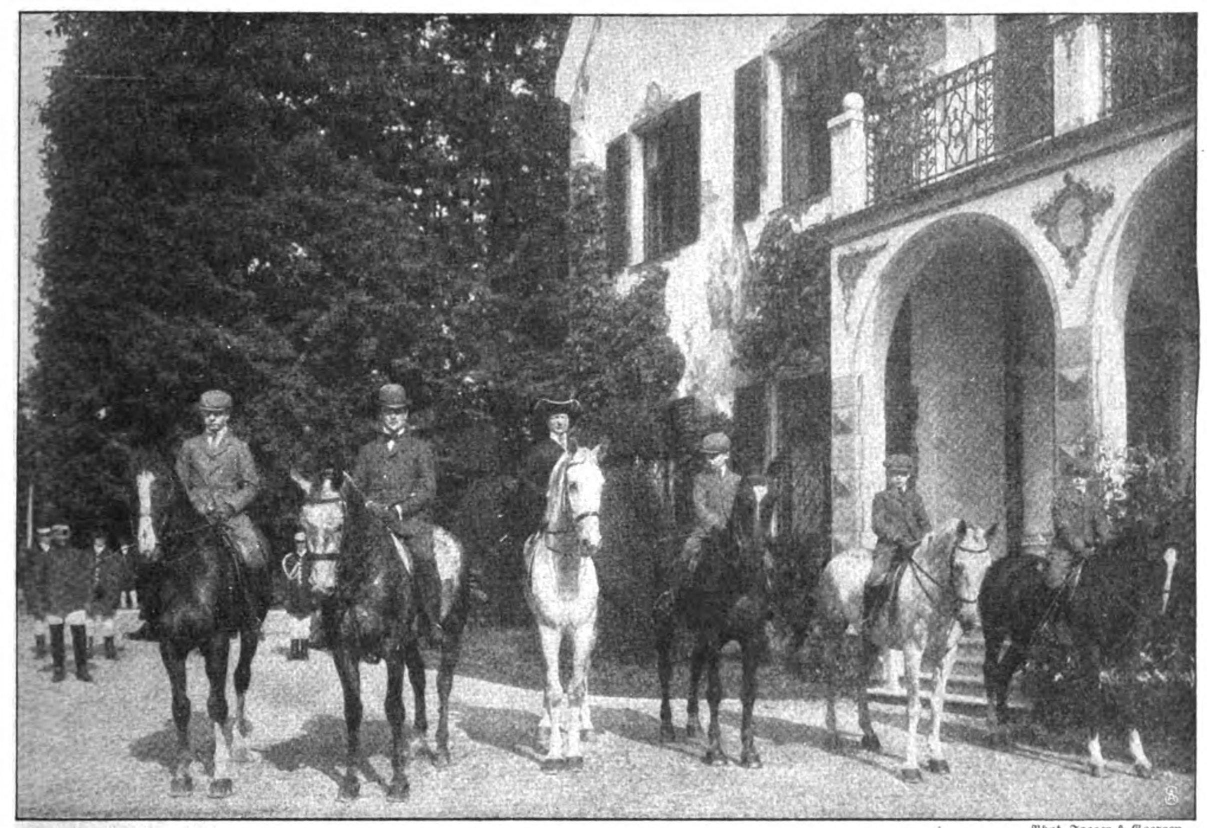
Nach einer gediegenen wissenschaftlichen Vorbereitung besuchte der junge Fürst die Universitäten Würzburg, Freiburg im Breisgau und Leipzig, wo er sich besonders eingehend mit dem Studium der Nationalökonomie, der Kunstgeschichte und der Rechtswissenschaft beschäftigte. Am 2. Juni 1885 ging nach dem Tode des älteren Bruders Maximilian die Regierung unter mütterlicher Vormundschaft auf den Fürsten Albert über, der sich am 15. Juli 1890 zu Budapest mit der Erzherzogin Margarete Klementine, einer kaiserlichen Prinzessin und Erzherzogin von Oesterreich, vermählte. Am 21. Dezember 1893 wurde dem fürstlichen Paar der Erbprinz geboren, der als Patenkind des Kaisers von Oesterreich den Namen Franz Josef trägt. Außerdem entstammen der Ehe noch fünf Prinzen und eine Prinzessin.

Fürst Albert ist erbliches Mitglied der Kammer der Reichsräte der Krone Bayern, der Kammer der Standesherren in Württemberg, des preußischen Herrenhauses und des Herrenhauses des österreichischen Reichsrats. Die ererbten Würden eines Erbgeneralpostmeisters und Kronoberpostmeisters erinnern noch heute an das jahrhundertelang innegehabte Postregal.

Ueber jene Zeiten bis auf unsere Tage enthält die Fürstlich Thurn- und -Taxische Hofbibliothek in Regensburg interessante Dokumente. Kaiser- und Königsurkunden auf Pergament von Maximilian I. (1493 bis 1519) sind bis zu Franz II. (1792—1806) in lückenloser Reihenfolge geordnet vorhanden.

Bemerkenswert scheint auch heute noch eine um 1760 entworfene Instruktion „für die Officiales des Ober-Postamts Regensburg", die „sub septimo" folgende





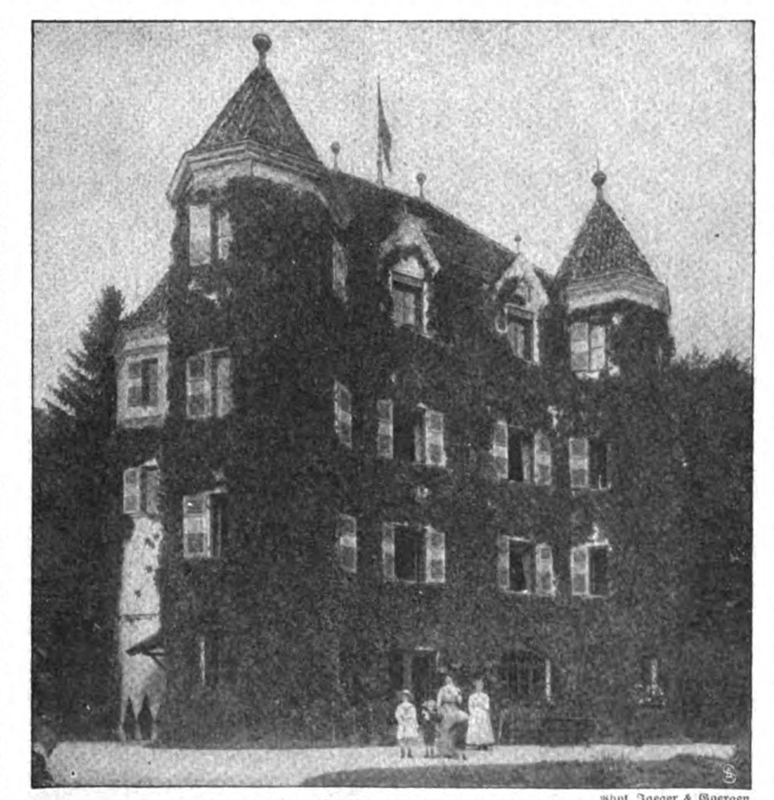
Phot. Jaeger & Goergen.

Von links: Erbprinz Franz Josef; Fürst Albert; Fürstin Margarete; die Prinzen Karl August, Ludwig Philipp und Max Emanuel.

Fürst und Fürstin von Thurn und Taxis mit den Prinzen vor einem Ausritt.

Mahnung enthält: „Sollen die Officiales die Leuthe am Schalter nicht so oft und lang anklopfen laßen und alle hieraus entstehen könnende Beschwerden vermeiden, überhaupt aber denen am Schalter stehenden Persohnen und sonderlich denen gesandtschaftlichen Bedienten mit aller Bescheidenheit begegnen . . .“

Das Fürstlich Thurn- und -Taxissche Paar erfreut sich weit über die Grenzen seiner Residenz und der seines mehr als 22 Quadratmeilen messenden Gebietes hinaus herzlichster Verehrung. Diese Liebe trat spontan gelegentlich des 150jährigen Residenzjubiläums im



Phot. Jaeger & Goergen.

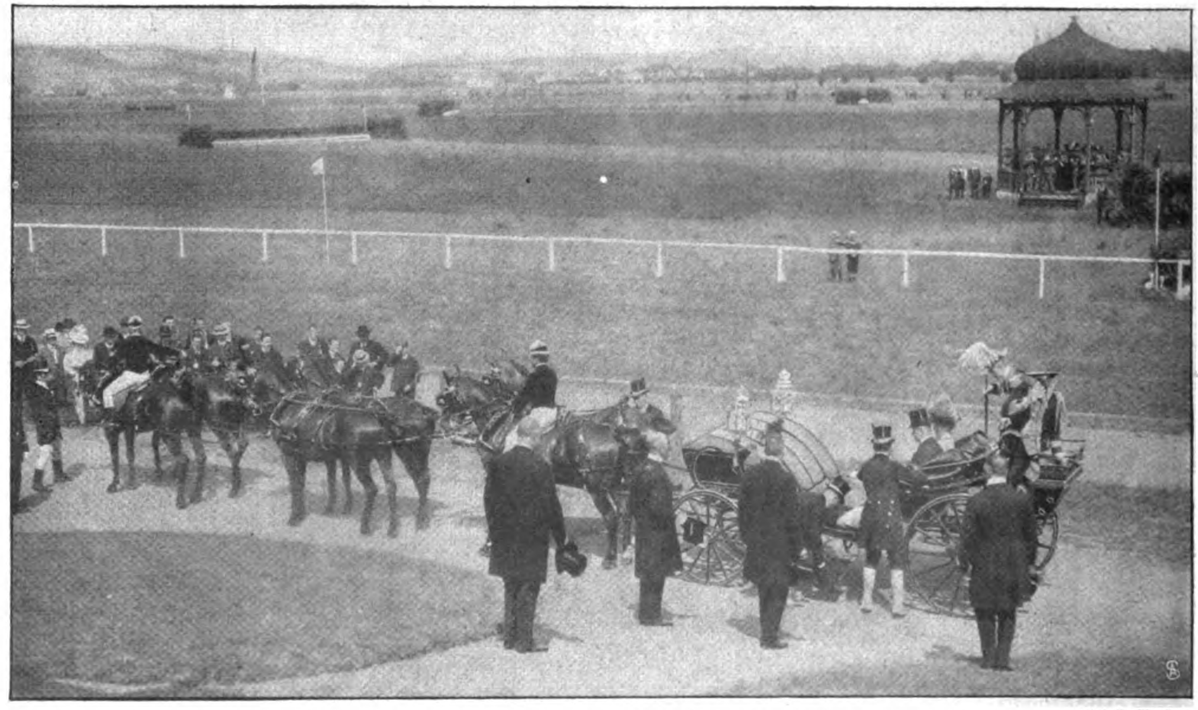
Das Sommerschloß am Starnberger See.
Im Vordergrund Fürstin Margarete mit ihren Kindern.

Jahr 1899 in die Erscheinung. Kamen doch mit der Uebersiedlung des Thurn- und- Taxisschen Hofstaates von Frankfurt a. M. nach Regensburg für alle Bewohner der altertümlichen Stadt und ihrer Umgebung bessere Zeiten ins Land, und mit jedem fürstlichen Nachfolger wurde das Band gegenseitigen Verstehens fester geknüpft.

Das vom Fürsten Maximilian in einigen Teilen neuerbaute Palais zu Regensburg ist seit dem Jahr 1812 im Besitz des Hauses Thurn und Taxis. Ursprünglich gehörten die in ihren Hauptteilen wundervoll erhaltenen, vom jetzigen Fürsten stilgerecht



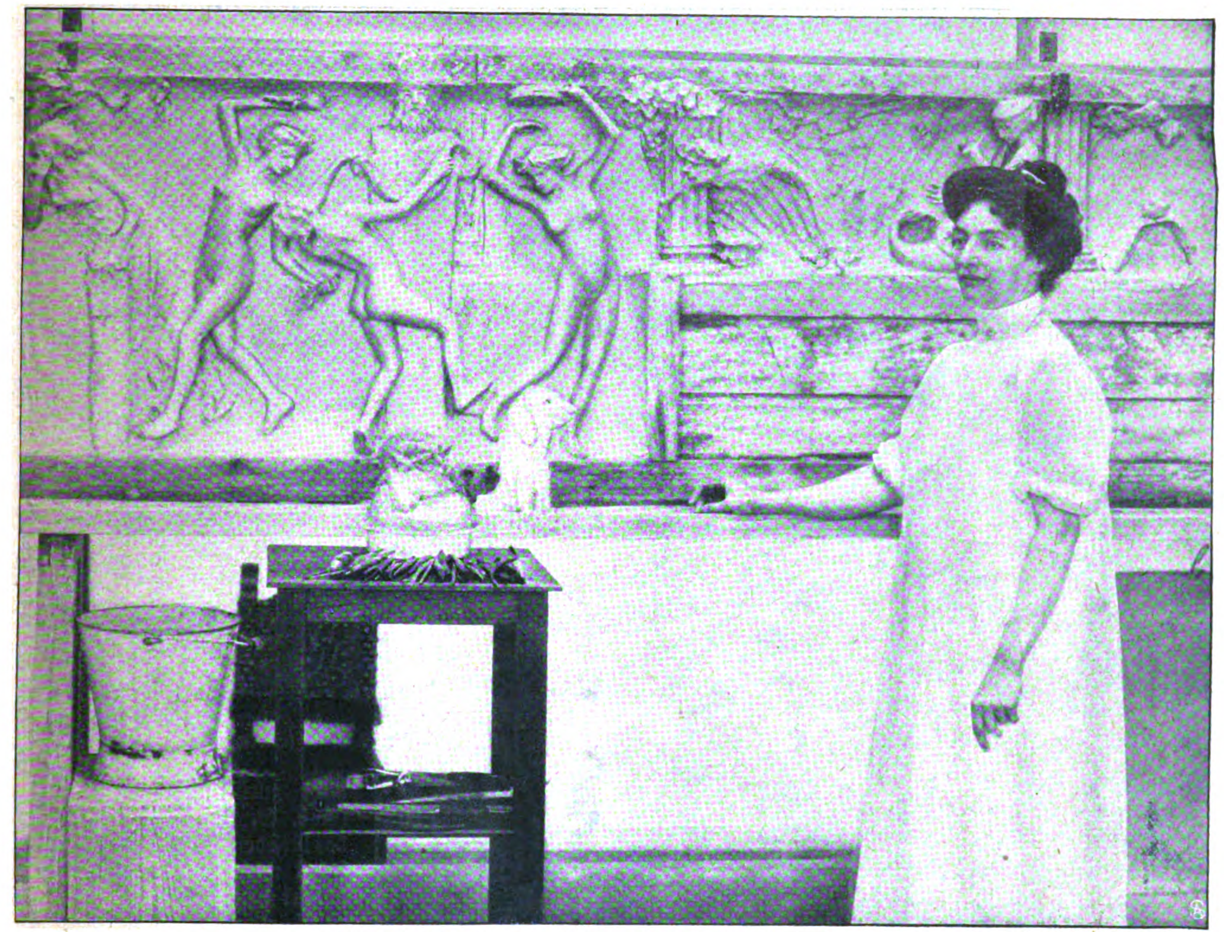
Fürst Albert von Thurn und Taxis in seinem Arbeitzimmer (Schloß Prüfening).
Spezialaufnahme für die „Woche“



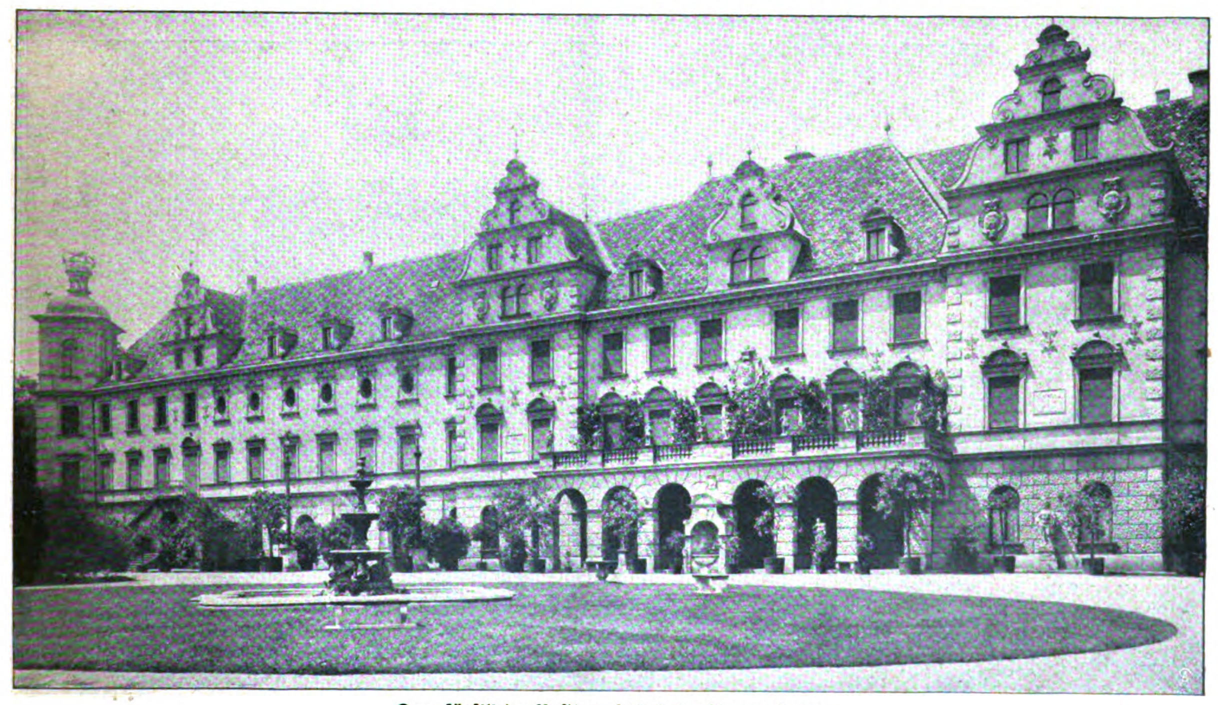
Phot. O. Ringler.

Die Auffahrt des Fürstenpaares auf dem Rennplatz in Regensburg.





Fürstin Margarete von Thurn und Taxis in ihrem Atelier.

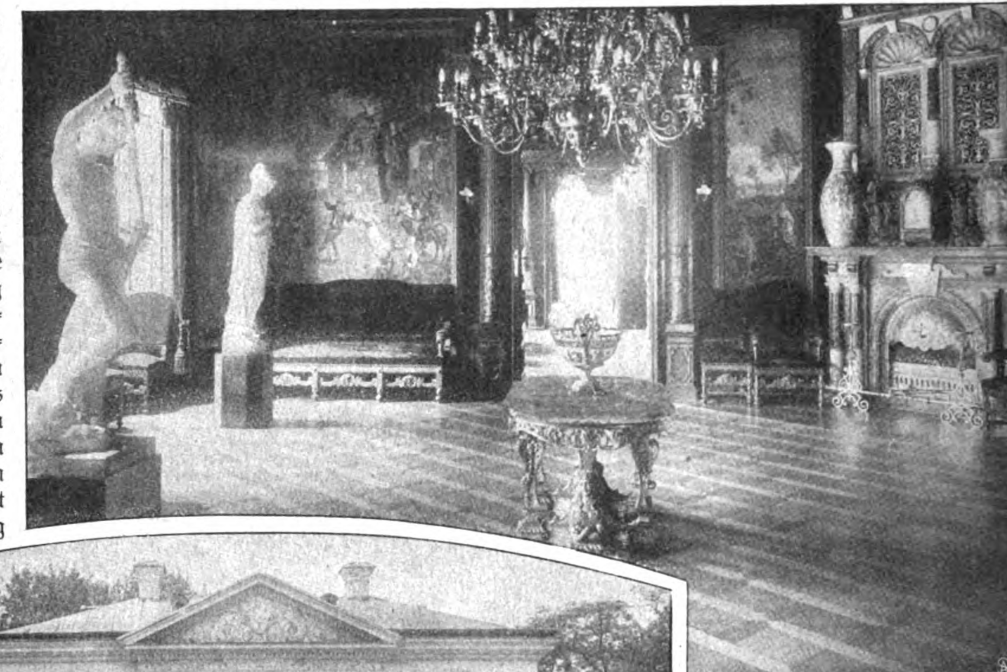


Das fürstliche Residenzschloß in Regensburg.

Spezialaufnahmen für die „Woche".



renovierten alten Baulichkeiten dem Reichsstift St. Emmeram. Ein dem vorhandenen wirkungsvoll angegliederter Südflügel wurde vom Fürsten Albert vollendet und die Inneneinrichtung dem Ganzen angepaßt. Wie in allen hochherzigen Bestrebungen des Fürsten steht ihm seine Gemahlin auch auf dem Gebiet der Kunst mit Begeisterung und beachtenswertem Talent zur Seite. Der im Marmorsaal des Schlosses als Wandkrönung eingebaute Fries (die vier Jahreszeiten) zeigt die Meisterschaft der Künstlerin; alle Figuren reihen sich in dem lebenswahr aufgefaßten Reigen zu einem effektvollen Bild aneinander, und wie hier so beweist auch ein anderes, noch im Entstehen begriffenes Werk eine Fertigkeit in der Darstellung, die selbst vor der schwierigen Wiedergabe tanzender Bacchantinnen nicht zurückzuschrecken braucht (Abb. S. 27). — Gelegentlich des Residenzjubiläums erhielt der Fürst nach dem Recht der Erstgeburt den Titel eines Herzogs zu Wörth und Donaustauf. Bei letzterem Ort erbaute Fürst Albert das wundervoll gelegene



Der Empfangsalon im Regensburger Schloß.



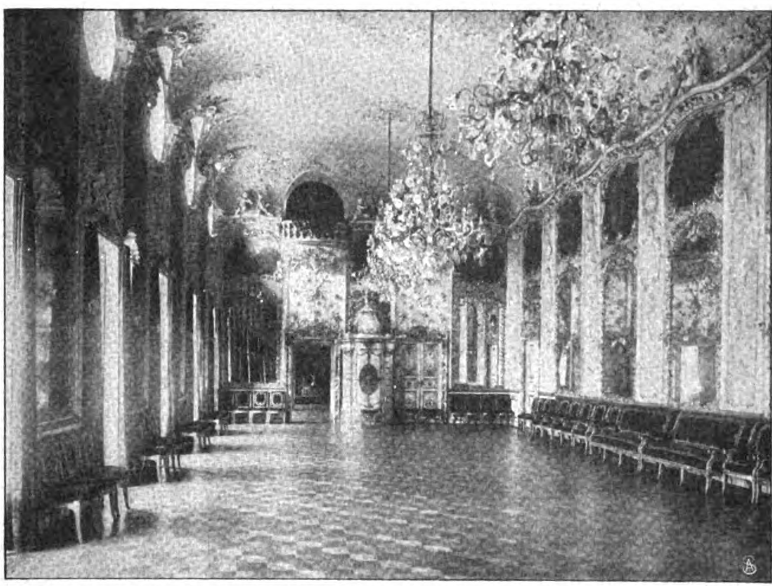
Das Gartenschlößchen **Theresienruh** in Regensburg.



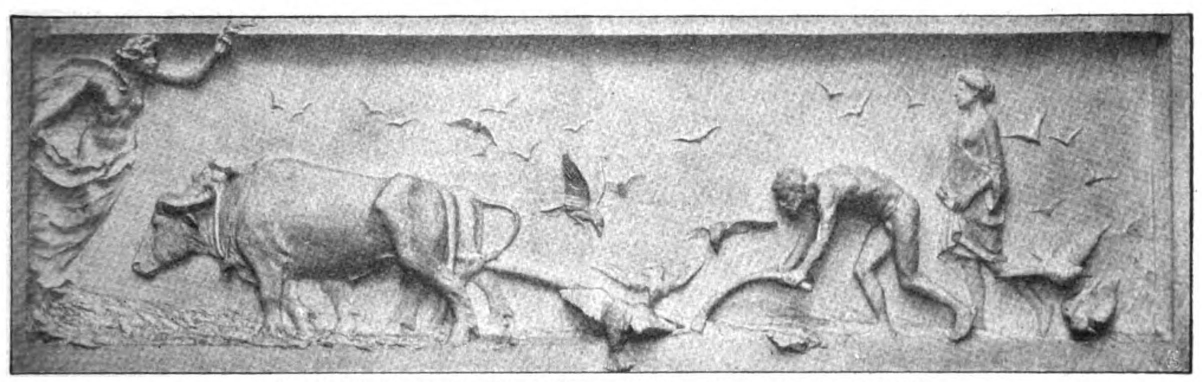
Aus dem Regensburger Schloß: Der Marmorsaal mit dem Wandrelief der Fürstin.

Jagdhaus Hütte inmitten herrlicher Jagdreviere; auch eine stimmungsvolle Totengruft in Obermarchtal und sehenswerte Gewächshäuser bei Kumpfmühl sind Schöpfungen des kunstsinnigen Fürsten. Das nach seinem Umbau als Landsitz der fürstlichen Familie dienende Schloß Prüfening wurde 1898 vom Fürsten erworben. Hier residierte 150 Jahre vorher ein Ahnherr des Hauses, Fürst Alexander Ferdinand, und in der pietätvollen Erhaltung des alten, ehrwürdigen Baus hat sich der Nachfolger selbst ein ehrendes Denkmal gesetzt. — Bekannt ist, daß jeder Sport im Haus Taxis eine Heimstätte hat; daher unterstützt Fürst Albert mit seinen reichen Mitteln jede Betätigung auf diesem Gebiet. So ist auch die Auffahrt des Hofes auf der Rennbahn in Regensburg für alle Kenner korrekter Anspanunng stets ein freudig begrüßtes Ereignis. Wie der Fürst und die Fürstin vorzüglich zu reiten verstehen, wissen auch die jungen Prinzen bereits die Zügel vortrefflich zu führen. Unsere Aufnahme Seite 25 zeigt die vier ältesten Prinzen mit dem fürstlichen Elternpaar vor einem gemeinsamen Ausritt, und jeder Kenner sieht auf den ersten Blick, wie vorzüglich die jungen Herren im Sattel sitzen. Die Tradition spricht hier wohl ein gewichtiges Wörtchen mit, denn gerade der Reit- und Pferdesport hat von jeher in dem fürstlichen Hause der Thurn und Taxis die eifrigste und liebevollste Pflege gefunden, und die Regimentsinhaberschaft des Fürsten, der an der Spitze der Zweiten Bayrischen Chevaulegers „Taxis“ in den Listen geführt wird, gründet sich auf eine alte Urkunde aus dem achtzehnten Jahrhundert, nämlich auf eine Verleihung Kaiser Karls VII. laut Hofkriegspatent vom Jahr 1742.

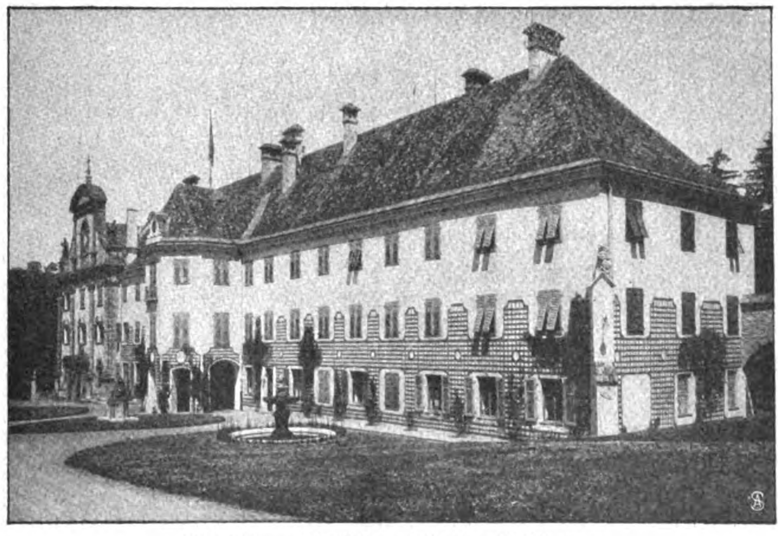
Wenn nun auch 1862 dem Haus Taxis unter dem Fürsten Maximilian Karl, dem Sohn des Fürsten Karl Alexander und dessen Gemahlin Therese, geborenen Herzogin von Mecklenburg,



Der Tanzsaal mit Durchblick auf den Thronsessel im Regensburger Schloß.



Ein Bildwerk det Fürstin: Teil des Reliefs „Die vier Jahreszeiten“.



Ansicht des Fürstlichen Schlosses Prüfening.

einer Schwester der Königin Luise von Preußen, die fürstlichen Postgerechtsame für immer verloren gingen, so überträgt sich doch der Dank, den die Welt dem genialen Franz von Taxis schuldet, als er die spanisch-habsburgische Monarchie unter Kaiser Maximilian I. mit seinem Postsystem verband, in gewisser Hinsicht auch auf alle seine Nachkommen. Das alte schöne Wort: „perpetua fide“, das sich das fürstliche Geschlecht zum Wahlspruch erkoren hat, mag auch heute noch eine die Allgemeinheit einbegreifende Auslegung zulassen.

In Benares.

Von Hanns Heinz Ewers. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Benares — was ist Benares? Um die Wahrheit zu sagen — ich weiß es nicht. Noch mehr: ich kenne niemand, der es weiß.

Einmal war mir das Wort ein schöner Klang . . .

Nun sah ich Benares. Und ich weiß dennoch nichts von ihr. Wie ich's versuche, es wird mir nie gelingen, das Wesen dieser Stadt zu ergreifen. Denn da erst, wo die Begriffe aufhören, wo das logische Denken sich umkehrt und der Wahnsinn zur Methode wird — da erst beginnt das Leben dieser Stadt.

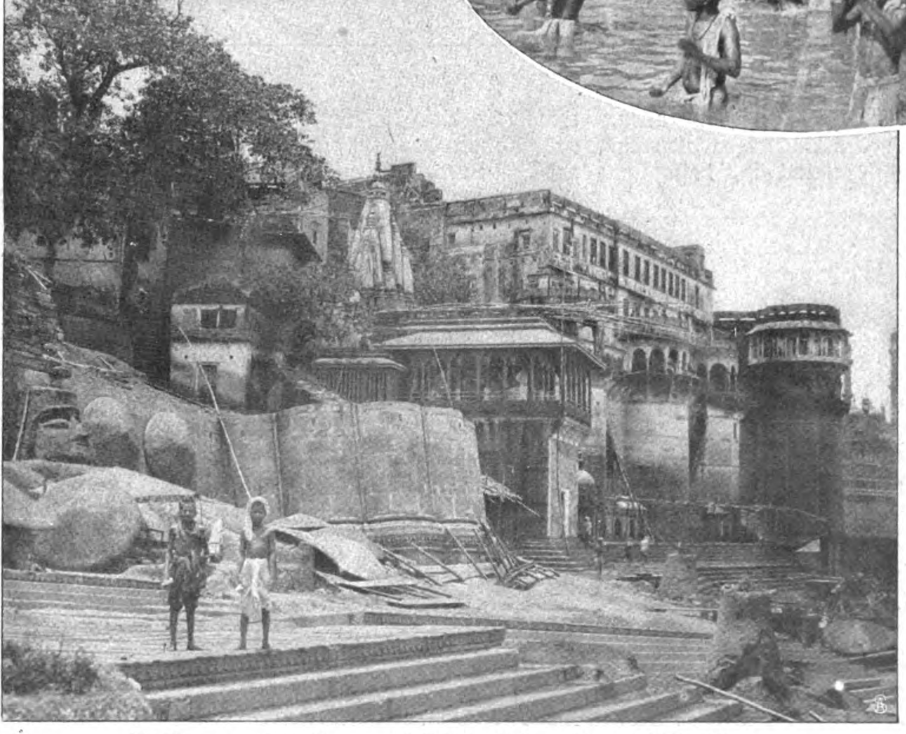
Ich las vieles, was kluge Leute über Benares schrieben. Keinen gibt es, der die Mutter am Ganges liebte, und auch keinen, der nicht im tiefsten Grunde von ihr erschüttert war. Was aber Benares ist — das weiß keiner zu sagen. Ebensowenig, wie ich es sagen kann.

Das, was ich jetzt hier schreiben will, ist richtig in jeder Zeile. Und dennoch wird es nicht Benares geben: Waranasi, die Stadt, die das beste Wasser hat!

Warânasi — die Stadt, die das beste Wasser hat — so ist der Name! Der Mensch, der dieses Rätsel zu lösen vermag, der allein ist imstande zu sagen, was diese Stadt ist! Das Wasser der heiligen Ganga nämlich ist das entsetzlichste Wasser der Erde. Millionen schmutziger Gläubigen baden im Strom und dazu die vielen Tausende, die allerhand Krankheiten haben — die am allermeisten. Alle Ströme der Welt zusammen aber tragen auf ihrem Rücken nicht halb so viel Verwesung wie die Ganga. Alles tote Getier wirft der fromme Inder in die heiligen Fluten, sogar auch menschliche Leichen — denn wenn auch die meisten Toten ver-

Badende Brahmanen.

brannt und nur ganz oder zum großen Teil verkohlt in den Fluß geworfen werden, so darf doch die Flamme der Domra sich ebensowenig an Kinder wie an Priester wagen. Diese wie auch an ansteckenden Krankheiten Gestorbene werden so, wie sie sind, in die Ganga geworfen. Und doch ist dieses ekle Wasser heilig, und doch baden in ihm und trinken von ihm zu jeder Tagesstunde alle die aber Tausende nackter Menschen, die das Ufer von Benares belagern — von Warânasi — „der Stadt, die das beste Wasser hat“. Wer ist wohl imstande, dieses Rätsel zu lösen?



In Benares: Das Aswamedh-Ghat mit dem Regengott Dalbhyeswar.

Im Palast des Maharadscha von Benares hat Fräulein Annie Besant ihr Hindukolleg. In dem großen Garten auf der andern Seite der Straße liegen verstreut manche Gebäude, Häuser ihrer Verwaltung. Da ist eins, das einen großen Saal in der Mitte hat — an den Wänden hängen die Bilder Krishnas, Shiwas und Wischnus, Durgas, Kalis und mancher anderer indischen Götter. Aber auch die von Christus und der Madonna, von Gotama Buddha, von Maharrira, dem Stifter der Jainareligion, von Mohammed, von Zarathustra, der der Parsen Glauben fand, von Lao-tse und von Konfuzius. Es ist eine Galerie aller Götter und Propheten. Mächtiger aber als sie und den ganzen Saal beherrschend prangen an beiden Enden große Bilder von Annie Besant. — Ihr Haus liegt im andern Ende des Parkes, das „Bienenhaus" heißt es, und das zu Recht. Denn fleißiger als Fräulein Annie Besant ist keine Biene auf Erden — siebzig dicke Bücher schrieb sie bisher, und in jedem Jahr kommen neue hinzu. In einem andern Haus werden sie gedruckt, in einem andern gebunden, in einem dritten verkauft. Und das etwas starke blonde Fräulein hat außer dieser gewaltigen Anstalt in Benares noch zwei andere großartige Religionstiftungen, in Kalkutta eine, die andere in Madras. Dazu reist sie herum durch die ganze Welt und lehret alle Völker — wie es geschrieben steht.

Der Affentempel der Durga.

Was will sie? In einem weiteren schönen Haus ihres Gartens empfing mich der Vorsteher ihrer Anstalten. Er war europäisch gekleidet, und ich glaubte zuerst, daß er ein „Halfcast" sei. Aber ich irrte mich wohl: gibt es doch manche Brahmanen, die nicht viel gelber sind als ich. Er war beleibt wie seine Herrin, und er war beredt wie sie. Er ließ mich kaum zu Worte kommen, begann seine Predigt und sprach so fort, eine gute Stunde lang. „Der Westen hat den Kopf", sagte er, „der Osten aber das Herz." Und die Miß und er selbst und alle die Mystiker und theosophischen Hindukolleges wollen nun Herz und Hirn verbinden: so werden die reinen Menschen erstehen, die Menschen, die würdig sind, das Paradies auf Erden zu haben. Es ist richtig: der Mann weiß nicht recht, was der Osten ist. Denn der Osten, das ist China, und seine Kinder haben nur ein Hirn und gar kein Herz und wissen nicht einmal, was ein Herz ist. Aber darum ist es doch wahr, daß sein Land, Indien, den großen Glauben hat. Den heißen, glühenden, gewaltigen Glauben, der vor nichts zurückschreckt, und der für dreihundert Millionen Inder dreihundert Millionen Götter wachsen ließ, den furchtbaren Glauben, der das Wasser der Ganga zum besten der Welten macht. —

Ich weiß nicht, ob dieser Mann — und mit ihm Fräulein Annie Besant und alle die Führer ihrer Bewegung — ein Phantast war oder ein Gläubiger, vielleicht war er beides zugleich. Aber ich weiß, daß aus seinen braunen, stechenden Augen eine wilde Flamme leckte, und diese kleine, giftige Flamme kenne ich gut — sah sie oft in manchen Irrenhäusern. Ein kleiner Funke des rasenden Wahnsinns, aus dem Benares wächst.

Das ist die eine Stelle, wo der uralte Wahnsinn der heiligen Stadt hinausleckt nach Westen hin. Aber dies durchaus europäische theosophische Kolleg von

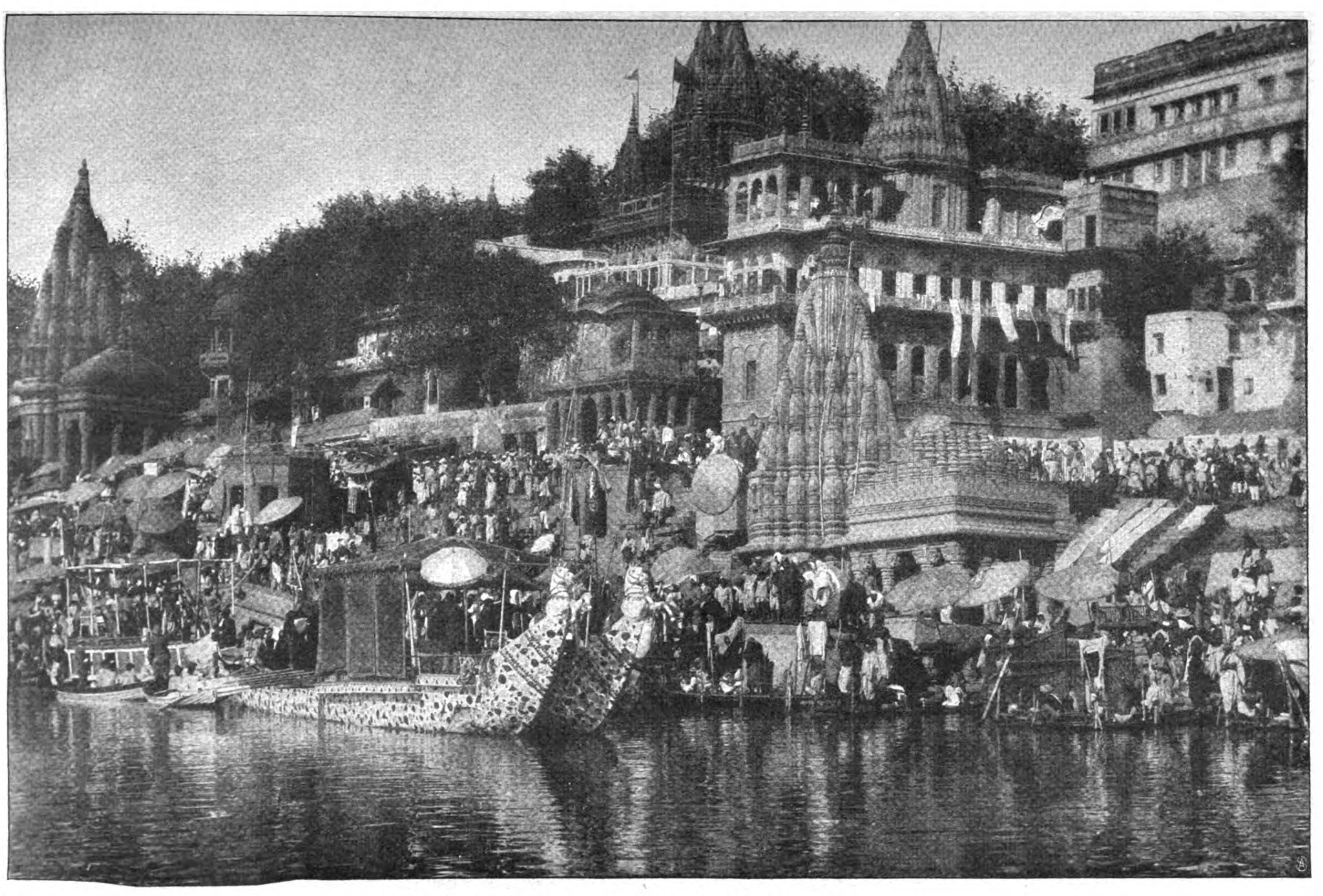
Hindumystikern — das eine weite Gesellschaft umschließt und einen engen, geheimen Kreis Geweihter wie alle Orden in des seligen Cagliostro Zeiten — das dazu nach Herzensluft „wissenschaftliche" Diplome verteilt wie amerikanische Schwindeluniversitäten — es paßt so recht an die Schwelle von Benares, deucht mich der wohluniformierte Torwächter der wahnsinnigen Stadt.

Hinter den Wällen legt sich der Irrwahn keine Schranken mehr auf. Heilige Affen hausen zu Hunderten in der schrecklichen Durga herrlichem Tempel (Abb. S. 31),

Maniharnika-Ghat, die Verbrennungsstätte am Ganges.

und ihre Bettelpriester bedauern es täglich, daß sie nur Ziegen opfern dürfen, und daß die Engländer ihnen das Menschenopfer untersagt haben — das Geschäft geht zurück, heilige Affen und Ziegenopfer ziehen nicht mehr recht. In den Gassen schreiten schwerfällig die heiligen Kühe und Stiere, zum Platzen überfüttert mit Blumen, Kräutern und geweihten Kuchen. Und die Frauen drängen sich heran an die Tiere, begierig, für ihre Gabe von ihnen ein klein wenig Mist zu bekommen — unfehlbare Heilmittel gegen alle Krankheiten der Seele und des Körpers. Unter dem heiligen Pippalbaum bei Chanki-Ghat verehren grotesk bemalte Pilger Schlangen, deren Bilder ringsherum aus dem Boden wachsen. Ziehen dann zum Gyan Kup, dem heiligen Brunnen des Wissens, in dem Shiwa selbst, der Zerstörer, sitzt. Nur Männer dürfen ihm auf nackten Füßen nahen. Ungeheure Mengen von geopferten Blumen verwesen in dem trüben Wasser, dessen Gestank selbst die heilige Ganga übertrifft.

In der engsten Stadt aber, wo sich Tempel an Tempel schiebt, einer immer seltsamer, merkwürdiger als der andere, drängt sich das fromme Volk so, daß man kaum einen Fuß vor den andern zu setzen wagt. Da ragt hoch über der Ganga der schöne, holzgeschnitzte Tempel des Fürsten von Nepal; Weiber knien vor seinen Bildern, die in keiner Weise unserem Gefühl von religiösen Darstellungen entsprechen. In dem wunderbaren goldenen Tempel, der Bischeschwar, die dem Herrn der Welt geweiht ist, in den benachbarten des Mahadöh und in dem Kuhtempel, die nur mit dem heiligen Mist der geweihten Tiere — gereinigt werden, treten die Frommen mit begnadetem Fuß in sehr hohen, heiligen Schmutz. Dicht an dicht kleben die Bettler an den Wänden, schauen gierig bald,



Sain-Ghat mit dem Festschiff des Radscha von Viznapuran.

bald indolent auf die Silber- und Kupferstücke, die die Priester den Fremden abbetteln, und speien ihren blutroten Betelspeichel. Und hier wie überall in den Ghats der Ganga wie in allen sechshundert Tempeln und in den vielen tausend Heiligtümern in den engen Gassen ragen die schwarzen Zeichen Shiwas empor — des Zerstörers, der im Lauf der Jahrtausende der Herr blieb im Glauben. Als Gotama Buddha aufstand, eben in dieser Stadt am Ganges, erwuchs Brahmas Religion ein furchtbarer Feind. Und Brahma, der Schöpfer, sank dahin; kaum ein Tempel im gewaltigen Indien dient heute seiner Ehre. Mit ihm verblich der Glanz Wischnus, des Erhalters. Aber Shiwa, der Böse, war stärker als beide: Satan siegte, wo Gott ohnmächtig war. Vor ihm brachen Menschen hier tun. Alt, ungeheuer alt scheint uns schon Buddhas Lehre, wie aus der Höhlenväter Zeiten aber starrt uns das Phantom des Zerstörers entgegen. So unendlich alt deucht es uns, daß wir gar nicht begreifen können, daß das alles noch heute Wahrheit ist. Wir starren mit aufgerissenem Mund auf die pilgernden Frauen, die umherziehen durch die Stadt und einem der vielen tausend Götterzeichen nach dem andern Blumen opfern.

Wir schütteln weiter den Kopf, wenn wir die Büßer sehen und die Yoghin, schweigend, weil wir kein Wort finden. Da liegt einer auf einer Ruhestätte von hundert spitzen Nägeln — seit acht Jahren liegt er da. Ein anderer schreitet durch die Menge, er trägt den rechten Arm hoch aufgerichtet. Das ist eine Buße, seit



Mir-Ghat, oben links die Pakalwanschule.

nach tausend Jahren die Tempel und Heiligtümer Buddhas, der, aus ganz Indien vertrieben, sich ostwärts neue Hunderte von Millionen Bekenner suchte. Shiwa aber, der Satan, wurde nun zum Gott: der Zerstörer wurde der Schöpfer zugleich. Das ist das gewaltigste Rätsel dieses Landes, und sein Symbol ist Shiwa, der furchtbare Gott, der Tod und Leben zugleich ist, und dessen Zerstörung die Schöpfung ist. Zerfallen liegen am Ganges gewaltige Paläste, riesige Ghats, herrliche Tempel, unterspült und zerbrochen von den heiligen Fluten. Aber unbekümmert bauen die Söhne auf den Trümmern der Väter: neue Ghats heben sich wieder, neue Tempel und Paläste entstehen in glanzvoller Pracht. Nur aus dem Tod blüht das Leben: so will es Shiwa.

Es ist, als ob in dieser heißen Sonne die Religionen schneller altern, als bei uns — so wie es die nun siebzehn Jahren läuft er so. Der Arm ist längst in der Stellung festgewachsen, das Fleisch fast verschwunden, nur die starren, verwachsenen Sehnen halten die Knochen. Jener trägt auf Lebenzeit ein Tuch um den Kopf, und dieser läßt sich lang hinfallen bei jedem Schritt und mißt mit seinem Körper die Entfernung von Manikarniha-Ghat bis zum Tempel von Ramesvaram. Das ist seine Weise, durch Indien zu reisen, tief hinab bis zu dem heiligen Tempeleiland bei Ceylon. —

So ist Benares die heilige Stadt des Wahnsinns. Ich fühle sie wohl — irgendwo in mir. Irgendein längst gestorbener Instinkt aus der Urväter Zeit wacht in mir auf: der kann sich wohl in Verbindung setzen mit ihr. Ich aber kann es nicht. Ich kann das nicht greifen, was die Menschen Benares nennen. Nichts bleibt mir von ihr als ein schwüler, entsetzlicher Klang und eine fressende Flamme des Wahnsinns.



Großmutter.

Skizze von Charlotte Niese.

Frau Doktor Roßheim war so aufgeregt, daß sie während ihrer ganzen Reise mit sich selbst sprach oder den Brief halblaut wiederholte, der sie so geärgert hatte. So sehr, daß sie nach seinem Empfang sofort auf die Bahn ging, sich eine Fahrkarte nach der großen Stadt nahm und beinah in der Morgenhaube hingefahren wäre. Dies war nun nicht geschehen: die getreue Lisette, ihre Haushälterin und langjähriges Faktotum, hatte ihr noch den Hut aufgesetzt und die Haube in ein Körbchen mit allerlei notwendigen Utensilien gepackt. Die Frau Doktor merkte fast nichts davon. Noch niemals hatte sie sich so geärgert, noch niemals war ihre Tochter so aufsässig geworden wie in diesem Brief.

„Liebe Mutter," so schrieb sie, „sei, bitte, nicht böse, aber Hilde will den jungen Reisemann nicht heiraten. Sie sagt, daß sie ihn nicht ausstehen kann, und daß er immer hinter den Schauspielerinnen her wäre. Also liebte er sie auch nicht. Sie möchte so gern studieren. Aerztin möchte sie werden, und sie glaubt, daß sie den Kranken helfen könnte, und daß sie dann glücklicher sein würde, als wenn sie einen ungeliebten Mann heiratete. Und Max wird wohl Ostern die Schule verlassen. Das Griechische wird ihm schwer, und studieren will er doch nicht. Ich habe ihn schon bei einem der tüchtigsten Schlossermeister als Lehrling angemeldet. Er möchte gern Maschinenbauer werden. Zuerst, liebe Mutter, wirst Du vielleicht mit diesen Plänen nicht einverstanden sein: aber es gilt doch, die Kinder einem Beruf zuzuwenden, den sie lieben, und in dem sie etwas Nützliches werden können. Ich wäre gewiß zufrieden, wenn Hilde einen guten Mann bekäme. Aber erstens ist sie noch reichlich jung zum Heiraten, und wenn sie Reisemann nicht mag, dann dürfen wir sie doch auch nicht überreden!"

Wenn Frau Doktor Roßheim an diesen Satz kam, dann lachte sie höhnisch. Sie war damals nicht gefragt worden, ob sie die dritte Frau des alten, komischen Roßheim werden wolle; es konnte sein, daß sie zuerst geweint hatte: junge Mädchen sind oft verrückt, aber es war so lange her — sie mochte auch nicht geweint haben. Jedenfalls war sie ihren Eltern gehorsam gewesen und ihre Tochter Hildegard gleichfalls. Der Amtsrichter Berg war weder klug noch sehr liebenswürdig. Aber er hatte um Hildegard angehalten, und sie durfte ihn selbstverständlich nicht ausschlagen. Denn in der Kleinstadt waren die Aussichten fürs Heiraten schwach, und man mußte nehmen, was da war. Hildegard und Herr Berg hatten sehr ordentlich miteinander gelebt: er war immer kränklich gewesen und immer verstimmt; dafür aber war er auch der Mann, und eine gute Ehefrau mußte sich fügen. Unangenehm war, daß er so früh starb und seine Witwe mit ihren zwei Kindern in bedrängten Verhältnissen zurückließ. Da mußte Frau Doktor aushelfen, und da der Amtsrichter zuletzt in der Großstadt gewesen war, so befahl die alte Dame, daß ihre Tochter mit den Kindern gleichfalls dort bliebe. Sie war nicht kinderlieb, und sie hatte lieber ihren Frieden, als daß sie die sorgenvolle Miene ihrer Tochter täglich vor Augen hatte. Natürlich schickte sie etwas Geld, aber nie ohne Weisungen, wie diese kleinen Summen zu verwenden wären, und als im vorigen Sommer die Enkelin sie auf einige Wochen besuchte, da beredete sie ihre Verlobung mit Frau Justizrat Reisemaun, die schon lange eine Frau für ihren Louis suchte. Er galt allerdings für etwas „leicht", wie man in der Kleinstadt sagte. Dafür aber war er auch ein Mann und hatte eine gutgehende Fabrik. Wenn er Hilde heiratete, dann konnte sie sich freuen. So machten also Frau Doktor und Frau Justizrat die ganze Geschichte fast fertig, und der schöne Louis sagte nicht nein, weil er anfing, sich als Junggeselle zu langweilen, und weil Hilde wirklich ein hübsches, kluges Mädchen war, das als Frau Reisemann eine gute Figur machen würde. So also war Hilde versorgt, und Max sollte Jura studieren. Zuerst ging die Karriere ja ziemlich langsam, aber es war ein so anständiges Studium, und wenn man nur nicht im Referendar- und im Assessorexamen durchfiel, dann konnte man bequem Minister werden. Ein Onkel von Frau Doktor war wirklich Minister gewesen. Noch heute wurde sie bewegt, wenn sie an den großen Mann dachte, dessen Frau beinah noch gelebt hätte, wenn sie nicht an einem Hühnerknochen erstickt wäre.

Ja, der Max sollte Minister werden, und nun ging er zu einem Schlosser in die Lehre! Frau Doktor wunderte sich, daß sie nicht der Schlag gerührt hatte. Bezahlte sie darum ihrer Tochter einen Teil der Miete und schickte auch sonst noch Geld, daß man ihren Willen für nichts achtete? Oho, so hatte sie nicht gewettet! Die unnatürliche Tochter mit ihren ungeratenen Rangen dachte wohl nicht, wie schnell die Eisenbahn heutzutage fuhr: wie bald das Verhängnis nahen konnte. Hildegard war immer eine gehorsame Tochter gewesen: wenn die Mutter plötzlich vor ihr stand, dann würde sie schon wieder wissen, wer hier zu befehlen hatte. Keinen Groschen erhielt die Familie mehr, wenn sie nicht tat, was Frau Doktor Roßheim wollte!

Mit diesen Gedanken stieg die Großmutter aus der Droschke, die sie auf dem Bahnhof nach Ankunft des Zuges genommen hatte, um möglichst schnell zu den Verbrechern zu kommen. Denn Verbrecher waren alle drei: anders nannte sie sie nicht mehr innerlich.

Und dann stand sie vor einem schmalen Haus, in einer noch schmäleren Gasse, bezahlte den Kutscher und erklomm einige Treppen.

Sie war noch niemals hier gewesen. Die große Stadt flößte ihr immer Grauen ein, und wenn sie Hildegard und ihre Enkel sehen wollte, dann konnten sie ja zu ihr kommen. Allerdings, mit Einladungen war sie nicht freigebig gewesen. Mit Hausbesuch kam man aus seiner Ordnung, und die Tochter hatte es ja sehr gut.

Vier Treppen hoch wohnte sie allerdings, und Frau Doktor Roßheim war atemlos, als sie heftig an der Glocke riß, auf der in kleiner, bescheidener Schrift der Name „Berg" stand. Was war das nun noch für ein Unsinn? Wenn man Frau Amtsrichter hieß, dann mußte man sich auch so auf der Türglocke nennen.

Gerade wollte sie zum zweitenmal schellen, da schlurften Schritte herbei, und es wurde vorsichtig geöffnet.

„Hier wird nix gegeben!" sagte eine weinerliche Stimme, und eine Hand wollte die Tür wieder schließen, als Frau Doktor ihren Fuß dazwischen setzte.



„Wo ist Frau Amtsrichter Berg?" fragte sie zornig, während sie sich auf den Korridor drängte und eine kleine Frau mit einem verbundenen Gesicht betrachtete, die bei ihrem Anblick einen Laut des Schreckens ausstieß.

„Mein Beste, wer sind Sie? Wolln Sie stehlen? Ach du liebe Zeit, hier, bei Frau Amtsrichter, is nix zu holen, und ich bin 'ne arme Witfrau, die auch bloß zum Einhüten hier is!"

Frau Roßheim machte eine hastige Bewegung.

„Benehmen Sie sich nicht töricht!" sagte sie streng. „Ich bin eine Bekannte von Frau Amtsrichter und will sie besuchen! Wo ist sie?"

Die Einhüterin hielt eine kleine brennende Petroleumlampe in der Hand und musterte die Erscheinung des Besuchs. Diese gutgekleidete Frau mit den ernsten Zügen schien ihr nicht wie eine Einbrecherin auszusehen. Zögernd stieß sie die Tür eines Zimmers auf.

„Na, dann setzen Sie sich man ein büschen. Aber Frau Amtsrichter kommt erst spät wieder. Sie macht 'ne kleinen Landpattie, und das kann man sie von Herzen gönnen, wo sie doch immer so viel Arbeit mit das alte Sticken hat, und denn noch der Pangschonär, der auch besorgt werden will. Abers er is sonst ein netten Menschen und ganz solide. Ich mach ihn nachher sein Abendbrot, und wenn er da is, denn sieht er nach die Tür, und ich kann gehen. Was mich ganz recht is, weil ich so gräsige Zahnweh hab und mir am liebsten in mein Bett legte. Aber ich gönn Frau Amtsrichter die kleine Landpattie, und denn verdien ich noch gern was. Mein Tochter hat doch die kleinen Kinders, und der Mann is vom Dach gefallen. Er war gleich tot — for ihn war es gut, abers mein Tochter kann allein nich mit ihre Kinders leben, und da dank ich mein Herrgott, daß ich noch ein büschen mitverdienen kann: bloß, daß ich heute so gräsige Zahnweh hab, und —" sie hielt mit Sprechen inne und stöhnte.

Frau Doktor seufzte unwillig. Sie liebte es nicht, wenn andere Leute ihr von ihren Leiden erzählten, und noch dazu diese gewöhnliche Frau! Außerdem ärgerte sie sich sehr. Nun war sie eigens in die Stadt gefahren, um ihrer Tochter samt Kindern den Standpunkt klarzumachen, und nun saß sie in einem leeren Zimmer. Was bedeuteten überhaupt die Reden der Einhüterin? Ihre Tochter stickte für Geld, und es sollte da ein Pensionär sein? Bezahlte sie, Frau Doktor, nicht einen Teil der jährlichen Miete für die Wohnung und schickte gelegentlich noch Geld? Zwanzig Mark zu jedem Geburtstag und vier Seiten voll Ermahnungen, mit der großen Summe vernünftig umzugehen? — — —

Als sie den Mantel abgelegt hatte, sah sie einen verhängten Stickrahmen stehen, von dem sie halb in Gedanken das Tuch nahm. Du lieber Himmel, welch ein Augenpulver! Auf grünlichem Tuch waren große, schneeweiße Vögel und rosa Blumen gestickt. Die Arbeit war nicht häßlich: Frau Justizrat Reisemann hatte sich kürzlich eine ähnliche Stickerei aus der Stadt schicken lassen und wollte ein Rückenkissen damit beziehen. Fünfzig Mark kostete die Arbeit, wie sie ihrem Kaffeekränzchen mitteilte. Wenn nun Frau Doktors eigene Tochter Hildegard — —

Hinter ihr räusperte es sich. Die Einhüterin war doch etwas ängstlich mit dem fremden Besuch und beobachtete ihn.

„Is das nich ne schöne Arbeit?" fragte sie schüchtern. „Frau Amtsrichter kann es so fein machen, und sie kriegt es auch einigermaßen bezahlt. Abers es is doch nich leicht, den ganzen Tag zu arbeiten, wenn man auch noch den Hausstand hat. Fräulein Hilde is ja ganz gut und willig. Abers sie muß viel lernen und der junge Herr auch. Nu, in ein paar Jahrens sind sie woll aus dem gröbsten, und denn soll Frau Amtsrichter nich mehr so fleißig sein. Ich sag ümmer, wenn die leibliche Mutter das wüßt! Denn Frau Amtsrichter hat noch ne Mutter, und sie soll Geld haben und in guten Jahrens sein, so daß sie noch ihren Verstand hat. Abers die kümmert sich um nix. Ich weiß es man von den jungen Herrn, der mannichmal ein büschen doll is und denn allerhand sagt. Och, wenn ich man Geld hätt, wie wollt ich for meine Enkels sorgen. Das kleine Mädgen hat der englische Krankheit, und was der klein Jung is —"

„Hören Sie, gute Frau, Ihre Kinder gehen mich nichts an! Lassen Sie mich allein: Sie brauchen mich nicht zu beobachten und zu unterhalten!"

Die andre murmelte eine Entschuldigung, und dann griff sie sich von neuem an den Kopf.

„Och, ich soll ja noch Butter for den Pangschonär holen! Nu kommt er gleich, und denn kann ich ihn die Tür nich aufmachen!"

„Ich werde schon nachsehen!" rief Frau Doktor, der es angenehm war, einen Augenblick ganz allein zu sein. Sie machte wirklich einen vertrauenerweckenden Eindruck: die andre sah sie noch einmal von der Seite an und verschwand dann mit dem Buttertopf.

Frau Roßheim war allein, und sie atmete auf. Wie unangenehm war diese Frau, und wie lästig, daß ihre Tochter kein eignes Dienstmädchen hielt. Unwillkürlich sah sie sich noch einmal um und griff nach einem Buch, das oben auf einem Haufen von Schriftstücken lag.

„Handbuch der Anatomie!" las sie und legte das Buch hastig aus der Hand. Wie kam ein so unanständiges Buch in das Wohnzimmer der Tochter? Ein Blättchen fiel bei der Bewegung aus dem Buch, und Frau Roßheim bückte sich danach, um einen fast ängstlichen Blick darauf zu werfen. Aber es stand nichts Schlimmes darauf: ein Stück eines Briefes schien's zu sein, den man aus Langweile lesen konnte.

„Schön ist's hier, liebste Hilde, aber ich muß stark arbeiten, weil ich große Lücken in meinen Kenntnissen habe. Das geht ja so mit uns armen Frauen, die bis zur Konfirmation meistens Stückwerk lernen. Doch wenn ich denke, daß ich vielleicht mal den Menschen helfen kann, dann lerne ich munter drauf los. Großmutter schreibt mir immer ermutigende Briefe. Sie bezahlt mein ganzes Studium, obgleich sie selbst nicht viel hat, und ihre Briefe sind lieb und ein Trost. Dabei fällt mir Deine Großmutter ein. Du sagst, daß sie sehr wohlhabend ist, aber sich gar nicht darum bekümmert, ob Ihr's schwer habt. Sie denkt nur an ihre Kaffeegesellschaften und Skatpartien und will Dich mit einem kleinstädtischen Schwerenöter verheiraten, damit Du eine Versorgung hast. Hilde, diese ganze Beschuldigung glaube ich nicht so recht. Wie soll Deine Großmutter wissen, daß Ihr's sehr knapp habt, wenn Ihr nicht den Mund auftut? Sie ist eben eine ältere Dame und kann sich nicht ohne weiteres denken, wieviel heutzutage zum Leben gehört, daß eine kleine Pension und eine kleine Unterstützung nicht viel ver-



schlagen, wenn die Kinder älter werden und mehr lernen müssen. Großmütter sind doch immer so gut, so viel milder als die Mütter, die noch selbst mitten im Leben stehen und oft hart kämpfen müssen. Ich würde wirklich einmal in die possierliche kleine Stadt reisen und Deine Großmutter auf andere Gedanken bringen. Sie wird Dich verstehen, davon bin ich überzeugt. Denn sie kann nicht aus der Art der liebevollen Großmütter geschlagen sein!"

Es klingelte draußen, aber Frau Doktor achtete nicht darauf. Sie las den Brief schon zum drittenmal und fuhr erst auf, als die Glocke schrill gellte. Da eilte sie denn an die Tür, öffnete und wurde im dunklen Flur von einer frischen Stimme angeredet.

„Nun, Großmutter, können Sie denn gar nicht mehr hören?"

Aber dann erblickte der junge Mann im Halbdunkel doch eine andere Gestalt und nahm seinen Hut vom Kopf.

„Ach, entschuldigen Sie vielmals! Ich glaubte, es wäre die alte Rike, die ich Großmutter nenne, weil sie immer von ihren Enkeln spricht!" Da kam auch schon die alte Rike die Treppen hinaufgekeucht.

„Ich bin man eben ein büschen weggewesen, Herr Scholz! Frau Amtsrichter macht ein klein Pattie auf die Heide, wo doch mein Nevöh wohnt. Er nimmt Sommergästens und macht es billig. Und Frau Amtsrichter soll doch Erholung haben, weil daß sie ein büschen swach is und all die Sorgens hat. Ihr Mutter gibt nix Orrentliches und hat jawoll kein rechtes Herz, und Frau Amtsrichter is stolz und —"

Die Alte war mit dem jungen Menschen in die Küche gegangen, und Frau Roßheim hörte nicht den Schluß der Rede.

Sie ging wieder ins Wohnzimmer und griff zu dem Briefblatt in ihrer Hand. Dann ging die Küchentür wieder auf, und Frau Doktor hörte, wie der junge Herr fragte, was das denn für ein Besuch wäre.

Rike konnte nicht leise sprechen, suchte auf dem Korridor nach Streichhölzern und antwortete ziemlich verständlich. „Ich weiß es nich; sie sagt, sie is ein Bekannte: abers sie hat son büschen was Grimmiges, und ich fürcht, daß Frau Amtsrichter sie Geld schuldig is, und daß sie es nu haben will. Denn sonstens würd sie doch am Ende wieder weggehen!"

Dann flüsterten beide ganz leise zusammen, und Frau Doktor konnte den Stimmen anhören, wie sie besorgt waren und doch nicht recht wußten, was sie mit dem unliebsamen Gast anfangen sollten.

Bis Herr Scholz wieder laut sprach und berichtete, daß seine Großmutter ihm ihr Bild geschickt habe, und daß er es fein einrahmen lassen wollte, sobald er nur Geld hätte.

Und die Großmutter hier im Zimmer hob unwillkürlich die Augen zu einem kalten Oelbild, das sie in jungen Jahren vorstellte und den Ehrenplatz über dem Sofa hatte. Es hatte einen schönen Goldrahmen, und man konnte merken, daß es täglich säuberlich abgewischt wurde, wie es sein mußte. Aber ob wohl jemals die Augen der Abwischenden mit Liebe auf diesen kühlen Zügen, auf dem schönen Seidenkleid ruhten, das so künstlerisch gemalt war?

Frau Doktor Roßheim wunderte sich. Wie kam sie auf diese Gedanken? Aber sie wunderte sich weiter, und dann nahm sie plötzlich ihr Reisekörbchen und schlich wie eine Diebin leise aus der Wohnung. Die alte Rike und der Pensionär plauderten lustig in der Küche zusammen. Sie schien ihre Zahnschmerzen vergessen zu haben, und er trank Tee und aß Eier dazu. —

Und dann saß die alte Dame wieder in ihrem eignen gemütlichen Zimmer. Die Sonne schien freundlich auf ihre schönen Möbel; draußen sangen die Vögel, und in der Küche hockte die alte Lisette und ließ sich von einer Zigeunerin aus dem Kaffeesatz wahrsagen, ob ihre Frau Doktor noch lange leben würde. Denn sie war von einer geheimnisvollen Reise mitten in der Nacht wiedergekehrt und war so still und sonderbar verändert, daß sie nicht einmal gescholten hatte, wie sie eine halbe Stunde vor ihrer eignen Haustür stehen mußte, ehe die verschlafne Dienerin öffnete.

Nach dem, was die Wahrsagerin über die Frau Doktor wußte, und nach dem Erstaunen der Dienerin prophezeite sie ihr eine Art von Gehirnerweichung, und Lisette weinte ein wenig. Wußte sie doch nicht genau, ob sie im Testament ihrer Herrin bedacht war.

Frau Doktor Roßheim aber ging an ihren Schreibtisch und setzte die Worte auf Papier, die sie schon lange im Kopf hatte. „Liebe Hildegard! Ich habe Deine Mitteilungen erhalten, und wenn Dir die Wünsche Deiner Kinder recht sind, so habe ich natürlich nichts dagegen einzuwenden. Ich gehöre nicht zu den Großmüttern, die für die Gedanken der Jugend kein Verständnis haben, und wenn es mir auch leid tut, daß Hilde den jungen Reisemann nicht heiraten will, so wird er sich wahrscheinlich trösten. Sie muß, gerade wie Max, ihre eigenen Wege gehen, die sie hoffentlich zum Glück führen. Wir bereden aber vielleicht noch alles; denn ich möchte Dich sehr bitten, doch so bald wie möglich auf längere Zeit zu mir zu kommen und so lange wie möglich zu bleiben. Ich habe ja Platz genug, und mir scheint, eine Tochter gehört in Deinem Fall zu ihrer Mutter, wie auch die Enkel zu ihrer Großmutter. Ich habe außerdem ganz vergessen, Dir die tausend Mark zu schicken, die ich seit vorigem Jahr für Dich bestimmt hatte; vielleicht schreibst Du mir, wieviel Du gleich davon haben willst. Verzeih mir meine Unterlassung. Als alte Kleinstädterin weiß ich nicht so viel von den Bedürfnissen der Jetztzeit und habe versäumt, mich nach Deinen Wünschen zu erkundigen. Es soll nicht wieder geschehen. Komm nur her und sorge dafür, daß meine guten Freundinnen mich nicht mit ihren Skatpartien und Kaffeegesellschaften zu sehr belästigen. In meinen Jahren muß ich jemand haben, der für mich sorgt, und Du als meine Tochter bist die Erste dazu. Also laß nicht zu lange auf Dich warten und bringe meine Enkel mit. Sie kennen ihre Großmutter ja kaum. Vielleicht erneuern wir die Bekanntschaft etwas gründlich. Zum Schluß noch eine Frage. Hast Du vielleicht jemand in Deiner Bekanntschaft, der Zahnschmerzen hat? Ein junger Herr aus unserer Stadt ist bei Euch Zahnarzt geworden, und ich möchte ihm gern weiterhelfen. Wenn Du von irgendeinem bedürftigen Patienten weißt, so schicke ihn nur zu ihm (die Adresse lege ich bei), er wird ihn schon gut kurieren. Die Rechnung möchte ich dann später begleichen. Und nun lebe wohl, liebe Tochter! Es freut sich auf Euch alle

Deine Mutter und Deiner Kinder Großmutter!"

◆◆◆

Ein Diner in Bildern.

Von H. von Schrötter. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

1

Mögen die Apostel der vereinfachten Geselligkeit locken soviel sie wollen — der Höhepunkt jeder Gastfreundschaft ist und bleibt das Diner oder, wie wir mit rührender Naivität zu sagen pflegen, auch wenn es um 1/2 8 Uhr abends stattfindet, das „Mittagessen". Das Diner ist würdevolle Repräsentation und als solche in eine gedämpfte Form der Lebensfreude geprägt. Alle Festlichkeiten, bei Hofe wie in der Familie, gipfeln in einem feierlichen Mittagessen. Man feiert Herrscher und Würdenträger, Geburtstagskind und Brautpaar, empfängt den Neuen und entläßt den Scheidenden mit prunkvollem Mahl. Das Diner ist der große Stimmungsmacher unter allen geselligen Zusammenkünften, ist der große Ruhepunkt in der Gesellschaften Flucht, wo sich die abgehetzte Weltdame und der noch abgejagtere Weltherr endlich einmal erholen. Es ist das Schlachtfeld für die Frau, nicht für das junge Mädchen. Das triumphiert bei den Walzerrhythmen des Ballsaals und beurteilt selbst das Diner dansant lediglich nach seiner zweiten Worthälfte. Anders die Frau. Für sie bedeutet es viel. Hier siegt sie durch den Gesamteindruck ihrer Persönlichkeit, nicht nur durch den leichten Walzerschritt. Der kleinere Kreis sichert ihr Beachtung, Spielraum, Betätigung. Die Bühne des Hauses ist auf intimere Wirkung gestimmt als die des Ballsaals. Und nicht nur die schöne Frau kommt zur Geltung, jene, die ohnedies immer gefeiert wird, sondern auch die kluge, geistreiche. Eine ganze volle Stunde — ist die Dienerschaft ungeschult: auch länger

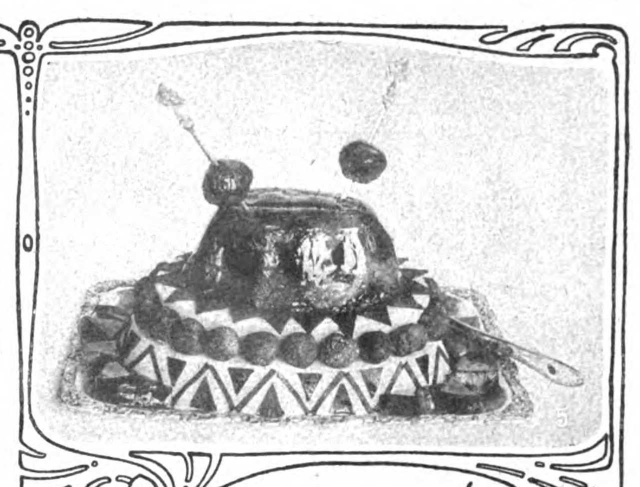
2

3

4

— hat sie Frist, sich von der vorteilhaftesten Seite zu zeigen. Zu siegen durch den Reiz ihrer Unterhaltung, mit der sie ihren Nachbar oder ihre Nachbarn zu fesseln versteht.

Ein Diner muß kurz sein, darf nicht bis Mitternacht dauern wie ein „freundschaftliches Butterbrot". Darf auch nicht auftrumpfen mit einer endlosen Speisefolge, wo nach dem Gedankenstrich „Römischer Punsch" ein neues Menü serviert wird. Das ist vieux jeu, wie die früher beliebte Doppelanrichte von zwei verschiedenen Platten beim gleichen Gang. Nehmen wir ein Beispiel: Auf 7 Uhr ist geladen, spätestens 7.10 geht's zu Tisch — denn Glockenschlagpünktlichkeit ist Gesetz für



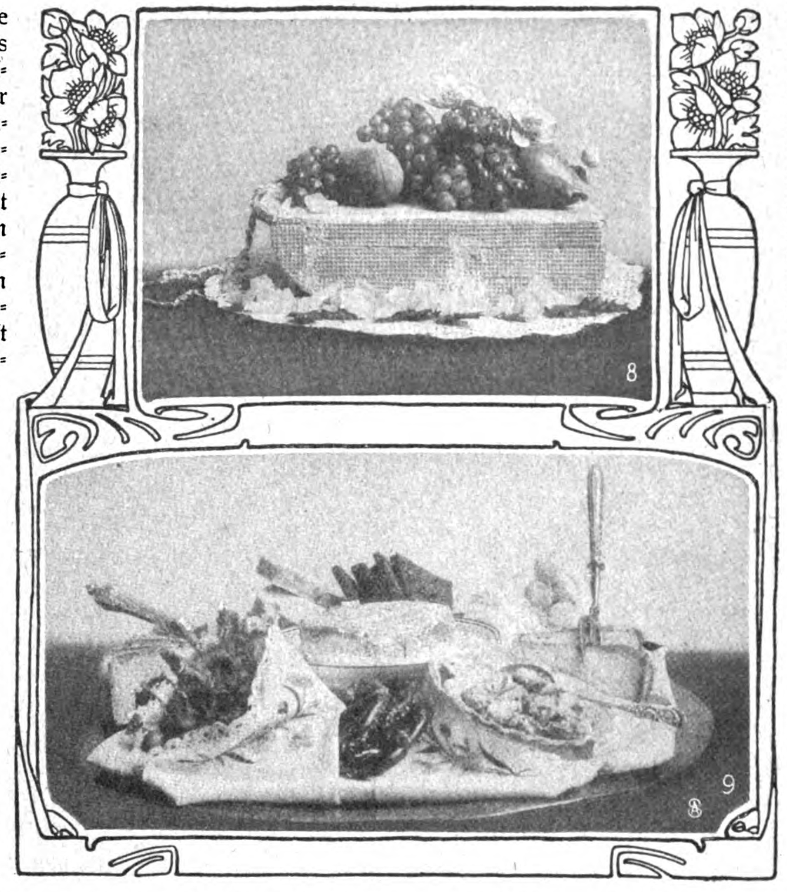


Dinergäste — um 8.15 „Gesegnete Mahlzeit - Sagen", Mokka bis 8.30. Von 8.30 bis 9 Uhr Rauchstunde, dann Wiedervereinigung im Salon. Um 9.15 die verabschiedende Tasse Tee und das Miniatursandwich, um 9.30 der Wagen. Das ist eine Kürze, in der die Lust — und die gesundheitliche Erlaubnis — zur Wiederholung liegt.

Zuerst einen Bissen zur Anregung des Appetits. Einen Auftakt zur Menükomposition der Hausfrau (Abb 1). Etwas Leckeres, was A. noch nicht hatte und B. noch nicht kennt. Und dann ein paar Löffel heiße Suppe — keine der brennenden, beißenden, die einmal Mode waren — nein, ein zartes Püree von Hühnerbrüsten mit grünen Spargelspitzen, eine Madrilaine von Tomaten oder das verdünnte Mus von Artischockenböden mit Schlangenlinien von kalter, ungesüßter Schlagsahne, die langsam zerfließen und sich mit dem Lichtgrün mischen (Abb. 2).

Nach der Suppe stets der Fisch. Nicht der garnierte Braten, wie es Küchenweisheit oft anordnet. „Langusten nach Pariser Art." Noch lieber als den Helgoländer Hummer — und das will doch etwas sagen — ißt der Feinschmecker seine weitaus größere, gewichtigere und gehaltvollere Cousine aus dem Mittelmeer, die keine Scherenwaffe trägt (Abb. 3). Zu ihren schneeweißen Schwanzscheiben schmeckt Frühlingsalat aus jungen Gemüsen und Kaviareiern, oder man serviert sie mit einer Remouladensauce.





„L'oiseau de Phase est un mets pour les Dieux“ sagt Voltaire. Aber auch wir goutieren den kaukasischen Göttervogel, wenn er butterweich und zart erscheint, umgeben von der Schillerpracht seiner Federn (Abb. 4). Traditionelle Beigabe ist der Champagnerkohl, über Austern angerichtet oder mit einer zerkleinerten, sehr reifen Ananas geschmort, wie man es in Hamburg macht. Auf den garnierten Eingangsbraten — der in der Fleischfarbe stets verschieden sein soll vom Hauptbraten — folgt die Mittelschüssel. Das Ragout, die Paste oder eine Geleeanrichte. Gänseleber in Aspik! Wer ließe das vor übergehen? Gänseleberpastete ist die Leidenschaft selbst leidenschaftsloser Gemüter und solcher, die über andere Leidenschaften schon hinaus sind (Abb. 5). Aber geeist muß sie sein. Stubentemperatur ist nichts dafür. Toast muß es dazu geben und Pumpernickelscheiben — direkt barbarisch ist Salz und gar Zitronensaft — und Markobrunner Cabinet oder Johannisberger Auslese aus einem richtigen Kometenjahr . . .

Nach der Mittelschüssel der Geflügelbraten oder, gab es den zu Anfang, der in der Farbe abstechende, also hier ein heller — Schlachtbraten. „Nach Lukull“ zubereiten heißt, zwischen je zwei Bratenscheiben eine Schnitte Gänseleber einfügen und das Ganze während des Bratens wie beim Anrichten über und über mit Champignonspüree und Pilzen bedecken (Abb. 6). Ja, die alten Römer verstanden zu leben . . . Und dazu einen Salat von Thunfisch nach berühmtem Heimerdingerschen Rezept.

„Périgordtrüffeln in der Serviette“ ist der nächste Gang (Abb. 7). Hier ist der Pilz nicht Ausputz bloß, sondern die Kost, das Gericht selbst. Glänzend, schwarz wie die Kohle, eben aus dem Sherrysud entnommen. In den kleinen aparten Tassen, die sonst nur beim Café noir zur Geltung kommen, diese Brühe selbst, die Trüffelbouillon.

Ein eßbarer Schlitten fährt uns die bunten Champagnereisfrüchte vor den Teller (Abb. 8). Und nach ihm — nicht vor der Süßigkeit, wie viele glauben — kommt der Magenschluß, den man nicht missen mag, das „Hamburger Käsetuch“ mit all den kleinen Finessen, die den Geschmack der Käsearten erhöhen, das Guajavagelee, die heißen Knuspermandeln, der geschabte Rettich, warme Maronen, papierdünne Salzkakes (Abb. 9).

Ja, ein Diner ist eine Folge von Genüssen für den, der es ißt. Wer's gibt — nun der tröstet sich damit, daß er es demnächst in Gemütsruhe bei dem andern essen darf.

❖❖

Bilder aus aller Welt.



Jacob Moser,
ein geborener Deutscher, wurde Bürgermeister von Bradford in Yorkshire.

Ein geborener Deutscher Jacob Moser wurde vor kurzem zum Bürgermeister der Stadt Bradford in Yorkshire ernannt. Gewiß ein seltenes Ereignis im englischen Leben.

Fräulein Jane Herveux, eine ebenso hübsche wie kühne Aviatikerin, erhielt in den letzten Tagen des verflossenen Jahres das Pilotenzeugnis des Pariser Aero-Clubs.

Augenblicklich erobert ein neues Gesellschaftsspiel die Salons, das den Namen Fantasio trägt. Das Spiel ist englischen Ursprungs und erinnert an das an Bord der transatlantischen Dampfer so sehr beliebte Shuffle-board. Auf den Tisch wird ein Spielplan gelegt, auf dem verschiedene Nummern vorgezeichnet sind; es kommt nun darauf an, kleine Metallscheiben mit gabelförmigen Stoßhölzern durch ein Tor hindurch auf die Nummerfelder zu stoßen.

Frau Curie, die mutige und unermüdliche Forscherin, der die Welt die Entdeckung des rätselhaften Radiums verdankt, arbeitet mit Erfolg an der Herstellung neuer Radium-



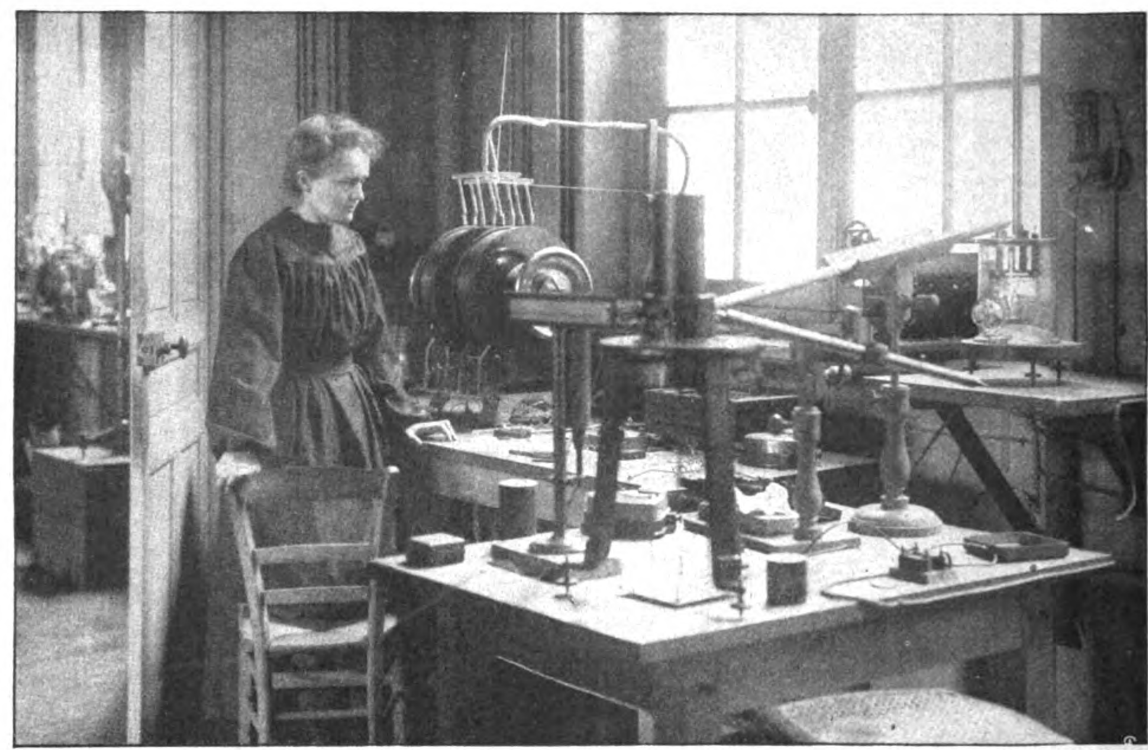
Phot. Manuel.

Jane Herveux
französische Aviatikerin, erwarb das Pilotenzeugnis.

Shuffle-board im Salon.

Ein neues Gesellschaftsspiel: Herren und Damen beim „Fantasio“.

Zeichnung von G. C. Wilmshurst.



Frau Curie, die Entdeckerin des Radiums, in ihrem Laboratorium. Phot. Manuel.

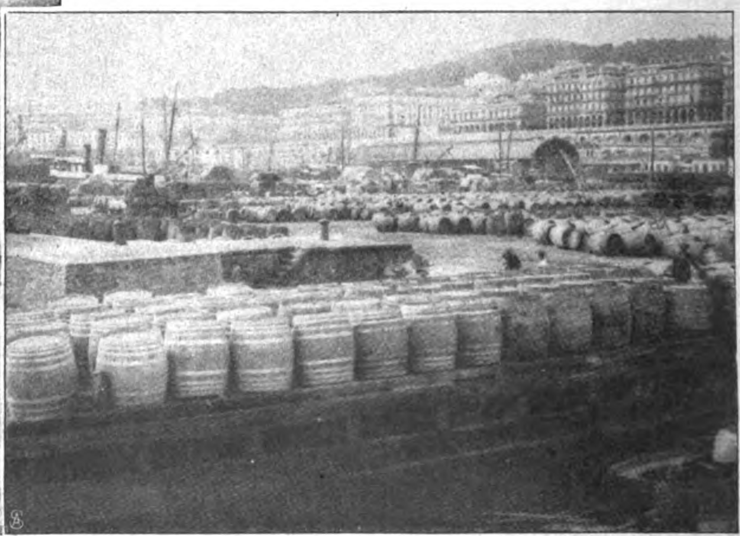
verbindungen, die für Erkenntnis dieses Elements neue Gesichtspunkte liefern und die Erforschung des rätselhaften Körpers fördern.

Ein seit 1871 in Italien als Industrieller tätiger Sohn der Sauerländer Berge Fritz Selve hat dem Amt Lüdenscheid einen aus Bronze und Stein hergestellten Brunnen geschenkt. Das wohlgelungene Bildwerk „Die Industrie" hat einen talentvollen italienischen Künstler Luigi Calderini zum Schöpfer. Die den Brunnen krönende Figur trägt die Züge des seinem Mutterland treuen Stifters.

Nur wenigen ist bekannt, welche großen Mengen von afrikanischen Weinen alljährlich von Algier nach Frankreich ausgeführt werden. Unser Bild zeigt den Hafen von Algier, wo tausend und aber tausend Fässer feurigen Weins lagern, um nach Frankreich versandt zu werden.



Das Werk eines italienischen Bildhauers auf deutschem Boden.
„Die Industrie" von Calderini, dem Amt Lüdenscheid von Fritz Selve geschenkt.



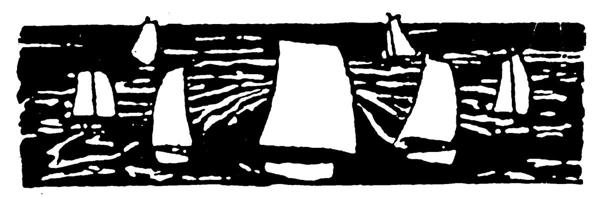
Der Kai von Algier mit den zahllosen, zur Verladung bereiten Fässern.
Weinausfuhr von Algier nach Frankreich.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 2. Berlin, den 14. Januar 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 2.



Die sieben Tage der Woche.

4. Januar.

Der Großherzog von Baden empfängt die Staatssekretäre des Reichsjustizamts und des Auswärtigen Amts, Dr. Lisco und Herrn von Kiderlen-Wächter, in Audienz.

Halbamtlich wird mitgeteilt, daß der deutsche Botschafter in Tokio Freiherr Mumm von Schwarzenstein (Portr. S. 52) wegen eines Augenleidens seine Entlassung erbeten hat, aber noch während des Aufenthalts des Kronprinzen in Japan im Amt bleiben wird.

Auf den Kohlengruben des Lütticher Reviers wird der Generalstreik proklamiert. An verschiedenen Stellen kommt es zu heftigen Zusammenstößen zwischen Streikenden einerseits und Arbeitswilligen und Gendarmen anderseits.

5. Januar.

In Berlin treten die preußischen Oberpräsidenten zu einer Beratung von Verwaltungsfragen zusammen.

Die Berliner Stadtverordnetenversammlung wählt zum erstenmal einen Sozialdemokraten als Beisitzer in den Vorstand.

Ueber die Stadt Seraing im Lütticher Kohlenrevier wird der Belagerungzustand verhängt.

Der rumänische Ministerpräsident Bratianu überreicht dem König Karl die Demission des ganzen Kabinetts.

Aus Turkestan kommen Nachrichten über ein Erdbeben, das große Verheerungen anrichtete (Karte S. 50).

6. Januar.

Das preußische Staatsministerium erteilt einem im Ministerium des Innern ausgearbeiteten Gesetzentwurf über die Schaffung von Zweckverbänden für die Kommunen der preußischen Monarchie seine Zustimmung.

König Alfons von Spanien reist in Begleitung des Ministerpräsidenten Canalejas und des Kriegsministers Aznar nach Marokko.

7. Januar.

König Alfons von Spanien trifft in Melilla ein, wo er von den marokkanischen Behörden und dem französischen General Toutée begrüßt wird.

8. Januar.

Der deutsche Kronprinz trifft in Lahore ein.

In Metz veranstaltet die französisch gesinnte Sportvereinigung „Lorraine Sportive" Demonstrationen, die zu heftigen Zusammenstößen mit der Polizei führen.

Im Fürstentum Monako wird eine Verfassung verkündet und alsbald in Kraft gesetzt.

9. Januar.

Der frühere Reichskanzler Fürst Bülow und seine Gemahlin, (Abb. S. 52) feiern in Rom das Fest ihrer silbernen Hochzeit. Der Kaiser sendet dem Paar aus Hubertusstock ein herzliches Glückwunschtelegramm.

Kaiser Franz Josef genehmigt das neue vom Freiherrn von Bienerth gebildete österreichische Ministerium.

10. Januar.

Der preußische Landtag wird mit einer im Auftrag des Kaisers vom Ministerpräsidenten von Bethmann Hollweg verlesenen Thronrede eröffnet.

Der Reichstag nimmt seine Arbeiten nach den Weihnachtsferien wieder auf.

In Rumänien wird ein neues Ministerium unter dem Vorsitz des Führers der Jungkonservativen Carp gebildet.

11. Januar.

Aus Chihuahua in Mexiko wird gemeldet, daß sich die Rebellen ergeben haben.

Der Stadtmedizinalrat für die Reichshauptstadt.

Von Geh. Obermedizinalrat a. D. Dr. Moritz Pistor.

Schon seit Jahrzehnten haben größere Gemeinwesen die Notwendigkeit erkannt, für die sachverständige und wirksame Durchführung der öffentlichen Gesundheitspflege in ihrer Verwaltung sich des ärztlichen Beirats in Gestalt fest angestellter eigener Medizinalbeamten, Stadtärzte, oder durch Beiziehung geeigneter Fachmänner im Nebenamt zu bedienen.

Sofern mich mein Gedächtnis nicht täuscht, war die Stadt Frankfurt a. M. das erste Gemeinwesen in Deutschland, das auf die unermüdlichen Anregungen ihres um die Förderung des öffentlichen Gesundheitwesens in Deutschland so hochverdienten Mitbürgers Dr. med. Georg Varrentrapp, der nebenbei auch Geheimer Sanitätsrat war, den ersten Gemeindegesundheitsbeamten, meinen verstorbenen Freund Dr. med. Alexander Spieß als Stadtarzt mit festem Gehalt im Beginn der siebziger Jahre v. J. nach dem Muster der englischen städtischen Gesundheitsbeamten anstellte. Etwa gleichzeitig schuf der Hamburgische Staat ebenfalls nach englischem Vorbild ein eigenes Medizinalamt unter Leitung eines ärztlichen Gesundheitsbeamten, eines Medizinalrats. Der Staat Hamburg hatte damals etwa die Hälfte der Einwohnerzahl von Berlin zu jener Zeit.

Im Beginn der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts wurde die Anstellung eines Stadtarztes auch in Berlin nicht nur angeregt, sondern in gewisser Weise erwogen,



wie mir aus persönlichen Unterhaltungen mit einem sehr einflußreichen und weit schauenden Stadtrat über die Zuständigkeit eines solchen Beamten der Staatsregierung gegenüber, über seine Besoldung und seine Stellung im Magistratskollegium usw. bekannt geworden ist. (Ich war damals Regierungs- und Medizinalrat am hiesigen Polizeipräsidium.)

Inzwischen verstarb der Stadtrat, mein Gewährsmann; der in den Ruhestand getretene bekannte Ministerialrat Dr. med. Hermann Wasserfuhr siedelte von Straßburg im Elsaß hierher über und wurde bald darauf ehrenamtliches Mitglied des Magistrats. Damit schwand die Anstellung eines besoldeten Stadtarztes von der Tagesordnung und blieb nach Wasserfuhrs Ausscheiden durch seinen Ersatz in der Person des heute noch amtierenden Geheimen Sanitätsrates Dr. Ferdinand Straßmann bis Ende des verflossenen Jahres außerhalb der Erörterung.

Nachdem im November 1910 die Anstellung eines besoldeten Stadtarztes in Charlottenburg angeregt und im Dezember beschlossen worden ist, hat vor wenigen Wochen eine Kommission der Berliner Krankenhausdeputation, bestehend aus den Herren Geheimen Medizinalrat Prof. Dr. med. Landau, Dr. Kuhlmann, Dr. Weyl und dem Bürgerdeputierten Fiedler unter dem Vorsitz des Stadtverordneten Baurat Körte, beschlossen, dem Plenum der Stadtverordnetenversammlung folgenden Antrag zu unterbreiten: „Die Versammlung wolle beschließen, folgendes Ersuchen an den Magistrat zu richten: Die der Stadt auf dem Gebiet der Gesundheitspflege obliegenden Verpflichtungen und die von ihr auf diesem Gebiet freiwillig übernommenen Aufgaben haben in letzter Zeit einen derartigen Umfang und eine so erhebliche Bedeutung für den Stadthaushalt angenommen, daß es geboten erscheint, für den Magistrat neben den hochverdienten, im Ehrenamt tätigen Mitgliedern eine weitere, in allen einschlägigen Fragen hervorragend erfahrene Kraft zu gewinnen und ihm für längere Zeit zu sichern. Die Versammlung ersucht daher den Magistrat um seine Zustimmung zur Schaffung der Stellung eines besoldeten städtischen Medizinalrates mit dem Gehalt technischer Magistratsmitglieder."

Der „Berl. Lok.-Anz." bemerkt hierzu: „Dieser Antrag ist allen Fraktionen mitgeteilt worden und soll als ein Initiativantrag behandelt werden. Der Antrag hat schon früher die Gemeindebehörden bei einem andern Anlaß beschäftigt, wurde damals aber vom Oberbürgermeister aus verfassungsmäßigen Bedenken bekämpft. Die Kommission hat in den letzten Wochen die Akten und Vorgänge der vergangenen Jahre eifrig studiert und ist nach diesem Studium zu der Ueberzeugung gekommen, daß zur Lösung der acht schwebenden Fragen neben den im Ehrenamt tätigen hochverdienten Herren, wie in der Hoch- und Tiefbauverwaltung, eine hervorragend tüchtige, fachmännisch gebildete Kraft für das gesamte Gesundheitswesen von allergrößtem Nutzen sein kann."

Ueber den weiteren Verlauf der Angelegenheit ist bisher nichts bekannt geworden.

Wer den Umfang und die Bedeutung der öffentlichen Gesundheitspflege für ein Gemeinwesen von rund $2^1/_2$ Millionen Einwohnern auf einem beschränkten Raum kennt, wer wie ich neun Jahre hindurch als Staatsbeamter am Polizeipräsidium in alle Einzelheiten des Berliner Gesundheitswesens eingedrungen ist und dann noch fast dreizehn Jahre an der Zentralstelle die Verhältnisse mit warmem Interesse für die Reichshauptstadt, die ihm als zweite Heimat lieb geworden ist, weiter verfolgt hat, der kann diesen Antrag der Kommission vom Standpunkt der öffentlichen Gesundheitspflege, deren Verwirklichung in der Hand der Gemeinden stets gelegen hat, liegt und je länger je mehr liegen wird, nur aus vollem Herzen begrüßen und dessen baldige Annahme seitens der städtischen Behörden wünschen.

Weit entfernt, die Leistungen der Männer zu unterschätzen, die im Ehrenamt dem Magistrat und der Stadtverordnetenversammlung mit großem Erfolg beratend zur Seite gestanden haben und noch stehen, darf man doch nicht verkennen, daß mit den Aufgaben, die einem so großen Gemeinwesen wie Berlin, das noch dazu Reichshauptstadt ist, zu erfüllen obliegen, ein eigener besoldeter Gesundheitsbeamter, mit Sitz und Stimme im Magistrat wie jeder Stadtrat, betraut werden muß. Die Bewältigung dieser Aufgaben ist im Laufe der Zeit durch die gewaltigen Fortschritte der Naturwissenschaften, insbesondere der Hygiene, immer schwieriger geworden und erfordert eine volle Kraft. Es wird nicht leicht sein, für die Stadt Berlin einen Gesundheitsbeamten zu finden und zu gewinnen, der alle Eigenschaften besitzt, die zur Erfüllung der ihm zufallenden Aufgaben erforderlich sind. Es handelt sich dabei um eine sorgfältige Prüfung der gesamten Angelegenheit und der Persönlichkeit, die als Gesundheitsbeamter der Reichshauptstadt wirken soll. Das erfordert Zeit; und Zeit ist nicht mehr zu verlieren, wenn die Reichshauptstadt nicht hinter Schöneberg, Charlottenburg, hinter Frankfurt a. M. zurückbleiben soll, das eine langjährige günstige Erfahrung mit seinem besoldeten Stadtarzt gemacht hat.

Nach meinem Dafürhalten müßte der künftige Stadtmedizinalrat die Beaufsichtigung aller städtischen hygienischen Anlagen und solcher Einrichtungen übernehmen, die auch nur mittelbar der öffentlichen Gesundheitspflege dienen oder zu ihrer Förderung beitragen. Dahin gehören die Städtischen Krankenhäuser, Irrenanstalten, die Heimstätten für Genesende, das gesamte Desinfektionswesen, der Schlachthof sowie die Trichinen- und Finnenschau, weiterhin die städtischen Fürsorgestellen für Lungentuberkulöse, für Säuglinge, Krüppel, Trinker usw., das Haltekinderwesen, die städtischen Abteilungen an anderweitigen Anstalten, auch an Privatanstalten, deren Besuch und Ueberwachung für den Stadtarzt ausbedungen werden muß, bevor dort städtische Kranke untergebracht werden. Der Stadtmedizinalrat hat ferner die Gesundheitspflege in den städtischen Schulen jeder Art, den Rettungsdienst in den Rettungswachen sowie an den Flußläufen zu überwachen. Bei der städtischen Wasserversorgung und der Beseitigung der flüssigen und festen Abfälle ist seine Stimme zu hören; ebenso ist er an der Waisenpflege zu beteiligen. Seiner Aufsicht müssen das Städtische Obdach, die Siechenhäuser, Hospitäler usw. unterstehen. Er ist geborenes stimmberechtigtes Mitglied aller Kommissionen und aller Konferenzen, in denen Fragen des öffentlichen Gesundheitswesens auch nur gestreift werden.

Eine seiner wichtigsten Obliegenheiten ist die Wohnungshygiene bei den ärmeren Volksschichten, in niederen Gasthäusern und anderweitigen Unterkunftstätten, Schlafstellen, Pennen, Aftervermietungen u. dgl. Dazu bedarf er der Hilfe von Wohnungsaufsehern, welche Beamtenklasse bereits 1889 vom Polizeipräsidium angeregt, aber von den Vertretern der Stadt Berlin abgelehnt wurde, die mit Recht verlangten, daß die Stadt Berlin



für die Tragung der Kosten für die Anstellung und Besoldung von Gesundheitsaufsehern nach dem Vorbild einzelner Gemeinwesen Englands, die sich seit einem halben Jahrhundert bewährt hatten (es sind die inspectors of nuisances gemeint*), auch diesen Teil der öffentlichen Gesundheitspflege und die Anstellung der gesamten Beamten erhalte.

Eine Wohnungsaufsicht wäre für Berlin schon seit Jahrzehnten erforderlich gewesen; inzwischen ist der Reichshauptstadt nicht allein der Hamburgische Staat, sondern in Preußen in erster Linie die Stadt Posen, seit Jahren mit gutem Erfolg, und nach ihrem Beispiel eine Reihe größerer Städte (ich nenne nur Breslau, Stettin, Kiel, Wiesbaden, Bochum, Elberfeld) durch Einführung von Wohnungsinspektoren und ähnlichen Einrichtungen zuvorgekommen.

Es darf hier auch nicht unerwähnt bleiben, daß die Stadtverordnetenversammlung bereits den Magistrat am 16. Oktober 1890 ersucht hat, mit der Staatsregierung wegen Uebertragung u. a. auch der Gesundheitspolizei an die Stadtgemeinde in Verhandlung zu treten, und daß damals eingehende Verhandlungen zwischen dem Magistrat und den beteiligten Ministern über diese Frage stattgefunden, aber zu keinem Ergebnis geführt haben. Anregungen dieser Angelegenheit werden sich erneuern und nach meiner Ansicht einmal zur Ueberlassung eines weiteren Teiles der Gesundheitspolizei an die Stadtverwaltung führen und damit eine Verminderung der Arbeit der Staatsmedizinalbeamten ohne Nachteile für das öffentliche Wohl herbeiführen. Eine derartige Aenderung der Verhältnisse erscheint aber nur angängig, wenn das gesamte städtische Gesundheitswesen unmittelbar und mittelbar in den Händen eines hervorragenden besoldeten ordentlichen städtischen Gesundheitsbeamten (Stadtmedizinalrats) liegt und von ihm bearbeitet wird.

Wenn man hiernach den Umfang und die Bedeutung der einem Berliner Stadtmedizinalrat zu überweisenden Arbeiten erwägt und bedenkt, daß dieser Beamte nicht nur ein Aufsichtsbeamter und sachkundiger Berater der städtischen Behörden, sondern auch ein Organisator, ein Anreger von zeitgemäßen Neuerungen im Gebiet der Gesundheitsverwaltung sein soll, dann wird man erkennen, daß für diese Stellung ein Mann gewonnen werden muß, der nicht allein die hygienischen Wissenschaften nach dem heutigen Stand vollkommen beherrscht, sondern auch praktisches Verwaltungsgeschick besitzt und dafür bereits in die Augen fallende Beweise geliefert hat. Der beste Theoretiker ist zuweilen ein dürftiger Verwaltungsbeamter, wie Beispiele beweisen. Verwalten ist eine Kunst, wie ich immer wiederholen muß, d. h. ein Können, das wie jede Kunst in der Anlage vorhanden sein muß und nicht erlernt oder eingedrillt werden kann, aber in der Arbeit selbst fortgebildet werden kann und muß.

Der Stadtmedizinalrat der Reichshauptstadt muß selbstverständlich mit der Gesundheitsgesetzgebung vertraut sein und einige Kenntnis des guten Bureaukratismus haben, aber er darf kein Pedant, kein Kleinigkeitskrämer sein.

Vor allen Dingen aber muß dieser Beamte feines Taktgefühl besitzen, damit er die bisherigen sachkundigen und verdienten Berater der städtischen Behörden niemals verletzt; ihre langjährigen erprobten Erfahrungen werden ihm oft sehr willkommen und für seine amtliche Tätigkeit von Nutzen sein. Auch den Staatsbehörden namentlich den Medizinalbeamten des Polizeipräsidiums gegenüber, ist ein feiner Takt notwendig; je mehr die städtischen und staatlichen Gesundheitsbeamten sich verstehen, sich gegenseitig achten und möglichst Hand in Hand gehen, desto mehr wird das öffentliche Gesundheitswesen der Reichshauptstadt gefördert und zum Muster für andere Gemeinwesen werden.

Möchten denn die städtischen Behörden dem Antrag der eingangs genannten Kommission ohne Säumen zustimmen und einen im Sinn dieser Ausführungen geeigneten Fachmann als Stadtmedizinalrat zum Wohl der Stadt Berlin gewinnen!

*) Vergl. meinen Artikel: „Anstellung von Gesundheitsaufsehern in Berlin, nach einem Vortrag in der Deutschen Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege" in der „Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege", Band 22.

Schnellverkehr auf der Straßenbahn.

Von Hans Dominik.

Als vor nunmehr dreizehn Jahren das Langerwartete endlich Ereignis wurde, als man mit der Elektrisierung der Großen Berliner Straßenbahn begann, da wurde von dieser Umwandlung vor allen Dingen auch eine nennenswerte Erhöhung der Geschwindigkeit erhofft. Und dann kamen die fünf Umwandlungsjahre. Gemächlich trotteten auf den gleichen Gleisen die neuen elektrischen Wagen und die alten Pferdebahnen dahin. Damals konnte man unmittelbar konstatieren, daß beide Verkehrsmittel das gleiche Tempo hatten, denn wohl oder übel mußten sich ja die neuen Donnerwagen in ihrem Tempo den Pferdebeinen anpassen, die vor ihnen über die gleiche Strecke dahinliefen.

Doch endlich war die Umwandlung vollendet. Der elektrische Verkehr konnte sich frei entwickeln! Und da machte man die betrübliche Erfahrung, daß er im Stadtinnern nicht nennenswert schneller war als der alte Pferdebahnbetrieb. Während die Vorortlinien recht ansehnliche Fahrgeschwindigkeiten von 15 bis 18 Kilometer in der Stunde herauswirtschafteten, blieb der Verkehr in der eigentlichen City nach wie vor ziemlich schleppend.

Immerhin zeigten diese Verhältnisse, daß die Langsamkeit keine üble Eigentümlichkeit des elektrischen Betriebes an sich ist, sondern daß die Ursachen dafür anderswo zu suchen sind. In der Tat besitzt der elektrische Wagen ja zwei überaus wertvolle Eigenschaften. Er kann sehr viel schneller als das Pferdefuhrwerk anfahren, d. h. vom Stillstand wieder auf volle Fahrgeschwindigkeit kommen, und er ist weiter imstande, ein Tempo zu entwickeln, das jedes Pferdefuhrwerk ohne weiteres schlägt. Aber diese zweite gute Eigenschaft wurde der elektrischen Straßenbahn zunächst arg beschnitten.

Durch Polizeivorschrift wurden bestimmte Innenbezirke abgegrenzt, in denen für das elektrische Fahrzeug nur eine Höchstgeschwindigkeit von 12 Kilometer
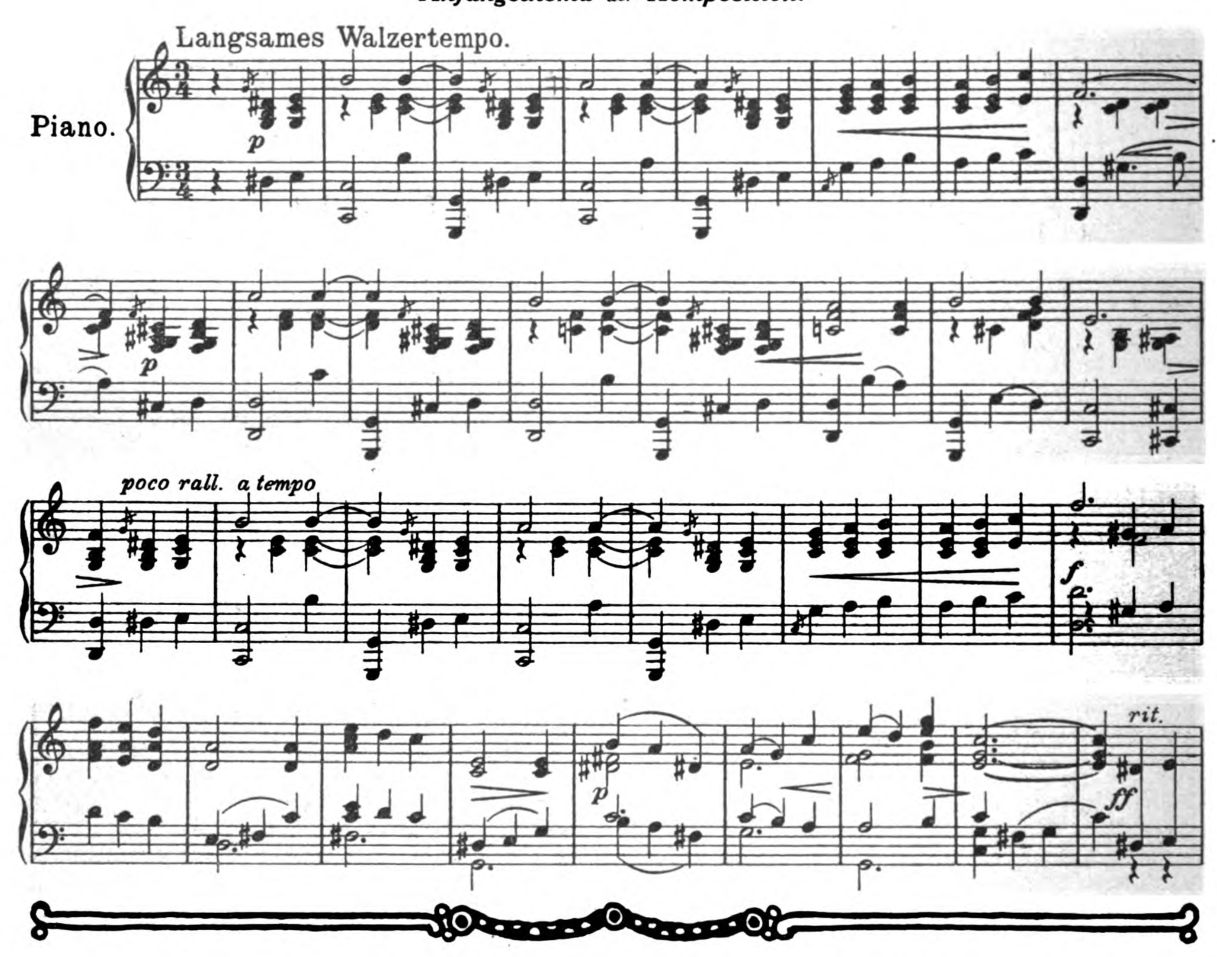




Walzer von **Siegfried Elsner.**

*Im Wettbewerb der „Woche" mit dem **Ersten** Preis gekrönt.*
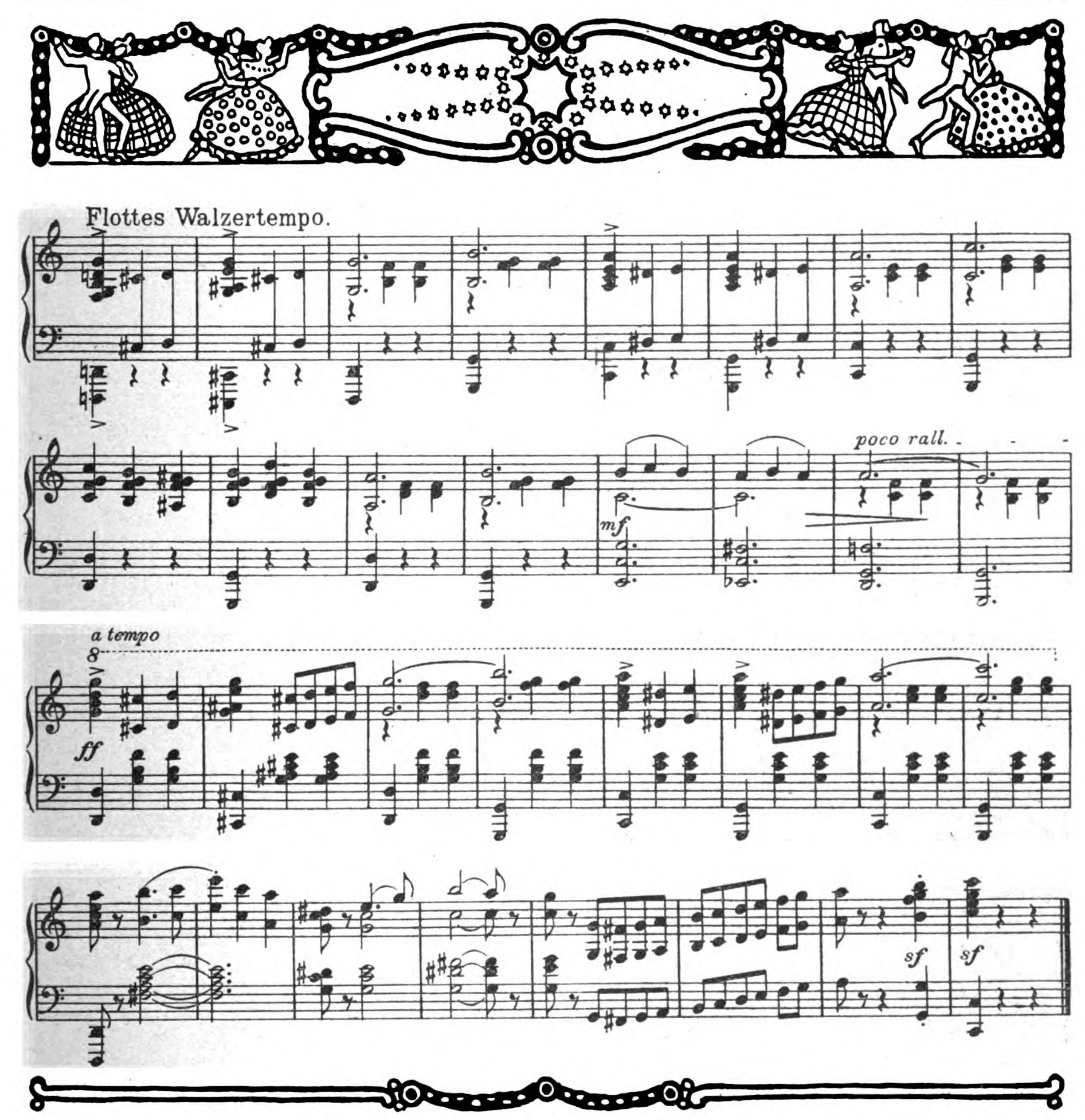
Anfangsthema** der **Komposition.



in der Stunde gestattet war. Was aber dabei herauskommen muß, das liegt ja schließlich klar auf der Hand. Rechnet man auf eine Strecke von 12 Kilometer 36 Haltestellen und setzt für jede auch nur einen Zeitverlust von einer Minute ein, berücksichtigt man ferner noch die in einer Großstadt unvermeidlichen Straßenverstopfungen und Verkehrsstauungen mit einem weiteren Verlust von fünf Minuten, so werden also für die Strecke von 12 Kilometer rund 100 Minuten gebraucht. Wir erhalten dann eine Stundengeschwindigkeit von etwa sieben Kilometer, und ein rüstiger Fußgänger hält mit der Elektrischen einigermaßen Schritt.

Inzwischen haben sich nun die Verhältnisse ein wenig gebessert. Die Polizei hat eingesehen, daß der Straßenbahn recht sein muß, was dem Automobil billig ist, daß die vielumstrittene Geschwindigkeit eines mäßig trabenden Pferdes, d. h. 16 Kilometer in der Stunde, auch der Straßenbahn überall erlaubt werden muß. Dadurch wurde recht viel gewonnen, und da sich das Publikum inzwischen auch ein wenig an den elektrischen Betrieb gewöhnt hatte, so wurde es vor einigen Jahren möglich, die Fahrzeiten der allermeisten Berliner Linien ganz erheblich zu verkürzen und eine Fahrgeschwindigkeit zu erzielen, die doch erheblich größer ist als die der alten Pferdewagen und fast überall 10 Kilometer in der Stunde überschreitet.

Aber die berechtigten Wünsche sind damit noch keineswegs erfüllt. In gleicher Weise wünscht das Publikum und die Aufsichtsbehörde nicht nur in Berlin, sondern auch in mancher anderen deutschen Großstadt eine weitere Steigerung der Geschwindigkeit. Das Publikum in dem berechtigten Interesse, möglichst schnell an das Reiseziel zu kommen, die Behörden aus verkehrstechnischen Gründen. Denn jede Verkehrsbeschleunigung



bedeutet eine Entlastung der Straßenzüge. Nehmen wir beispielweise an, daß bei den augenblicklichen Zuständen auf der Strecke vom Leipziger Platz zum Spittelmarkt 200 Motorwagen auf den Gleisen stehen, so würde eine Verdoppelung der Fahrgeschwindigkeit den Erfolg haben, daß sich gleichzeitig nur noch die Hälfte der Fahrzeuge auf dieser Strecke befindet. Daß das aber eine wesentliche Entlastung, einen beträchtlichen verkehrstechnischen Fortschritt bedeutet, darüber dürfte Unklarheit kaum herrschen.

So sind sich also alle am Straßenbahnverkehr Interessierten darüber einig, daß eine Erhöhung der Reisegeschwindigkeit recht sehr zu wünschen wäre. Aus solchen Erwägungen heraus hat denn auch neulich die Aufsichtsbehörde in Berlin zwei Mittel in Vorschlag gebracht, die man indes nicht gerade als besonders glücklich gewählt bezeichnen kann. Es wurde nämlich die Absicht ausgesprochen, diverse Haltestellen zu kassieren und ferner die Plattform während der Fahrt durch Gitter vollkommen zu schließen und dadurch ein Auf- und Abspringen unmöglich zu machen.

Bezüglich der Haltestellen besitzt man in den Vereinigten Staaten eine Einrichtung, die sich sehr wohl auf unsere deutschen Verhältnisse übertragen läßt. Man verzichtet dort überhaupt auf besondere Haltestellenanzeiger. A priori kann jede Straßenecke Haltestelle sein, aber sie wird es nur, wenn dort Leute stehen, die dem Wagenführer das Zeichen zum Halten geben, oder wenn Leute aussteigen wollen. Diese Anordnung ist für das Publikum recht bequem, da es nicht erst irgendwelche Pfähle suchen muß. Und es ist auch für den Betrieb nützlich, da alle jene Pfähle, die von vornherein Verkehrsstockungen bedeuten, verschwinden. Der Wagenführer hat bei dieser Anordnung grundsätzlich freie Fahrt

über die ganze Strecke. Er braucht nur zu halten, wenn ihm der Schaffner das Zeichen gibt, oder wenn er Leute an einer Straßenecke winken sieht.

Verfehlt wäre es dagegen, die Haltestellen etwa auf 500 Meter auseinanderzuziehen, und verkehrt wäre auch eine Abschließung der Plattformen. Die erstere Maßnahme würde eine unnötige Verlängerung der Zugangswege, also auch der Zugangzeiten für die Passagiere bedeuten. Die zweite Maßregel würde ganz sicher Zeitverluste im Gefolge haben und stellt weiter eine Unmündigkeitserklärung des Publikums dar, die wirklich nicht recht in das 20. Jahrhundert paßt.

Denn wenn nun weiter die Anordnungen besprochen werden sollen, durch die sich wohl eine wesentliche Beschleunigung des Betriebes, gewissermaßen ein Schnellverkehr im Straßenniveau erzielen läßt, so ist als erster, recht wichtiger Faktor sofort das Publikum zu nennen. Ein verkehrstechnisch gut erzogenes Publikum kann außerordentlich zur schnellen Abwicklung des Verkehrs beitragen. Freilich erleben wir es heute noch allzu oft, daß ein Passagier sich auf das Trittbrett pflanzt und eine ellenlange Unterhaltung mit dem Schaffner beginnt, während der das andere Publikum nicht in den Wagen hineinkann. Wir sehen, daß Passagiere im Wagen erst in allerletzter Sekunde dem Schaffner mitteilen, daß sie aussteigen wollen, und ähnliche Ungeschicklichkeiten in schöner Abwechslung. Für einen rationellen Verkehr ist es aber unbedingt notwendig, daß jeder einzelne im Publikum sich seiner Verantwortung bewußt ist, daß er sich darüber im klaren ist, daß er Sekunden, die er unnötig versäumt, der Gesamtheit raubt.

Auch der zweite Faktor für die Erreichung eines wirklichen Schnellverkehrs liegt beim Publikum, und zwar bei den Kutschern der übrigen Fuhrwerke. Ihnen muß der Grundsatz eingeprägt werden, daß sie normalerweise auf dem Straßenplanum zwischen den Schienen nichts zu suchen haben und nur im Notfall dorthin ausweichen dürfen. Wenn die Fuhrwerkslenker nach diesem Grundsatz handeln, werden die gefürchteten Kollisionen, wird das „Overcrowded", das jetzt manche Straßen zu wahren Verkehrsfallen macht, wesentlich an Bedeutung verlieren.

An dritter Stelle läßt sich durch Entlastung der Führer der Elektromotorwagen manches erreichen. Dazu gehört an besonders belasteten Punkten die Stellung der Weichen durch auf der Straße stationiertes Personal. Denn man muß die gewünschte Schnelligkeit durch die Ersparung von Sekunden erreichen, und Sekunden werden gewonnen, wenn der Wagenführer in seine Kurven glatt einfahren kann, ohne erst wieder abzubremsen, den Stellmeißel herzulangen und die Weichen selbst zu stellen.

Schließlich aber ist durch eine geeignete Linienführung der sinn- und planlosen Ueberfüllung einiger Straßenzüge vorzubeugen. Wir haben heute in der Leipziger Straße einen Verkehr, der nicht mehr gesteigert werden kann, wenn es nicht zur völligen Stockung kommen soll. Und dieser Verkehr ist zum größten Teil ein reiner Durchgangsverkehr. Wenigstens siebzig von je hundert Leuten, die durch die Leipziger Straße fahren, haben in dieser Straße gar nichts zu tun und sind nur durch die verkehrte Linienführung gezwungen, sich in diesen Engpaß Berliner Verkehrs zu stürzen.

Es wird eine schwierige, aber auch eine lohnende Aufgabe kommender Jahre sein, den verkehrstechnischen Weichselzopf, der sich augenblicklich zwischen dem Potsdamer Platz und dem Spittelmarkt gebildet hat, wieder zu entwirren und die Linien so zu führen, daß ein wirklicher Schnellverkehr möglich wird. Jeder Droschkenkutscher, der einen Fahrgast vom Spittelmarkt zum Potsdamer Platz zu bringen hat, ist heute verständig genug, sofort in eine der seitlichen Parallelstraßen einzulenken. Dies Prinzip werden sich notwendigerweise auch die Straßenbahnen zu eigen machen müssen.

Man sagt wohl, daß der Verkehr sich nicht ablenken lasse. Aber gleich in der Nachbarstadt Potsdam finden wir den praktischen Beweis für das Gegenteil. Dort war die allzu schmale Brandenburger Straße geradezu prädestiniert, ein ähnliches Verkehrshindernis zu werden wie in Berlin die Leipziger Straße. Kurz entschlossen hat man jedoch die neue elektrische Straßenbahn in die sehr viel breitere parallele Charlottenstraße verlegt und dadurch tatsächlich einen Schnellverkehr geschaffen, der im Zuge der Brandenburger Straße niemals zu erreichen gewesen wäre.

Wenn wir auf dem Plan von Berlin die Punkte betrachten, an denen der Verkehr besonders gefährlich brandet, Punkte, an denen heute ein Schnellverkehr überhaupt nicht möglich ist, ein schleichender, langsamer Verkehr bereits die Höchstleistung bildet, so zeigt sich, daß diese Punkte ziemlich genau mit alten Stadttoren zusammenfallen. Man braucht nur die Namen: Hallesches Tor, Potsdamer Tor, Brandenburger Tor und Alexanderplatz zu nennen, um den Beweis zu haben. An jene alten Durchgangspunkte der längst gefallenen Stadtmauer schlossen sich die großen Heerstraßen an, aus denen im Lauf der Dinge die Hauptverkehrsadern der Vorstädte und Vororte wurden. Von diesen Punkten aber wird man den Straßenbahnverkehr notgedrungen, und wenn es nicht anders geht, mit sanfter Gewalt ein wenig ablenken müssen. Nicht in einem mächtigen Strang, sondern in vielen feinen Strähnen muß der Verkehr aus der Innenstadt in die Außenviertel geleitet werden. Dann aber darf man auch wohl hoffen, daß ein wirklicher Schnellverkehr möglich wird, daß die Fahrzeiten um dreißig bis vierzig Prozent zusammenschrumpfen. Wenn auf zweckmäßigem Netz inmitten eines verständnisvollen Publikums der Verkehr sich abspielt, können auch die wertvollen Eigentümlichkeiten des elektrischen Betriebes zur vollen Geltung kommen.

❖ Musikwoche. ❖

Die Berliner Gesellschaft der Musikfreunde hat einmal wieder an den Fall Hans Pfitzner erinnert. Oskar Fried brachte in ihrem sechsten Gesellschaftskonzert neben Busonis Turandot-Suite den ersten Akt aus dem Pfitznerschen Musikdrama „Die Rose vom Liebesgarten" zu Gehör, ohne Frage in der Hoffnung, daß die, die es angeht, sich dadurch gemahnt fühlten, ihrer alten Schuld dem Werk gegenüber eingedenk zu sein. Denn daß der künstlerische Genuß an einer konzertmäßigen Wiedergabe dieses Fragments nur recht zweifelhafter Art bleiben würde, wußten Fried und seine Berater natürlich sehr wohl. Pfitzner hat schon mit seiner ersten Bühnenschöpfung, dem „Armen Heinrich", dargetan, daß er von Wagners Forderungen und Anschauungen bezüglich des musikalischen Dramas vollkommen durchdrungen ist. Mehr noch als in jenem sehr bemerkenswerten Erstlingswerk zeigt sich das an der „Rose vom Liebesgarten"; Szenenbilder und Bühnenvorgänge, Gesang und Mimik, Wort und Ton, alles strebt zur Einheit hin, verlangt die Einheit sorgfältig abgewogenen Zusammenwirkens, wenn die Absicht des Werkes sich erfüllen soll. Eine Aufführung einzelner Abschnitte aus dem Drama mit Sängern im Frack, vor dem ungebührlich dominierenden



Orchester stehend, ist daher künstlerisch ein Unding. Das trat schon zutage, als Pfitzner selbst vor Jahren, sicherlich aus dem gleichen Grund, der die jüngste Fragmentaufführung zeitigte, sich zur konzertmäßigen Wiedergabe des Vorspiels entschloß. Inzwischen ist jedoch, so sollte man meinen, hinlänglich bekannt geworden, welch intensive Wirkung von einer guten Bühnendarstellung des Stückes ausgeht. Zweimal allein ist das Drama im Anschluß an ein Tonkünstlerfest des Allgemeinen Deutschen Musikvereins zu Gehör gebracht worden, in Mannheim und in Wien. Und die vom Fest Heimkehrenden wußten einmütig von einem starken Eindruck zu berichten. Die erste Opernbühne des Reiches blieb dem Werk verschlossen; während minderwertigen Produkten eine Stätte bereitet wird, wartet des hochbegabten deutschen Tondichters Werk, dem einzig vielleicht allzu üppig entwickelte Symbolik vorgeworfen werden könnte, vergeblich auf ein Plätzchen im Spielplan. Da muß man es, trotz allem Wenn und Aber, der Gesellschaft der Musikfreunde und ihrem allzeit kampffrohen Dirigenten schon danken, daß sie aufs neue einen Mahnruf für Pfitzner erschallen ließen.

Den dramatischen Komponisten ist es ja freilich stets weniger gut ergangen als den Schöpfern von Konzertwerken, und namentlich in neuerer Zeit sind die letzteren verhältnismäßig gut daran, insofern die Nachfrage nach „Novitäten", entsprechend der enormen Entwicklung unseres Konzertlebens, ziemlich groß ist. Zeitweilig sind in Berlin die Konzertprogramme mit Nummern, die den Vermerk „Zum erstenmal" tragen, sogar in der Ueberzahl. Von den Neuheiten der letzten Tage wären neben mancherlei Liedern von Hermann Wetzel, Georg Vollerthun, Manfred Gurlitt, Hugo Kaun und Richard Wetz sowie Instrumentalstücken von Paul Ertel (Konzert für Solovioline) und Jacques-Dalcroze (Tongedicht für Violine und Orchester) zwei erstmals gespielte Kammermusikwerke bekannter Tonsetzer zu erwähnen: Georg Schumann, der Dirigent der Berliner Singakademie, brachte sein zweites Klavierquintett zu Gehör, ein leicht und sicher hingesetztes Werk mit allgemein verständlichen Gedanken, in dem die einzelnen Instrumente geschickt ausgenutzt sind. Und der Berliner Tonkünstlerverein bemühte sich um ein neues, „Voces intimae" benanntes Streichquartett des finnischen Tondichters Sibelius, ein herbes, eigenartiges Stück, das die interessante Persönlichkeit seines Autors trefflich widerspiegelt. Die Aufführung dieser Komposition hatte das zu seinem zweiten Konzert nach Berlin gekommene Prager Sevcik-Quartett übernommen, das damit einen Akt liebenswürdiger Kollegialität vollbrachte. W. K.

Unsere Bilder

Die Preisträger unseres Walzer-Wettbewerbes.

(Hierzu die Porträte auf Seite 56.)

In Musikkreisen herrschte, so hört man, ziemlich allgemein die Gewißheit, die Preise unseres Walzer-Wettbewerbes würden die bekannten Tageskoryphäen der Tanzkomposition und der überall siegenden Repertoireoperette davontragen. Es lag ja auch nahe, unter der kleinen Schar dieser erfolgreichen Jünger der leichtgeschürzten Muse die Preisträger zu vermuten. Aber es kam anders! Und als ob das Geschick, das die Entschließungen der prüfenden, vergleichenden und immer wieder abwägenden Preisrichter lenkte, es noch besonders darauf abgesehen hätte, der Zeitströmung Rechnung zu tragen: auch eine Dame ließ es als Siegerin aus der Konkurrenz hervorgehen. Miß Fay Foster, eine scharmante junge Amerikanerin, errang den zweiten Preis. Miß Foster stand eben im Begriff, ihre Studien in Europa — sie hatte sich bei ersten Meistern dem Gesang, dem Klavierspiel und der Komposition gewidmet — abzuschließen, um in ihre Heimat in Kansas, wo sie schon als blutjunges Mädchen den Posten einer Organistin versah, zurückzukehren. Sie befand sich auf einer kleinen Erholungsreise durch Böhmens Hain und Flur, als ihr zufällig das Heft der „Woche" in die Hände geriet, das ihr von der Entscheidung des Preisgerichts Kenntnis gab. Strahlend vor Freude erschien sie bald darauf in Berlin, das sie den ersten künstlerischen Erfolg finden ließ. — Siegfried Elsner, dem der höchste Preis zufiel, wirkt an den vereinigten Stadttheatern seiner Heimat Breslau aushilfsweise als Operettenkapellmeister. Das alte Musikantenlos, Mühe und Enttäuschungen, war jahrelang sein Teil. Als Junge schon komponierte er munter drauf los. Der angehende Künstler konnte sich nicht zur Geltung bringen. Fern in Johannisburg in Transvaal war er durch sechs Jahre tätig. In die schlesische Heimat zurückgekehrt, nützt er, eingedenk des Wortes „Es ist des Lernens kein Ende", die Ersparnisse, um seine Studien zu vollenden. Dann geht es von einem Theater zum andern. Einen für die Hochzeit der Schwester komponierten Walzer schickt er nach Berlin, und das „Gelegenheitswerk" bringt ihm die freudigste Ueberraschung. — Philipp Gretscher in Stettin, der dritte Preisträger, hat schon ein wenig Uebung im Preiseerringen; eine hübsche Komposition von ihm befindet sich unter den aus dem Preisausschreiben der „Woche" hervorgegangenen „Liedern im Volkston". Er schrieb seither nur Gesangswerke. Nachdem ihm sein erster Ausflug in das Gebiet der beschwingten Rhythmen so glänzend gelungen ist, wird das leichte rheinländische Blut, das in seinen Adern fließt, ihn wohl noch häufig in die Arme der fröhlichen Muse führen. Glückauf! Die Redaktion.

Das auf S. 46 und 47 veröffentlichte Musikstück ist das Anfangsthema der Komposition aus dem mit dem Ersten Preis gekrönten Walzer „Mein Stern" von Siegfried Elsner.

Alfons Freiherr Mumm von Schwarzenstein.

(Hierzu das Porträt auf S. 52.)

Mit dem Ausscheiden des deutschen Botschafters in Tokio aus dem diplomatischen Dienst wird dieser einen schweren Verlust erleiden. Gilt doch der bewährte Diplomat als ein ausgezeichneter Kenner und scharfäugiger Beurteiler des fernen Ostens, wo er als deutscher Gesandter in Peking und dann als erster Botschafter des Deutschen Reichs in Tokio vollgültiges Zeugnis für seine hohe Begabung, internationale Beziehungen zu pflegen und zu leiten, ablegte. Der Zufall fügte es, daß ich dem Botschafter während einer seiner letzten Urlaubsreisen in Berlin wieder meinen Besuch abstattete, als gerade der hiesige diplomatische Vertreter Japans sich anmelden ließ. Wie herzlich war die Begrüßung der beiden Diplomaten, die ihre Unterhaltung, wie ich noch beim Scheiden vernehmen konnte, in japanischer Sprache eröffneten. Freiherr von Mumm kennt vor allem das Geheimnis der Diplomatie großen Stils, den Seelenzustand fremder Nationen, bei denen er zu wirken berufen ist, zu ergründen und zu würdigen. Da der deutsche Botschafter in Tokio, dem Wunsch des Kaisers Wilhelm entsprechend, unserm Kronprinzen während dessen Verweilens in Japan noch die Honneurs erweisen wird, wird der reiche Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen, über den Freiherr von Mumm verfügt, sicherlich auch dem Thronerben des Deutschen Reichs zustatten kommen. Wie mit dem äußersten Orient wurde der nur allzufrüh aus dem diplomatischen Dienst aus freien Stücken scheidende Botschafter, ehe er im Auswärtigen Amt als vortragender Rat sich bewährte, in London und in Paris sowie in Washington mit den „Mysterien" der hohen Diplomatie vertraut. Nur läßt das freimütige Wesen des Frankfurter Patriziersohnes in der gemütlichen, liebenswürdigen Unterhaltung, der auch die leiseste Spur von Ueberhebung fernbleibt, nie erraten, daß auch tiefgründige diplomatische Geheimnisse gewahrt bleiben müssen. Die tatkräftige Wirksamkeit des Freiherrn von Mumm in der Vergangenheit berechtigt zu der Hoffnung, daß diese reichen Erfahrungen auch in Zukunft nicht brachliegen werden. Siegfried Samosch.

Rodelsport in und um Berlin.

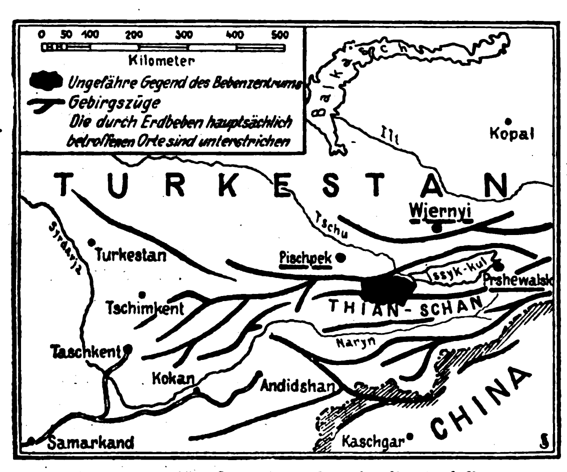
(Hierzu die Abbildungen auf S. 58.)

Der erste Schnee in der Großstadt! Er bedeutet leuchtende Augen und freudige Erwartung in Tausenden jugendlicher Herzen; ist eine richtige Schneebahn doch etwas Seltenes im Bannkreis der Millionenstadt, deren rauchende Schlote und sinnverwirrender Verkehr alles Reine zu hassen scheinen und einen krassen Kontrast bilden zu der blendenden Weiße des jungfräulichen Schnees, der vor den Toren der Stadt oder noch weiter draußen im Wald die schlummernde Erde deckt. Nur wenige Tage waren es, an denen die Berliner Jugend die Freuden des Rodelns ungetrübt genießen konnte; desto rückhaltloser aber gab man sich ihnen hin. Am Kreuzberg, dicht vor den letzten Häusern der Stadt, war das Treiben wohl am lebhaftesten, und nicht viel weniger Leben herrschte am Fichteberg in Steglitz, wo der Andrang am Start der Rodelbahn manchmal geradezu lebensgefährliche Formen annahm. Am herrlichsten aber war es draußen im Grunewald, wo sich am Ufer des romantischen Hundekehlensees eine prächtige Rodelbahn dahinzog, keine, die besondere Ansprüche an die Gewandtheit der Rodler stellte, wie die meisten Bahnen in unseren Mittelgebirgen, sondern eine, die sich sanft und gemächlich zum Seeufer hinabsenkt und auch älteren und bequemeren Leuten die Genüsse einer Rodelfahrt gestattet. Kurt Doerry.



Der Kronprinz und die Kronprinzessin auf Reisen (Abb. S. 51 und 53). Der Kronprinz weilt noch immer in Indien. Er lernt die Volkssitten und Einrichtungen des indobritischen Reiches gründlich kennen und versäumt daneben nicht die herrliche Gelegenheit zur Jagd, die das tropische Land ihm bietet. Die eingeborenen Fürsten, die der hohe Reisende besucht, haben ihm zu Ehren große Jagden veranstaltet. So wurde in Haidarabad neben großen Pantherjagden eine Jagd auf Antilopen veranstaltet, bei der zunächst gezähmte Jagdleoparden verwendet wurden. Der Kronprinz fand aber an dieser blutigen und nach unsern Begriffen wenig weidmännischen Art des Jagens kein Gefallen und zog es vor, das edle Wild nach deutscher Art mit der Flinte zu erlegen. Er brachte dann auf diese Weise zahlreiche Antilopen zur Strecke. — Während der Kronprinz Indien bereist, weilt seine Gemahlin in einem minder fernen, aber ebenfalls landschaftlich und ethnographisch sehr interessanten Tropenland. Der Dampfer „Mayflower" hat sie nilaufwärts bis Assuan im Sudan gebracht, und die hohe Frau hat dort für einige Zeit Aufenthalt genommen. Die Deutschen, die dort weilen, hatten die Freude, die Kronprinzessin in ihrer Mitte zu sehen, als sie der deutschen Missionshalle einen Besuch abstattete. Am 18. Januar trifft die Kronprinzessin in Kairo ein.

Das Erdbeben in Turkestan (Karte untenst.). Ein heftiger Erdstoß hat im russischen Turkestan furchtbare Verwüstungen angerichtet. Das Zentrum des Erdbebens lag im Thian-Schangebirge, 200 Kilometer von der Stadt Wjernyi, in der viele Gebäude zerstört und Menschen getötet wurden. Die



Karte zum jüngsten Erdbeben in Zentralasien.

Stadt Prshewalsk soll vom Erdboden verschwunden sein; an ihrer Stelle liegt ein großer See. Auch Pischpek am linken Ufer des Tschuflusses wurde völlig zerstört.

Zur Silberhochzeit im Hause Bülow (Abb. S. 52). Der frühere Reichskanzler und seine Gemahlin haben den Tag ihrer silbernen Hochzeit, den 9. Januar, in ihrem römischen Heim in der Villa Malta verlebt. Die Glückwünsche ihrer deutschen Freunde haben sie auch dort erreicht. Im Namen des Kaisers kam der deutsche Botschafter gratulieren; außerdem traf noch ein herzliches Telegramm des Monarchen ein, und zahllose andere Sympathiekundgebungen aus Deutschland fluteten in das stille Haus in dem herrlichen Rosengarten, in das unsere anläßlich des Festes gemachte Aufnahme des Jubelpaares unsere Leser blicken läßt.

Geraldine Farrar in den „Königskindern" (Abb. S. 57). Im Metropolitan-Opera-House in Neuyork hat am 28. Dezember die Uraufführung der neuen Oper von Engelbert Humperdinck stattgefunden. Schon vor zehn Jahren hat Meister Humperdinck die begleitende Musik zu Ernst Rosmers Märchendrama „Königskinder" geschrieben. Die neue Oper benutzt viele Motive dieser älteren Komposition. Das Werk hat jenseit des Ozeans einen warmen Erfolg errungen. Die weibliche Hauptrolle stellte Geraldine Farrar dar. Sie wußte die Gestalt des Gänsemädchens, das Königin wird, gesanglich und auch schauspielerisch so vorzüglich zu beleben, daß sowohl das Publikum als auch die Kritik begeistert waren.

Die Verbrecherschlacht von Houndsditch (Abb. S. 54) hat in der ganzen Welt das größte Aufsehen erregt. Daß zwei Desperados sich mit Gewalt gegen ihre Verhaftung wehren, ist auch schon anderswo vorgekommen, daß aber gegen diese beiden Verbrecher fast tausend Polizisten und Gardesoldaten unter der Aufsicht des Ministers des Innern operierten, das gibt dem Gewehrkampf im Osten Londons seine besondere Bedeutung. Erst nach vielen Stunden gelang es den zahllosen Schützen, die teils in Häusern verborgen waren, teils auf vorsorglich in den Kot gelegten Brettern auf der Straße ihr Feuer gegen die Anarchistenburg richteten, einen der Verbrecher zu töten; der andere kam durch den Brand des Hauses um, den er und sein Genosse wahrscheinlich selbst angelegt hatten. Vorher hatten die beiden zahlreiche Soldaten und Polizisten verwundet, so daß der eingerichtete Sanitätsdienst reichlich Arbeit bekam.

Personalien (Abb. S. 52, 55 u. 56). Am 19. Januar feiert Generalfeldmarschall Graf von Haeseler seinen 75. Geburtstag. Der greise Feldmarschall, dem die Armee und insbesondere ihre Kavallerie so viel verdankt, hat sich nach 50jähriger Dienstzeit bekanntlich auf sein Gut Harnecop bei Frankfurt a. O. zurückgezogen und verbringt dort einen ungetrübten Lebensabend. — Albert Niemann, der berühmte Heldentenor der vorigen Berliner Generation, vollendet am 15. Januar sein 80. Lebensjahr. Der Künstler ist schon im Jahr 1889 in der Fülle seiner Kraft von der Berliner Hofoper geschieden, der er seit dem Jahr 1866 angehört hatte. Trotzdem leben seine prächtigen gesanglichen und darstellerischen Leistungen noch im dankbaren Gedächtnis älterer Kunstfreunde. — Am 11. Januar beging der Geh. Justizrat Dr. Otto Gierke, Professor des deutschen Privat- und Staatsrechts, seinen 70. Geburtstag. Der berühmte Jurist, ein geborener Stettiner, gehört der Berliner Alma mater seit dem Jahr 1887 an. Seit dieser Zeit hat er seine wichtigsten Werke über das deutsche Genossenschaftsrecht, das Naturrecht, über Privatrecht und Rechtsgeschichte geschaffen. — Unter den Altersjubiläen dieser Tage muß der 75. Geburtstag eines großen Künstlers erwähnt werden. Sir Laurens Alma-Tadema ist am 8. Januar 1836 in Dronrijp in Friesland zur Welt gekommen. Der berühmte Historienmaler, der vor allem das klassische Rom in zahllosen Gemälden verherrlicht hat, hat sich vor 40 Jahren in London niedergelassen. Seine Frau und seine Tochter Anna sind seine Schülerinnen geworden und haben sich ebenfalls als Malerinnen hervorgetan. — Fürst Johannes Friedrich zu Hohenlohe-Bartenstein und zu Jagstberg, der neue Präsident der Ersten Württembergischen Kammer, ist einer der ersten Standesherren Württembergs. Auch dem Reichsrat der Krone Bayern gehört er als erbliches Mitglied an. Der jetzt 47jährige Fürst ist mit der Erzherzogin Anna Maria von Oesterreich vermählt. — Generalleutnant Bruno Mudra, der neue Chef des Ingenieur- und Pionierkorps und Generalinspekteur der Festungen, war bisher Kommandant von Metz; vor Jahren war er als Chef des Stabes der Generalinspektion tätig, die er jetzt übernimmt.

Todesfälle (Abb. S. 55 u. 56). In Neubuchara starb Seid Abd-ul-Ahad-Khan, der Emir des großen russischen Vasallenstaates Buchara. Der verstorbene Fürst war ein treuer Freund der Russen, die das mohammedanische Reich in Zentralasien nicht nominell, aber tatsächlich beherrschen. — Miß Elkins, die Amerikanerin, von deren Verlobung mit dem Herzog der Abruzzen so viel gesprochen wurde, hat ihren Vater verloren. Senator Elkins war für die Vermählung seiner Tochter mit dem italienischen Prinzen sehr wenig eingenommen; es heißt sogar, daß dies Scheitern des Heiratsprojektes durch seine Stellungnahme verursacht war. — In dem Geh. Kommerzienrat Pierre Adolphe Schlumberger, der am 3. Januar verschieden ist, haben die Reichslande einen der kräftigsten Förderer ihrer Industrie verloren.

Die Toten der Woche

Abd-ul-Ahad-Khan, Emir von Buchara, † in Afghanistan am 5. Januar im Alter von 51 Jahren (Portr. S. 55).

Senator Stephan Benton Elkins, † in Washington am 4. Januar im Alter von 70 Jahren (Portr. S. 55).

François Lamorinière, bekannter Maler, † in Antwerpen am 5. Januar im Alter von 91 Jahren.

Professor Hermann Pleuer, bekannter Maler, † in Stuttgart am 7. Januar im Alter von 47 Jahren.

Bilder vom Tage

Der Kronprinz als Jagdgast in Haidarabad: Besichtigung der Strecke nach der Antilopenjagd.

Der Kronprinz in Indien.

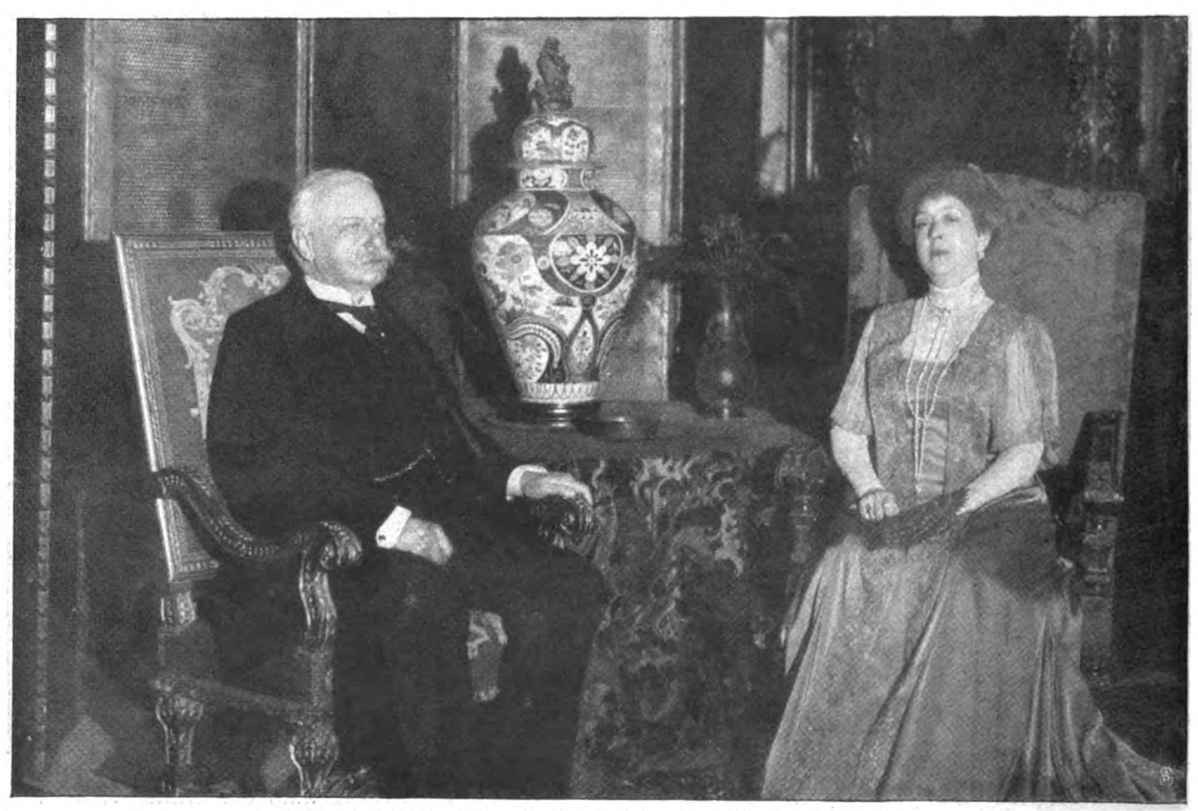


Gottlieb Graf von Haeseler.
Zum 75. Geburtstag des Generalfeldmarschalls.

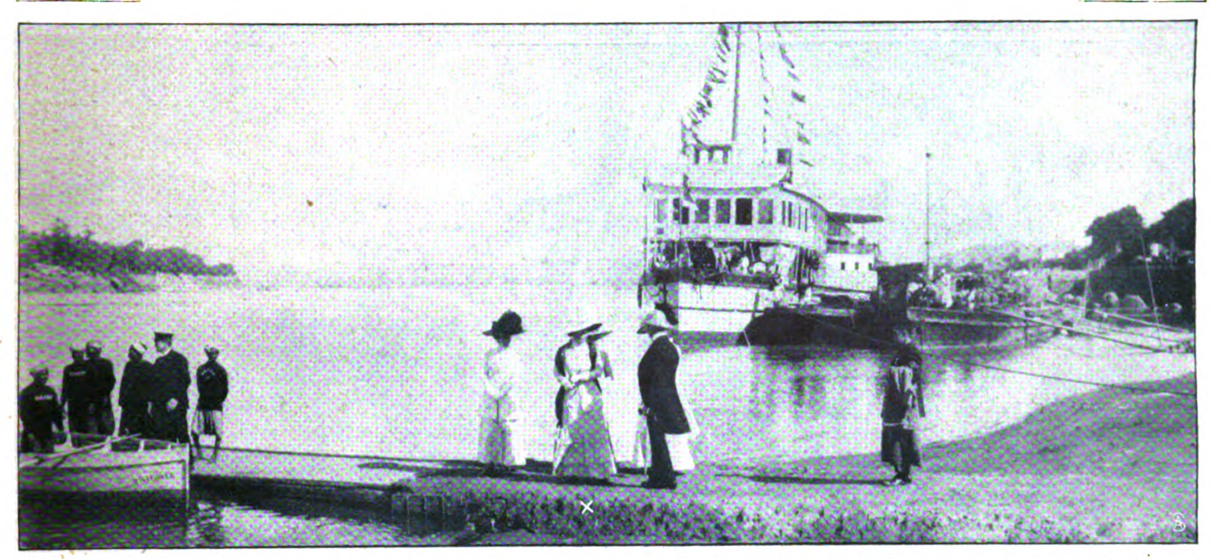


Phot. Maruki.

Dr. jur. Alfons Freiherr Mumm von Schwarzenstein.
Zum bevorsteh. Rücktritt des Kais. Deutsch. Botschafters in Tokio.



Fürst und Fürstin Bülow in ihrem Heim, der Villa Malta in Rom.
Spezialaufnahme für die „Woche" anläßlich der Silberhochzeit des Fürstenpaares.



Ankunft der Kronprinzessin (×) in Assuan, von Bord der „Mayflower“ (Hamburg-Amerika-Linie) kommend.

Die Kronprinzessin nach dem Gottesdienst in der deutschen Missionshalle in Assuan.

Von der Aegyptenreise der Frau Kronprinzessin.





Vom Anarchistenkampf in Houndsditch im Osten Londons.

1. Die schottische Garde im Anschlag auf dem Kampfplatz. Phot. Barrat.

2. Das Haus der Anarchisten in Brand. Phot. Record-Preß.

3. Hilfsbereite Schwestern vom London-Hospital.

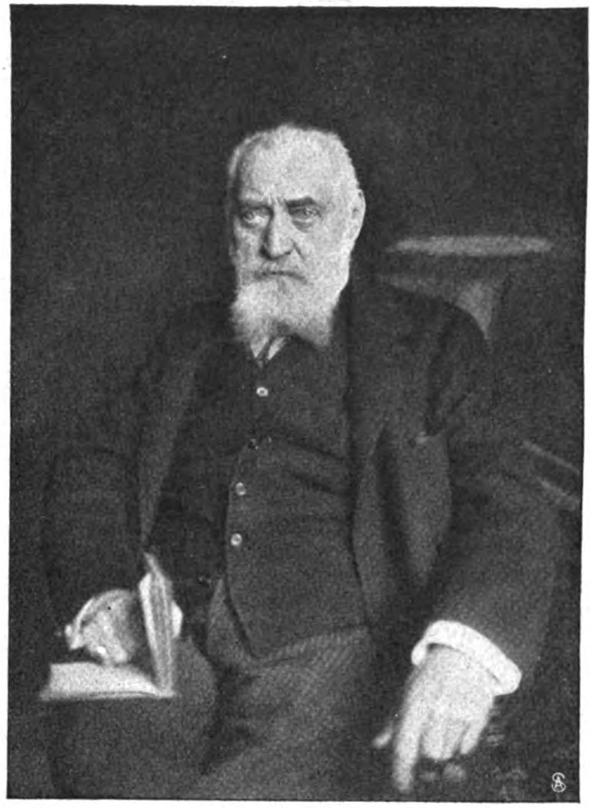
4. Minister Winston Churchill (×) leitet selbst die Operationen der Polizei. Phot. Intern. Public. Co.

Phot. Graphic Preß.



Phot. Diepenbach.

Albert Niemann und Frau Lucca in „Margarete“.
Aus der Glanzzeit des Sängers.



Albert Niemann.
Spezialaufnahme für die „Woche“.

Zu Albert Niemanns 80. Geburtstag.



Geh. Justizrat Prof. Dr. Gierke
feierte seinen 70. Geburtstag.

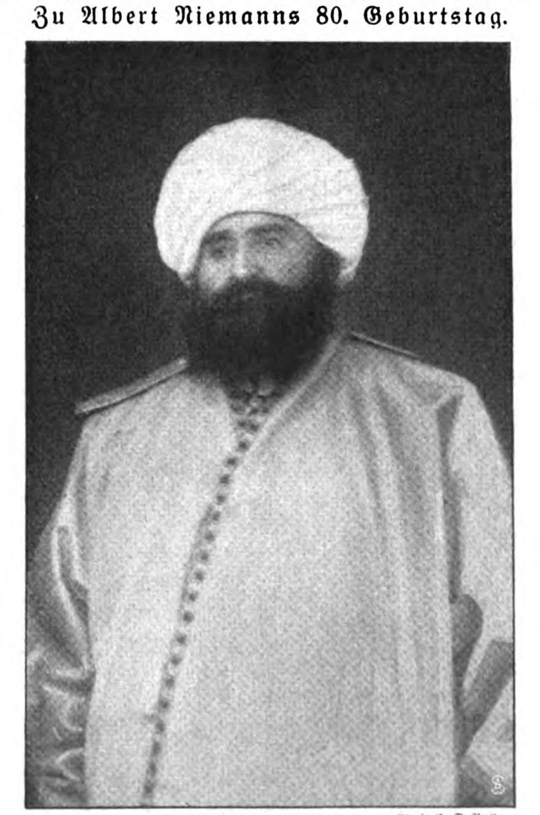


Senator Elkins †
der Vater der in Verbindung mit dem Herzog der Abruzzen vielgenannten Miß Elkins.



Hofphot. Marx.

Bruno Mudra,
der neue Chef des Ingenieur- und Pionierkorps und Generalinspekteur der Festungen.



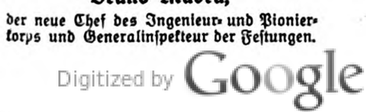
Phot. C. O. Bulla.

Abd-ul-Ahad, der Emir der Bochara †
ein Vasallenfürst des Russischen Reichs.



Hofphot. Andersen.

Fürst zu Hohenlohe-Bartenstein,
der neue Präsident der Ersten Kammer in Württemberg.



Kapellmeister Elsner, Breslau.
1. Preis.

Miß Fay Foster, Kansas.
2. Preis.

Philipp Gretscher, Stettin.
3. Preis.

Wilh. v. Winterfeld, Bromberg.

Kapellm. Schouten, Amsterdam.

Die Komponisten der von den Preisrichtern zum Ankauf vorgeschlagenen Walzer.

Karl Sommer, Reichenau i. S.

Gustav Busch jr., Köln a. Rh.

Erich Wemheuer, Wiesbaden.

Die Preisträger im Walzer-Wettbewerb der „Woche".



Sir Laurens Alma-Tadema mit seiner Tochter. Phot. Record-Preß.
Zum 75. Geburtstag des berühmten englischen Malers.



Phot. Kohler-Dietz.

Pierre Adolphe Schlumberger †
Geh. Kommerzienrat und bekannter Großindustrieller der Reichslande.

Geraldine Farrar als „Gänsemädchen".

Von der Erstaufführung von Humperdincks neuer Oper „Die Königskinder" in Neuyork.



Rodelsport in und um Berlin.

1. Die Rodelbahn auf dem Kreuzberg.
2. Am Hundekehlensee im Grunewald.
3. Andrang am Start auf dem Fichteberg in Steglitz.

Spezialaufnahmen für die „Woche".

Die schöne Melusine.

Roman von

Viktor v. Kohlenegg.

9. Fortsetzung.

Der Vater fragte Melusine: „Warum trägst du den Ring jetzt?"

„Er gefällt mir."

Das war häßlich. Warum log sie, warum log man? Sollte das nun so weiter gehen, durch eine lange, lange Zeit? Man wurde schmutzig, schlecht und raffiniert dabei, daß es sie bedrückte. Aber dann war es wieder weg und vergessen.

Sie log ja auch, wenn sie ausging, sie sprach von Besorgungen und vom Theater; wenn sie nicht selbst spielte, dann wollte und müßte sie doch sehen. Sie log, wenn sie kein Geld mehr hatte, wenn sie Geld für ihre Droschkenfahrten da weit hinaus brauchte. Sie sparte, bettelte um jede Mark, die sie bekommen konnte, erfand Ausgaben, verkaufte einen alten Zierschrank, von dem sie behauptete, daß er im Wege stünde, und kaufte Oskar eine Krawattennadel mit einer feinen, leuchtenden Perle. Er schalt sie sehr ernsthaft darum, — aber so hatte ihn noch kein Geschenk gefreut und bis ins Herz bewegt! Wenn er die Perle daheim sah und berührte, dann war es ihm, als fühlte er Melusinens köstlich zärtliche Hand. Nun war die Liebste immer bei ihm.

Die Tage und Wochen vergingen. Und jeder war hell und neu und bis zum Rand zum Überfließen, mit Erwartung und Sättigung und neuer Spannung gefüllt. Oskar vernachlässigte seine Freunde und war an den Abenden fast nie daheim, und da kam es allgemach doch, was bei seinem Ernst und bei ihrem inbrünstigen Sichverlieren an jedes echte und starke Erlebnis wohl einmal kommen mußte.

Es war vielleicht zuerst in Oskar wach geworden, dermaßen, daß er sich sagte, ihr lebt mit dem Herzen, aber ihr habt auch Sinne! Treibe es nicht zu weit, überspanne nichts, überall lauern eurer Gefahren, ihr lebt im Fieber in dieser Heimlichkeit und Einsamkeit; er dachte aber auch ans Gegenteil, spielte mit der Möglichkeit einer Loslösung, einer Trennung in irgendeiner Zeit; nichts war unmöglich, er konnte es sich sogar in dieser und jener Minute vorstellen; dann aber versank alles wieder vor ihrem Bild, er dachte an ihren Vater, er dachte an sie selbst, an ihre große Ehrlichkeit, an ihr Glück an ihm, und die feine Innigkeit seines Herzens wurde frei und stark, und jener Gedanke an flüchtigen Genuß, der ihn atemlos machte und erzittern ließ, erschien ihm nichtswürdig und frech und traf ihn selbst im Lebensnerv, und darunter verborgen drängte seine Liebe zu Ordnung und Reinlichkeit; denn so temperamentvoll er war, so bequem er sich gelegentlich gehen ließ, auf die Dauer verlangte sein Leben im Guten und Bösen nach gerundeten, geschlossenen, irgendwie dauernden Formen....

Es kam vor, daß sie über Tag ein wenig satt waren vom letzten Abend oder Tage, daß eine kühle und verborgene Entfremdung sich ihrer Seelen bemächtigte, die letzten Endes von Besorgnissen genährt wurde; man freute sich aufeinander, ja! Das war unverwischbar und unwiderstehlich; aber wenn die Zeit einer neuen Zusammenkunft, wenn dieser nächste Abend oder Nachmittag dicht bevorstand, noch auf dem Weg zueinander, dann war man leicht ein bißchen müde, gewissermaßen überdrüssig; man spürte es an einem leichten Druck an den Schläfen, in denen sich ein feiner Stich bemerkbar machte; man konnte es sich ganz zuletzt schlechterdings nicht vorstellen, daß dieses Wiedersehen nach dem gestrigen Abend wieder inniges Glück schaffen würde; aber war dann die Stunde da, sah man sich nur, saß man in der dunkeln Loge dicht beieinander, dann fiel jenes versteckt widerstrebende Wesen wie etwas Falsches, nur in der dumpfen Eintönigkeit des Tages Angeflogenes, Selbstquälerisches ab, man wußte sich nicht zu lassen, drückte sich die Hände mit einem ruhelosen Tasten und Einanderfühlenwollen; Oskar atmete ihren Duft, ihre Wärme, ihre Nähe, und Melusine fühlte es voll Entzücken; sie sanken mit allen Sinnen der Seele zueinander hin und wußten es den ganzen Abend kaum anders, machten noch einen langen Weg im Freien, saßen in einem feinen, behaglichen Weinlokal, sprachen von tausend Dingen, die durch die Stimme des andern und die Neigung, alles klug und besonders vor dem andern zu sagen, einen neuen Sinn und Glanz erhielten. Und wenn man sich trennte, dann schwang noch lange das süße Gefühl des Besitzes in ihnen nach, Beruhigung, Erfüllung; es war eine Wunschlosigkeit, ein Ruhen im andern, ein Wissen, geliebt zu werden, das köstlich und voller Frieden war....

Das Stärkste aber war immer wieder die Nähe, war die Gegenwart und ihre wachsende Innerlichkeit.

Das verschleierte und band eine Stunde an die andere, Tage, Wochen, eine lebendige Kette, die Vergangenheit und Zukunft unaussprechlich dicht einte. Täuschungen, Hoffnungen und Gewißheiten, Reue und Glaube — und immer wieder das Zueinanderstürzen und das tiefinnere Sichfinden, Sichhalten und Erinnern. Wer will das Chaos durchdringen, das die Scham des Herzens und der Gesinnung unlöslich zusammenschloß und mit einer feinen, unzerstörbaren Hülle umspannte. Jeder Schritt zeugte einen neuen, jedes Wort, jede Geste zwang, und wenn die Klugheit mahnte, so sprach der Wille des Herzens, und das Blut rauschte um so inbrünstiger....

Sie hatten so viele Stunden und Tage mit ihren unerschöpflichen Inhalten für sich, aber sie hatten — von



Anfang an — das Spiel wohl nicht mehr völlig in der Hand, hundert geheime Lebensmächte wirkten nun und kreuzten sich, und sie schritten im Nebel des Werdens, Herren ihres Willens jetzt, der zuletzt doch kaum noch ihr Wille war....

Melusine schloß die Augen davor. Man ist immer Fatalist, dachte sie, wenigstens lag so eine Neigung und Auffassung in ihrem Wesen.

Sie wollte es kosten, so recht bürgerlich, mit allen klaren und innigen Zaubern und mit allem Sichgeben ans Leben, und dann wieder tapfer und kühn mit ihrer freimütigen, rückhaltlosen Kraft.

Sie w ü n s c h t e es nun, und das weckte und traf zuletzt auch seinen männlichen korrekten Sinn, denn nun trat, so wenig ernst es klingen mag, auch die Eitelkeit ins Spiel, die Zwillingschwester der Gewissenhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit, da er in Melusinens Augen immerdar den spöttisch schmerzlichen Vorwurf las, den ihre Lippen, ihn reizend und mehr verletzend, als sie ahnen konnte, leise aussprachen: „Du tust es nicht.. du wagst es nicht! Schon deines Vaters wegen."...

Die Leidenschaft ist unnennbar. Und ihr Träger, der Mensch, ist an die Stunde und ihre Folgen gebunden, an den ersten Schritt, und da der erste Schritt nach dem Maße seines Wesens geschieht, so steht auch die Folge, so weitab sie liegen mag, unter diesem Gesetz.

Das Allerstärkste aber war die von Tag zu Tag wachsende Innigkeit ihrer Neigung, ihrer Herzen, die die Heimlichkeit wie eine feine erschöpfende Last empfanden.

* * *

Ende Januar war nahe.

Und eines Tages trat Oskar bei seinem Vater ein und sagte ihm, wie es mit ihm und Fräulein Donat stünde.

Der Alte mit dem harten, kurzen, steifgewichsten Schnurrbart bewegte keine Miene, die Brillengläser in dem schmalen Goldreifen schienen noch blanker geschliffen als sonst.

„Wer ist das?" fragte er kurz in seinem Arbeitstuhl, dabei hielt er den langen, dicken Rotstift in der Hand.

„Ich stellte dich oder Fräulein Donat dir neulich mal vor, es war im Laden, einige Zeit vor Weihnachten. Du wirst dich dessen erinnern, Papa."

„Ja, ich erinnere mich. Ich erinnere mich jetzt auch, daß Emmi einmal von der Dame sprach. Ja. — Donat. Ihr Vater soll ein... ein Musikpädagoge sein, sagt Amelong."

Oskar sah vor sich hin, und sein Unterkinn wölbte sich ein wenig vor. „Er besitzt ein Konservatorium."

„Nun, und? Du notifizierst mir deine Verlobung, wie ich höre. Was soll ich dabei tun?"

Der nüchterne, harte Ton des Alten goß auch eine kühle Nüchternheit in ihn hinein. In der Selbstbeobachtung, die ein solcher Moment eingibt, sagte er sich flüchtig: wie grau ist die Wirklichkeit, wie verstiegen doch alles Wünschen und Wollen auf dieser Folie!

„Allerdings, ich notifiziere, um in deinem Kabinettstil zu reden", sagte Oskar unwillkürlich schroffer und bitter. „Verzeih, wir sind beide Mannes genug, um uns unverstellt in die Augen zu sehen, gerade in solchen Momenten."

„Ich halte diesen Ton für unnötig, mein Sohn."

„Wie du wünschest."

Der alte Herr sah streng und verwundert von der Seite auf.

„Ja, was verlangst, was erwartest du? Zustimmung schlechthin? Ich kenne die Dame nicht. Ich hätte es für richtiger gehalten, du hättest v o r h e r mit mir über diese Dinge gesprochen."

„So verlaufen diese Dinge nicht. Und schließlich handelt sich's, verzeih — um Worte.... Erst mußte ich selbst klar sehen, und was das bedeutet, wirst auch du wissen. Und nun komme ich zu dir. Niemand weiß noch darum, selbst Melusinens Vater nicht.... Soll ich von Gefühlen sprechen? Nein. Das lieben wir beide nicht. Also sachlicher: du mußt es erfahren, mußt darum wissen. Ich bin nie wegen persönlicher Dinge zu dir gekommen, seit ich aus dem Studium heraus bin, und auch vorher kaum. Es ist nicht meine Schuld. Ich persönlich, um es zu sagen, halte herzliche Freundschaft zwischen Vater und Sohn für etwas sehr Schönes und Fruchtbares...."

„Gewiß, gewiß."

„Du wolltest es trotzdem anders, Papa. Ich gestehe, daß ich oft darunter gelitten habe, und daß auf meinen besten, frischesten Jahren ein Druck gelegen hat."

„Und du gibst mir die Schuld?"

„Ja. Jedenfalls verstanden wir uns nicht anders. Ich weiß, wer und was ich bin und leiste, und du weißt es trotz alledem auch. Alt gegen jung, erste und zweite Generation.... Eine Welt von Mißverständnissen, genug, daß ich es in diesem Augenblick berühre. Aber es lag wohl in dieser Stunde nahe und gibt schließlich doch eine Folie für gewisse notwendige, jedenfalls unumgängliche Erwägungen oder Erörterungen. Darf ich von meiner Braut... von Fräulein Donat sprechen?"

„Bitte", sagte der Rat kühl.

„Du kennst sie."

„Kaum. Es war sehr voll im Laden."

„Du siehst für gewöhnlich sehr scharf, Papa. Gestatte mir also die Frage: Gefällt sie dir?"

„Sie hat wohl m i r nicht zu gefallen."

„Sie soll, wie ich hoffe und wünsche, mir noch nähertreten... sie tritt dadurch auch dir nahe, vor der Welt... und hoffentlich auch anders."

„Sie ist sehr schön, mein Sohn. In der Tat, ich bewundere deinen Geschmack und auch deinen Mut. Denn Schönheit wie alles Erlesene und Extreme macht Ansprüche und darf sie machen."

„Ich freue mich, Papa", sagte Oskar wärmer, und in seine Augen trat ein Glanz.

Der alte Herr lächelte.

„Ich konstatiere lediglich; ich beantworte lediglich deine Frage, mein Sohn. Was ist deine Braut — — Fräulein Donat? Sie ist, glaube ich, etwas.. wenn ich mich gut erinnere."

„Es ist möglich, aber durchaus nicht gewiß, daß sie zur Bühne geht."



„Ah. Sie ist schon dabei?"

„Studienhalber."

„Hm. — Sicher begabt. Sie hat so etwas... nun, eigentümlich Vibrierendes und unmittelbar Bestechendes, wie es die Auserwählten kennzeichnet. Du hast Mut, mein Sohn, ich wiederhole es. Ich hielt dich offengestanden für bequemer. Ich selbst, daß ich es ausspreche, wäre es in dem Punkt auch. Wer arbeitet, der braucht eine Frau, die ihm Ruhe läßt, seine Ruhe begünstigt. Du wirst dich sehr ungleich teilen müssen, fürchte ich, vorausgesetzt, daß —"

„Ich glaube, daß hier ‚teilen' ‚gewinnen' bedeuten kann. Was der Mensch gewinnt, gewinnt zuletzt auch der Arbeiter an Frische, Elan, Weite und großem Zug. Indes die Frage führt uns zurück, Papa.... Wir gehen auch hier von verschiedenen Voraussetzungen aus, von inneren und auch materiellen; wir sind wohl auch hier, um dein altes Wort zu zitieren, zweierlei Stil."

„Es kommt auf den richtigen an. Und zu meiner Zeit gab es den ‚Herrn Sohn' noch nicht in seiner heutigen Ausprägung."

„Er stand dir lediglich ferner, Papa. Alle Dinge sind Wiederholungen.... Ja, daß ich es sage, ich freue mich aufrichtig.... Melusine gefällt dir."

„Sie ist sehr schön. Aber sie steht in einer mir sehr fremden Welt."

„Sie wird sich dir nähern."

Der Rat schüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht, mein Sohn."

„Was hast du an ihrer Welt auszusetzen?"

„Viel. — Alles. — Ich glaubte, sans phrase, du würdest einmal klug wählen. Das heißt: ich glaubte es auch nicht und befürchtete Ähnliches. Ich dachte mir, du hättest die Neigung, dich zu ‚independenzieren'? Aber du lebst deinen Stil, der, wir sind nun mal ehrlich, ein Stil des Sichgehenlassens, des Sentiments ist...."

Oskar machte wieder sein festes Doppelkinn und biß sich auf die Lippe.

„Nun, ich bin wohl nur menschlicher als du und stehe ebensowenig wie andere gänzlich über den Verhältnissen! In diesen Dingen, die hier berührt werden, entscheidet wohl kaum das Prinzip; gerade wer sich stark fühlt —"

Der Alte lächelte wieder. „Man kann und soll in jeder Lebenslage vernünftig und nüchtern sein. Auch schließlich in dieser, meine ich. Aber du bist es vielleicht, ich maße mir selbstverständlich kein absolutes Urteil an, du bist es vielleicht im Hinblick auf deine Natur und deine persönlichen Bedürfnisse. — Luxusneigungen hier und da. Es hängt zusammen."

„Ich habe sie nicht. Nicht mehr als andere in meiner Lage und als es natürlich und berechtigt ist, einfach Zwang und Gebot einer gesteigerten Kultur."

„Ah bah. Der Zwang bin ‚ich', ist allemal mein eigener Wille."

„Wir kommen nicht vom Fleck, lieber Papa. Du billigst meine Wahl nicht?"

„Da du mich denn fragst: nein."

„Warum nicht? Du bist mir wohl Gründe schuldig."

Der Rat sah starr zur Wand und umgriff fester den langen, dicken, ‚diesseitigen' Rotstift.

„Ich will sie dir nicht vorenthalten. Ich sehe vorerst davon ab, daß die Dame kein Vermögen hat. Ich nehme es wenigstens an, oder irre ich mich?"

„Nein."

„Das ist nicht gut... Emmis Erbe fällt einmal heraus. Daran müßte gedacht werden. Daran denkt man. Denn Tante Jülys Vermögen ersetzt es nicht voll. Es gehen, wie du weißt, sehr beträchtliche Legate ihres Mannes ab, und auf dich kommt dann immer erst die Hälfte. Man soll nicht rückwärts gehen; in keinem Fall einen Schritt rückwärts tun; es bedeutet Zersplitterung, Absplitterung, Auflösung; die Dinge, die vorher eine rastlos tätige Hand in der Arbeit eines ganzen Lebens zusammengebunden hat, streben auseinander; und das hat immer oder oft, wie hundert Beispiele lehren, eine im Bösen fortzeugende Kraft. Es ist ein Anfang, es ist mehr als ein Symbol, es leitet mit geheimen Kräften den Prozeß des Niedergangs ein — kann es. Das ist meine Anschauung, mein Herr Sohn. Es handelt sich um mein Werk und meine Erfahrung.... Und wie steht es, um in der Gegenwart zu bleiben, um dich? — Du wirst dich nicht einschränken wollen. Und die Dame Donat dürfte, unbeschadet ihrer anderen großen Talente und Vorzüge oder gerade ihretwegen, nicht veranlagt sein, die Groschen zu wenden und bei jedem Pfund Kaffee zu rechnen."

„Gewiß nicht. Das dürfte auch nicht nötig sein."

„Hm. Das ist deine Sache, das mußt du wissen und item in seinen Konsequenzen erwägen. Eine andere indes steht mir näher. Ich bin immerhin dein Senior. Der Senior des Hauses, und du bist mein Erbe. Da gibt es denn doch auch für mich Bedenken und schließlich auch Empfindungen, die berücksichtigt sein wollen. Ich weiß, daß in unserer Zeit der väterliche Wille nicht mehr Gesetz ist. So muß denn eine andere Form, ein anderer Widerspruch herhalten — Fronde. Ich mag keine Schauspielerin im Haus —"

„Sie ist es noch nicht und wird es vielleicht nicht... ich hoffe es selbst: nie."

„Sie war es und wird es vielleicht doch. Oder sie wird nie Ruhe geben, wird immer etwas missen."

„Und wenn. Alle Möglichkeiten zugegeben. Ich bin Manns genug, um unser beider gemeinsames Schiff zu steuern."

„Das Bild ist hübsch, mein Sohn. ‚Aber so verlaufen die Dinge nicht', um auch dich mal zu zitieren. Überdies auch das geht mich nichts an. Es handelt sich hier nicht um Glück oder Nichtglück. Es handelt sich um mein Haus und sein Prestige —"

Oskar wollte auffahren.

„Und sein Prestige! Es gibt auch eine feinere Auffassung dieses Wortes, lieber Oskar. Die Dinge in meinem Haus sollen sich decken, sollen passen und stimmen. Sonst erscheinen sie mir zerfahren und liederlich. Es ist mir nicht egal, wer meinen Namen trägt und weitergibt, wer sich in mein Nest setzt, wer an den Früchten meines Schaffens teilhat. Allen Respekt vor

der Dame und deiner Wahl. Aber sie stammt aus anderem Boden, um es so zu nennen.... Sie gehört nicht in unsere bürgerliche Welt. Nicht in unsere Anschauungen und Grundsätze, so vollkommen die ihrigen sein mögen.... Du wirst das nie hindern und ändern. Auch wenn du ihr Tun lenkst, wie du vorzuhaben angibst, auch wenn ihr bisheriges Leben sie uns scheinbar näherrückt. Sie zuckt die Achseln über vieles, sie ist eine andere Rasse; ja!... du könntest mir ebensogut eine Gelbe oder Schwarze bringen", sagte der Alte hart und schnarrend. „Es steckt im Blut. Es ist... ist Uferlosigkeit... ist wurzellos, traditionslos, respektlos vor unserer Welt..." Die Worte fielen wie Steine, zornig und schroff, und auf der Iris des Rats zeigten sich rote Äderchen.

Oskar war aufgestanden und ging umher.

„Es ist lächerlich!" sagte er halblaut und sich bezwingend.

„Es ist nicht lächerlich, mein Sohn!"

„Es ist es doch, Papa! Es sind Vorurteile, kraß, kraß, nicht zu sagen! Ich denke, wir leben ein halbes oder ganzes Jahrhundert später — nach der Zeit, in der diese Ketzerei so hübsch in Blüte stand. Verfemt und geächtet — wie spaßig."

„Sei, bitte, kein Narr. Ich wiederhole: die Dinge sind feiner, liegen tiefer."

„Es ist das gleiche."

„Es ist nicht das gleiche. Es steht Art gegen Art. Und die meine ist da und fordert ihr Recht, ist klar bestimmt und hart. Ihr habt kein Verantwortungsgefühl — ihr von heute — nicht für euch, am wenigsten für eure eigene nächste Generation! Ihr lebt nur euren Wünschen und Willkürlichkeiten! Bedenkst du, was für Kinder dir aus solch einer Verbindung erwachsen können und werden, welche Tradition weitergegeben wird, die deinige oder die der Frau? Ah bah! — Was ich geschaffen habe durch ein langes Menschenalter, woran ich all meine Kraft und Streben gesetzt habe, geht in die Brüche — geht in Stücke — — Und ich bin Chef, ich stehe dem Haus vor und kann annehmen und ablehnen, was mir gut dünkt, und was mir falsch scheint. Und tu's für meine Person. Aus meinem Gefühl und meiner Einsicht und Erfahrung."

„Du tust es gegen mich. Das alte Spiel. Laß —! Ich mag nicht mehr sagen, damit mich das Wort nicht reut. Weißt du, daß Melusinens Mutter eine geborene Kraatz war? Sie stammt aus unserm Kreis, und die Kraatze waren noch schlimmer als wir! O, wie ist das spaßig. Ahnenprobe, Mesalliance. Lieber, guter Papa, wo stammen wir her?"

„Aus uns selbst. Aus unserer besonderen Art. Darum stehen wir auf uns selbst. Ich für meine Person."

„Ich wiederhole meine Frage: ist dir jene Tatsache von Fräulein Donats Verwandtschaft bekannt?"

„Ein Kuckucksei!" — — Der Vater lachte.

Oskar schritt mit starkem Geräusch umher.

Aus dem Laden nebenan hinter der kleinen, dicken Eichentür tönten Stimmen, fernher wie ein flüchtiges Murmeln; es gingen Leute dicht an der Tür vorüber. Dann wurde auch einmal geklopft, aber der Rat antwortete nicht, und als Herr Encke doch einen Spalt breit öffnete, knarrte die rostige Stimme des Chefs: „Ich habe nicht gerufen. Ich wünsche nicht gestört zu werden — man sollte das ein für allemal wissen!"

Es war still.

Oskar war empört, gerade weil er selbst wieder jene gelinde und unheimliche Unsicherheit und Schwäche in sich verspürte. Woher kannte der Vater sie und ihre Umgebung so gut? Durch Amelong... durch jene eine Begegnung... durch den selbsteigenen, tiefgewurzelten Instinkt und dessen Abscheu gegen alles, was der respektablen Welt des Besitzes und der betitelten Bildung fern stand?

Er war voll Erbitterung. Aber er bezwang auch das. Er kannte den Alten. Es ging ebenso sehr — nein, ungleich mehr gegen ihn selbst, den Sohn, dem er mit beinah krankhafter Hartnäckigkeit mißtraute. Er hätte über jede Wahl die Achsel gezuckt, gemäkelt, in seiner verschlossenen Art gezweifelt. Über eine Reiche hätte der Vater den Mund schmal gezogen und von Sichzurruhesetzen, von Unabhängigkeitsgelüsten und bequemem Herrendasein gesprochen!... Nun war es Melusine. Zugestanden, daß sie diesem auf streng konforme Lebenzustände und Gelderwerb erpichten Mann nicht nach dem Herzen sein mochte; aber daß diese Wahl ihn so verstockte und geradezu erbitterte, das lag doch auf viel persönlicherem Feld.... Alles, was der Sohn tat, war falsch, und vor allem das, was ihn aus der Sphäre des alten Herrn herauszog.

Parvenü! dachte Oskar zornig, obwohl es der eigene Vater, das eigene Blut war, das er schmähte, denn der Vater hatte ihn diesmal an der empfindlichsten Stelle getroffen, und bei dem Gedanken an die Geliebte, an ihre dunkel forschenden und spottenden Augen färbte sich des Doktors Stirn....

Keines andern Meinung galt. Ah, es war im Grunde Schwäche! Der Stolz des Selfmademan braucht Stützen, glaubt sich überall durchsetzen zu müssen, wird die Eierschalen und Rauheiten seines Aufstiegs nicht los!... Aber gerade diese den Eisernen Spielenden, die keinen Widerspruch, kein Andersdenken glauben dulden zu dürfen, lassen sich vom Leben und von der klugen Absicht dennoch imponieren und Terrain abgewinnen — es mußte nur stillschweigend geschehen, es durfte nur keiner mit dem Finger oder gar mit Worten darauf deuten. So war es auch oft im Geschäft.

Er kannte den Alten. Der war nicht im geringsten weich oder gar sentimental, aber er war auf der Hut vor der Bildungsüberlegenheit des Sohnes, er zog vor manchem festen überlegenen Widerstand in persönlichen Dingen zuletzt stumm die Krallen ein; und der Alte war gefangen in seiner Reputation, auch im guten, in einem fast primitiven Familien- und Blutinstinkt; er würde nicht mal infolge eines Schuldfalles sich von seinen Kindern und vor allem von seinem Namen völlig lossagen und sein großes Vermögen an Fremde und Gleichgültige oder Entfernte weitergehen lassen....

Oskar blieb stehen und drehte an seinem Bart.

„Ich bedaure deine Auffassung, Papa. Sie macht



es mir schwer, in einem Ton, wie ihn die Angelegenheit erheischt, und wie er geziemend und mir erwünscht ist...."

„Du hast nach Gründen gefragt, mein Sohn. Und die Dinge sind zu ernst und gehen uns beide zu nahe an, um mit Verblümtheiten darüber hinzugleiten."

„... geziemend ist, in diesem Augenblick noch mehr darüber zu sagen. Es erübrigt sich wohl auch im Hinblick auf das, was ich dir schon sagte, was unserer kurzen Aussprache hier zugrunde lag. — Ich wiederhole, ich bedaure deine Auffassung sehr schmerzlich, Papa. Und ich hoffe nur, daß sie noch keine endgültige und unumstößliche sein möge. Ich gebe sie wohl oder übel der Zukunft anheim. . . . Du selbst weist mir diesen Weg."

Der Rat räusperte sich mit einem hellen, zerschneidenden Ton.

„Es ist noch viel Zeit, Papa. Gut Ding will Weile haben. Verzeih — ich kenne auch deinen gerechten Sinn, der in Sachen der Lebensführung anderer sich mit einer gewissen Konsequenz autokratischer Neigungen begibt."

„Es verlangt mich nicht nach diesen zweifelhaften Aufschlüssen."

„Nein, Papa. Ich stelle lediglich fest und suche nach einem naheliegenden Abschluß.... Ich möchte jetzt nur noch, sofern du gestattest, einiges Geschäftliche von Wichtigkeit und Dringlichkeit berühren. Es entbehrt, wenn ich so sagen darf, nicht einer gewissen Aktualität. Es ist natürlich ein Zufall, daß diese Dinge so zusammenkommen, aber schließlich bedingen sie einander auch. Du selbst streiftest vorhin die geschäftliche Frage."

„Bitte. Ich habe mir Zeit genommen, wie du weißt."

Oskar stemmte das Knie auf den Sitz des Stuhls und umgriff mit der einen Hand sehr fest die Rückenlehne.

„... Ich will kurz sein. Ich verfüge alles in allem über etwa 10 000 Mark jährlich; mein ‚Gehalt' eingerechnet. Mein Separatkonto brachte bislang wenig, wird aber, nach sicherer Berechnung, bei der Messe etwa die gute Hälfte jener ersten Summe überschreiten. Die Sache geht und wird ausgebaut. Tante Jüly ist verläßlich und überzeugt —"

„Gratuliere."

„Ich bin nicht wieder an dich herangetreten, da du mein Bestreben mißbilligst. Aber du duldetest es im Rahmen des diesseitigen Hauses. Vielleicht eine Inkonsequenz. Aber wer ist ganz frei davon?"

Die Augen des Rats schlossen sich zu einem ganz schmalen Spalt, und die Hände umballten den Rotstift fester.

„Ich komme auch jetzt nicht mit einem Anliegen oder einer Bitte. Nein, Papa. Nur mit einem Vorschlag oder einer Frage. Mir ist ein Leipziger Haus mit Assozierungsvorschlägen nahegetreten; man hatte dort Ähnliches vor wie ich, aber ich war an meiner Stelle rascher und zielbewußter; man billigt meine Pläne, die, ich darf es sagen, glücklicher und reicher sind, und mit deren Verwirklichung ich jenem Haus, wie ich schon sagte, voraus kam; man will meine Arbeitskraft, vielleicht will man auch meinen Namen und meine Verbindungen; und erhofft möglicherweise für späterhin noch mehr — noch anderes —. Der Vorschlag ist günstig. Das Haus ist ausgezeichnet und hat gediegene Mittel, aber der Betrieb ist veraltet. Ich kann schon in nächster Zeit mit meinem Privatkapital, mit meinem Namen und meinem Verlagbestand in die Firma eintreten, wahrscheinlich, daß auch Tante Jüly, da die Garantien absolut sichere sind, noch entschlossener auf meine Seite tritt. Das gäbe mir natürlich von vornherein ein noch stärkeres Übergewicht. Aber zuletzt wäre es selbstverständlich unerheblich. Das ist die Sache. Sie kam mir vor einiger Zeit ins Haus und überraschte mich, wie sie vielleicht auch dich überrascht. — Es würde mir natürlich Spaß machen, schon jetzt in noch größerem Umfang zu wirken, als es bereits geschieht, obwohl ich selbst auf recht gutem Weg und hier im Haus, soweit es mein Separatkonto angeht, Alleinherrscher bin. So möge und muß denn wohl ein anderer, außerhalb dieser Konstellation liegender Punkt, den ich eben schon einleitend und vorübergehend streifte, also kurz und gut der materielle, der im besagten Projekt erhebliche Vorteile böte, als ausschlaggebend gelten.... Du siehst, Papa, ich habe in dieser letzten Zeit doch nicht nur der Muße gepflogen, der Schein sprach wohl gegen mich. Der Tag ist lang und auch die Nacht." Oskar strich wieder mit Daumen und Zeigefinger über seinen Bart.

„Zu erwägen ist nun folgendes. Ich lege mich in einer anderen Firma fest, die übrigens zum Teil, ich möchte vorläufig keinen Namen nennen, Konkurrenz des diesseitigen Hauses ist; lege mich fest mit meinem Namen, das ist Bedingung; mit Kapital und, was mir gleich schwer wiegt, mit meinen Ideen und dem, was davon schon verwirklicht ist. Das bedeutet also völlige Separation vom diesseitigen Hause, wenigstens für vorläufig, und letzten Endes völlige Abwendung vom Sortiment, dem Stamm des Hauses, dem ich übrigens mehr stille Liebe und Interesse entgegenbringe, als du glauben willst — — Und nicht nur Separation; daß ich es sage, Konkurrenz. Die sich, wenn stellenweise auch in ganz anderer Richtung, heftig regen wird und muß. Du folgst meinen Ausführungen, Papa?"

Der Alte nickte mit unbewegter Miene und hartem, kurzem, steifgewichstem Bart. „Ich bemühe mich, mein Sohn. Sprich also weiter."

„Zum dritten aber, und der Punkt ist delikat, ist sehr heikel: es muß möglicherweise später einmal zur Verschmelzung der Firmen kommen, jener anderen, die gegebenenfalls teilweise die meinige sein wird, und — gestatte die gewagte und völlig unverbindliche Vorstellung — des diesseitigen Hauses, falls du nicht g e g e n mich beschließt, zugunsten F r e m d e r. — — Du wirst ermessen, was das bedeutet, und daß der stärkere Betrieb, wohl eben jener andere, gewissermaßen überwiegen, ja, schon, um einer Zersplitterung vorzubeugen, aufschlucken oder gar abstoßen muß... Das sind Erwägungen, Spekulationen, ich weiß es; aber sie müssen angestellt werden, im Zwang der Dinge. — Ich habe die Wahl. Sie lockt mich natürlich sehr stark, wie sie jeden Verlagsmann locken würde, eine brillante und ungewöhnlich rentable Chance! Und du selbst wirst ein



Opfer nicht gerade fordern. Das läge wohl auch deinem kaufmännischen Sinn fern und stände obendrein außerhalb deiner Prinzipien, die alle Kräfte der Arbeit und ihrem zäh berechneten Gelingen zuweisen."

„Du sprichst fein, mein Sohn."

„Phrasenlos.... Du liebst die nüchterne Diskussion, wie du noch vor wenigen Minuten sagtest. Und du hast recht. Ich decke meine Karten ehrlich auf. Ich habe das Spiel offen in der Hand, wie du siehst; ich spreche ohne Vorbehalt, auch darin, daß ich zugestehe, von den Ereignissen selbst einigermaßen überrascht zu sein, ich setze hinzu: zu meiner Befriedigung und Genugtuung, und mehr von ihnen geschoben werde, als daß ich schiebe."

„Gut, gut. Ich denke, ich bin nicht eben empfindlich. Was willst du also tun? Keine Umschweife, mein Sohn. Ich glaube, das Ende zu sehen, und wir wollen uns nicht mit Worten betasten."

„Nun denn. Ich möchte das Spiel, um im Bild zu bleiben, und wenn es mir möglich gemacht wird, freilich nur dann, noch lieber nicht spielen, Papa. Denn auch ich hänge an unserm Haus und seinem Ruf. Und respektiere auch dich und dein Empfinden, laß mich das aussprechen. — Was rätst du mir? Ich spreche rein geschäftlich. Du bist Chef. Soll ich annehmen? Soll ich ausscheiden, ich bin freilich nie Mitinhaber gewesen? Jener Verlag würde wohl später in Berlin domizilieren; das ist meine Bedingung. Was sagt dein Interesse? — Ich habe gesprochen."

„Ein wenig Pistole, mein lieber Sohn."

„Nein! Ich will leben, mir selbst leben — ich bin alt genug und bin Manns genug — zum Donnerwetter! Papa, meine Geduld hat Grenzen. Ich bin schließlich dein Sohn, wir sind zuletzt doch aus einem Stamm, aus einem Holz. Reize mich nicht. Hast du jemals zärtliche Rücksicht von mir verlangt und zu diesem Zweck gesät — denn nur darum handelt es sich hier —? Nein! sage ich dir. Nein! Und du selbst wirst sie am wenigsten fordern."

„Bitte, sei ruhig."

„Ich bin es."

Es war wieder still. Nach einer Weile räusperte sich der Rat wieder langsam und scharf. „Du willst mir jene Firma nicht nennen?"

Oskar nannte sie.

Der Alte zog die Brauen fest zusammen. Er lehnte sich zurück, legte den Rotstift hin, daß es klappte, und umfaßte mit seinen eigentümlich knochigen, harten Händen, deren Magerkeit nicht recht zu der sonstigen Erscheinung des alten Herrn paßte, die Seitenlehnen des Schreibstuhls. Die steifen gewichsten Bartenden zitterten schwach von einer energischen Bewegung des Mundes.

Draußen zogen wieder, schallfern, Stimmen vorüber. In einem Nebenraum hallte ein polterndes Geräusch, als würden Bücher aufgestapelt oder gepackt.

Der Doktor sah den Vater nicht an. Er hatte das Knie von dem Stuhlsitz gezogen und gab dem Stuhl mit nachdenklicher Langsamkeit wieder die ihm in diesem Raum zudiktierte Richtung.

Das Schweigen dauerte diesmal länger als vorher. Lange. Endlich wurde es von einer Bewegung, durch ein zufälliges Geräusch, das von dem alten Herrn ausging, verscheucht.

„Ich bin nun leidlich orientiert. Ich danke dir. Du verlangst und erwartest natürlich nicht, daß ich dir sogleich antworte. Keine Rede davon. Du wirst es, ebenso wie ich, billig finden, daß ich mir eine Bedenkzeit vorbehalte, deren Länge ich nach Gutdünken festsetzen möchte. Mir erscheint überdies noch manches der Klärung recht bedürftig... einer — noch bestimmteren Auffassung zuzuführen letztlich nötig. Gut, gut, wir haben nach jeder Richtung hin Zeit. Gut Ding will Weile haben — wie? Es ist in der Tat wichtig genug. Nur noch eine Frage, um klare Bahn zu gewinnen und jeder berechtigten Form zu genügen. Sage mir, mein Sohn, welche balancierenden Bedingungen würdest du stellen, wenn ich einen Verzicht wünschen sollte?"

Und Oskar sprach es aus: „... Teilhaberschaft, wenn auch nur nominell, im diesseitigen Hause. Und Garantie für Verdoppelung des sicheren Teils meines bisherigen Einkommens. Also alles in allem nicht viel mehr als Verdopplung meines ‚diesseitigen' Gehalts." Er nannte die nicht kleine Summe.

Der alte Herr rührte sich nicht.

Einmal hatte das ja wohl so kommen müssen.

„Ich werde es bedenken. Ich gebe dir, sobald ich die Zeit dazu gefunden haben werde, mich nach Gebühr damit zu beschäftigen, und sobald ich selbst klar sehe, meine Entscheidung kund. — Verzeih, mein Sohn." Und der Rat hob den dicken Rotstift, klingelte Herrn Marx und neigte sich wieder über seine Papiere. Oskar war entlassen.

„Auf Wiedersehen", sagte Doktor Oskar ruhig mit einer leichten Senkung des Kopfes.

(Fortsetzung folgt.)

Ehrgefühl, Ehrgeiz und Erziehung

Von Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat Dr. Adolf Matthias.

„Meine Ehre steht in niemandes Hand als in meiner eigenen, und man kann mich nicht damit überhäufen; die eigene, die ich in meinem Herzen trage, genügt mir vollständig, und niemand ist Richter darüber und kann entscheiden, ob ich sie habe!" — das ist ein Wort Bismarcks; es gibt wohl kaum ein schlichteres und ein schöneres, das je über wahres Ehrgefühl und echte Ehre gesagt worden ist, kaum ein Wort, das auch an pädagogischem Wert so reich ist wie dieser Ausspruch des größten Staatsmannes, den wir besessen. Man würde nun irregehen, wenn man aus jenem Wort schließen wollte, Bismarck habe jede Anerkennung verachtet. Anerkennung braucht jedermann; der größte Held und der größte Künstler würden ohne sie nicht das bleiben,



was sie wirklich waren. Denn das eigene Bewußtsein der Ehre genügt gerade ihnen nicht immer, weil große Seelen leichter an sich zweifeln als die kleinen, selbstzufriedenen Geister, und weil große Männer in der Schätzung anderer eine Art von Weltgericht sehen, das so oder so die Weltgeschichte zu sein pflegt. Tote Gleichgültigkeit der Außenwelt kann auch zum Grabe der Ehre werden. Ehre ist ja objektiv die Meinung anderer von unserem Wert, subjektiv die Wertschätzung oder die Furcht, die wir dieser Meinung entgegenbringen. Diese ist gleichsam das äußere Gewissen, das eine sehr heilsame Wirkung ausüben kann, die aber nicht immer eine rein moralische Wirkung für einen Mann von wahrer Ehre zu haben braucht, für den die innere Ehre, d. h. sein eigenes Gewissen, höher steht als alle Anerkennung, als alles Lob und aller Tadel der Zeitgenossen.

Und das ist's, was Bismarck sagen wollte: Wenn ihm die Wahl gestellt war zwischen jenen äußeren Ehren, die andere, selbst die höchgestellten, ihm erwiesen, und seiner inneren Ehre; wenn er die Wahl hatte, ob er schlichtes Ehrgefühl oder den Ehrgeiz, der sehr leicht, wie der Sprachgeist in dem Wort Geiz andeutet, zur Wurzel vieler Uebel werden kann, als Wirkungskraft seines Tuns und Handelns wählen sollte, dann wählte er das echte, rechte und kraftvolle Ehrgefühl; dann nobilitierte er sich selber und pfiff auf die Nobilitierung durch andere.

Gibt es heutzutage wohl viele Menschen, die Bismarck gleichgesinnt und gleichwertig sind in dieser Anschauung von Ehre? Man muß es bezweifeln, wenn man Umschau hält und die Begriffe, Anschauungen und Grundsätze prüft, die der Menschen Tun und Handeln bestimmen, wenn man beobachtet, wie unklar und verwirrt diese vielfach sind.

Wie geradezu krankhaft ist z. B. an vielen Stellen die Auffassung des Verhältnisses der Eltern zur Schule, wie bedenklich manche Anschauungen, die im studentischen Leben maßgebend sind, wie abstoßend vielfach die inneren Motive, die Männer in ihrer amtlichen Wirksamkeit bestimmen. Ich will nicht davon sprechen, daß die Schule von jung und alt in Ehr- und Wahrheitsfragen vielfach für vogelfrei erklärt wird, daß sie von Eltern zugunsten ihrer Kinder und von den Kindern unter Beihilfe oder schweigender Billigung der Eltern nicht selten getäuscht und auch einmal gründlich angelogen wird, daß unnoble Machinationen den Lehrern gegenüber in der besseren Gesellschaft wohl als Heldentaten eingeschätzt werden, und daß unter den Schulerinnerungen von erwachsenen Bierphilistern die mit besonderem Behagen erzählt werden, in denen der Schule ein Schnippchen geschlagen und Täuschungen oft der allerniedrigsten Art begangen worden sind. Dieses falsche Verhältnis zur Schule ist eben so eingewurzelt, daß man vielfach gar keine feinere Empfindung mehr hat für das, was man über die Schule denkt und ihr gegenüber tut.

Aber auch anderswo ist es nicht viel besser. Der gleiche Student, der maßlos empfindlich ist in den äußerlichen Fragen des gesellschaftlichen Verkehrs, denkt sich nichts Arges oder Schlimmes dabei, seinen „alten Herrn“ einmal anzuschwindeln und anzutäuschen, wenn es sich um seine Schulden handelt. Und wie locker ist bei ihm vielfach das Verhältnis zum weiblichen Geschlecht! Wie oft wird hier eigene und fremde Ehre ohne jedes Ehrgefühl mit Füßen getreten, und wie wird alles das von der Welt, in der man urteilt, noch obendrein sanktioniert. Und wenn es nun hinübergeht durch die Examina ins Philisterium: die Spatzen pfeifen es doch von den Dächern, wie viele Fabriken für solche Examensarbeiten und Doktordissertationen bestehen, die unter Erklärung eigener Anfertigung ihren Weg gehen!

Und weiter in der Welt der Aemter und Würden: wieviel Strebertum ehrgeizigster Art erringt hier den Sieg über schlichte Gewissenhaftigkeit echten Ehrgefühls; wie erzeugt hier der Ehrgeiz mit seinem Uebermaß von Einschätzung äußerer Ehren einen Gemützustand, bei dem die geistige Gesundheit Schaden leidet und das richtige Augenmaß für echten Persönlichkeitswert vollkommen verloren geht; wie vielfach decken sich hier die äußeren Ehren ganz und gar nicht mit der inneren Ehre; wie wenig entsprechen hier die Symbole, in denen die Anerkennung ihren Ausdruck findet, d. h. die äußeren Ehren dem inneren Wert des Geehrten. So sieht es vielfach in der großen Welt da draußen aus; und daß es so ist, läßt sich nicht ändern; wer hier zum Beruf eines Reformators sich drängen würde, fiele dem Gespött der Welt anheim und würde als sonderbarer Schwärmer gewertet werden.

Eine andere Frage aber ist, ob wir in der Erziehung, besonders in der Erziehung der Schule, uns auf einen ähnlichen Standpunkt stellen sollen, oder ob wir hier mit allem Nachdruck schlichtes Ehrgefühl pflegen und jegliche Art von ungesundem Ehrgeiz mit dem gleichen Nachdruck fernhalten sollen. Diese Frage ist eine der schwierigsten und zugleich feinsten in aller Erziehungskunst.

Der Ehrgeiz hat ja zweifellos sein Gutes, solange er sich in angemessenen Grenzen bewegt. Er ist einer der wichtigsten Antriebe zu Fleiß und Anstrengung, er hat seine Berechtigung und sein Schätzbares; aber er hat unleugbar auch etwas sehr Ungesundes: Er darf niemals zum Hauptmittel, niemals zur Haupttriebfeder der Arbeit werden. In der Schule, in dieser Vorstufe bürgerlichen und sozialen Gemeinschaftslebens, soll die Pflege schlichten Pflichtgefühls auch in der Jugend schon das Allerwesentlichste sein und bleiben. Und neben der Pflege dieses schlichten Pflichtgefühls soll die Förderung strengen Gerechtigkeitsinnes die andere Hauptaufgabe sein. Jedem das Seine zu geben, jeden nach dem Maß seiner Kräfte in Tätigkeit zu setzen, jeden nach dem Verhältnis seines Wollens zum Können zu beurteilen, in jedem die Keime des Guten zu entdecken, zu wecken und zu entwickeln, die Selbstachtung, Selbstbetätigung und das Selbstvertrauen schon früh, auch bei den Kleinsten, zu pflegen, das ist hier die Aufgabe des Erziehers. Diese wird aber leider nicht in dem Maß zur Hauptsache gemacht, wie es der Fall sein sollte, sondern es werden bedenkliche Mittel zur Erweckung des Ehrgeizes und bedenkliche Gewaltmittel noch viel zu viel angewandt, die schlichtes Ehrgefühl beeinträchtigen und bedenklich schwächen. Konkurrenzprüfungen, wie man sie in Frankreich hatte, aber mehr und mehr abzuschaffen sich bemüht, haben wir ja gottlob in unsern Schulen nicht, und wir werden sie hoffentlich niemals bekommen. Aber die vielen Berechtigungen, die auf unsern höheren Schulen lasten, und die ihre Arbeit nicht gerade mit ethisch reinen Motiven durchsetzen, tragen schon das Ihre dazu bei, das Ehrgefühl schlichter Arbeit in den ungesunden

Ehrgeiz hinüberzuschieben, der mehr nach dem Unsegen äußerer Kenntnisse und Vorteile strebt als nach dem Segen gediegener Bildung. Diese Verhältnisse lassen sich nicht ändern, sie müssen ertragen werden als ein notwendiges Uebel, das verbunden ist mit der ganzen Entwicklung unseres Staats- und Heerwesens, und die anderseits aber auch unschätzbare Vorteile mit sich bringen. Aber auf andere Auszeichnungen, die man doch nur als ethisch rohere Mittel der Erziehung ansehen kann, sollten wir mehr verzichten lernen, oder wir sollten sie, wo man ohne sie nicht glaubt fertig werden zu können, als das einschätzen, was sie sind, als äußerliche Werte, die ernsten, ethischen Werten von irgendwelcher Bedeutung nicht zuzurechnen sind. Ich rechne dahin die Klassenplätze und die Rangordnung, die an vielen Schulen gebräuchlich sind. Ich persönlich — und ich kenne viele Erzieher, die mit mir übereinstimmen — habe diese Klassenplätze immer als ein Mittel angesehen, durch das der Ehrgeiz der Schüler und der Ehrgeiz der Eltern ganz ungesund beeinflußt werden, durch das die Kameradschaftlichkeit der Schüler gestört wird und der Gerechtigkeitsinn gröblich verletzt werden muß. Wer deshalb fleißig ist, um Bewunderung zu erringen bei den Eltern und bei der ganzen Verwandtschaft, um sich vor anderen unter allen Umständen hervorzutun, leidet sehr leicht trotz der Tugend seines Fleißes so viel Schaden an seiner Seele, daß die Schule guttäte, solche Motive nicht auszunutzen, sondern für Erweckung des Fleißes das schlichte Ehrgefühl und die Liebe zur Sache mehr in Bewegung zu setzen als den unschönen Konkurrenzeifer, der die Kameraden zu überbieten strebt. Mir steht aus meinen Jugendtagen noch immer ein wenig anmutendes Bild vor Augen: ein Primus, der allen anderen überlegen war durch seine Leistungen, die er zu einem Teil seiner Begabung und seinem Fleiß verdankte, zum anderen, nicht geringen Teil aber einer großen Fertigkeit, alle unerlaubten Hilfsmittel ohne jede Scheu für sich auszunutzen und geschickt zu täuschen überall da, wo er nicht faßbar war. Auch ging sein Ehrgeiz so weit, andere Schüler, die bei seiner Klugheit gern sich Rats geholt hätten, durch seine egoistische Zurückhaltung im Stich zu lassen. Die Ehre des Primus heimste er deshalb unangefochten ein, sonst stand er allein und verlassen; im späteren Leben hat er dann, da er unehrlichem Ehrgeiz weiter frönte, elend Schiffbruch gelitten: verdorben, gestorben! — Ein solches krasses Beispiel findet sich ja in gleicher Form glücklicherweise nicht oft wieder.

Aber weniger krasse Exemplare eines solchen unlauteren Strebertums sind doch nicht ganz so selten, wie die Schule anzunehmen für gut hält. Deshalb haben die Rangordnung und Klassenplätze ihr höchst Bedenkliches. Auch deshalb, weil sie der Gerechtigkeit nicht entsprechen. Es können z. B. in einer Klasse Schüler vom ersten bis zum zehnten oder vom zehnten bis zum zwanzigsten Platz sich so nahe in ihren Leistungen stehen, daß sich ein wesentlicher Unterschied gar nicht ergibt; gleichwohl muß er gemacht werden, der alten Einrichtung zuliebe, die sich wie eine ewige Krankheit fortschleppt, und er wird gemacht: der Zehnte brüstet sich vor sich und den Seinen stolz mit seiner Nummer, und der Zwanzigste hat die berechtigte Empfindung, daß keine Gerechtigkeit geübt wird. Ferner kann in einer guten Klasse der zwanzigste Klassenplatz noch eine vornehme Rangstellung bedeuten, in einer schlechten Klasse kann schon der zehnte Platz das Ergebnis eines erbärmlichen Zeugnisses sein. Derartige Ungleichheiten, Unstimmigkeiten und innere Widersprüche könnten noch zahlreich angeführt werden zum Beweis, wie solche Rangordnungen an allen Ecken und Enden ihr Anfechtbares haben und ihre Ungerechtigkeit in sich tragen. Das Schlimmste aber an ihnen ist, daß sie trotz ihres mangelhaften Wertes in so hoher Achtung bei den Eltern stehen, und daß diese die Rangnummer zweifelhaften Wertes vor allem einschätzen, die Einzelheiten aber und die Einzelprädikate des Zeugnisses, in denen doch sein Hauptwert liegt, wenig oder gar nicht beachten und einschätzen. Diese Rangordnung ist deshalb von vielen Pädagogen angefochten, von anderen hinwiederum verteidigt worden. Die wunderlichste Verteidigung bringt eine früher weitverbreitete Pädagogik, die sich noch obendrein eine „evangelische“ Pädagogik nennt. Sie gesteht zu, daß solche Rangordnungen Ungerechtigkeiten enthielten, aber das Leben außerhalb der Schule sei auch nicht immer gerecht; deshalb sei es gut, daß die Rangordnung der Schule darauf vorbereite. Also weil der Beelzebub der Ungerechtigkeit da draußen sein Wesen treibt und herrscht, soll man ihn auch als pädagogischen Hilfsarbeiter schon in der Schule verwenden? Schöne Pädagogik das! Da lobe ich mir doch Bismarcks schlichtes Wort, das den Richter über eigenen Rang und eigenen Ehrenplatz ins eigene Gewissen verlegt.

Hinweg also mit den Reizmitteln falscher Ehre, auch mit den gewaltsamen Reizmitteln, d. h. mit den Strafen des Hauses und der Schule an falscher Stelle. Wo ein Vergehen vorliegt, ist Strafe gut und angebracht, und sie mag rücksichtslos verhängt werden. Als einen Antrieb aber zu geistiger Arbeit und zum Ehrgeiz guter Leistungen soll man sie nicht verwenden, vor allem dann nicht, wenn mangelhafte Leistungen das Ergebnis geringer Begabung sind, und wenn der Fleiß alles getan hat, was ihm zu tun möglich war. Wer hier mit Strafen eingreift — und wie vielfach geschieht das leider von seiten ungeduldiger Erzieher! — der versündigt sich an der Jugend und an dem schlichten Ehrgefühl, das durch Zutrauen und Vertrauen wächst, nicht aber durch Verschüchterung. Aber wieviel Fehler werden täglich und stündlich durch nervösen Ehrgeiz der Erzieher begangen! Gerade in diesen Tagen haben wir doch von ganz entsetzlichen Beispielen gewalttätiger Pädagogik hören müssen. Sollten wir uns nicht einmal gründlich umsehen, ob nicht vielfach in bezug auf Prügelstrafe und die Schädigungen, die schlichtes Ehrgefühl dadurch erleidet, bei uns in Preußen bedenkliche Zustände herrschen? Von den höheren Schulen weiß ich es bestimmt, daß dort mehr geprügelt wird, als gut ist. Und man sollte doch auf dieser Bildungsstufe ganz ohne Prügelstrafe fertigwerden können. Ihre Kinder zu prügeln halten nach dem Urteil von Forschungsreisenden Chinesen und Japaner für Barbarei. Und wir Deutschen?

Ich muß bei solchen Gewaltmitteln der Erziehung immer an ein Wort Cavours denken, das dieser große Amtsgenosse Bismarcks einmal über politische Gewaltmittel gebraucht hat, an das zeitgemäße Wort: „Mit Hilfe von Gewaltmitteln kann jeder Esel regieren!“ Weshalb nicht auch der Erzieher, wenn er so unvorsichtig ist, solcher Kategorie sich zuzuwenden!



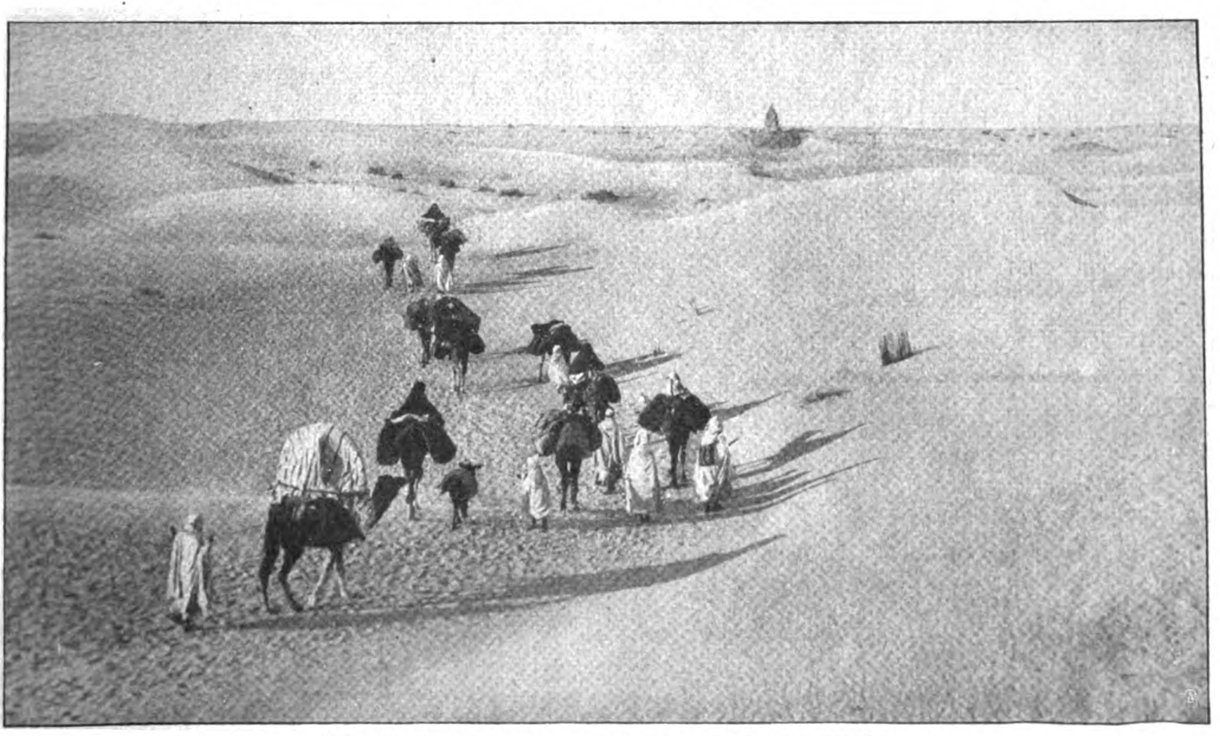
Aus den Sandregionen der Wüste.

Von Victor Ottmann. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen von A. Bougault.

Schweigend zieht die Karawane ihren Weg durch das schweigende Land. Es ist nur ein kleiner Trupp, der sich zwischen den Sanddünen der Sahara mühselig vorwärts bewegt, denn die Zeiten der großen, oft Tausende von Kamelen umfassenden „Gaarflas" sind vorüber, die Konkurrenz der modernen Verkehrsmittel hat ihnen den Garaus gemacht. Kaum ein Dutzend Lasttiere zählt die kleine Karawane; müde, den Hals weit vorgestreckt, schreiten die Kamele mit stelzendem, wiegendem Schritt, müde wie die Männer an ihrer Seite. Sie sind vor anderthalb Monaten von Mussuk im Fessan aufgebrochen und wollen in einer Woche an ihrem Ziel anlangen, in Biskra, wo die Ladung auf die Eisenbahn übergeht. Die Waren sind in Säcken verstaut und auf den Tieren sorgfältig so verteilt, daß sie beide Körperhälften gleichmäßig belasten und nicht die gefürchteten Druckwunden erzeugen. Nur das letzte Kamel trägt eine andere Bürde, einen geheimnisvoll verhüllten Aufbau. Der Kundige weiß sofort: dieses schwankende, aus Rohr geflochtene, mit Tüchern behangene Versteck birgt ein weibliches Wesen — vielleicht eine Tänzerin für das lustige Biskra, vielleicht eine auf heimlichen Schleichwegen erworbene Schöne aus dem Sudan, „schwarzes Elfenbein" für den Harem eines reichen Eingeborenen? Dahinter schreitet der „Chawage", der Führer und Befehlshaber der Gaarfla. Kein unnötiges Wort kommt über die Lippen seines ernsten, verschwiegenen Gesichts. Er ist sich seiner verantwortlichen Stellung wohlbewußt. Sein schwerer Beruf verlangt einen



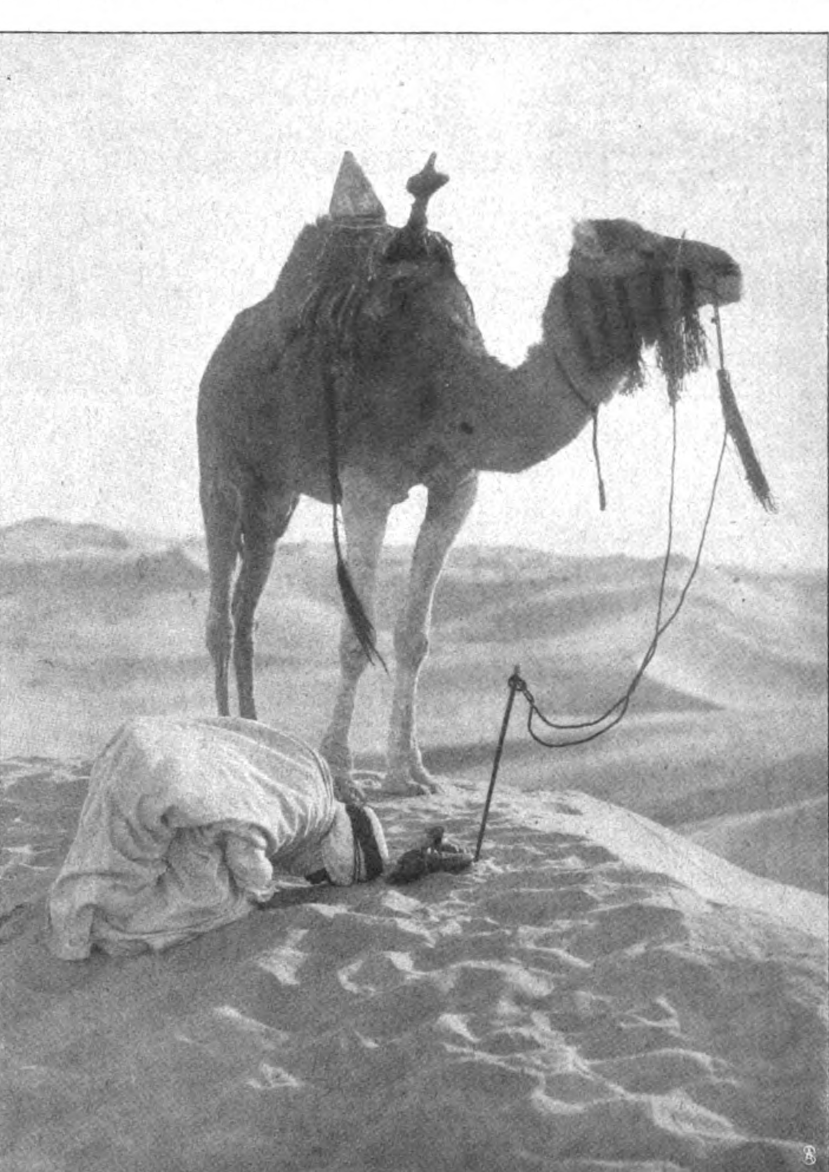
In der Sahara: Ein Sohn der Wüste.



Eine „Gaarfla" (Karawane) in den Sanddünen der Sahara.

ganzen Mann von Mut und Ausdauer, von reicher Erfahrung, Umsicht und List; einen Mann, der in diesem Bereich des Unberechenbaren im gegebenen Augenblick schnell und fest zu handeln versteht. Gleichmütig blicken die Augen zwischen den halbgeschlossenen Lidern in die Ferne, Augen, die nichts zu sehen scheinen, und denen doch kein noch so unbedeutsamer Vorfall ringsum entgeht. Niemand könnte erraten, welche Empfindungen den Chawage bewegen. Ebenso gleichmütig und stumm wie ihr Führer schreiten die braunen Treiber vorwärts. Woran mögen sie denken? Vielleicht an Tugurt, wo sie morgen anlangen werden? An die Freuden der kurzen Rast im Fondak, an heißen grünen Tee, an Süßigkeiten, Rauchtabak, an die zirpenden Töne der zweiseitigen Gimri, an die Ulad-Naïl, die Bajaderen der Wüste, mit ihren klirrenden Ringen und Spangen? . . .

Sand, Sand, soweit das Auge blickt; Sand in allen Gestalten, von den zarten, hingehauchten Windrillen an, die wie von Künstlerhand hingeworfene Ornamente die Fläche beleben, bis zu den Dünen, die gleich erstarrten Meereswogen scheinbar alle Kraft der Fortbewegung verloren haben — freilich scheinbar nur, denn es gibt keinen Stillstand in der Wüste. Die meisten Menschen machen sich ganz falsche Vorstellungen von dem Wesen der Wüste, indem sie den Begriff des Ewig-Einförmigen, Ewig-Unveränderlichen damit verbinden. In Wirklichkeit weist die Sahara eine überraschend große Mannigfaltigkeit der Oberflächenformen und Daseinsbedingungen auf, immer wieder zeigt sie ein neues Gesicht. In der Region der „Areg", der größten Dünen, die im allgemeinen bis 200 Meter, stellenweise aber, wie bei Ghadames, auch bis 500 Meter Höhe aufsteigen, gleicht die Wüste einem Sandgebirge mit zahllosen Kämmen; an anderen Stellen ist sie auf unabsehbare Weite von kleinen, sehr ebenmäßigen Sandwellen durchzogen, an anderen wiederum von verwitterten und ausgespülten, seltsam bizarr geformten Felsgebirgen, den Ueberresten früherer geologischer Epochen, und geröllreichen, ausgetrockneten Flußbettschluchten. Dann gibt es wieder in den Randgebieten lehmartig feste Kiessandflächen, Steppen mit dürren, dornigen Sträuchern und ungeheure, glitzernde Salzpfannen, die sich zur Regenzeit mit Wasser füllen. Und alle diese Formationen sind, so tot sie auch auf den ersten Blick erscheinen mögen, in rastloser Veränderung begriffen. Das geheimnisvolle Weltgesetz des Rhythmus beherrscht auch die Wüste. Von den kleinsten Gestaltungen, den schon erwähnten Windrillen des Sandes an bis zu den gewaltigen Dünen ist alles dem Gesetz des An- und Abschwellens unterworfen, alles vibriert und wandert. Wie die winzigen Sandkörnchen schon dem leisesten Hauch des Windes gehorchen und von Minute zu Minute ihre Stellung verändern, so bewegen sich auch die größeren Sandwellen und riesigen Dünen unablässig vorwärts, im ewigen Wechsel ihrer Gestalt.



Die vorgeschriebene Gebetübung auf dem Marsch.

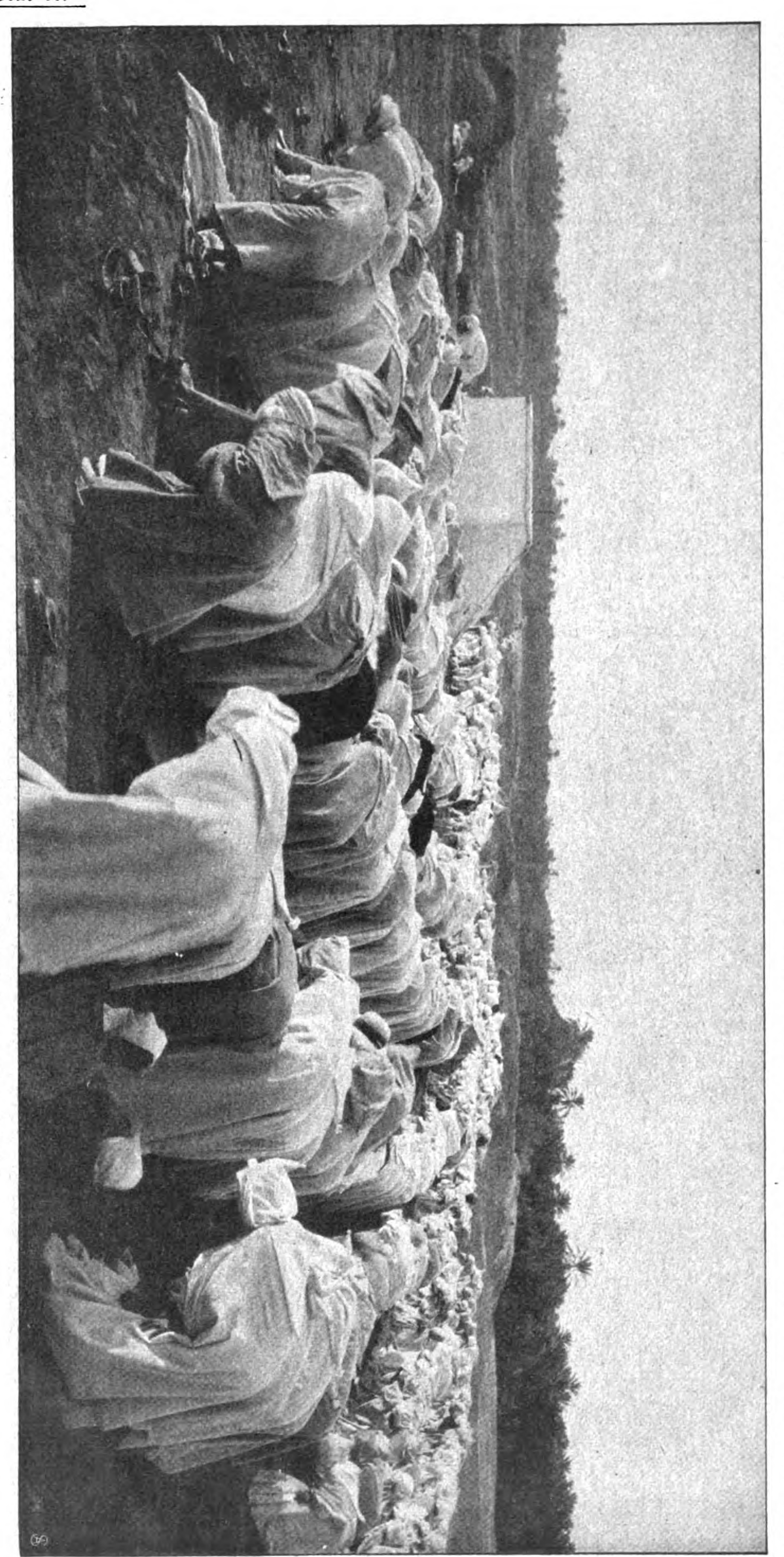
Diese Welt des Schweigens ist von einer unsagbar feierlichen, erschütternden Majestät, und wer jemals in ihrem Bannkreis weilte, den zieht es immer wieder dahin. Die Sandregionen sind schön zu jeder Tageszeit, am schönsten aber in der frühesten Morgenstunde

oder kurz vor Sonnenuntergang, wenn die Sonne tief am Horizont steht und die scharfkantigen Dünen lange Schatten werfen. Die wundervolle Durchsichtigkeit und Reinheit der Luft — ein Labsal für den Leidenden und Abgespannten — läßt den Blick in unglaublich weite Ferne dringen. Der weite Blick, die tiefe Ruhe, die Unermeßlichkeit des Landschaftsbildes, alles das erweckt ein unbeschreiblich erhebendes Gefühl der Freiheit, des wunschlosen Glücks, und man beneidet fast die braunen Männer um ein Leben, das sie fern von den Stätten einer fragwürdigen Ueberkultur so unmittelbar an der Brust der Natur liegen läßt.

Und doch ist ihr Leben rauh und entbehrungsreich, von tausend Gefahren bedroht. Wie armselig die Fondaks, die Karawansereien, dem verwöhnten Europäer auch vorkommen mögen, bedeuten sie für den armen Kameltreiber doch ein Stückchen Himmel auf Erden. Hier finden sie in den Tagen der Ruhe endlich wieder einmal eine andere Kost als die getrockneten Datteln — Datteln schlechtester Qualität, nicht im entferntesten ähnlich den leckeren Früchten, die wir als Delikatesse genießen — und die brotartigen Fladen aus Durrhahirse, die auf dem Marsch wochen-, ja monatelang ihre Nahrung bilden. Im Fondak können sie wieder in „Kuskus" schwelgen, dem hauptsächlich aus Mais und Hammelfleisch bestehenden Nationalgericht aller arabischen Stämme. Auch die Kamele werden ordentlich aufgefüttert und erhalten grüne Gerste und Hirse. Die geistige Erholung der Wüstensöhne ist teils religiöser, teils weltlicher Art. Religiös insofern, als die vorgeschriebenen Gebetübungen, die unterwegs auf dem Marsch nur flüchtig, ohne rechte Sammlung vorgenommen werden, hier an den großen Karawanenplätzchen um so andächtiger, mit peinlich genauer Beachtung des Zeremoniells, vor sich gehen. Unsere Abb. S. 70 hält einen der interessantesten Augenblicke einer Kultushandlung in der Oase fest: die tiefe Verbeugung während des „großen Gebets", der feierlichsten Funktion. Den frommen Uebungen des rechtgläubigen

Rast unter Palmen.



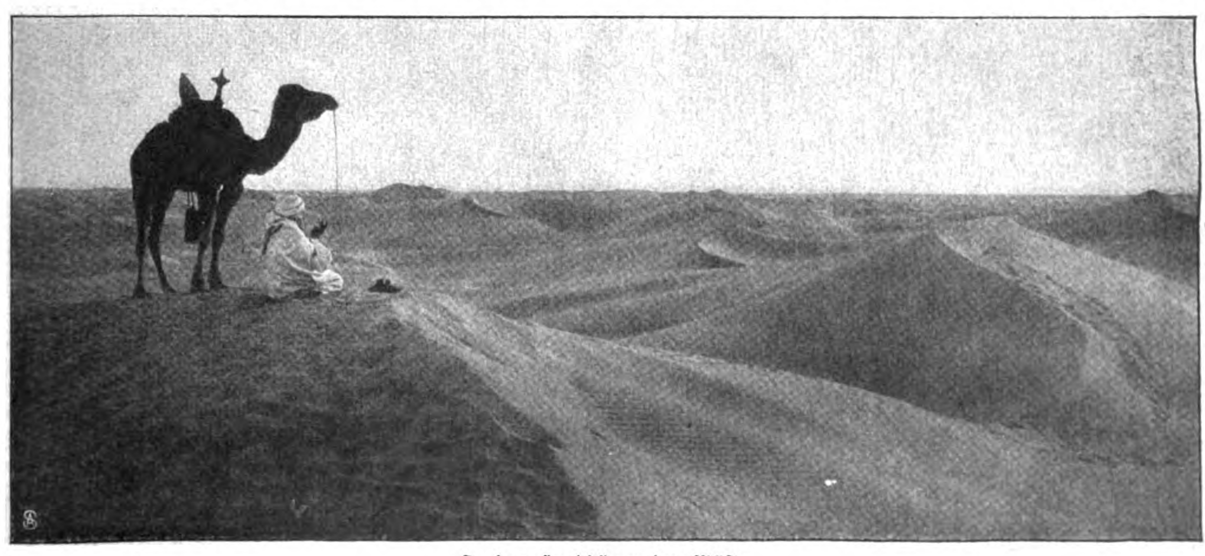


Eine Kultushandlung in der Oase: Die tiefe Verbeugung während des „großen Gebets“.

Moslems stehen die weltlichen Freuden gegenüber. Karg genug mögen sie uns wohl erscheinen, aber den bedürfnislosen Wüstensöhnen genügen sie vollkommen. Die beliebteste Kurzweil ist immer noch wie in ältesten Zeiten das Anhören der wunderbar verschlungenen, von unerhörten Abenteuern, aber auch moralischen Betrachtungen erfüllten Märchen, die der berufsmäßige Erzähler, der in keiner Karawanserei fehlt, seinem lautlos lauschenden Hörerkreis rezitiert. Auch der Balladensänger, der mit seltsamen Nasaltönen unendlich lange Lieder herunterleiert, kann stets auf eine Schar stillbegeisterter Kunstenthusiasten rechnen. Nicht minder hohen Ansehens erfreuen sich die anspruchsvoller auftretenden Tänzerinnen, die Ulad-Naïl. Es mag auffallend erscheinen, daß es Araberinnen gibt, die das sonst so strenge Gesetz der weiblichen Zurückgezogenheit durchbrechen und sich, noch dazu unverhüllten Angesichts, zu Tanzproduktionen vor einem nur aus Männern bestehenden Publikum hergeben. In der Tat macht der Stamm der Ulad-Naïl — er ist in Algerien beheimatet — nebst einigen wenigen anderen Stämmen eine privilegierte Ausnahme von der Regel. Von alters her durchziehen die Töchter dieser kleinen Bergvölker einige Jahre lang Algerien und Tunesien, um sich durch ihre Gaukelkünste die Mitgift zu verdienen; zu ihrem Stamm heimgekehrt, sind sie dann begehrte Heiratskandidatinnen. Ihr Gewerbe gilt für durchaus ehrenhaft, und sie werden mit Achtung behandelt. Diese eigentümliche Sonderstellung der Ulad-Naïl hat den Mädchen auch einen Typ verliehen, der von dem sanften Typ des mohammedanischen Weibes stark abweicht; sehr selbstbewußt, in keiner Weise unterwürfig,

Arabische Tänzerinnen vor ihrem Zelt.

haben sie scharfmarkierte Züge, die dem europäischen Schönheitsideal wenig entsprechen. Unsere obenst. Abb. zeigt einige Ulad-Naïl in ihren weißen Festgewändern, überladen mit den verschiedensten Ringen und Spangen, deren Klirren und Klappern beim Tanz wohl manchen jugendlichen Wüstensohn in stumme Ekstase versetzt.



In den Sanddünen der Wüste.



Frauen in der französischen Akademie.

Von Anna Jules Case.

Hierzu 6 Aufnahmen von Central-Illustrations.

Es scheint diesmal ernst zu werden. Sie haben es erreicht: die schlanken, zierlichen Gestalten einiger Französinnen werden sich in die Fauteuilreihen der alten, grauen Akademie Française hineinschlängeln, und da die Damen, die in Frage kommen, fast alle jung, elegant und meist sogar hübsch sind, bekommt





1. Mme. de Regnier (Gérard d'Houville).



2. Mme. Edmond Rostand (Rosemonde Gérard).

die „Illustre Société" einen verjüngten und fast koketten Anblick. Natürlich hat sich der in Paris regierende Geist des Schicks sofort mit der großen Frage beschäftigt, wie wohl die Neuberufenen möglichst kleidsam und geschmackvoll, zugleich aber auch den althergebrachten Traditionen des akademischen Gewandes entsprechend zu kostümieren seien.

Bekanntlich tragen die französischen Mitglieder der Akademie den mit grünen Palmen bestickten Frack, einen kleinen Degen an der Seite und einen Zweimaster auf dem Kopf. Dieses Kostüm,

das seit der Gründung der Akademie durch Richelieu fast historisch ist, muß für die „bedeutenden" Damen, die neuen Akademikerinnen, natürlich so schick wie möglich hergestellt werden.

Verschiedene Künstler bemühten sich, die Aufgabe zu lösen, die in Frage kommenden Auserwählten vorläufig nur auf dem Papier anzuziehen. Und es gelang ihnen, wie unsere Abbildungen zeigen, mit geistvollem Verständnis für die Individualität jeder Kandidatin, ihren Charakter in den Frack zu zeichnen.

Da ist zuerst die schlanke, kohlschwarze, kleine Komtesse Mathieu de Noailles (Abb. 5), deren Glutaugen verraten, welches Feuer und welche Leidenschaft in ihren Dichtungen enthalten ist. Obgleich rumänischer Abstammung (es ist eine Prinzessin von Broncovan), wird sie doch von dem lyrischen Paris für eine nationale Sappho angesehen. — Gleich daneben kommt die Gattin Henry de Regniers, die unter dem Pseudonym Gérard d'Houville ganz hervorragende Dichtungen und Romane geschrieben hat (Abb. 1). Sie ist die Tochter des verstorbenen Akademikers und berühmten Dichters de Hérédia und hat von ihrem Vater die Meisterschaft der poetischen Form gelernt und wohl auch zum großen Teil ererbt. Sollte sich wirklich die Pforte der französischen Akademie den Frauen öffnen, Gérard d'Houville wäre keine Unwürdige, den Platz, den ihr Vater freigelassen hat, einzunehmen. Aber wir haben noch eine andere Dichterin, die durch ihre Verse und durch den Ruhm ihres Gatten ein gewisses Anrecht hat, unter der berühmten Kuppel Platz zu nehmen und den schönen, blonden Scheitel mit dem Bi-corne (Zweimaster) zu bedecken. Es ist die Gattin Edmond de Rostands, die unter dem Pseudonym Rosemonde Gérard von dem Parfüm des Südens — sie lebt bekanntlich mit ihrem Gatten in der Nähe von Biarritz — durchwehte Poesien veröffentlichte und mit ihrem Mann und Sohn Maurice ein Dichtertrio bildet, dem die elegante Welt huldigt (Abb. 2). — Die vierte Kandidatin, ebenfalls eine sehr talentvolle Frau, die durch ihre eigentümliche Schönheit, ihre originellen Toiletten und ihre Ehe mit dem Dichter Catulle Mendès fast ebenso bekannt geworden ist wie durch ihre literarischen Leistungen, Madame Catulle Mendès, gehört zu den Pariser Persönlichkeiten, die sich bei allen Premieren zeigen (Abb. 4). Ihr bleiches, klassisches Profil mit dem tiefschwarzen Scheitel, dem tiefen, schneeigen Ausschnitt und der hohen, majestätischen Gestalt trifft man auf allen Porträtausstellungen. Daß der grünbestickte Frack mit dem breiten Gürtel, den die blumenliebende Dichterin sicherlich stets mit frischen Blumen schmücken wird, ihre Schönheit noch erhöhen wird, darüber zweifelt sie selbst wohl am wenigsten.

Auch zwei Romanschriftstellerinnen haben die Anwartschaft auf die schwer erkämpfte Ehre, der Akademie anzugehören. Da ist die viel besprochene zierliche Madame Marcelle Tinayre, deren Romane zu den gelesensten in Frankreich gehören, und deren Name vor einiger Zeit durch einen kleinen Skandal besonders viel genannt wurde (Abb. 3). Man erinnert sich gewiß noch des

Georges Scott gez.

Frauen in der französischen Akademie:
3. **Madame Marcelle Tinayre.**



Sturmes der Entrüstung, den eine echt weibliche Unvorsichtigkeit der verwöhnten Schriftstellerin heraufbeschwor. Sie sollte nämlich vor etwa Jahresfrist mit der Ehrenlegion ausgezeichnet werden, wurde von einem Reporter über ihre Empfindungen, diesem großen Ereignis gegenüber, befragt und sprach sich durchaus nicht respektvoll über diese Ehrung aus. Natürlich wurde diese Unüberlegtheit höheren Orts schiefgenommen, und das rote Bändchen, das allen so kleidsam erscheint, kehrte auf halbem Weg in die Légion d'honneur wieder zurück. Seitdem hat sich der Sturm der Entrüstung längst gelegt. Das liebenswürdige Frankreich hat für seine Kinder ein kurzes Gedächtnis, besonders wenn sie talentvoll sind, und so spricht man davon, daß Madame Tinayre nicht nur die Aufschläge ihres Tailor-made-Kostüms mit dem kleinen roten Bändchen schmücken wird, sondern daß sie auch Chancen hat, den grünbestickten Frack anzulegen und in die

Soulie gez.

4. **Mme. Catulle Mendès.**



Touraine gez.

5. **Comtesse Mathieu de Noailles.**

Zahl der sogenannten Unsterblichen aufgenommen zu werden.

Madame Daniel Lesueur, die letzte der Kandidatinnen, hat mit ihren Romanen, von denen „Les Nietzscheiennes" am meisten besprochen worden ist, sich eine sehr angesehene Stellung in der Literatur erschrieben (Abb. 6). Sie gehört zu allen maßgebenden literarischen Zentren, war Präsidentin der Société des Gens de Lettres und ist eine wichtige Stimme bei Preisverteilungen der „Vie Heureuse", jener bekannten Monatschrift, die alljährlich 5000 Frank dem Verfasser des besten Romans aussetzt.

In dem halben Dutzend dichtender und schreibender Frauen, für die sich nacheinander die bisher für Frauen verschlossenen Pforten der Akademie öffnen werden, ist Madame Daniel Lesueur die bekannteste. Sie nimmt wohl sicherlich den größten Platz auf den Regalbrettern der französischen Schriftstellerinnenbibliotheken ein.

Merkwürdigerweise sind die Kandidatinnen alle hübsch und pikant, so daß man sich unwillkürlich fragen muß, ob in dem galanten Paris ihre Erscheinungen die Begeisterungsfähigkeit für ihr Talent nicht unterstützt haben.

Jedenfalls haben sich bereits Künstler und Toilettenschöpfer, die ja in Frankreich auch Anspruch machen, wahre Dichtungen in Stoff und Schnitt zu schaffen, genügend begeistert, um ihnen, wie die Porträte zeigen, die Hülle zu schaffen, die ihren reizvollen Erscheinungen entspricht und ihnen die weibliche und speziell pariserische Grazie erhält, ohne dem ehrbaren grünbestickten Frack seinen traditionellen Charakter zu nehmen. Man muß zugeben, daß die Künstler ihre nicht leichte Aufgabe mit Geschmack und Geschick gelöst haben, daß sie zugleich allen Anforderungen gerecht geworden sind, die die herrische Mode an ein solches Kostüm stellt, das der Würde der alten Akademie angemessen sein soll.



Fabiano gez.

6. **Mme. Daniel Lesueur.**

Ein Kuß.

Skizze von Thea von Harbou.

Georg Westerberg hatte den Schlag aufgerissen und war aus dem Auto gesprungen, ehe der Chauffeur die Bremse anziehen konnte.

„Ist meine Frau schon zu Hause?"

„Frau Gräfin sind vor einigen Minuten zu Fuß gekommen", meldete der Diener, der die wuchtige Glastür offenhielt.

Georg Westerberg atmete auf und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Was hatte er eigentlich befürchtet? Er wußte es nicht mehr. Er konnte überhaupt keinen klaren Gedanken mehr fassen. Dieses Erlebnis — das Erlebnis einer Sekunde hatte genügt, einen Narren aus ihm zu machen.

Er schickte den Diener zur Ruhe und ging die Treppe hinauf nach den Gemächern Marie Luisens.

Die Tür zu ihrem Boudoir stand offen; es brannte kein Licht darin. Nur aus dem Nebenzimmer fiel ein breiter, sanfter Schein auf den Teppich, der die Schritte des Mannes bis zur Lautlosigkeit dämpfte.

Auf der Schwelle blieb er stehen. Marie Luise bemerkte ihn nicht. Sie saß vor dem Spiegel und löste den Reif mit den berühmten neun Smaragden aus dem blonden Haar. Von ihren erhobenen Armen rieselten die wundervollen Spitzen des Batistmantels, der lose um ihre Schultern hing.

In diesem Augenblick sah Georg Westerberg, was ihm in den vier Monaten seiner Diplomatenehe ein Geheimnis geblieben: daß diese Frau schön war — hinreißend, atemraubend schön ... Ah wahrhaftig, Jolanthe Tessin mußte der Wirkung ihrer graziösen Anmut sehr sicher sein, da sie es gewagt hatte, für ihre neue Rolle als Charitas die blonde Marie Luise Westerberg zur Partnerin zu wählen!

Da war es wieder, das sinnlose Bild dieses Abends: der Saal des Basars mit seiner aufdringlichen Lichterfülle, in der ein kokettes Mitleid sich sonnte — die hundert Buden voll teurer Nichtigkeiten — und unter dem schweren Purpur des größten Zeltes die beiden Frauen: Jolanthe Tessin und Marie Luise — Marie Luise, die den blonden Kopf wie eine ihrer goldenen Lieblingsrosen neigte, als sie Lothar Tessin den Mund zum Kuß bot ...

Georg Westerberg fühlte, wie ihm die Stirn feucht wurde. Ganz gewiß, er war ein Narr! Diese Frau, die da drei Schritte vor ihm saß — unantastbar in ihrer lichten Vornehmheit — und der grinsende Faun, der sie küßte ... es war ja Wahnsinn, das auszudenken! Aber er träumte doch nicht ... So litt man doch nicht im Traum? Und wenn es Wirklichkeit war — welch ein Geheimnis lag in dieser Frau, die ihm das Sinnbild aller Reinheit schien, daß sie lächelnd, ohne Erröten, ohne Erblassen, den Kuß des fremden Mannes duldete?

Und seine Augen hingen an der Frau, die seine Gattin war, als ob er sie zum erstenmal sähe.

Sie hatte das Diadem gelöst und erhob sich, um es in die Schatulle zu schließen. Da sah sie im Spiegel Georg Westerberg auf der Schwelle stehen. Sie wandte sich um. Sie sagte keine Silbe. In ihren schmalen Händen funkelte der edle Schmuck.

„Verzeih, wenn ich dich störe", begann der Mann, und die Stimme wollte ihm kaum gehorchen. „Du warst so plötzlich aus dem Saal verschwunden, daß ich fürchtete, du seist krank geworden."

Ihre ruhigen Augen begegneten seinem Blick. „Du bist sehr freundlich", sagte sie. „Wenn ich hätte vermuten können, daß du mein Fehlen bemerken würdest, so hätte ich dir natürlich Nachricht gegeben. Es tut mir leid, daß du um meinetwillen das Fest so bald verlassen hast."

„Ich fürchte, man wird mich weniger vermissen als dich, Marie Luise."

„Du überschätzest meine gesellschaftlichen Talente, lieber Georg. Ich bin überzeugt, daß die reizende kleine Irmgard Rheder mich mit ebensoviel Grazie als Erfolg vertreten wird."

„Ich bezweifle, daß Lothar Tessin diese Ansicht teilt."

„Um das zu beurteilen, kenne ich seinen Geschmack zu wenig."

„Wirklich, Marie Luise? Trotzdem er dieses ganze Fest unter dem Vorwand der Barmherzigkeit zu einer wahrhaft königlichen Huldigung für dich gestaltete?"

Sie lächelte in leisem Spott.

„Lieber Freund," sagte sie mit ihrer sanften, klaren Stimme, „du als Diplomat solltest am besten wissen, daß offizielle Huldigungen Komödien der Höflichkeit sind, die niemand ernst nimmt."

„Aber Lothar Tessin ist kein Herrschergenie, daß er dich küssen dürfte, wie ein fremder Monarch eine Königin küßt."

Marie Luise wurde sehr blaß, und die prachtvollen Steine des Diadems sprühten und funkelten im Beben ihrer Hände. „Er handelte nicht wie ein Fürst, sondern wie ein Kaufmann, der es sich erlauben darf, Zäsarenlaunen zu haben", sagte sie herb.

„Hast du selbst ihm diese Erlaubnis gegeben?"

„Das Fest gab sie ihm, lieber Freund — oder, wenn du willst, der Vorwand der Barmherzigkeit. Er kaufte diesen Kuß mit einem Tausendmarkschein für unsere Waisenkasse."

„Es wäre vornehmer gewesen, wenn er auf diesen Handel verzichtet hätte."

„Gewiß hast du recht. Aber auch der ritterlichste Mann — ich zitiere nur deine eigenen Worte — kennt Augenblicke, da ihm die gelderkaufte Liebkosung von höherem Reiz erscheint als alle freiwillig geschenkte Zärtlichkeit. Lothar Tessin bestätigt deine Theorie."

„Du verteidigst ihn sehr geschickt, Marie Luise."

„Ich bin nur gelehrig."

Georg Westerberg legte die Hand auf die kühle marmorne Platte des Römertisches, neben dem er stand.

„... Ich wünsche nicht, Marie Luise — daß dieser Mann dein Lehrmeister wird ..."

Sie sah ihm voll in das schmale, nervöse Gesicht.

„Du irrst dich, Georg. Ich gehöre nicht zu den Frauen, die Treulosigkeit mit Untreue rächen, denn ich glaube nicht, daß man glücklicher wird, wenn man schlecht wird."

Es war eine Weile sehr still in dem hellen Gemach, in dem zwei schweigende Menschen sich mit den Augen



maßen. „Ich wußte nicht,“ sagte Georg Westerberg heiser, „daß du unglücklich bist, Marie Luise.“

Sie lächelte traurig.

„Freilich nicht, Georg. Was wußtest du überhaupt von mir? So wenig, daß du mich heiratetest. Damals glaubte ich, du hättest mich lieb. Das war sehr töricht, nicht wahr? Aber ich war zu jung und unerfahren. Ich ahnte noch nicht, daß meine unbedeutende Persönlichkeit durch hohe Verwandte und glänzende Verbindungen so viel Einfluß auf deine Laufbahn gewinnen konnte, daß es dir wünschenswert erscheinen mußte, mich zur Gattin zu haben. Ich ahnte noch nicht, daß mein fürstlicher Vetter dir wichtiger war als ich. Doch wenn ich auch zu spät belehrt worden bin, daß der Mann nur um die Braut, um die Geliebte wirbt, die Frau jedoch mit jedem Tag neu um die Liebe ihres Gatten werben muß, so hab ich doch noch weniger gelernt, als meines Gatten Weib um einen fremden Mann zu werben.“

„Und hast doch seinen Kuß geduldet, Marie Luise, und seine Hand um deinen Arm und das Lächeln auf deinem Gesicht hat nicht gezittert . . .“

„Ich nahm dir nichts damit, Georg, denn du liebst mich ja nicht.“

„Weißt du das so gewiß, Marie Luise?“

„Das Fest heute abend gab mir den Beweis . . . Jolanthe Tessin ist schön, und sie ist viel klüger als ich — aber sie ist unvorsichtig. Sie hatte die riesigen Spiegel vergessen, die all die kleinen Manöver ihrer Kriegslist belauschten und verrieten . . . Es ist ein uraltes Spiel, lieber Freund, und die schöne Jolanthe versteht sich meisterlich darauf: Chassez — croisez — changez les dames . . . Das aber hat sie nicht bedacht, daß sie als Gattin deines Vorgesetzten mit deinem Leben und deiner Zukunft jonglierte. Ich sah, wie er im Spiegel seine schöne Frau beobachtete. Da hab ich ihr die Regeln anmutigen Vierertanzes abgelauscht, und Lothar Tessin war nur ein Partner meines Spiels.“

Georg Westerberg hatte das Gefühl, daß er jetzt zum erstenmal nach einer fürchterlichen Stunde wieder Atem holen konnte. Und das tat er, abgrundtief.

„Also darum,“ sagte er halblaut, „also darum!“

„Ja, mein Freund. Aber siehst du, ich bin mit meiner Kraft zu Ende. Ich tauge nicht zu solch gefährlichem Spiel. Und darum bitte ich dich, Georg: Laß mich fortgehen — weit fort von hier . . . von dir . . .“

Er sah sie schweigsam an — sah, wie ihre Lippen zu zittern begannen, wie ihre Augen sich in Tränen verdunkelten. Und plötzlich fing er an zu lachen, so strahlend glücklich, so jungenhaft übermütig und froh, daß ihm zumute war, als sei dies Lachen das erste reine Glück seines ganzen bisherigen Lebens. Und dann hatte er die weinende Frau an sich gerissen und hielt sie umschlungen und die Lippen in ihr weiches blondes Haar gedrückt. —

„Eigentlich“, sagte er nach einer Weile mit seinem warmen Lachen, „hab ich doch allen Grund, Lothar Tessin dankbar zu sein. Denn siehst du, Marie Luise, in dem Augenblick, als er dich küßte, da wußte ich, daß ich dich liebe . . .“

„Und — die andere?“ fragte sie leise.

„Ah Jolanthe — Jolanthe ist reizend . . . Bist du eifersüchtig, Marie Luise?“

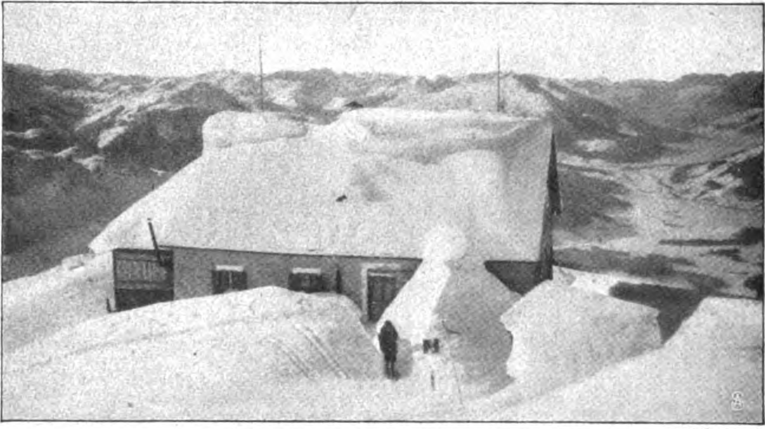
„Ja!“ bekannte sie mit einem tiefen Seufzer.

„Das freut mich!“ sagte der junge Diplomat vergnügt. „Aber du hast gar keinen Grund dazu. Frauen wie Jolanthe, die liebt man nicht — man betet sie an. Man macht ihnen den Hof, um die Liebe einer anderen zu gewinnen — manchmal sogar . . . die Liebe seiner eigenen Frau . . .!“

Winterfleiß in Tirol.

Von Dr. Luchner-Egloff. — Hierzu 12 photographische Aufnahmen.

Durch das Leben der Bergbauern, von der frühesten Kindheit auf bis hart an die Totenbahre, klingt nur ein Lied, das Lied der Arbeit. Kaum daß die Kinder noch ordentlich laufen können, werden sie schon zu häuslichen Verrichtungen angestellt. Als da sind: das Jüngste zu beaufsichtigen, die Hennen zu füttern, die Kühe auf die Weide zu treiben und zu hüten, den Erwachsenen auf das Feld hinaus das Essen zu tragen, der Mutter in der Küche zu helfen und was dem mehr ist. Und der älteste Bauer, ob er es nötig hat oder nicht, ob er Eigenbesitzer oder bereits im Ausgedinge, sucht noch zu schaffen und mitzuhalten bei der Arbeit, so gut es die steifgewordenen Glieder erlauben. Wer zur Winterzeit, wenn Haus und Hof eingeschneit ist, mit Rodel oder Ski die Alpentäler besucht, der kommt leicht zu der Anschauung, daß die Bauersleute zu dieser Zeit wohl ein göttliches Faulenzerleben auf der Ofenbank führten.



Schutzhütte am Kitzbühler Horn im Schnee. Phot. J. Herold.

Allerdings: der flüchtige Blick auf ein verschneites Bergdorf gibt dieser Anschauung Unterstützung. Friedlich und ruhig liegt Haus neben Haus, vereinzelte Fußstapfen nur deuten den Verbindungsweg mit der Talstraße (wenn diese überhaupt angefahren ist) an, weit und breit ist kein

menschliches Wesen sichtbar. Wer aber das Innere eines Hofes betritt, der findet dort reges Arbeitsleben. In der Stube sitzen die Dirnen vom Morgengrau bis in den Spätnachmittag hinein vor den Spinnrädern und lassen das Hausgarn durch ihre unermüdlichen Finger laufen. In der „Kuchl" steht die Bäuerin vor dem Eßtisch und knetet, hochrot vor Anstrengung, an dem „Zelten", dem aus einem Dutzend köstlicher Zutaten zusammengesetzten Klötzenbrot, das in keiner Bauernfamilie, und wenn sie auch „noch so noathig haust", zur Winterzeit fehlen darf. Aber auch die „Manderleut" haben keine Gelegenheit zum Feiern. Ausgenommen der „Oehnl", dem sein Alter das Vorzugsrecht einräumt, die Wintertage auf der warmen Ofenbank mit „Sinnieren" und Kalenderlesen zuzubringen. — In aller Herrgottsfrüh muß der „Fütterer" bereits seine Lagerstatt verlassen, um mit dem Füttern, Melken und Tränken des Viehs, bis die Morgensuppe auf den Tisch kommt, fertigzuwerden. Bei größerem Viehstand wird das Melkgeschäft zwar meist von der „Stalldirn" besorgt, es bleibt aber für



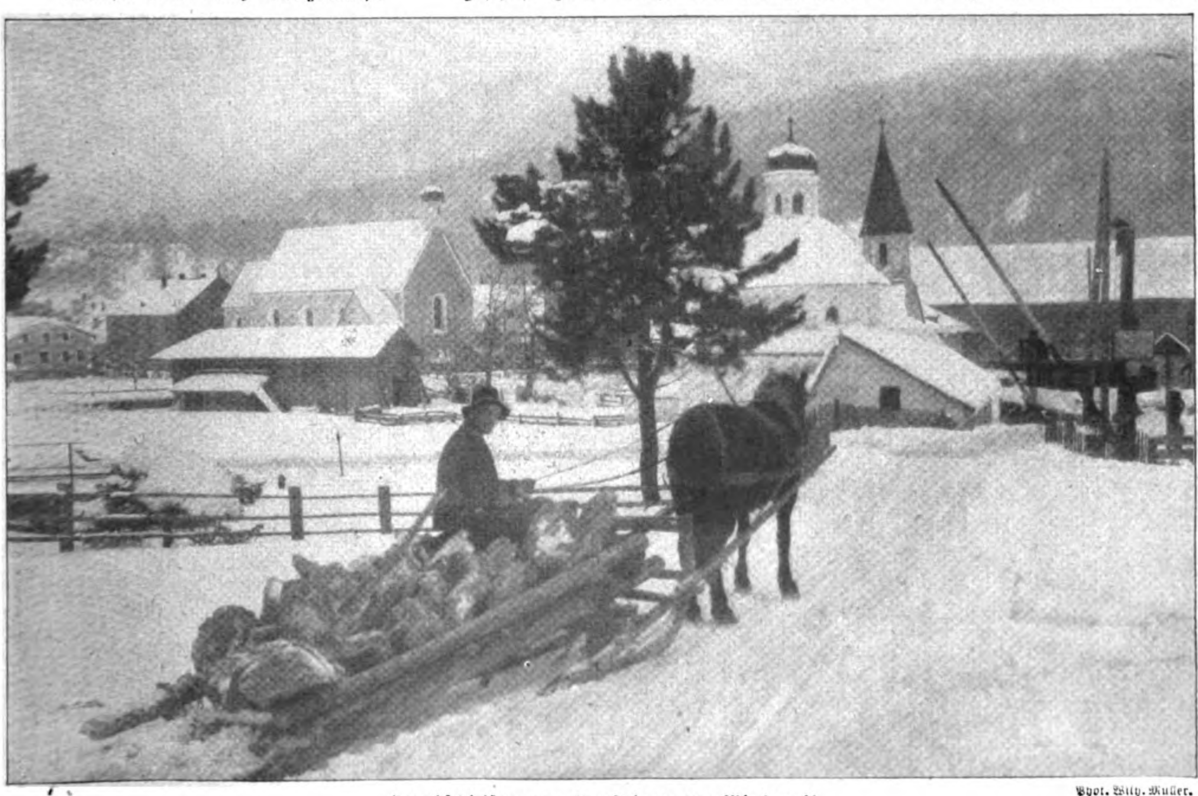
Phot. Wilh. Müller.

Die Grödener Schnitzereien
werden im Winter zu Tal gebracht.



Phot. Wilh. Müller.

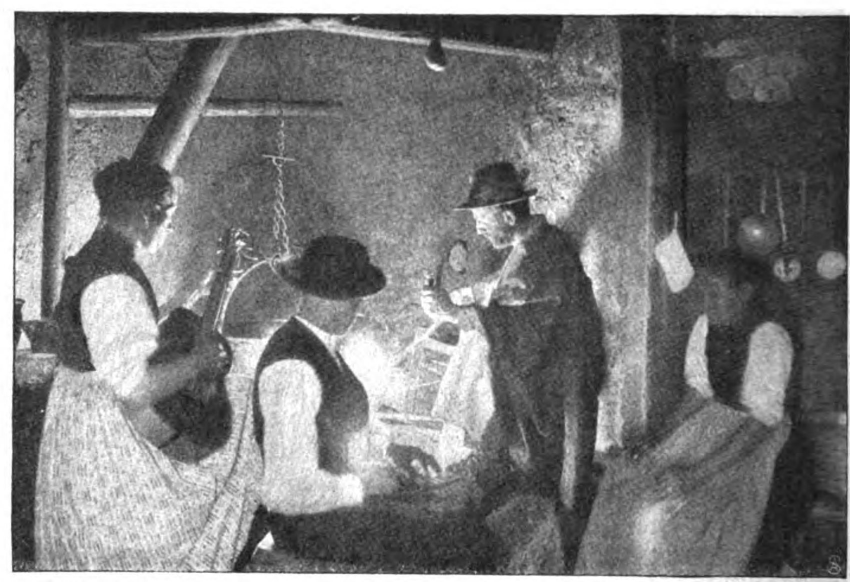
Herrgottschnitzerin in Gröden.



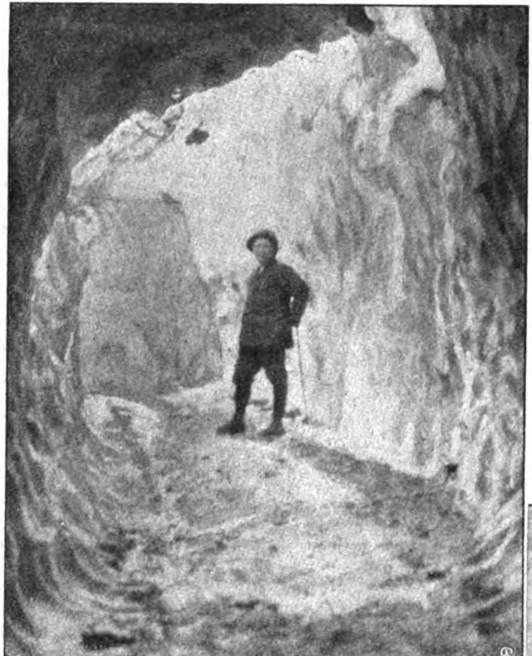
Phot. Wilh. Müller.

Herabschleifen von Bausteinen zur Winterzeit.

den Knecht noch immer genug Arbeit übrig. Zwanzig bis dreißig Stück Vieh, die ein mittlerer Bauer des Unterinntals über Winter im Stall stehen hat, fressen schon eine gute Portion „Gfott“ auf. Das Heu von dem Stadel zu holen, eine richtige Mischung zwischen Gutem und Minderem herzustellen oder dort, wo mit „Gfott“ gefüttert wird, dies zu schneiden und abzubrühen, nimmt den ganzen Vormittag, der gewöhnlich schon um elf Uhr mit dem Mittagessen beendet wird, in Anspruch. Mittags und abends muß neuerdings gefüttert werden. In kleinen Bauernwirtschaften, wo kein Knecht gehalten wird, hat der Bauer schon mit der Viehwartung allein den ganzen Tag genug zu tun. In anderen gibt es im Winter für ihn wohl Zeit, nach dem Essen sich ein bißchen auf die Ofenbank zu strecken und in Muße das „Bötl“ (das alle 14 Tage erscheint) zu buchstabieren. Daneben sind allerhand kleinere Arbeiten zu verrichten, zu denen man im Sommer nicht kommt. So das Ausbessern der Ackergeräte, das Reparieren des Hausgestühls, das Schneiden von Spänen, das Ordnen der Kasten und Truhen. In Gegenden, wo der Mais gedeiht, gehört zu den winterlichen Beschäftigungen auch das „Türkenabribln“, wie das Abreiben der Körner von den Maiskolben genannt wird.



Winterabend in der Küche. Phot. Wilh. Müller.



Tunnel durch eine Lawine im Halltal.

Neben diesen Hausarbeiten, die für bäuerliche Begriffe nicht sehr anstrengend sind, müssen im Winter auch recht mühselige und gefährliche Arbeiten im Freien draußen verrichtet werden.

Schon der Kampf gegen den Winter, gegen Schnee und Wind, ist in vielen Alpenhochtälern ein gar harter. Von den ungeheuren Schneemengen, die da in wenigen Stunden vom Himmel fallen, hat man in der Ebene keine Vorstellung. Schneehöhen von drei bis vier Meter sind im hinteren Sellrain und Zillertal nichts Außergewöhnliches (Abb. S. 76). In schneereichen Wintern wurden solche bis zu sechs Meter und darüber beobachtet. Da heißt es dann wacker die Schaufeln schwingen, wollen sich die Bewohner eines Einödhofes einen Weg ins Dorf bahnen. Noch schwieriger wird die

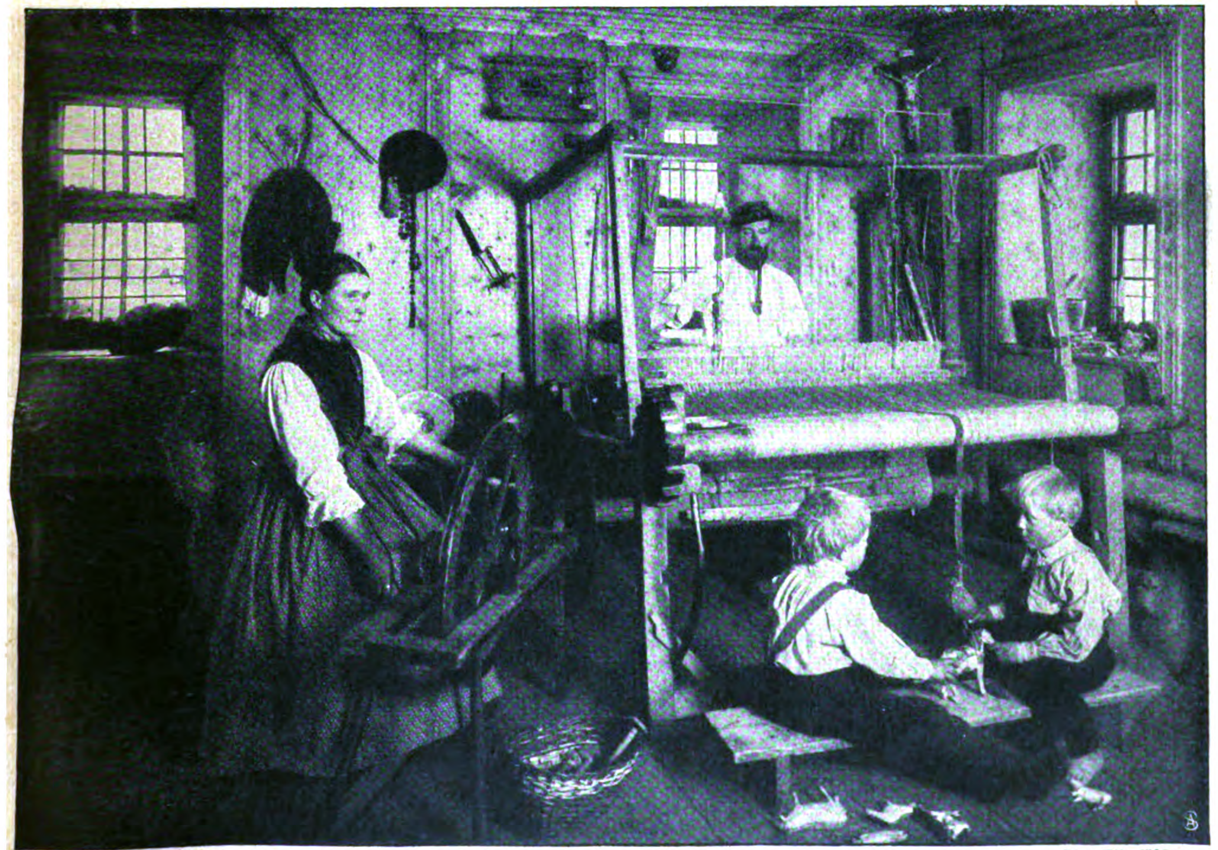


Wie Holz im Winter zu Tal gebracht wird. Phot. Wilh. Müller.



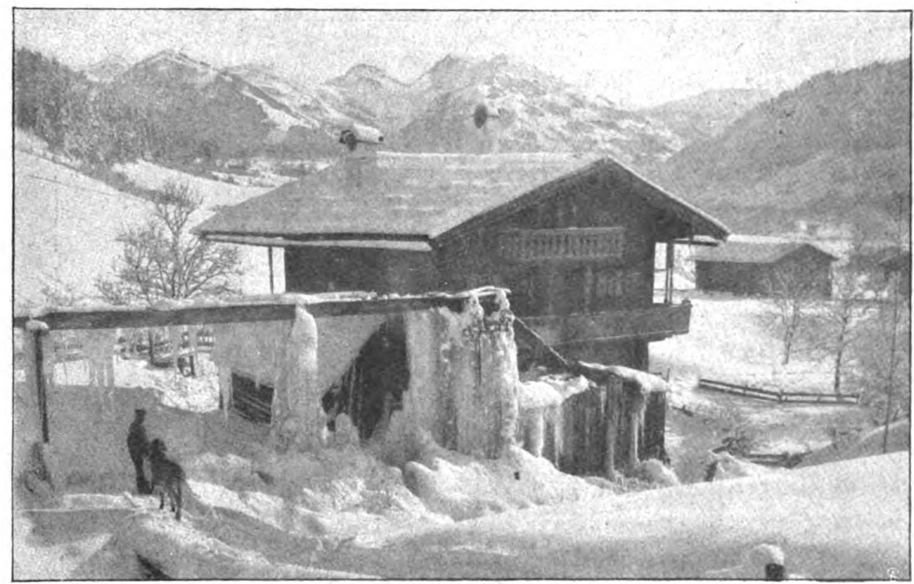
Phot. Wilh. Müller.

Eine Schnitzerfamilie in Gröden.



Phot. Wilh. Müller.

Winterarbeit in Tirol: Ein Bauernweber.



Verschneite Mühle. Phot. J. Herold.

Aufrechterhaltung der Verbindung, wenn Lawinen den Talweg mit haushohen Schneemassen verlegen und die inneren Höfe gänzlich von der Außenwelt abschließen. Wenn es nicht gelingt, einen Fußweg über die Lahne zu schaffen, dann bleibt oft nichts übrig, als einen Tunnel unten durchzugraben (Abb. S. 78). Daß dies bei dem steten Einsturz drohenden Material keine kleine Arbeit, wird klar, wenn man erfährt, daß die durch solche Lahnen ins Tal gewälzten Schneemassen oftmals den Weg in einer Breite von 150—200 Meter versperren. Aber nicht allein der Schnee, auch die Kälte macht dem Bauern zu schaffen. Das Wasserrad der Mühle muß von dem überwachsenden Eis befreit werden (Abb. obenst.), damit es nicht beim Auftauen zersprengt wird, ebenso der Brunnentrog vor dem Haus. Weit schlimmere Sorge bringt die Kälte den Weinbauern Südtirols. Wohl umwickelt er bei Wintersbeginn sorglich die Rebstöcke mit Stroh (wenigstens in Gegenden, die als winterkalt bekannt sind) und legt sie zum Teil zur schützenden Erde nieder, das kann aber nicht verhindern, daß die Reben zuweilen trotzdem erfrieren. Da sieht es dann mit dem Erträgnis des nächsten Jahres gottsjämmerlich aus.

Die schwerste Arbeit des Winters ist das Fällen und Herabschaffen des Holzes, die wichtigste das Ströb- und Heuziehen. Ungezählte Marterln in den Alpen erzählen vom jähen Tod, der einen Holzfäller überfiel. Soweit das Holz aber bereits im Sommer oder Herbst gehackt und aufgeschichtet wurde, wird es nun mit Hilfe von Handschlitten über steile Bergwege, „Risen“ genannt, ins Tal geführt (Abb. S. 78). Das Lenken der schwerbeladenen Schlitten erfordert ungemein kräftige Burschen. Der Lenker eines solchen Fahrzeuges muß sich zwischen die Kufen stellen, die Hörner mit beiden Händen umklammern, den Körper zurückneigen und durch starkes Aufstemmen der nagelschuhbewehrten Füße die Geschwindigkeit zu regeln suchen. Nur ein bißchen Unachtsamkeit oder Leichtsinn kann dem Lenker Tod und Verderben bringen. Denn hat er einmal die Gewalt über sein Fahrzeug verloren, dann geht es mit ihm durch über Stock und Stein, in rasender Geschwindigkeit, bis an einer scharfen Wegbiegung Mann und Schlitten aus der Bahn in den Abgrund hinabgeschleudert werden. In gleicher Weise wird das Bergheu von den „Pillen“ oder „Gaden“ der Hochalmen, in denen es den Sommer über aufbewahrt wird, zu Tal geschlittet. Nur daß diese an sich sehr gefährliche Arbeit noch durch die Lawinen, die in der baumlosen Region der Almmähder die Heuzieher bedrohen, erschwert wird. Da geschieht es trotz aller Vorsicht nicht selten, daß eine plötzlich losbrechende Windlahn Leute, Schlitten und Stadel zugleich in die Tiefe reißt. Nur von wenigen Almen führen so gutangelegte Wege ins Dorf, daß man das Heu auf bespannten Schlitten herabbringen kann, wie von der Seiseralm, der größten Alpe Tirols (Abb. untenst.). Ueberhaupt trachtet der Bauer



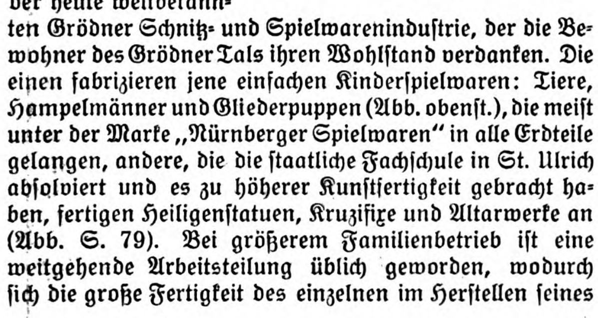
Herabschaffung des Heus von der Seiseralm. Phot. Wilh. Müller.

mit Rücksicht auf die zumeist recht elenden Bergwege alle „Fuhren“ für den Winter aufzuschieben. Taxen (Fichtenäste), Streu, Baumrinden, Bausteine werden, wenn es irgendwie angeht, nur mit Schlitten von den Berglehnen heruntertransportiert (Abb. S. 77), wie auch umgekehrt der Dünger für die Getreideäcker auf Schlitten bereits im Winter an Ort und Stelle hinaufgeführt wird, wo er bis zum „Langes“ liegen bleibt.

In einigen Tälern hat sich eine besondere Heimarbeit entwickelt, die ihre Erzeugnisse gewerbsmäßig zum Verkauf bringt und mitunter ganz bedeutenden Umfang besitzt. Diese muß man (obwohl sie auch im Sommer nach Maßgabe der verfügbaren Zeit ausgeübt wird) zu den Winterbeschäftigungen zählen, weil sie dem Bestreben, die arbeitsfreien Stunden des Winters nutzbringend auszufüllen, den Ursprung verdankt. In dieser Absicht versuchte sich Anno 1703 zum erstenmal Johann Demetz im Schnitzen von Bilderrahmen aus Zirbelholz und wurde damit der Begründer der heute weltbekannten Grödner Schnitz- und Spielwarenindustrie, der die Bewohner des Grödner Tals ihren Wohlstand verdanken. Die einen fabrizieren jene einfachen Kinderspielwaren: Tiere, Hampelmänner und Gliederpuppen (Abb. obenst.), die meist unter der Marke „Nürnberger Spielwaren“ in alle Erdteile gelangen, andere, die die staatliche Fachschule in St. Ulrich absolviert und es zu höherer Kunstfertigkeit gebracht haben, fertigen Heiligenstatuen, Kruzifixe und Altarwerke an (Abb. S. 79). Bei größerem Familienbetrieb ist eine weitgehende Arbeitsteilung üblich geworden, wodurch sich die große Fertigkeit des einzelnen im Herstellen seines Spezialgegenstandes erklärt. Aus dieser Herrgottschnitzerschule ist in den letzten Jahren übrigens eine Anzahl tüchtiger Künstler, Bildhauer und Maler, hervorgegangen.



Holzschnitzer im Grödner Tal. Phot. Wilh. Müller.



Eine andere Art von Heimarbeit, die früher auch im Grödner Tal in Uebung stand, heute aber dort fast verschwunden ist und nur mehr im Deffreggen-, Taufrertal und im Bregenzer Wald im Schwung steht, ist das Spitzenklöppeln. Auch die Hausweberei (Abb. S. 79) auf dem alten einfachen Handwebstuhl findet man noch vereinzelt im Sellraintal, im Sarntal und im oberen Eisacktal. Ihre Produkte sind das grobe, aber schier unzerreißbare Hauslinnen und der dicke, wasserfeste Bauernloden. Leider wandert, von der billigen Fabrikware lahmgelegt, ein Webstuhl nach dem andern in die Rumpelkammer, und bald wird es nur mehr Sage sein, daß einst der Bergbauer imstande war, sich alles, was er brauchte, selbst herzustellen.

Nun wird der Leser wohl zur Ueberzeugung gekommen sein, daß dem Bauerndasein auch zur Winterzeit, wenn die Feld- und Ackerarbeit eingestellt, nicht des Blutes Balsam fehlt. Freilich wird nicht bis spät in die Nacht hinein „gerackert und gewerkt“, sondern wenn der Feierabend anhebt, dann beginnt auch um die flackernde Herdflamme ein gemütlicher Heimgarten (Abb. S. 78), bei dem geplaudert, von dem Jungvolk gescherzt und geneckt und manch heimlicher Faden von Herz zu Herz gesponnen wird. Da greift dann wohl auch, wenn's draußen „recht schiach gawindet und stiabt“, ein liederfroher Bursch nach der Zither, und bald hebt ein gar wunderbarer, fröhlicher Sängerstreit an.

Bilder aus aller Welt.

Der Erfinder eines der wichtigsten technischen Hilfsmittel, des heute auf der ganzen Welt zum Bohren von Metall verwandten Spiralbohrers, Giovanni Martignoni, lebt in äußerst dürftigen Verhältnissen, fast

Giovanni Martignoni, Erfinder des Spiralbohrers, soll durch eine Spende unterstützt werden.



Berthold Koerting, wurde zum Geh. Kommerzienrat ernannt.



Med.-Rat Dr. H. Kestner † letzter Enkel von Werthers „Lotte“.



Dr. Schäfer, Konservator des Bremer Gewerbemuseums wurde nach Lübeck berufen. Phot. v. Bagels.



Fischfang auf den Faröer: Die gefangenen Delphine werden an Land geschleppt.

erblindet, über 80 Jahre alt in Frankfurt a. M. Aus Kreisen der Technik ist jetzt die Anregung gekommen, dem greisen Erfinder durch eine Spende den Lebensabend sorgenfrei zu gestalten.

Der Begründer des bekannten Koertingswerks für Heizungsanlagen in Koertingsdorf bei Hannover, Berthold Koerting, wurde vor kurzem zum Geheimen Kommerzienrat ernannt.

Delphine oder Butzköpfe in großer Zahl gefangen, um zu Nahrungzwecken und zur Trangewinnung verwendet zu werden.

Schneidige Jägerinnen gibt es im Hause Oesterreich. Unser Bild zeigt die Erzherzogin Augusta mit ihrem Gemahl Erzherzog Josef und ihrem Jagdgast, dem Prinzen Heinrich von Preußen, nach dem Jagdfrühstück im ungarischen Revier.

Eine fürstliche Jägerin: Phot. Kallos.

Erzherzogin Augusta mit ihrem Gemahl Erzherzog Josef und ihrem Jagdgast Prinzen Heinrich nach dem Jagdfrühstück.

In Mülhausen i. E. verstarb vor wenigen Tagen ein sehr beliebter Arzt, der Geheime Medizinalrat Dr. Hermann Kestner, der letzte Enkel von Werthers „Lotte“.

Der Konservator des Gewerbemuseums in Bremen Dr. Schäfer wurde nach Lübeck berufen, um die Neuaufstellung der ansehnlichen Altertumssammlung in dem für diesen Zweck umgebauten Annakloster zu Lübeck zu bewerkstelligen.

Auf den Faröer Inseln im Norden Schottlands werden die

Der Champion des Lawn-Tennis-Spieles in England Mr. Doherty starb vor wenigen Tagen im Alter von 36 Jahren an einem Herzschlag. Die großen Anstrengungen der zahlreichen Wettspiele dürften nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung des Herzleidens bei dem beliebten Sportsmann gewesen sein.

Bei der kürzlich in der Wiener Hofoper erfolgten Premiere des „Zigeunerbarons“ kreierte Mme. Charles Cahier die „Czipra“.

Baronin Signe von Rappe, z. Z. an der k. k. Hofoper in Wien

engagiert, sang mit großem Erfolg die Salome bei der Aufführung des Straußschen Werkes am Covent Garden in London.

Im allgemeinen hält man den Niagara für den größten Wasserfall der Erde. Diese Annahme ist nicht ganz richtig. Der Fall des Sambesi in Rhodesia ist doppelt so breit und doppelt so hoch; aber auch in Amerika gibt es einen erheblich größeren Fall. Der Nebenfluß des Paraná, der Iguaçu, bildet diesen Fall kurz vor der Einmündung etwa an der Stelle, wo Argentinien, Brasilien und Paraguay zusammenstoßen.



Phot. Sport u. General. Ill. Co.

R. F. Doherty †
Lawn-Tennis-Champion von England.



Phot. Fried.

Madame Charles Cahier,
als „Czipra" bei der Premiere des Zigeunerbarons in der k. k. Hofoper in Wien.



Signe von Rappe
als Salome am „Covent Garden" in London.



Der Iguaçu-Wasserfall in Südamerika.
Der zweitgrößte Wasserfall der Erde.

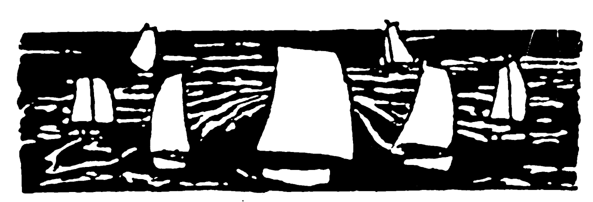
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 3. **Berlin, den 21. Januar 1911.** **13. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 3.



Die sieben Tage der Woche.

12. Januar.

In Berlin wird der Zweite Deutsche Heimarbeiter-Kongreß eröffnet.

In Heidelberg stirbt im 60. Lebensjahr der Staatsrechtslehrer Professor Dr. Georg Jellinek (Portr. S. 96) an einem Schlaganfall.

Der Sportverein Lorraine sportive in Metz wird wegen seiner franzosenfreundlichen Kundgebungen aufgelöst.

Der Hamburger Dampfer „Maria Ruß“ geht auf der Fahrt von Hamburg nach Nantes bei Norderney unter. Zwölf Mann der Besatzung ertrinken.

In Bombay kommt es anläßlich der Muharremfeier zwischen mohammedanischen Sekten zu Zusammenstößen, die das Eingreifen des Militärs nötig machen. Dabei werden 18 Ruhestörer getötet.

13. Januar.

Das Kaiserliche Hoflager wird vom Neuen Palais bei Potsdam nach Berlin verlegt.

In Stuttgart wird die neue Session des württembergischen Landtags vom König mit Verlesung einer Thronrede eröffnet.

In Paris wird der Grenzvertrag zwischen Frankreich und Liberia unterzeichnet, der Frankreich einen erheblichen Gebietszuwachs bringt.

Die Sachverständigen, denen die Dokumente Pearys zur Prüfung übergeben wurden, erklären, daß auch Peary den Nordpol nicht erreicht habe, sondern 16 bis 20 Kilometer von ihm entfernt geblieben sei.

In Honduras findet vor La Ceiba ein heftiger Kampf zwischen den Truppen der Generale Davila und Bonilla statt.

14. Januar.

Der Reichskanzler gestattet die Einfuhr von Schlachtvieh nach dem Königreich Sachsen im wesentlichen unter den gleichen Bedingungen wie nach Süddeutschland.

In Lissabon kommt es zu ernsten Zusammenstößen zwischen streikenden Arbeitern und dem Publikum.

15. Januar.

Der Kronprinz trifft in Delhi ein.

In Berlin feiert der berühmte Tenorist Albert Niemann seinen achtzigsten Geburtstag.

In Jena stirbt, 50 Jahre alt, der bekannte Komponist und Dirigent der Meininger Hofkapelle Wilhelm Berger.

Im Göhrensee in Pommern nahe Wildenbruch bei Greifenhagen wird der am 29. Dezember von der Gasanstalt in Schmargendorf bei Berlin aufgestiegene und seitdem verschollene Ballon „Hildebrandt“ aufgefunden. In der Gondel befinden sich die Leichen der beiden Insassen.

16. Januar.

Das preußische Abgeordnetenhaus wählt sein altes Präsidium: die Herren von Kröcher, Dr. Porsch und Dr. Krause, wieder.

17. Januar.

Im Kieler Kriegshafen sinkt unweit des Badeortes Heikendorf das Unterseeboot „U III“. 27 Mann der Besatzung werden gerettet. Der Kommandant Kapitänleutnant Ludwig Fischer, der Erste Offizier Leutnant Kalbe und der Rudermann Rieper verlieren das Leben.

Kaiser Franz Josef ernennt den Grafen Franz Thun (Portr. S. 93) zum Statthalter von Böhmen.

In der französischen Deputiertenkammer werden von einem Besucher der Tribüne zwei Revolverschüsse auf den Ministerpräsidenten Briand abgegeben. Dieser bleibt unverletzt; der Ministerialdirektor Mirman, der gerade mit ihm konferiert, wird am rechten Bein verwundet.

Der Ausschuß der Lütticher Bergarbeiter beschließt die Beendigung des Streiks.

18. Januar.

Aus Marokko wird gemeldet, daß bei Casablanca eine französische Abteilung in einen Hinterhalt geriet, wobei fünf Mann getötet und sechs verwundet wurden.

Landgewinnung in Deutschland.

Von Frhr. v. Wangenheim.

Neben der Förderung der inneren Kolonisation stellt die Thronrede zur Eröffnung des preußischen Landtags zum erstenmal auch eine verstärkte Inangriffnahme der „Erschließung der noch nicht kultivierten Moore und der sonstigen Oedländereien“ in Aussicht. Soweit ich die deutsche Presse verfolgen konnte, haben nur wenige Zeitungen von dieser Ankündigung Notiz genommen, ein bedauerlicher Beweis, wie wenig Interesse man dieser Frage entgegenbringt, wie wenig man ihre Bedeutung kennt.

Wir besitzen bisher keine zuverlässige Flächenaufnahme unserer Moore; nach den Berechnungen des ersten Fachmanns auf diesem Gebiet, Dr. M. Fleischer, werden wir aber nicht zu weit gehen, wenn wir ihren Umfang für Deutschland mit 2,294,000 ha, d. h. 4,24 Prozent der Gesamtbodenfläche, für Preußen mit 2,000,000 ha annehmen. Hiervon entfällt etwa je die Hälfte auf Hochmoor (Heidemoor) und Niederungsmoor (Grasmoor), Unterscheidungen, die im wesentlichen auf der Art der Pflanzen beruhen, deren Reste wir in diesen Flächen aufgespeichert finden, die in ihrer Struktur sowie in ihrem Gehalt an Pflanzennährstoffen zum Ausdruck kommen und damit auch für ihre Behandlungen von großer Bedeutung sind.

Neben diesen Moorflächen können wir nach Fleischer annehmen, daß noch 1,500,000 ha in der Hauptsache

Heideboden vorhanden sind, die bei dem heutigen Stand der Technik der landwirtschaftlichen Kultur zugänglich sind.

Die Hochmoore, meist in riesigen zusammenhängenden Flächen auftretend, finden wir hauptsächlich in Hannover, Oldenburg, Ostpreußen und Süddeutschland. In ihrer Kultur waren die Holländer lange Zeit das bewunderte Vorbild; die holländische Fehnkultur benutzt die Torflager als Torfstreu und Brennmaterial. Die Torfrückstände werden mit dem Sand des Untergrundes gemischt, der Wasserstand den Bedürfnissen der Kulturpflanzen entsprechend geregelt. So hat man seit Jahrhunderten große Flächen wüster Moore in blühendes Kulturland verwandelt, zunächst unter Benutzung städtischer Abfallstoffe als Düngemittel. Für Deutschland scheitert eine umfassende Anwendung des holländischen Fehnverfahrens an dem mangelnden Absatz für Torf als Brennmaterial, da dieser bei uns mit der hochwertigen Kohle nicht zu konkurrieren vermag, und an der Beschaffung genügender Düngemittel. So mußten wir uns nach einem für unsere Verhältnisse passenden, von der Abtorfung unabhängigen Kulturverfahren umsehen.

Von entscheidender Bedeutung für diese Bestrebungen wurde die inzwischen erfolgte ausgiebige Verwendung der Kalisalze und Phosphate; erfolgreich aufgenommen wurden diese durch die Moor-Versuchstation in Bremen, der wir die „Deutsche Hochmoorkultur" verdanken. Der Provinzialverwaltung von Hannover unter Führung von Hammerstein und Bennigsen gebührt das Verdienst, als erste dies Verfahren in dem Provinzialmoor an der Ems in der Praxis erprobt zu haben. Die dortigen Kolonien haben den Beweis ihrer Lebensfähigkeit unter den schwierigsten Verhältnissen erbracht. Diesem Vorbild ist die preußische Staatsverwaltung gefolgt; die Moorversuchstation Bremen hat die neue Kulturmethode auch in den alten Moorkolonien zur umfassenden Anwendung gebracht und so ihren enormen Aufschwung herbeigeführt, namentlich seitdem es gelungen ist, beste Wiesen und Dauerweiden auf diesen Flächen zu schaffen.

Eine neue Perspektive für die Hochmoorkultur scheint sich nach vielen vergeblichen Anläufen zu eröffnen mit der Ausnutzung der in diesen aufgespeicherten Brennstoffe zur Erzeugung elektrischer Energie. Die erste große Ueberlandzentrale im Wiesmoor ist im Betrieb; mit Spannung erwarten wir die Eröffnung der ersten Anlage nach dem System von Frank und Caro. Bewähren sich diese Anlagen in der Praxis, so würde damit nicht nur eine im volkswirtschaftlichen Interesse erwünschte Ausnutzung der Torfmassen ermöglicht, sondern auch die Baufrage in glücklicher Weise gelöst werden.

Die Niederungsmoore finden wir weniger in großen zusammenhängenden Flächen; eingelagert in die Betten alter oder noch bestehender Flüsse und Bäche durchziehen sie weite Distrikte in größeren und kleineren Flächen. Ihre Vegetation wies in erster Linie auf ihre Benutzung zum Grasbau hin. Noch mehr als bei den Hochmooren wurde ihre Kultivierung gefördert durch die Verwendung der Kalisalze und billigen Phosphate als Düngemittel. Den größten Aufschwung in ihrer Kultur verdanken wir Rimpau-Cunrau, dem Vater der modernen Niederungsmoorkultur. Auf der Grundlage, die er im Verein mit Fleischer geschaffen, hat wiederum die Moorversuchsstation Bremen weiter gebaut, ihren Arbeiten verdanken wir die heutige Höhe der Technik.

In Anpassung an ihre Entstehung und die jetzigen Wirtschaftsverhältnisse werden diese Moore in der Hauptsache als Wiesen und Weiden genutzt, so ermöglichen sie uns eine ausgedehnte Viehzucht unter naturgemäßen und günstigen Bedingungen.

Auch auf den noch unkultivierten Nichtmoorboden erzielen wir mit dem System der Gründüngung (Schultz-Lupitz) und durch Anlage von Dauerweiden, namentlich im Gebirgsland, die erfreulichsten Erträge*). So verfügen wir über eine Technik, die hohe und dauernde Erträge gewährleistet auf diesen Boden, auch die Versuche, die elektrische Energie zur Bearbeitung der Moore zu verwenden, haben geradezu glänzende Resultate ergeben.

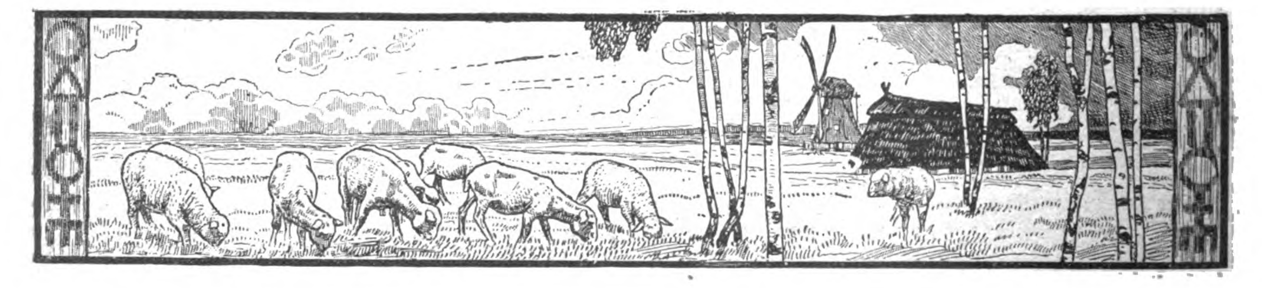
Für die Ansiedlung kleiner Besitzer eignen sich in erster Linie die großen Hochmoorflächen. Haben wir auch einzelne wohlgelungene Beispiele des landwirtschaftlichen Großbetriebes auf ihnen, so wird doch in der Regel dem kleineren Betrieb, beruhend auf der Arbeitskraft der Familie des Kolonisten, wie er in Hannover, Holstein, Ostpreußen nunmehr seit längerer Zeit erfolgt ist, der Vorzug zu geben sein. Kolonate von etwa 10 Hektar Größe, davon 75 Prozent in Grasland, der Rest in Ackernutzung, haben sich als die geeignetste Größe für eine Familie bewährt, wobei natürlich Abweichungen nach oben oder unten, je nach den örtlichen Verhältnissen, nicht ausgeschlossen sind.

Auch wo Niederungsmoore in großen zusammenhängenden Flächen sich finden, wird ihre Besiedlung bewiesen sein. Im großen und ganzen aber wird ihre Kultivierung im Zusammenhang mit bereits bestehenden Wirtschaften stattfinden. Neben ihren direkten Erträgen ermöglichen sie hier eine gesteigerte Kultur der Mineralboden.

Seit Jahrzehnten wird von staatlicher und privater Seite durch Lehre und Beispiele an der Förderung der Kultur unserer Moore gearbeitet, aber fragen wir, was ist bisher erreicht, so müssen wir leider feststellen, daß in ganz Deutschland erst etwa 10 Prozent der vorhandenen Moorflächen kultiviert sind.

In erster Linie liegen die Gründe auf finanziellem Gebiet. Wer heute ein Stück deutschen Bodens sein

*) In seiner Denkschrift „Die Versorgung Deutschlands mit Fleisch und die Kultivierung unserer Moor- und Heideboden" berechnet Fleischer die mögliche Mehrerzeugung an Fleisch auf jährlich über 8 Millionen Doppelzentner. Die wirkliche Mehrerzeugung dürfte doppelt so hoch werden und somit noch den Fleischverbrauch von 30 Millionen Menschen decken.



Eigen nennt, der muß sich bewußt sein, daß er damit nicht nur Rechte für sich, sondern auch Pflichten gegen die Allgemeinheit übernommen hat. Mit Recht verlangen wir Schutz der landwirtschaftlichen Produktion, demgegenüber aber haben wir die Pflicht, diese Produktionen bis zur Grenze der technischen Möglichkeit zu steigern, um das deutsche Volk mit deutschem Brot und Fleisch zu versorgen.



Der größte Moorbesitzer, der Preußische Staat, hat auch hier die Pflicht, voranzugehen und die nötigen Mittel aufzuwenden. Die Melioration und Besiedlung der staatlichen Moore liegt in Preußen meist in den Händen der verschiedensten Behörden. Was diese geleistet haben, ist qualitativ mustergültig, daß ihre Leistungen auch jetzt noch quantitativ so minimal sind, fällt nicht ihnen, sondern unserer Finanzverwaltung zur Last, die bisher die Hergabe der erforderlichen Mittel verweigerte. So arbeitet ein großer Apparat ohne entsprechenden Erfolg, eine Sparsamkeit, die zur höchsten Verschwendung wird. Selbst die schlechte finanzielle Lage des Staates ist keine Entschuldigung für dieses Vorgehen. Bei dem heutigen Stand unserer Technik würde der Staat den größten Teil der aufzuwendenden Gelder gegen Verzinsung und Amortisation hergeben und so in kurzer Zeit zurückerhalten. Seine Aufwendungen würden sich im wesentlichen auf Gewährung einiger Freijahre, auf Zuschüsse zur Beschaffung der Vorflut und zu den öffentlichen Bauten in neuen Kolonien beschränken, Opfer, die durch die Zunahme an Nähr-, Wehr- und Steuerkraft hundertfach aufgewogen werden.

Rühriger als der Staat ist im ganzen der Privatbesitzer mit Meliorationen vorgegangen. Wenn die Fortschritte nicht noch größer wurden, so liegt auch hier der Grund in dem Mangel an Mitteln. Größere Moormeliorationen sind in der Regel nur im Wege der Genossenschaftsbildung und unter Benutzung öffentlicher Gelder durchzuführen. Wie weit das Wollen geht, wie gering das Können ist, dafür ein Beispiel: Bei dem Oberpräsidium von Pommern sind zurzeit derartige Meliorationsgenossenschaften mit einem Geldbedarf von rund 15 000 000 Mark angemeldet; verfügbare Mittel stehen diesen Anforderungen so gut wie keine gegenüber.

Hier muß zunächst Wandel geschaffen werden; Staat und Provinzen müssen und können eingreifen, indem sie die nötigen Mittel im Wege der Anleihe beschaffen. Bei guter Leitung und dauernder Kontrolle ist der nachhaltige Erfolg gesichert, die Hergabe großer Beträge à fond perdu ist nicht mehr erforderlich, die Meliorationen können sich verzinsen und amortisieren.

Volkswirtschaftlich aber unrichtig würde es sein, wie bei der inneren Kolonisation, so auf dem Gebiet der Landesmeliorationen, wenn der Staat sich um die ihm zufallenden Aufgaben drücken und dem Privatkapital diese übertragen wollte. Damit würde eine im volkswirtschaftlichen Interesse bedauerliche und bedenk-



liche, absolut unnötige Verteurung der Arbeiten herbeigeführt werden.

Ein zweiter Grund des bisherigen geringen Erfolges liegt in der schwerfälligen Organisation unserer Behörden. Friedrich der Große hat im Verhältnis zu den Mitteln und der Technik seinerzeit so Großes geschaffen, weil er die tüchtigsten Männer mit diesen Aufgaben betraute, weil in dem kleinen Preußen von damals noch nicht die ganze Schwerfälligkeit des jetzigen Apparats jede freischaffende Tätigkeit unmöglich machte. Kleinere Staaten, wie Oldenburg, leisten mit geringen Mitteln Größeres aus dem gleichen Grund. Auch in Preußen muß es möglich sein, den Apparat nach den Bedürfnissen des praktischen Lebens zu gestalten, anstatt des umgekehrten Verfahrens. Wandle man doch unsere Generalkommissionen um in Landeskulturbehörden für die einzelnen Provinzen, besetzt auch mit geschulten Technikern und Praktikern. Man entlaste die Zentralinstanz durch größere Selbständigkeit der lokalen Stellen, oder man übertrage die gesamte innere Kolonisation und die Landesmeliorationen der Provinzialverwaltung. Der Schematismus und Bureaukratismus ist auf diesem Gebiet kein Segen, man muß die Organisation den praktischen Bedürfnissen anpassen.

So viel über Finanzierung und Organisation, nun bliebe noch die Frage der Arbeitskräfte. Woher sollen diese bei dem heutigen Mangel an Arbeitern genommen werden?

Seit Jahren ist eine Durchführung von großen Landesmeliorationen vielfach nur noch möglich gewesen durch Verwendung von Strafgefangenen, aber der Erfolg könnte ein sehr viel größerer sein bei einheitlicher Leitung des gesamten Gefangenenwesens und bei Aenderung unserer Strafvollstreckung im Sinn einer wohlverstandenen Humanität.

Nach Dr. Krohne haben wir in Deutschland mit etwa 150 000 Menschen zu rechnen, unsozialen Existenzen, die nicht imstande sind, selbst für ihr Fortkommen zu sorgen, die demgemäß, immer wieder mit dem Strafrichter in Konflikt kommend, der Allgemeinheit zur Last fallen. In Deutschland werden diese „Chevaux de retour“ nach kurzer Verwahrung immer wieder auf die Straße gesetzt. Andere Staaten mit freiheitlicheren Einrichtungen, Belgien, Norwegen, die Schweiz, England, nehmen diese Unglücklichen, denn das sind sie vielfach, in langdauernde fürsorgliche Verwahrung. Es ist das nicht nur ein Gebot der Humanität gegen diese Menschen (von Bodelschwingh), sondern auch ein durchaus berechtigter Akt der Notwehr seitens der menschlichen Gesellschaft. Wäre es nicht eine Wohltat für die Allgemeinheit, wenn sie von diesen Schwachen, Arbeitscheuen und Gewohnheitsverbrechern befreit würde? Wäre es nicht ein Segen für diese Menschen selbst, wenn sie dauernd in fürsorgliche Verwahrung bei gesunder landwirtschaftlicher Arbeit genommen würden und einen Teil ihrer Schuld gegen die menschliche Gesellschaft dadurch abtrügen, daß sie unserm Volk neues Kulturland gewönnen? Möge man die schweren Verbrecher in die Zuchthäuser einsperren, das große Heer der unsozialen Existenzen der staatlichen Fürsorgeerziehung dauernd überweisen. Die Klagen des Handwerks über den Wettbewerb der Gefängnisarbeiten würden verstummen, Staat und Gemeinden würden entlastet, und reicher Segen könnte für unser Volk aus der Arbeit dieser Elemente hervorgehen.

Möge nun der Ankündigung der Thronrede endlich die Tat folgen. Möge man, der gewaltigen Aufgabe entsprechend, nach großzügigen Plänen mit großen Mitteln an ihre Ausführung herangehen. Ein Königreich kann hier noch in friedlicher Arbeit erworben, Hunderttausenden unserer Landsleute, die heute hinausziehen und unserm Volk verloren gehen, kann auf deutscher Scholle ein gesichertes Dasein geschaffen werden. Die Arbeit ist groß, aber dankbar, und wer Großes erreichen will, muß sein Ziel klar vor Augen haben und nicht kleinlich sein in der Wahl der Mittel.

„Populäre Musik“.

Von August Spanuth.

Wer musikalisch etwas auf sich hält, ist meistens nicht gut auf „populäre Musik“ zu sprechen. Möglich, daß man ihn trotzdem hier und da in einer Operettenvorstellung antrifft, aber er wird dann gewöhnlich irgendeinen ganz äußerlichen Grund als direkte Veranlassung seines Besuchs anzuführen haben. Auch spricht er über solche Schritte vom Wege der legitimen Musik nicht gern mit Leuten, die er sonst im Sinfoniekonzert sieht. Kommt aber doch unverhofft die Rede darauf, dann ist er natürlich bloß dagewesen, um sich mit eigenen Ohren von dem gegenwärtigen Tiefstand dieser „populären Musik“ zu überzeugen. Es ist nun einmal Tatsache, daß der Mensch gern besser erscheinen möchte, als er wirklich ist. Man sei daher, auch schon aus Rücksicht gegen sich selbst, nicht zu streng mit den Heuchlern; liegt doch auch in dieser Heuchelei eine Wertschätzung des Höheren.

Mit jenem Tiefstand mag es im allgemeinen freilich seine Richtigkeit haben, aber die große Frage ist, ob der Tiefstand wirklich so tief unter dem Niveau des Wünschenswerten bleiben würde, wenn wir in der Musik und im Musikleben weniger Snobs hätten, wenn die Anhänger des musikalischen Legitimitätsprinzips die „populäre Musik“ nicht mit Indifferenz oder auch mit Verachtung behandelten. Sind doch die ganz Strengen so weit gekommen, daß ihnen ein bißchen greifbare Melodie schon als eine Konzession an das Populäre vorkommt, der man eigentlich nicht frönen sollte. Und gar ein Walzer! Der kann doch nichts mit der Kunst zu tun haben, der ist doch nichts weiter als rhythmisiertes Geräusch! Das heißt, wenn er so beschaffen ist, daß man nicht danach tanzen kann, wenn es sich um einen sogenannten Konzertwalzer handelt, dann darf man ihn vielleicht der Kunstmusik zuzählen. Also nur der Walzer, der seinen Zweck verfehlt hat, findet Gnade vor den Augen der Pharisäer. Da fehlt eigentlich nur noch, daß man auch von Liedern verlangt, sie müßten unsingbar sein, wenn sie in der Kunstrubrik untergebracht werden sollen. Wirklich, man braucht nur hinreichend konsequent zu bleiben, dann lassen sich aus einer bloßen Unklarheit schon die schönsten Absurditäten herausentwickeln.



Um so weniger darf die Gelegenheit verpaßt werden, die sich durch die just entschiedene Walzerkonkurrenz der „Woche" darbietet: einmal ein kräftiges Wörtlein über den vielfach geleugneten Zusammenhang der populären mit der Kunstmusik zu reden und auf ihre Kulturbedeutung hinzuweisen. Wer sich eine Vorstellung von der Ausbreitung der sogenannten populären Musik machen will, der frage nur einmal in Musikalienhandlungen nach, die sich speziell damit befassen. Von 100 musikfreundlichen Menschen pflegen gewiß 99 mehr oder weniger intime Beziehungen zur „populären Musik", während ihnen die legitime Musik höchstens ein gelegentliches Spielzeug ist. Wenn sie glauben machen wollen, daß sie auch an einer ernsten Oper oder gar an einer Sinfonie Wohlgefallen finden, so ist gewiß nicht selten der Wunsch der Vater dieser Behauptung, die sie übrigens nur aufzustellen pflegen, wenn Kenner oder gestrenge Kritiker in Hörweite sind. Vor sich selbst nehmen sie aber die populäre Musik in Schutz und folgen sicherlich einem richtigen Instinkt, wenn sie trotz des Hohns der Pharisäer einen organischen Zusammenhang zwischen der populären und der „gelehrten" Musik vermuten.

Bedient sich doch die populäre Musik des gleichen Tonsystems, der gleichen Grammatik und der gleichen Ausdrucksformen wie die höhere Musik; es ist also doch wohl etwas gewaltsam, die Tugend nur auf der einen, die Sünde nur auf der andern Seite zu suchen. Als Parallele nehme man das Menschengeschlecht selbst: es läßt sich eben auch nicht in nur Gute und nur Böse scheiden; im Gegenteil, die meisten Menschen bringen ihr Leben ja damit zu, mehr oder weniger geschickt auf dem dünnen Drahtseil zwischen gut und böse zu balancieren. Gewiß, auf dem engen Gebiet der siebentonigen Skala und der zwölf chromatischen Halbtöne lassen sich Dinge vollbringen, die ganz erstaunlich verschieden voneinander sind; aber es wird der Entwicklung der Tonkunst nicht förderlich sein, wenn man jeden Riß, der sich im Boden zeigt, durch theoretische Beweisführung als eine unüberbrückbare Kluft hinzustellen sucht. Solange daher die sogenannte populäre Musik sich selbst bemüht, den Zusammenhang mit der Kunstmusik aufrechtzuerhalten, besitzt sie auch ein Recht auf Berücksichtigung, wenn von Tonkunst die Rede ist. Nur wo das Verlangen nach Popularität den Komponisten zur Vulgarität getrieben hat, wo das gewollte, bewußte Gassenhauertum beginnt, da kann man von einer unüberbrückbaren Kluft sprechen. Aber von der leichten, populär genannten Musik können, selbst wenn sie hier und da ein bißchen „verludert" ist, tausend Brücken zur legitimen Kunst geschlagen werden, Brücken, über die schließlich selbst unsere Musikpharisäer den Weg finden werden. Vielleicht wird ihnen gar das „Walzer-Heft" der „Woche" zu solch einer Brücke. Kaufen werden sie sich's schon, wenn auch nur, um wieder einmal den oben erwähnten Tiefstand nachzumessen.

Auf eine Polemik zugunsten der populären Musik und gegen den musikalischen Snobismus braucht hier aber nicht eingegangen zu werden. Nur sollte man sich nicht zu sehr an den Begriff des Populären klammern. Es wäre daher vielleicht besser, von Instinktmusik oder auch von Unterhaltungsmusik zu sprechen. Indessen, das geht wieder deshalb nicht gut, weil es ja innerhalb der höheren Tonkunst auch viel, und zwar sehr gute Instinktmusik, und nicht wenig schlechte Unterhaltungsmusik gibt. Vielleicht ließe sich die populäre Musik als Unterhaltungsmusik, die tatsächlich unterhält, definieren.

Leute wie Richard Wagner und Johannes Brahms, denen eine ideale Kunstanschauung doch nicht gut abgesprochen werden kann, haben einen flotten Walzer wahrlich nicht verschmäht, noch sind sie einem Jacques Offenbach gram und abhold gewesen. Also auch bei den Idealsten ist ein gelegentliches Bedürfnis nach unterhaltender Unterhaltungsmusik zu konstatieren. Das wäre gewiß nicht möglich, wenn nicht ein innerer Zusammenhang zwischen der Unterhaltungs- und der Idealmusik vorhanden wäre. Grund genug für die Pharisäer, sich nicht mehr darüber zu freuen, daß sie nicht sind wie jene dort. „Jene" aber sind die große Menge, die noch nicht für die eigentliche Kunst reif geworden und auf der Vorstufe der populären Musik stehengeblieben ist. Man kann ihr am ehesten beikommen, wenn man den Ehrgeiz der Komponisten anstachelt, die uns die Unterhaltungsmusik liefern, und wenn man ferner den anderen Komponisten das Vorurteil ausredet, daß es ihrer nicht würdig sei, sich mit Unterhaltungsmusik zu befassen. Heute hat noch in manchen Kreisen, die sich für maßgebend halten, der Begriff der „populären Musik" einen faden Beigeschmack; aber der muß sich verlieren, wenn alle jene Komponisten, die sich vergeblich bemühen, inhaltreiche Idealmusik zusammenzubringen, anfangen, Selbsterkenntnis zu treiben, und nicht mehr größer scheinen wollen, als sie wirklich sind. Dann werden sie nämlich aller Wahrscheinlichkeit nach Musik komponieren, die wirklich unterhält und doch Kunst ist.

Solche Komponisten sind uns nötig, und die Walzerkonkurrenz der „Woche" scheint wirklich einige aufgescheucht zu haben. Jawohl, die Preisausschreiben leisten die Arbeit guter Jagdhunde; man kann mit ihnen das ganze Revier abjagen.

Und gerade im musikalischen Deutschland ist es wünschenswert, daß die Herren Komponisten ein wenig aufgescheucht werden. Neigt schon im allgemeinen der Deutsche zum Grübeln, zur Versonnenheit, dann tut das der deutsche Musiker erst recht, zumal in unseren Tagen. Sie streben alle und jederzeit nach Tiefe, nach unergründlicher Gedankentiefe; sie denken immer nur an Beethoven, niemals mehr an Haydn, es sei denn, daß sie im Spott seiner gedenken. Solange sie noch jung sind, glauben sie zum Titanentum geschaffen zu sein; in späteren Jahren begnügen sie sich damit, in jeder Note so bedeutend wie möglich zu erscheinen. Sie glauben auch in ihrer frommen Gemütsart, das Ziel beinah erreicht zu haben, wenn man ihnen bescheinigt, daß sie unverstanden bleiben. Der Unverstandenseinnebel aber bringt sie vollends aus der Richtung, führt sie immer mehr von ihren eignen natürlichen Empfindungen hinweg, und traurig wie Warnungsignale des Nebelhorns klingen die Töne, die sie zu Papier bringen, durch den dicken Dunst hindurch. Warum lauschen sie nicht mehr den Vögeln, deren Kehlen es ihnen ja vorzwitschern, wie schön es hier auf Erden sein kann, wenn der Mensch nur geruht, es so zu finden! -- —

Daß die Grundlage der Musik einer jeden Nation auf dem Volkslied beruht, ist jawohl eine These, die keinen Widerspruch mehr zu befürchten hat. Natürlich lassen sich nach einer mehrhundertjährigen Entwicklung diese Keime nicht mehr überall handgreiflich nachweisen,



aber ihre Triebkraft ist auch jetzt noch ersichtlich. Wie organisch und langsam hat sich aus dem deutschen Volkslied das gegenwärtige reiche Kunstlied entwickelt! Lange, lange Zeit haben die Komponisten das Lied als etwas Nebensächliches angesehen, das selbst im besten Fall keinen unbedingten intimen Zusammenhang mit der Kunst habe. Aber schließlich sind doch über Schubert, Schumann, Franz, Brahms bis auf Richard Strauß und Hugo Wolf Kunstlieder daraus hervorgewachsen, deren Kunstwert jeder Abschätzung spottet. Weshalb könnte nun dem Tanz nicht ein ähnliches Los beschieden sein? Gerade der Rhythmus hat Stimulanzen nötig, weit mehr als das melodische und harmonische Element, denn das Einschlafenlassen wie das unmotivierte Verzerren des Rhythmus — zwischen welchen Extremen die modernsten Komponisten hin und her zu pendeln pflegen — ist gleichmäßig verderblich für die Tonkunst. Wie aber das Lied entartet, wenn man seine Sangbarkeit außer acht läßt, wie es zur deklamatorischen, rezitativischen Szene wird, so muß das Tanzstück degenerieren, wenn man seine künstlerische Rehabilitierung durch bewußte Abkehr vom ursprünglichen, volkstümlichen Rhythmus zu erreichen strebt. Der deutsche Walzer zumal muß aber in erster Linie nach seiner Tanzbarkeit abgeschätzt werden.

Und dabei sollte man sich nun die Schwierigkeit vor Augen halten, den Walzer melodisch und harmonisch fein auszugestalten, ohne sich mit dem Rhythmus Freiheiten zu gestatten, die seinem Endzweck widerstreben. Gewiß gehört zur feineren, künstlerischen Ausgestaltung des Walzers dann auch eine gewisse Elastizität des Rhythmus, eine rhythmische Modifikation, die dem Tanzenden entgegenkommt, die ihn vor dem Zwang einer starren Gleichmäßigkeit bewahrt. Und ein Walzer, der alle solche Verfeinerung enthält, ohne dabei aufgehört zu haben, ein leicht eingängiges, „populäres“ Musikstück zu sein, sollte nicht auf den Ehrentitel eines Kunstwerks Anspruch erheben können? —

Es geschieht heute viel, die beste Musik zu popularisieren, das heißt, sie der großen Menge zugänglich zu machen. Aber so viele Konservatorien und Musikschulen man auch gründen, so viele „populäre“ Sinfoniekonzerte man auch veranstalten mag, man erreicht damit doch nur einen winzigen Bruchteil der eigentlichen großen Menge. Gewiß ist es lobenswert, einen guten Dirigenten und ein gutes Orchester zu verpflichten, für ein geringes Entgelt die beste klassische und moderne Musik zu spielen. Aber das Publikum besteht dann doch zumeist aus Leuten, die der höheren Musik bereits gewonnen waren, und die von dieser günstigen Gelegenheit nur Gebrauch machen, weil sie eben darauf angewiesen sind zu sparen. Ihnen sind solche billigen Konzerte gewiß eine Wohltat, die ihnen auch gegönnt sein mag, aber der Zweck der Veranstaltung, das Anwerben neuer Rekruten für die nicht „populäre“ Musik, wird dadurch nicht oder doch nur in ganz bescheidenem Maß erreicht. Man soll es getrost einmal von der anderen Seite aus versuchen, und man braucht dabei keineswegs bloß an die armen Leute zu denken; ist doch in den Palästen der Reichen die sogenannte populäre Musik, ja der Gassenhauer ebenfalls recht häufig anzutreffen. Also was der Mann bei der Arbeit summt, was die Buben vor sich hinpfeifen, was die Mädchen trällern, und wonach sie am Abend vorher getanzt haben, das muß auf ein höheres Niveau gebracht werden, ohne daß es langweiliger oder schwerer zugänglich gemacht wird. Da ist ein Problem, und seine Lösung ist des Schweißes der Edlen wohl wert. Kommt also herab, ihr talentvollen jungen Himmelstürmer, und wenn die „Woche“ wieder einmal Preise für ein Tanzstück ausschreibt, rümpft nicht die Nase über „populäre Musik“, sondern helft kühne Brücken schlagen, die vom bloßen rhythmischen Geklingel zum abgerundeten Kunstwerk führen.

Unsere Bilder

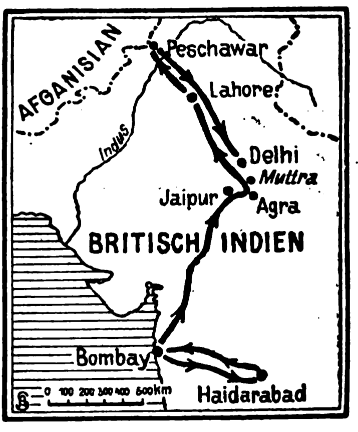
Geh. Hofrat Prof. Dr. Georg Jellinek †

(Hierzu das Porträt auf S. 96.)

Georg Jellinek hat seine akademische Laufbahn in Wien begonnen; als Ordinarius nach Basel berufen, bleibt er dort nicht lange und zählt während der letzten zwanzig Jahre zu den Zierden der Heidelberger Universität, auf dem Lehrstuhl, den früher Bluntschli und nach diesem Bulmerincq eingenommen hatten. Diesem wie jenem an Lehrerfolgen mehr als gewachsen, übertrifft er beide vornehmlich als Stilist; denn alles, was er geschrieben, gehört zu dem Besten, auch Laien Verständlichen, das in der neusten juristischen Literatur zu finden ist. Wie Bluntschli besitzt Jellinek einen ungewöhnlich starken Tätigkeitstrieb, weiß diesen aber besser zu zügeln und zu beschränken auf das Gebiet der Staatswissenschaft und das der Universitätsangelegenheiten. In der Wissenschaft folgt er der philosophischen Richtung, ohne sich je in vage Spekulationen zu verlieren, allzeit der gewissenhafteste Forscher; in den Quellen ebenso bewandert wie in der Literatur. War er eines Morgens nicht in den Hörsälen, so konnte man fest darauf rechnen, ihm in der Bibliothek zu begegnen. Eine sanguinische weiche Natur, die an den alten Freunden mit zäher Festigkeit hielt, zugleich aber auch mit allen andern in gutem Einvernehmen zu bleiben und alles, was in ihre Kreise geriet, zum gedeihlichen Ziel zu lenken trachtete. Doch sollte seine Weichheit nie zur Weichlichkeit ausarten; Witz und Humor, die ihm zu Gebote standen, führten nicht selten zu kleinen, in feine epigrammatische Form gekleideten Spöttereien. 1907 übernimmt er an Stelle seines erkrankten Freundes Lilienthal das Prorektorat für ein Universitätsjahr, das, übrigens an besonderen Ereignissen arm, ihm doch mehrfach Gelegenheit bot, zündende Worte an die Kommilitonen zu richten. Dem Innern entsprach die körperliche Erscheinung: wohl proportioniert, von mittlerer Größe, mit klug und gescheit blickenden Augen in dem heiteren, stets freundlichen Antlitz. Aber leider besaß der Körper nicht die Dauerkraft des Geistes. Kleinere Leiden hatten sich schon früher gezeigt, und neuerdings konnten die Aerzte deren bedenkliche Zunahme feststellen, die dann zu einer mehrmonatlichen Beurlaubung führte. Jetzt ist der Tod bei ihm auch als milder, weicher Freund eingetreten. Noch am Nachmittag examiniert Jellinek und verhilft einem Kandidaten, der sonst gestürzt wäre, durch die Klippen. Dann geht er in munterer Unterhaltung mit einem Kollegen nach Haus und bricht dort erst in später Abendstunde plötzlich, ihm selbst durchaus unerwartet, schmerzlos zusammen. Ein schöner Schluß, der aber freilich die Trauer weder der Familie noch der Freunde zu mindern vermocht hat.

Geh. Rat Prof. Dr. E. Bekker

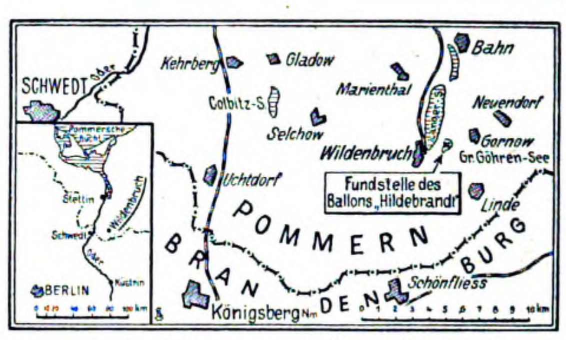
Vom Aufenthalt des Kronprinzen in den indischen Eingeborenenstaaten (Abb. S. 94). Während der ersten Wochen seiner indischen Reise hat der Kronprinz zwei große Vasallenstaaten, Haidarabad und Jaipur, besucht. Sowohl der Nizam von Haidarabad als auch der Maharadscha von Jaipur nahmen den hohen Gast mit der tradi-



Karte zur Kronprinzenreise in Indien.

tionellen Gastfreundschaft orientalischer Höfe in ihren märchenhaften Palästen auf, veranstalteten ihm zu Ehren große Jagden und führten ihm den ganzen Prunk ihrer Hofhaltungen vor, die von der europäischen Kultur schon stark beeinflußt sind, aber trotzdem noch stark an die phantastischen Königsmärchen aus Tausendundeiner Nacht erinnern, die ja zum großen Teil in Indien spielen.

Der neue Statthalter in Böhmen (Abb. S. 93). Nach dem Scheitern der deutsch-tschechischen Ausgleichsverhandlungen hat Graf Coudenhove sein Amt als Statthalter Böhmens, das er 15 Jahre lang innegehabt hat, niedergelegt; Graf Franz von Thun und Hohenstein, der bekannte konservative Politiker, tritt an seine Stelle. Der Graf ist schon früher Ministerpräsident und auch Statthalter von Böhmen gewesen; wenn er jetzt in seinem 64. Lebensjahr aus seiner Zurückgezogenheit wieder hervortritt, tut er es nur, um im besonderen Auftrag des Kaisers die Friedensverhandlungen zwischen den beiden Nationen von neuem einzuleiten und womöglich auch zu einem gedeihlichen Ende zu bringen. Der neue Statthalter dürfte als deutscher Magnat, der im tschechischen Lager stets gute Beziehungen unterhalten hat, für dieses Friedenswerk ganz besonders geeignet sein.



Karte zur Auffindung des Ballons „Hildebrandt".

Die beiden verunglückten Insassen des Ballons „Hildebrandt" (Abb. S. 96) wurden mit den Resten des Ballons unter dem Eis des Göhrensees an der Grenze Pommerns und der Neumark aufgefunden. Bei den Bergungsarbeiten konnte die Leiche des Rechtsanwalts Dr. Kohrs, der den „Hildebrandt" geführt hatte, ans Land gebracht werden. Die Leiche des Prokuristen Keidel, der die Fahrt als Passagier mitgemacht hatte, versank in die Tiefe.

Die Witwe Karl Brauns-Wiesbaden (Abb. S. 96). In Freiburg i. Br. starb dieser Tage Frau Luise Braun,

Von den Bergungsarbeiten des bei Wildenbruch (Pommern) verunglückten Ballons „Hildebrandt".



die Witwe des im Jahre 1893 verschiedenen bekannten Schriftstellers und Parlamentariers Karl Braun-Wiesbaden.

Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften (Abb. S. 95), hielt am 11. Januar ihre konstituierende Sitzung ab. Auf der Tagesordnung standen die Durchberatung der Statuten, die Wahl des Senats und die Beschlußfassung über die Gründung der beiden Institute, die die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zunächst schaffen will: eines chemischen und eines chemisch-physikalischen Instituts in Dahlem bei Berlin, die unter der Leitung des Geheimrats Beckmann und des Professors Dr. Haber stehen werden.

Vom Besuch des Königs von Spanien in Melilla (Abb. S. 96). Der König von Spanien hat in den letzten Tagen in Melilla geweilt und die Stätten besucht, an denen so viel spanisches Blut geflossen ist. Der junge Monarch wurde nicht nur von den spanischen Ansiedlern mit Begeisterung empfangen, auch die Kabylen begrüßten ihn auf seinen Ausflügen in die Umgebung der Festung und bezeugten ihm ihre Ergebenheit. Ob sie es wirklich aufrichtig meinten, wird erst die Zukunft zeigen.

Schneesport in Braunlage (Abb. S. 97). Im Harz ist der Wintersport weniger ein Vergnügen zugereister Gäste als der einheimischen Bevölkerung. Das hat wieder das 13. Wintersportfest des Oberharzer Skiklubs in Braunlage gezeigt. Wenn auch keine Rekorde gedrückt und keine Sensationen geboten wurden, zeigte das Fest doch eine Fülle guten Sports, vor allem aber heitere Bilder voll Lust und Leben.

Die deutschen Bühnen (Abb. S. 98 u. 99) haben sich in der letzten Zeit über den Mangel an interessanten Premieren nicht zu beklagen. Das Königliche Opernhaus in Berlin hat die Märchenoper „Königskinder“ von Engelbert Humperdinck in Anwesenheit des Komponisten zum erstenmal aufgeführt. Fräulein Artôt de Padilla und Herr Kirchhoff verkörperten die Hauptgestalten des reizvollen Werks, die Gänsemagd und den Königsohn, die einander finden und miteinander sterben. Der Erfolg war minder enthusiastisch als bei der Neuyorker Uraufführung, aber doch sehr warm. — Das Berliner Lessingtheater hatte seine diesjährige Hauptmann-Premiere. Die Urteile der Presse und des Publikums über die Tragikomödie „Ratten“ sind durchweg sehr achtungsvoll, sonst aber geteilt. In einem Punkt aber ist alle Welt einig, in der Bewunderung für Else Lehmann, deren Frau John wieder einmal eine unübertreffliche schauspielerische Schöpfung ist. — Karl Schönherrs „Glaube und Heimat“, eine Tragödie aus der Gegenreformation in den Alpenlanden, tritt von Wien aus einen wahren Siegeszug über die deutschen Bühnen an. Das Kuratorium der Wiener Akademie hat dem Dichter für dieses Werk den diesjährigen Grillparzer-Preis zugesprochen. Schönherr schildert in dem Drama die Folgen der religiösen Unduldsamkeit und des fanatischen Glaubenshasses, durch den Tiroler Bauern vom eigenen Grund und Boden vertrieben und heimatlos geworden sind. Die fortzogen, mußten sich vom Gemeindeschreiber, der im Freien amtierte, einen Paß ausstellen lassen. Unser Bild zeigt ein wildwüchsiges Liebespaar, zwei Vaganten, den Kesselflick-Wolf (Herrn Klitsch) und das Straßentrapperl (Frl. Paula Müller), die als herumziehendes Pärchen den Gegensatz zu dem an der Scholle wie an dem Glauben haftenden Bauern bilden.

Toiletten am lebenden Modell (Abb. S. 100). Die Zeiten des „Mannequin“, der steifen Probierpuppe, scheinen vorbeizusein. Die hübsche, sehr lebendige Probiermamsell ist an die Stelle des hölzernen Ungetüms getreten. So hat auch ein Modenhaus in Philadelphia kürzlich in einer geschmackvoll dekorierten Halle seinen Kundinnen die neusten Pariser Toiletten vorgeführt.

Miß Morosini (Abb. S. 96), die Tochter eines der größten Neuyorker Bankiers, hat vor einigen Tagen einem ehemaligen Schutzmann die Hand gereicht. Der Glückliche hat der jungen Dollarprinzessin einst das Leben gerettet, als sie auf der Straße einen Wagen kutschierte und ihr die Pferde durchgingen. Miß Morosini verschaffte ihrem Ritter dann einen Verwalterposten auf den Gütern ihres Vaters, und da der Expolizist in dieser Stellung große Intelligenz und Fähigkeiten bewies, gewährte ihm der Millionär schließlich die Hand seiner Tochter.

Die Toten der Woche

Hofkapellmeister Wilhelm Berger, bekannter Komponist, † in Jena am 16. Januar.

Professor Wladislaw v. Czachórski, bekannter Maler, † in München am 13. Januar im Alter von 61 Jahren.

Geh. Hofrat Prof. Dr. Georg Jellinek, bedeutender Staatsrechtslehrer, † in Heidelberg am 12. Januar (Portr. S. 96).

Reichstagsabgeordneter Philipp Koehler-Langsdorf, † in Gießen am 10. Januar im Alter von 51 Jahren.

Dr. Richard von Perger, bekannter Musikschriftsteller, † in Wien am 11. Januar.

Gräfin Felicita von Villafranca-Soissons, † in Riva-San Lorenzo im Alter von 67 Jahren.

Carolina Woerner, bekannte süddeutsche Dichterin, † in Freiburg im Breisgau am 16. Januar im Alter von 45 Jahren.

Walzer-Wettbewerb der „Woche“.

Im Anschluß an die Veröffentlichungen in Heft 1 und 2 geben wir nachstehend die Merkworte derjenigen Kompositionen — in der Reihenfolge ihres Einlaufs — die von den Preisrichtern in die engere Wahl gezogen wurden. Es waren insgesamt 65 Walzer, aus denen die drei preisgekrönten und die sechs angekauften Entwürfe hervorgingen.

Merkwort: Ideal. — Es lebe die Freude. — Nur durch den Menschen tritt der Mensch in das Tageslicht des Lebens ein. — Sub spe rati. — Märchen aus Wien. — Glückssterne. — Nur einmal blüht im Jahr der Mai. — Lustige Woche. — Nunquam retrorsum. — Leben und Schweben. — Alt Lerchenfeld. — Süden. — Respirium. — Wer nichts wagt, der darf nicht hoffen. — Walzerkinder. — Geduld bringt Rosen. — An der schönen blauen Donau. — Jeder Anfang ist schwer. — Musik mein Leben. — Vom Wippen zum Nippen. — Das Leben ein Tanz. — Junges Volk, man rufet euch zu dem Tanz hervor. — Zum Lobe des alten Walzers. — Euterpe. — Ein ewig zündend Wort. — Zu Lieb und Lust. — Ernst ist das Leben, heiter die Kunst. — Anne-Marie-Walzer. — Le bien ne fait pas de bruit. — O könnten wir weiter schweben und nimmer kehren zurück: Ach, mit dir tanzen, ist Leben, und mit dir leben, ist Glück. — Dem Mutigen gehört die Welt. — Jeder nach seinem Temperament. — Rückporto anbei! — „Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn und wiegen und tanzen und singen dich ein.“ — Heiter im Leben, ernst im Streben. — Euridice. — Spät, aber doch. — Wenn auch Tausende von Menschen Walzer für die „Woche“ schreiben: „An der schönen blauen Donau“ wird der Beste trotzdem bleiben. — Im Takte fest, im Tone rein, soll unser Tun und Singen sein. — Last not least. — Gruß aus der Wachau. — Leben und leben lassen. — Es ist g'hupft wie g'sprungen. — Es ist des Wohllauts mächtige Gottheit, die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung. — Pulsate et aperietur. — Ein herrlicher Dreiviertel-Takt, der einen bei den Beinen packt, ist richtig, wenn der Stiefel knackt und man den Boden nicht zerhackt. — Rien ne sert de courir il faut partir à point. — Tanzen ist der Jugend Lust und Freude. — Ballstimmung. — Landstraße. — Des Walzerklanges flotte Süße geh durch das Ohr ins Herz und in die Füße. — Passerella. — Du meine Welt, mein alles. — Terpsichore. — Jung gefreit, hat nie gereut. — Wo reine Jugend tanzt in Tugend, ist Tanzen Freude in schmuckem Kleide.

Die Rücksendung der nicht prämiierten Einsendungen hat begonnen; jeder Komposition wird ein Sonderabdruck aus der „Woche“ beigefügt, der über den Verlauf des Wettbewerbes berichtet. Die preisgekrönten Walzer werden Anfang Februar im Druck erscheinen.



Bilder vom Tage



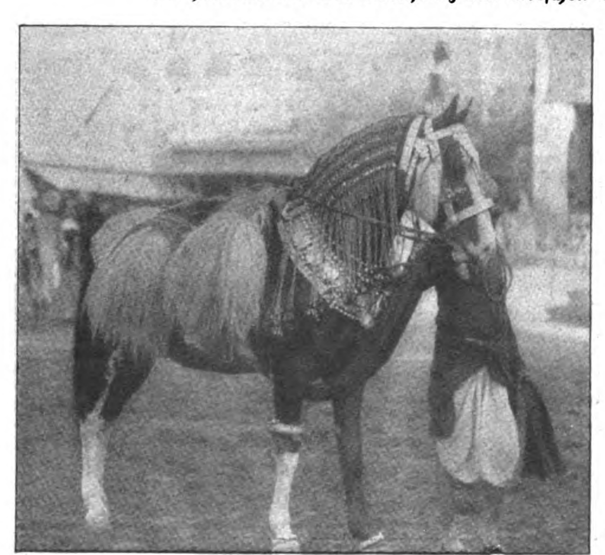
Graf Franz Thun.

Der neue Statthalter von Böhmen.

Hofphot. Pietzner.

In Haidarabad: Der Kronprinz mit indischen Großwürdenträgern vor dem Falukuama-Palast.

Phot. Puplia.



Das Leibroß des Maharadscha von Jaipur.

Phot. Bourne & Shepherd.



Der vom Kronprinzen erlegte Königstiger in Jaipur.

Von der Reise des Kronprinzen in Indien.



Oben: Prof. Haber (links), Prof. Beckmann (rechts), die Leiter der neu zu begründenden chemischen Forschungsinstitute. — Hofphot. Suck und Kunsthandlung Louis Pernitzsch.

Die Konstituierung der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in der Akademie der Bildenden Künste in Berlin.

1. Unterstaatssekretär v. Eisenhart-Rothe. 2. Exz. Prof. Harnack. 3. Fürst Henckel Donnersmarck. 4. Kultusminister v. Trott zu Solz. 5. (verdeckt) Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat Schmidt. 6. Exz. Prof. E. Fischer. — Spezialaufnahme für die „Woche“.



Phot. Aura Hertwig.

Geh. Hofrat Prof. Dr. Jellinek †
Der bekannte Heidelberger Staatsrechtslehrer



Miß Morosini, Tochter des reichen Neuyorker Bankiers,
heiratete ihren Lebensretter, einen ehemaligen Polizisten.



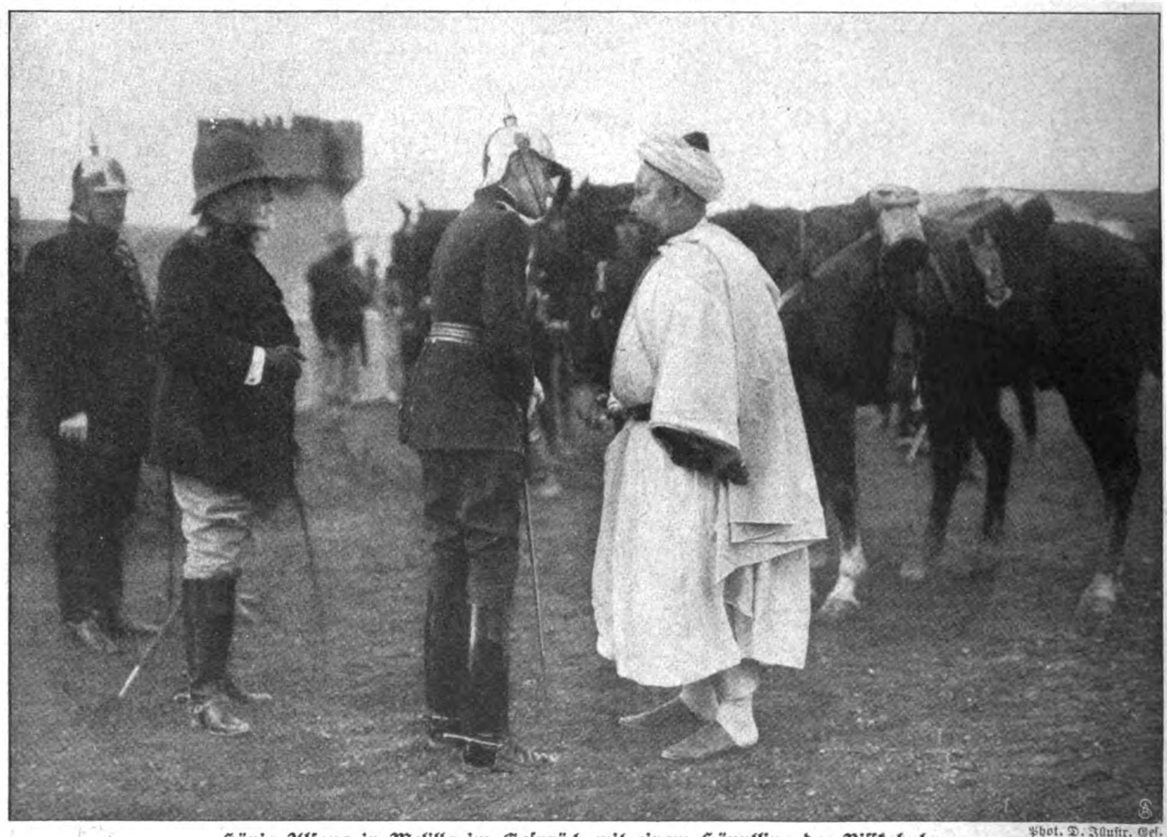
Rechtsanwalt Dr. W. Kohrs †



Prokurist Keidel †
Die Opfer des in Pommern verunglückten Ballons „Hildebrandt".

Hofphot. Ruf.

Frau Luise Braun-Wiesbaden †
Die Witwe des bekannten Politikers und Schriftstellers Karl Braun-Wiesbaden.



Phot. D. Illustr. Ges.

König Alfons in Melilla im Gespräch mit einem Häuptling der Riffkabylen.
Von der Marokkoreise des Königs von Spanien.





1. Damen am Start zum Stilauf. Im Hintergrund Braunlage.
2. Die weibliche Jugend auf dem Startplatz zum Wettrodeln.
3. Ein Meistersprung auf Schneeschuhen. – Phot. Gebr. Haeckel.
4. Die Sieger im Brockenlauf, Gefr. Hartmann und Wermuth (Inf.-Regt. Nr. 165). – Phot. B. J.-G.

Schneesport in Braunlage im Oberharz.

Zwei deutsche Bühnenerfolge.

Aus Humperdincks „Königskinder“ und Schönherrs „Glaube und Heimat“.





Fräulein Artôt de Padilla
als „Gänsemagd“
und Herr Kirchhoff
als „Königsohn“
bei der Aufführung im Berliner Kgl. Opernhaus.
Oben links:
Engelbert Humperdinck.
Phot. Aura Hertwig.



Hofphot. Angerer.
Frl. Paula Müller als „Straßentrapperl“, Herr Klitsch als „Kesselflick-Wolf“ und Herr Amon als „Gerichtsschreiber“.
Szene aus „Glaube und Heimat“ in der Aufführung des Wiener Deutschen Volkstheaters.



Karl Schönherr,
der Dichter von „Glaube und Heimat“, erhielt den Grillparzer-Preis.



Die große Darstellerin der Frau aus dem Volk:
Else Lehmann als „Frau John“ in Gerhart Hauptmanns neuer Tragikomödie „Die Ratten“.

Eine amerikanische Modenschau: Vorführung neuer Toiletten an lebenden Modellen in Philadelphia.

Phot. Wanamaker.



Die schöne Melusine.

Roman von

Viktor v. Kohlenegg.

10. Fortsetzung.

X.

Emmi flügelte davon. Sie hatte in der Spreestraße und im Jüdenhof Besorgungen. Sie eilte über die Jungfernbrücke am alten „Franzosenhof" vorüber in die kaum mannsbreite Gasse hinein, in der es nach Gosse, Pech und Leder roch; überall pinkten Schusterhämmer und hingen blankgewichste, wie aus Holz geschnittene Stiefel mit rostbraunen Schäften dutzend- und hundertweise an Querstangen von der Decke der Lädchen und Fenster. Die Häuser waren uralt, schmal und schief, die Treppen, die gleich von der Straße an hochkletterten, steil wie Hühnerstiegen; aber man sah hübsche, verwahrloste Türen und Stuckornamente aus guter Berliner Bauzeit. Emmi wollte zur Plätterin. Ihr Atem dampfte, sie ging wie immer ein wenig nach vorn geneigt, weil sie wippte, elastisch und flink wie eine graziöse Bachstelze. Ihr Gesicht glühte vor Gesundheit und Aufregung, und ihre Gedanken gingen rastlos. Sie war im Geist schon mitten drin im Erzählen; saß bei Tante Jüly, bei Lily, wichtig, gleichmütig, steif, hörte sehr ruhig zu, sprach kühl und leise, ging auf all die andern Dinge *sehr* freundlich ein, und dann — dann — kam der Moment. O, jetzt wäre sie beinah vorbeigelaufen! 76... es waren die reinen Streichholzschachteln! Puh, die Luft auf der wackligen Holztreppe! Es wurde gewaschen, gekocht, es roch nach Sauerkohl und Sodalauge mit Chlor. Aber sie machte solche Besorgungen gern, ging mit einer frischen Freude zu den Leuten, sprach herzlich und mütterlich und machte sich vornehm in ihrem Staat. Sie hatte auch ihre Hausarmen in der Gegend, Kinder und Alte, viele kannten sie, grüßten, und das gefiel ihr.

Dann segelte sie durch die Neumannsgasse, Breite Straße über den Molkenmarkt. Sie mußte auf diesem zweiten Weg schon beinah bei Tante Jüly vorbei.... Ihr Herz klopfte förmlich, so mußte sie sich bezwingen. Rasch schlüpfte sie in die Jüdenstraße hinein, durch eine kurze behagliche Passage in den Jüdenhof, ein Sack mit alten, prächtig verschneiten Häusern, mit Ziegeldächern und Dachaugen und mit einer alten schönen Akazie oder Kastanie — sie wußte es nicht genau! — die schief vor einem höchst gemütlichen Zweistockhäuslein stand; eine schmale Steintreppe mit Eisengeländer führte hinauf, und überall an den kleinen Fenstern standen Hyazinthenzwiebeln mit spitzen, bunten Papierhütchen. Da ging es hinauf zur Hausschneiderin; sie kam seit zweiundzwanzig Jahren zu Demuths. Emmi sollte sich einen Augenblick setzen und wie sonst ein bißchen schwatzen und kramen. Aber daran war diesmal kein Gedanke; sie trippelte nervös umher, sprach zerstreut und mit hoher Stimme und warf, als sie ging, so beiläufig hin: „Übrigens, Frau Prahl, falls es Sie interessiert, mein Bruder hat sich verlobt — —" Sie *konnte* es einfach nicht länger bei sich behalten....

Nun zog sie die Lippen ganz schmal ein, neigte den Kopf noch mehr nach vorn, drückte den Muff, wie sie es von Lily gesehen, ganz fest an den Schoß und steuerte mit hinten hin und her schlagendem Rock wieder der Stralauer Straße zu.

„Tante da?" fragte sie die alte Miene.

„Woll, woll, Fräulein Emmi. „Nanu, so eilig...."

„Dann ist es gut, Miene."

„Is doch nichs mit Vatern —"

„Nein. Nicht im geringsten. Nimm meinen Schirm, Miene. Es sah aus, als könnte es schneien, und jetzt scheint die Sonne. So ist es oft, und nicht nur mit dem Wetter. Man weiß nie, was sein wird... Tag, Tante Jüly. Wie geht's? Hu, wie ist es fein warm und mollig hier. Es kann niemand so heizen wie du, wie Miene natürlich, aber unter deinen Augen. Und überall dicke Decken und Winterteppiche. 'Tag, Tante Tinchen, immer vergnügt, welcher Marsch ist heute dran?"

Und Tante Tinchen brummelte und summte: „Donnerwetter, Donnerwetter, eins — zwei — drei! Der Bayrische Marsch, du Krabbe. Wo kommst du her? Du bringst ja den ganzen Winter mit rein. Was sie für Backen hat, die kleine Kröte. Und wieder neue Handschuhe, natürlich von Oskar, und uns holt er's Geld weg, der Satan!"

„Kröte? Satan? Na hör mal, Tante Tinchen, du bist heute reichlich fidel... daß ich es sage. Nimm's nicht übel, du weißt ja, wie ich bin, und wie ich's meine. Kommt man hierher, was das Zeug hält, aufgeregt und mit vollem Herzen —"

„Na, was is denn los, Emmichen?" fragte Tante Jüly, schwarz und steil, und tätschelte zärtlich die Hand der Nichte.

„O, nicht viel... nichts von Belang, ich werde es euch nachher erzählen.... Ich muß mich nur erst ein bißchen verschnaufen, wenn du gestattest; ich war eben in der Spreestraße bei der Thieme und dann drüben im ‚Hof' bei der Prahl. Die Hummel konnte nicht gehen, und auf die Mädchen ist kein Verlaß. Jaa... was ich sagen wollte", die Junge schlüpfte heraus, und die Augen blinkten. „Oskar läßt grüßen, ich sprach ihn eben einen Augenblick. Er ist jetzt sehr beschäftigt, allerdings nicht geschäftlich.... Wie? Er geht so seine eigenen Wege.... Ich denke, du kommst doch mal hin, Tante Jüly, oder war er schon hier —?"

„Was red' das Frauenzimmer!" sagte Tante Tinchen von ihrer Fensterecke her und trommelte mit den kurzen,



weißen Fingern, immer brummelnd, summend, wobei ihre Unterlippe zitterte. Sie sah schwerfällig dabei von einem zum andern.

Emmi achtete nicht darauf, sie hob nur das Gesicht um einen halben Finger höher.

„Was ist denn, Emmi?" fragte Tante Jüly.

„O, es wird euch nicht weiter aufregen, für Oskar bedeutet es ja wohl viel. Er ist nun ... nun, er ist Mitinhaber geworden."

„Das war höchste Zeit!" sagte Tante Tinchen derb, aber schlecht akzentuierend. „Der Alte ist verrückt!"

„Pst" machte Tante Jüly ruhig, doch die andere schimpfte weiter, und Tante Jüly meinte: „Ich erwartete es, Kind. Es ist also gut abgelaufen?"

„Du weißt es schon?" —

„Ein bißchen, Emmi, Oskar und ich stehen doch in Geschäftsverbindung."

„Leider Gottes. Wie ein Geier haust er hier. Biste mal reinfällst, Jüly!" sagte Tante Tinchen und summte wieder vergnügt.

Aber die beiden hörten gar nicht mehr hin, Tante Jüly saß ernst da und ließ nur ihr kurzes, trockenes „Hm" vernehmen.

„Nun, dann brauche ich es euch ja in der Tat nicht erst zu erzählen, es erübrigt sich wohl. Er tat eben selbst so geheimnisvoll, nein, wie komisch!... Oskar hat sich nämlich auch verlobt."

Tante Jüly nickte wie eine kleine Pagode.

Tante Tinchen aber trommelte stärker. „Hat er? — Hat er?... Mit der — der — wie heißt se, Jüly? Nich zu sagen, so'n Mensch — — rennt da unbesehen in sein Unglück... Hat sie denn was — keinen Dreier hat sie. Wer is se? Amelong macht Augen so groß wie Kranzlern seine Pfannkuchen. Und die Kraatzeschen sind heidi, ich war mit ihrer Großmutter in der Krämerschen Schule auf'm Grünen Weg. War 'ne dumme, eingebildete Pute...."

„Laß sie reden, Kind", sagte Tante Jüly ruhig.

„Ja, ich verstehe auch Tante Tinchen gar nicht. Sie ist doch wirklich ungewöhnlich anziehend, nach jeder Richtung hin von höchstem Reiz, muß man sagen, allerdings sehr apart. Nichts Alltägliches, keine Spur. Sie wollen auch keine Karten verschicken, Melusine will nicht, sagt Oskar; aber es scheint auch ihm ganz recht zu sein."

Tante Jüly nickte wieder.

„Die Sache ist hauptsächlich die," fuhr Emmi fort... „sie glaubt, wie Oskar meint, nun wohl selbst aus dem und jenem Grunde, dem andern... hm... der... Bühne entsagen zu sollen oder zu wollen, siehst du; aus vielerlei inneren Gründen, die ich jetzt nicht anführen kann. Aber es steht doch noch nicht so ganz und gar fest, natürlich nicht! Der Mensch ist kein Rechenexempel, auch das braucht schließlich seine letzte Entwicklung... bis es seine rechte, dauerhafte Form gewinnt, auf die Verlaß ist, und mit der man dann auch vor den andern mit klarer, heiterer Miene bestehen kann. Sie will beides nicht ungeklärt vermengt haben; und will vor allem auch vor sich selbst vollkommene Gewißheit haben. Es ist schließlich zu verstehen, wie? Obschon Oskar, wie er sagte, anfangs eine Weile widersprechen zu müssen glaubte. Was sagst du dazu, Tante Jüly?"

„Was soll ich sagen. Oskar ist alt genug und wird wissen, was er will."

„Du hältst ihm immer die Stange; — freilich Papa soll es kühl aufgenommen haben. Bist du denn gar nicht überrascht?"

„Hm. 'n bißchen, Kind. Aber wozu. Er wird sie herbringen, und dann kann man sehen. Bist wohl für deinen Part selbst nicht ganz einverstanden, Emmi?"

„O sehr, Tante Jüly! Das kannst du dir doch denken, ich halte so große Stücke auf Oskar."

„— Na, das is ja nett. Da ist ja alles nun in Ordnung; auch gerade mit dem Geschäft, was mir sehr lieb ist. Es wäre doch schade gewesen, wenn sie noch weiter auseinander gekommen wären; auch um das Geschäft, besonders um das. Er wird ja wohl herkommen und mir erzählen. Is mir lieb. Hm."

„Er soll se mitbringen. Im Fischglas, sag ihm, Emmi! Verstehste?"

„Du wirst überhaupt nicht hereingelassen, Tinchen!" sagte da die kleine Tante Jüly streng und energisch, „so lange nicht, bis wir selbst Verlangen nach dir haben."

„Da kann ick lange warten!"

„Da hast du Zeit, dich mal 'n bißchen zu polieren."

„Hab ick nich nötig."

„Still jetzt. Du ißt doch 'n Happen mit uns, Emmichen, es ist gleich fertig; ein weiches Ei und ein bißchen Schinken."

„Danke, Tante Jüly, danke herzlich. Aber ich muß gleich weiter, ich habe nämlich Lily Caspari versprochen... ja — ja."

„Sie weiß es noch nicht?"

„Lily meinst du? Ich glaube nicht. Nein — woher sollte sie's wohl wissen, Tante Jüly?"

Emmi schluckte einigemal im verborgenen; sie hatte in der Tat spürbaren Hunger. Sie hatte in der ersten Aufregung kaum eine Butterschrippe zu ihrem Morgenkaffee verzehrt; und nun der Marsch in der frischen, kräftigen Winterluft war auch nicht gerade dazu angetan gewesen, den gesund sich regenden Appetit herabzustimmen. Aber Casparis würden ja natürlich nicht so sein... sie würde nachher einfach bei ihnen ein bißchen mitfrühstücken.

Sie schwenkte davon, nahm am Molkenmarkt den Frankfurter-Tor-Omnibus und war eine halbe Stunde später, erst kleinlaut und verstimmt über den Besuch bei den Tanten, der sie sehr enttäuscht hatte, dann vom Gehen über das letzte Ende in der Friedrichstraße wieder gehoben und voll Spannung, bei Casparis.

O Gott, wenn ihr Melusine begegnet wäre... sie hatte gar nicht auf die andere Seite zu blicken gewagt. Aber schließlich mußte Melusine doch ihr entgegenkommen... und sie würde dann, je nachdem, ihre Haltung einrichten: Herzlichkeit oder Reserve....

Casparis waren wirklich, wie Emmi mit einiger Sachkenntnis vorausgesehen hatte, gerade beim Frühstück. Es war ihr sehr recht. Es war nur die Frage,



ob sie erst einen Bissen mitessen oder noch vorher mit ihrer sie selbst folternden Neuigkeit ans Tageslicht kommen sollte.... „Tag, ihr Leute!" sagte Emmi und schwenkte den Muff.

„Tag, mein Hase", sagte Onkel Caspari, mit kurzem, blondgrauem, zipfeligem Kotelettenbart, einen Kneifer vorn auf der Nasenspitze balancierend; es gab seinem schlauen, lustigen Kaufmannsgesicht etwas Fuchsartiges. Tante Caspari saß breit und ein wenig schnaufend neben ihm, noch im flauschigen, bunt garnierten Morgenrock und mit weiß- und ponceaurotem Häubchen. George und Fritz schwenkten die Gläser; man trank nach altem Hausgebrauch gute, beinah noch stallwarme Milch, nur der Papa und Fritz gönnten sich dazwischen ein Gläschen Kognak und die Mama mitunter einen Gilka.

„Habt ihr was für mich, meine Lieben? Ich falle um vor Hunger."

Lily war indes aufgestanden und sah ihr mit einiger Spannung in das heiße Gesicht. „Wo kommst du denn her, kleiner Demuth?"

„Ach, Besorgungen, Lily. Die Thieme, die Prahl. Dann war ich auf einen Sprung bei den Tanten. Sie lassen allerseits herzlich grüßen. 'n bißchen heftig auf einen Hieb, nicht wahr? Danke, Fritz, laß nur; laß dich nicht stören bei deinem Ei, mein Junge! Den Hut behalte ich gleich auf. Ja, du, Lily... was ich sagen wollte — — Oskar hat sich verlobt...." sagte sie leise, Auge in Auge mit ihr und mit raschem Atem. „Rate, mit wem wohl?"

„Ich kann es mir wohl denken, kleine Emmi.... Es ist kein allzu schweres Rätsel." — Lily senkte die Lider und lächelte, aber um ihre schmalen Nüstern war ein Zittern, und das Blut war mit einem Mal gänzlich aus ihrem klaren Gesicht gewichen. Es war wohl doch der erste Schreck, so unnervös sie sonst war, oder ein selbstquälerisches Nervenspiel.

„Komm, Emmi, nimm Platz, hier neben Papa und den Brüdern. Und nun, was begehrt dein Herz... ich denke etwas von dem Magerspeck, ich weiß, du ißt ihn gern."

„Oh, köstlich, Lily! Der kann mich, weiß Gott, locken... delikat. Ich sterbe vor Hunger, Onkel Caspari, du darfst es mir aufs Wort glauben. Danke, Tante Hede, natürlich trocken Brot dazu, ein Götterfraß mit Speck, verzeih das derbe Wort. — Ja, es hat mich doch aufgeregt, und ich mußte zu euch, weil ihr mich gern habt, so daß man freiweg von der Leber reden kann.... Schön, vorläufig noch ein Ei dazu, George... flaumenweich... danke dir! — Ja, hast du es nicht gehört, Tante Hede?... Ich erzählte es Lily eben.... Ich sprach schon eben davon, kannst du dir doch denken.... Es fuhr mir so heraus in der ersten Rage und sozusagen ins Ärmelloch meiner Jacke hinein... Oskar ist verlobt."

Sie zwinkerte zweimal, sah sich mit strahlenden Augen, gewissermaßen tief aufatmend, um — wie war das hübsch hier, wie war das urgemütlich und nett!...

Indessen hatte Tante Caspari das Besteck aus den weichen, ein wenig fetten, aber prunkvoll mit breiten Ringen geschmückten Händen sinken lassen.

„Was — Oskar? — Und da sagt der Mensch vorher kein Wort? — Und kein andrer tut, als wenn er was davon wüßte oder auch nur eine blasse Ahnung davon hätte. Noch letzten Mittwoch traf ich ihn auf'm Spittelmarkt. Da hört sich's auf; Papa, hast du Worte?" —

„Immer. — Gegen wen, Emmichen?"

Emmi schmauste vergnügt, sie mußte doch erst mal hinteressen, dann erzählte sie. Sichtbar erfreut, glücklich und frisch.

Lily aber lächelte unbeirrbar und tapfer unter den Blicken ihrer Mutter. Allein sie war in zitternder Angst, daß die Frau ein Wort zu viel sagen könnte, überhaupt ein Wort. Es war vorher niemals abzuschwören, man konnte nur mit einem dumpfen Druck im Herzen wünschen und dann aufatmen, wenn es glimpflich ablief. Dabei durfte man vorher und nachher nichts sagen oder gar warnen, die Frau achtete auf keinen Blick oder w o l l t e nicht.

„.... Ja, denn, Lily, denn ist es wohl doch Zeit! Und nun wirst du vielleicht auch mal Blick und Merk für a n d e r e haben. — Denn fang man mit deinem Pflegerinnenkurs an. Eine verrückte Idee, daß du was um die Hand haben müßtest.... Ein junges, gesundes, hübsches, reiches Mädchen. Verdreht! Aber nun hat es was für sich, muß ich sagen. Wieder einer weg. Und er saß doch schon halb auf der Rute!" Die Mama lachte in einer cholerischen Art und war beängstigend rot.

Die Frau war wohl doppelt enttäuscht, so höchst vage auch alles noch gewesen. Es lag ihr wohl nahe, die Tochter irgendwie versorgt und untergebracht zu wünschen — sie hatte dabei sogar mal an einen eignen Neffen gedacht — so daß man sich nicht mehr mit Blicken und Worten zu beengen und zu stechen brauchte. Und nun das! Ohne daß sie eine Ahnung gehabt hatte, natürlich sie allein nicht in der ganzen Familie — das war denn doch zu bunt! —

Auch Lily verfärbte sich jäh. Aber dann war es vorüber. „Ja, Mama," sagte sie mit mehr Gemächlichkeit, als sie sich selbst in der Minute vorher zugetraut hatte, „nun ist wieder eine Chance weniger. Da muß man doch eben vorsorgen, damit man was mit sich anzufangen weiß. Das ist immer meine Rede. Selbst ist die Frau!" sagte sie heiter und laut, mit ihrer kühlen, etwas spröden Stimme.

Im Innern aber war sie empört und einem zornigen Weinen verzweifelt nahe. Sie haßte die Frau wieder, die mit ihren unberechenbaren Krakheiten das Leben im Haus seit Jahren, Jahren bedrückte, wenigstens für Lilys Sinn und Gefühl, und zuzeiten wurde es schier unerträglich.... Fort, fort! Sie wünschte es in dieser Stunde leidenschaftlich und von neuem. Aber sie zeigte dabei vollkommen gute Haltung, kein Wimperzucken verriet sie. Sie sprach in lobenswerter Selbstbeherrschung viel, vielleicht etwas mehr als sonst, aber klug und bestimmt.

Emmi beobachtete es, wenn die schwarze Pupille bei Lily sich zuweilen erweiterte. Und Emmi dachte nun gar nicht mehr an Melusine. Die stand ihr plötzlich wieder weitab, fremd, sie hatte sie plötzlich wie im Groll weggeschoben....

Als sie aufgestanden waren, nahm Emmi Lilys Hand.

„Ich bin so traurig, ich kann dir's nicht sagen, Lily! Ich könnte geradezu h e u l e n. Ich hab dich lieb!"



Doch da entzog ihr Lily erstaunt und unwillkürlich schroff die Hand. „Was soll das, Emmi? Ich verstehe kein Wort. Bist du bei Troste?"

„Doch, Lily."

„Denkst du, ich gräme mich. Na höre, Emmi, du bist großartig. Ich habe ihn gern, ja, ganz offen, eben freundschaftlich. Das kommt öfter vor. Wozu schwindeln? D a s ist verdächtig, aber ich habe kaum d a r a n gedacht, und überhaupt schon lange nicht mehr.... Er ist verlobt? Nun, wenn schon! Ich wünsche deinem Bruder und Fräulein Donat von Herzen alles Gute und Vortreffliche. Basta, und nun komm mit in meine Stube, Emmi, ich habe da einen kleinen Hund von Portier Suhr; einen Fox, ganz was Neues und Feines; es wird dir, denk ich, ebenfalls Spaß machen."

Und sie schritt mit einer nahezu fröhlichen und dem Augenblick völlig angemessenen Geschäftigkeit voran.

* * *

Acht oder zehn Tage nach jener Unterredung zwischen Oskar und dem Vater war der Doktor zum Teilhaber der Firma mit Teilprokura designiert worden. Auch die Erhöhung seiner Einkünfte war zugestanden worden....

Oskar hatte den Vertragsentwurf auf starkem, vornehmem Papier mit einer Reihe von Paragraphen und steifen Kurialien vor der Unterzeichnung mit einem Gemisch von ironischer Befangenheit, die der Form, und Freude, die der Tatsache galt, durchgelesen. Es war auch ihm lieber so. S e h r lieb. Und er hatte es erwartet. Und zuletzt überwog die klare Freude und auch die Dankbarkeit. Er ging mit dem Schriftstück in das Kabinett des Vaters hinunter, um ihm persönlich zu danken. Aber der alte Herr wies die Vertraulichkeit ab und nahm nur flüchtig die Hand des Sohnes.

„Und der andere Punkt, Papa? Sei gut — —!" sagte Oskar stark und warm.

„Ich denke, wir haben uns ausgesprochen."

„Ich darf dir Melusine nicht zuführen?"

„Ich werde den Punkt lediglich als Formsache in Erwägung ziehen. Du bist Associé."

„Papa."

„Bitte. Du hast es klug gemacht. Ich habe zu tun."

* * *

Bald darauf machten Oskar und Melusine einige der ganz wenigen Visiten, die, selbst in Berücksichtigung der Sachlage, unumgänglich nötig waren. Es ließ sich wirklich nicht vermeiden, so geringen Genuß derlei Besuche für alle Beteiligten mit sich führten.

Aber als dieser Morgen dann da war, sonnig, heiter, glitzernd und kalt, da freuten sich beide doch. Es ging zu Casparis, zu Amelong, zu den Tanten in der Stralauer Straße und vielleicht noch zu dem und jenem, dem man aus irgendwelchem verwandtschaftlichen Grunde diese Honorierung schuldig war. Tante Tinchen summte und brummelte, ohne auf Tante Jülys immer wiederkehrendes Verbot zu achten. Oskar hatte Melusine darauf vorbereitet, aber sie entsetzte sich doch im ersten Augenblick und fürchtete die starr auf sie gerichteten und nur langsam beweglichen Augen....

Melusine sah in alte, gediegene Bürgerstuben hinein. Zuletzt aber wurde sie müde und gleichgültig vor diesen forschenden, rätselnden Blicken, die gewiß bewunderten, aber auch mißtrauten. Es war eine rasch sinkende Laune und instinktive Abwehr von Melusinens Seite. Und wenn Oskar sie unten auf der Straße ansah, dann sagte sie, seinen Arm mutlos oder auffässig drückend: „Wir wollen für uns bleiben."

„Fürchtest du dich?" fragte er lächelnd.

„Ein wenig. — Es liegt natürlich und vor allem an mir selbst. Ich habe so lange nicht und eigentlich niemals in solchen Häusern mit so fein gehäkelten Sofadecken verkehrt; man muß sich auch an das gewöhnen, Liebster. Und nun soll ich wieder spielen — — und will es auch; wir haben es nun so ausgemacht, haben es in mancherlei Hinsicht über uns verhängt, zum Besten einer ungewaltsamen Klärung oder Lösung, um es so zu nennen, wenn es eine solche überhaupt geben k a n n. Auch dem Papa zuliebe. Ach, es liegt nun oft wieder ein banger Druck auf mir, du weißt es.... Und daß man gerade j e t z t, gerade n u n wieder und zu alledem mit einem so neuen und so besonderen Angebot an mich herantreten mußte — — ich muß dir sagen, daß es mich beunruhigt; je länger, je mehr; daß es mir durch viele Stunden nachgeht und mein Wesen manchmal geheimnisvoll erfüllt und spannt, als könnte es sich hier mit einem Mal zeigen, als könnte sich nun doch hier und vielleicht überwältigend eine Erkenntnis auftun — —"

„Hast du mich lieb?"

„Ja, Oskar. So sehr! Aber gerade deshalb bin ich in Not und Sorge. Deinet- oder meinetwegen, und zwischen den anderen wird es mir klarer."

„Nichts kann uns mehr stören und beunruhigen, Melusine."

„Ich weiß. — Ich weiß!"

XI.

Nun war wieder Ruhe, gewissermaßen Wochentag.

Man hatte in einer neuen Atmosphäre gelebt, unter einem helleren Licht gestanden. Da tat die vertrautere Luft der beginnenden Gewohnheit, die das Alte umfaßte und das Neue bis auf gewisse festliche und spröde Reste in sich hineinzog, den Sinnen wohl.

Nun sahen die Augen wieder klarer — sahen die Dinge, wie sie waren, dem eigenen Wesen verträglich oder störend.

Das Separatkonto in der Kurstraße hatte viel Arbeit. Man hatte diesseit erwogen, daß gerade die Personalunion der Chefs eine strengere Teilung der Angestellten und ihrer Arbeitsleistung in den beiderseitigen Abteilungen bedinge.

Man hatte diesseit diesem Umstand auch äußerlich Rechnung getragen, indem man im Geschäftsverkehr die Bezeichnung Abteilung A und Abteilung B festsetzte. A war natürlich die alte Firma Demuth; B das Separatkonto des Doktors.

Oskar ließ mit ernstestem Gesicht den Papa gewähren. Man war im Hause an diesen Stil gewöhnt, der die Nüchternheit der Ordnung behaglich und wichtig umblühte. Schließlich war das auch das beste Mittel, das dem alten Herrn die Pille einigermaßen überzuckerte. Er konnte nun noch mehr dekretieren, Margi-



nalien anbringen, peinlich systematisieren und mit Blau-, Rot- und Grünstift hantieren. Zudem war auch der Doktor diesem Stil nicht völlig abgeneigt; er gebrauchte selbst hier und da bureaukratische Wendungen und liebte es ebenfalls, Randglossen mit schönen, dicken, farbigen Stiften anzubringen; vielleicht war es Gewöhnung, aber es erhöhte auch ihm das Behagen an der Arbeit.

Um Abteilung A kümmerte sich Oskar nicht viel mehr als früher. Der Vater ließ sich nichts abzwacken. Seine Teilprokura wurde kaum mal für die Korrespondenz in Anspruch genommen. Denn es war am Ende eine der gewichtigsten Stunden des Tages für den alten Herrn, wenn er die Briefe und Karten durchsah, bemängelte, mit schroffer Hand änderte, zurückgab und schließlich fest und bedächtig unterschrieb und mit dem Tagesstempel versah. Oskar für seine Person und Zwecke schrieb sogar alle Briefe selbst, mit Befriedigung über den behenden und knappen geschäftlichen Stil, der auch bei der Ausprägung von Gedanken an die Autoren zur Anwendung kam; man stand immer auf der höheren Warte des Chefs und Auftraggebers, der sachlich Bestimmtestes wünschte oder anregte und neben der Legitimation zur nüchternen Erwägung die ganz persönliche Verpflichtung zur Verbindlichkeit besaß.

Es war jetzt eine neue lange Serie von Büchern über die „Familie und die Stände in den verschiedenen Jahrhunderten" in Vorbereitung. Dennoch hielt der Papa zäh an dem alten Quantum Arbeit fest, das Oskar früher für das Haus geleistet hatte; er kommunizierte Briefe und Zettel, holte Ansichten ein, schickte nach wie vor Korrekturen (eilt sehr!! cito!), bat den Doktor zu Konferenzen, um natürlich wie früher Punkt für Punkt seine eigne Meinung zur Geltung zu bringen, und erwähnte im übrigen kaum oder nur mit kurzer, frostiger Wendung die Abteilung B.

Wenn Oskar am Abend ein wenig müde die Feder weglegte und die Bücher schloß, dann war sein Gemüt nicht verstaubt und erregt, sondern geklärt und blank; er sah befriedigt zurück und erwartungsvoll auf morgen. Es erfüllte ihn mit Genugtuung, mit reiner Freude, zu leben und zu schaffen. Daß er es so lange hatte entbehren müssen...! Aber schließlich war auf diese Weise alles noch reicher und besser geworden. Nein, Oskar fühlte sich nicht belastet, er wurde dabei nur stärker um das Kinn und, ein wenig, um die Taille. Wenigstens behauptete das Melusine mit einiger Sorge und mit Lachen.

Eins freilich bedauerte Oskar, daß er sich nun nicht mehr und in jeder Stunde, wie es sich gerade gab, der Geliebten widmen konnte. Dies ging nicht. Er hätte das jetzt auch vor dem Vater nicht getan; dessen Urteil wäre zuletzt auf sie, auf die Frau gefallen. Dalila..., die ihn ablenkte und beherrschte, die eben doch nicht zur Solidität und respektvollen Tüchtigkeit des Hauses paßte.

Das durfte nicht sein. Die beiden sollten sich vielmehr einander nähern. Und diese Hemmung und Behinderung konnten zu guter Letzt auch zu einem verschwiegen wirkenden Zwang für Melusine führen. Denn gesetzt den Fall, daß er immer um sie wäre, immer nach ihren Augen und Wünschen sähe, so herrschte sie. So aber mußte sie ebensosehr oder noch mehr nach ihm sehen, da sie als Frau alles viel persönlicher nahm; und am Ende konnte es kommen, daß sie sich gewissermaßen von sich ab und mehr und mehr zu ihm hin gewöhnte.

Es war das keine Methode, beileibe nicht! Nur Wunsch und Nachdenklichkeit, wenn er besonders ruhig und erfüllt von seiner Arbeit war und ihr Bild vor ihm aufstieg.

In anderen Augenblicken indessen regte sich, alles abweisend, die Sehnsucht in ihm, und er hätte aufstehen und zu ihr gehen mögen, als könnte diese Trennung sie ihm rauben und irgendwie entfremden; es war mitunter eine unvermittelte Angst, und dann spürte er wieder ihre große, leidenschaftliche Macht.

Am Anfang, kurz nach der Verlobung, hatte Oskar ein wenig erstaunt aufgesehen.

Er war verlobt. Und er wurde rot an der Schläfe und senkte den Blick. Nach Jahren, Jahren der Indifferenz war es geschehen, und er verstand es mit einem Mal nicht mehr ganz....

Doch das war wohl die Reaktion nach der vorangegangenen Spannung, bedeutete irgendwelchen seelischen Tiefstand; und es war natürlich, daß die Zukunft dabei nicht gerade heller und greifbarer wurde. Das folgt jedem gewichtigen Schritt, jedem bindenden Wort, es war Bedenklichkeit, Überschau, und darin ist stets ein Gran Reue oder Junggesellenbeklommenheit! Die bejahende Kraft der Gegenwart indessen, der Zwang der Tatsachen bestand ebenfalls, stand schützend und wegweisend dahinter und baute unversehens und gemächlich weiter an seiner goldenen Brücke.

Dann liebte er plötzlich wieder ihre Seele, ihr unbekümmert und stark fühlendes Herz; er hätte ihren Kopf an seine Brust lehnen, die Lippen auf ihrem Mund ruhen lassen mögen, kußlos, wunschlos, nur sie und den Augenblick empfindend, in ihr ruhend und atmend; und er wußte doch, daß im nächsten Moment, vielleicht schon im selben, die Flamme in seinem Blut hochschleichen würde, es allgemach versengend und die Seele verbrennend.

Fürchtete er sich vor ihrer Leidenschaft? Nein. Er lächelte. Die war nur ein Symptom; Melusine, wenn sie ganz sie selbst war, war das Unberechenbare, das Meer, war Gefühl, Laune, Wildheit und jähe Stille. Sie war ein Element. Und er selbst war letzten Endes die Ordnung, die Ruhe, die Begrenztheit zwischen Kraft und feinem, klugem Behagen.

Und da war es wohl doch eine leise und mitunter sich steigernde Sorge vor dem Besitz, die ihn nicht selten von fern beschlich....

Die Abende aber verlebten sie gemeinsam, oder sie verbrachten eine kurze Nachmittagstunde auf einem Spaziergang; oder Melusine kam auf einen Sprung, verstohlen lachend, zu ihm, als ob sie fürchtete, dem Vater Grund zu einem bösen Blick zu geben; sie ging sogar oft extra durch den Laden und begrüßte erst den alten Herrn mit zögernder, gewinnender Bescheidenheit, als wäre ihr viel um seine Billigung und Nachsicht zu tun.

An diesen Abenden freilich wurde es zuweilen erst spät, ehe sie sich sahen, denn Melusine spielte ja nun



gelegentlich wohl oder übel wieder da unten im Osten. Der Doktor holte sie dann, wie schon früher einmal, ab, oder sie trafen sich in der Stadt oder auf halbem Weg. Dann fragte er sie besorgt und liebevoll und mit einigem Widerstreben, wie es gewesen und wie es gegangen wäre.

Und sie antwortete ihm je nach dem Gehalt ihrer Erinnerung und ihrer Laune ungezwungen und gern oder nur wenig und unbestimmt. Denn es war wieder nicht recht ersichtlich, ob es ihr Vergnügen bereitete oder nicht. Es wechselte wohl, wie dies auch vor Wochen oder Monaten der Fall gewesen war! — —

Meist aber wünschte sie, daß Oskar sie dabei nicht beobachtete oder begleitete; es war das scheinbar wieder die alte merkwürdige Befangenheit, in der er allerdings jetzt noch mehr Eigensinn als früher vermutete, und deren Wurzeln nun wohl noch tiefer in ihre Gefühlswelt hinabreichten als vordem.

Oskar aber freute sich darüber, es war ihm von neuem ein Zeichen! Sie würde das nie und niemals los werden. Sie war Weib....

Einigemal aber bat ihn Melusine ausdrücklich, ihr dennoch zuzusehen und ihr seine Meinung zu sagen. Er wäre aufmerksam und kritisch, und sie würde ihm dadurch auch vertrauter in dieser Umgebung, besonders da sie selbst bei diesen Gelegenheiten seinen Blick suchen könnte. Aber er wurde sein letztes Unbehagen dabei auch jetzt nicht los.

Dann fragte sie ihn eifrig und scheu wie ehemals. „Nun? Ehrlich, Oskar! Keine Lügen! Ich weiß es selbst am besten —“ Und er war ein wenig verlegen, er hatte sie so lieb. Es sollte ihr keine Halbheit anhaften. Er streichelte ihre Hand, die noch fiebrig heiß war.

„Es war nichts?“

„O doch. Doch! Nur zu wenig. Es ist wohl da. Aber es will noch nicht in der letzten und gelösten Form heraus. Oder kann noch nicht, wagt es nicht.“

„Ich bin vernagelt und verschnürt“, sagte sie wie früher in einer Erbitterung und riß gereizt an sich herum, an ihren Handschuhen, an ihrer Jacke. „Ich hasse mich. Es soll heraus — und mit einem Mal ist es, als verlöre ich meinen Ton, und ich übertreibe oder werde matt.... Es sind die andern, Oskar.“

„Bist du denn noch so ehrgeizig, Kind?“ fragte er.

Und da sah sie ihn erstaunt und erwachend an, fast mit einem Schmerz und einer Verächtlichkeit. „Ich denke nicht daran. — Und doch... mitunter bin ich's wieder — o überraschend sehr—!“

„Kleine süße Frau. Komm, laß dich führen. Vielleicht fehlt dir die rechte Ruhe, das rechte Gleichmaß, das nun mal zum Finden gehört....“

„Mir ist mitunter, als müßte mich einer am Arm fassen und rütteln. Mit einer Stimme, die mich reizte und erschütterte und demütigte, mit einer tiefen Beweglichkeit.... Ein Partner, gesättigt mit Können... ein... ein Genie.... Ich weiß es nicht.“ Sie griff in die Luft. „Wie macht das müde, du. Unsagbar. Es ist so fruchtlos, immer wieder. Nun, du weißt es und billigst es.... Ich muß schrecklich gewesen sein. Dumm, so daß ich mich manchmal schämte.“

„Ja, die Scheu war oft da, auch in der Stimme. Aber nicht dumm — es stand etwas dahinter, das einen ernst stimmte, still, eine große Innerlichkeit, so daß man sitzenblieb. Glaube mir, ich bin ehrlich, Liebling. Ich bin das empfindlichste Thermometer für dich und habe mehr Angst als du...“ er brach ab; er wollte nicht sagen „und Scham“. Sie sah ihn mit leuchtenden Blicken an, sie wollte in ihm lesen, noch hinter seine Gedanken dringen, um noch klarer zu sehen als er selbst. Er hatte warm gesprochen, um sie zu beruhigen, und weil er selbst in einer fernen Tiefe seines Wesens eigentümlich erfreut gewesen war, daß er sie ernst genommen hatte, hatte nehmen müssen; daß er in manchen Minuten es selbstverständlich fand, sie da vorn zu sehen, so daß er sich und sie vergaß.... Und dennoch war der Untergrund auch hier wieder eitel Hoffnung und egoistische, in einem feineren Sinn schadenfrohe Zuversicht, die da in ihm sprach: Sie findet das letzte nicht... sie streift die Hülle niemals ganz ab! Sie ist wund von der Fessel ihres Wesens und wird mein... mein.

* * *

Was den Kommissionsrat anging, so hatte er Fräulein Donat einige Zeit nach der Aussprache mit seinem Sohn empfangen und begrüßt.

Er nannte sie dabei und auch späterhin „Sie“ und Fräulein Melusine oder auch kurzweg Fräulein Donat, welche Anrede er überdies, soweit es irgend anging, vermied.

Im übrigen war er ein Mann der strengen Form. Er hielt unnachsichtlich darauf, auch im „diesseitigen“ Haus; er haßte schlechte Manieren, weil er sie selbst frühzeitig in seinem aufstrebenden Eifer und mit Bewußtsein abgestreift hatte. Er übertrieb das sogar, war gleichsam auch hier ein wenig Autodidakt. Das Geheimrätliche war ihm Ideal.

Hätte sein Widerspruch zudem gefruchtet? Mit nichten! So standen Vater und Sohn nicht, seitdem Oskar seine Manneswürde erreicht hatte. Er war materiell so gut wie unabhängig. Man stand sich gefühlscheu gegenüber, im Zorn und in der Zuneigung. Nur im geheimen beobachtend und im verborgenen die eigenen Dinge auf die des anderen beziehend mit einigem Blutsinn oder natürlichem Blutegoismus....

Des Papas zurückhaltende, sarkastische Artigkeit vor Melusine hatte hier und da aber auch eine menschliche Seite. Melusine, die den Rat fürchtete, sprach diese Furcht offen zu Oskar aus; aber ihre Scheu wirkte nach außen hin stets wie Hochmut und Kälte und verlieh im Gegenteil ihrer stolzen Erscheinung noch mehr Sicherheit... das nun imponierte dem alten Herrn. Dazu kam ihre aparte Schönheit und ihre Klugheit, die durch jenes abwartende Sichverschließen noch tiefer erschien.

Der Alte spottete widerwillig bei sich über den forschen Geschmack des Sohnes; er hatte ihm, weiß es Gott, auch hier nur ein sehr bequemes Mittelmaß zugetraut, nicht Fisch, nicht Vogel. Hatte zudem nicht auch der Sohn von A. W. Korn und von Jakob Eggert u. Co. eine Dame von... von... hm ähnlicher Berufsneigung geheiratet und der andere eine Portugiesin von ungewisser



Herkunft? Diese Melusine Donat konnte mit ihren dunkeln Reizen beinah aus der gleichen Gegend stammen!

Tante Jüly war ebenfalls zu jenem Abend gekommen. Sie hatte Melusine wieder ruhig und steif gemustert und freundlich, immer mit kurzen Sätzen, mit ihr geplaudert. Tante Tinchen hatte sie daheim gelassen. Der Kommissionsrat liebte sie nicht sehr; ihr Zustand war ihm peinlich, und ihre Art nannte er unerträglich plump und dreist; er mußte seine ganze humorlose Politesse aufrufen, wenn er mal mit ihr zusammentraf. „Na, du oller Sünder...“ das war die Lieblingsanrede, mit der ihn Tante Tinchen bedachte. „Siehst auch nicht grade munter aus, aber manch einer kann ja nich hören.... Einmal mußte ja doch abtreten, oller Sohn, un denn is Oskar gar noch zufrieden, wenn er dir einen Grabstein setzen kann mit 'm weinenden Engel obendrauf und 'm Palmblatt wie 'n Fliegenwedel.... Glaubst du, daß du den Jungen so änderst? Er is ganz gut so, wenn er auch nichts taugt! Woher denn? Von dir vielleicht...?“ Und Tante Tinchen lachte und trommelte und summte und fand die ganze Situation, die der Rat mit scharfem, spöttischem Räuspern hier und da durchschnitt, äußerst spaßhaft.

Es war ein einigermaßen frostiges Souper.

Der Rat führte, wie er es liebte, das Gespräch mit seiner dünnen rostigen Stimme. Er fragte Melusine in artiger Haltung nach ihren Studien und Plänen, wobei er sie durch die geschliffene Brille fest und prüfend ansah. Es war fast wie ein Examen, und Melusine litt darunter und wehrte sich im geheimen dagegen. Über manches konnte sie keine Antwort geben, über anderes wollte sie nicht in dieser Umgebung und vor diesem steifen Frager.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rachitis und ihre Gefahren.

Von Dr. med. Ernst Rauert, Berlin

Es ist eigentümlich, daß das Laienpublikum einer weitverbreiteten Krankheit, die in viele Familien Sorge und Ungemach hineinträgt, die den Befallenen durch die Folgen nach längst erstandener Heilung das ganze Leben verkümmern kann, verhältnismäßig recht geringe Beachtung schenkt und sie recht wenig fürchtet. Ich meine die Rachitis (englische Krankheit).

Auch sieht man nicht, daß von unserer Staatsregierung, die gewiß für das Volkswohl bestens besorgt ist, die Rachitis zum Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit gemacht wird. Und doch beginnt die Rachitis in die körperliche, geistige und vielleicht auch moralische Tüchtigkeit unserer Nation eine wenn auch leichte, aber deutlich merkbare Bresche zu schlagen.

Nach einer Statistik aus dem Schuljahr 1905/06 gab es im Deutschen Reich etwa 87000 geistig minderwertige Schüler im Alter von 8—14 Jahren. Kinder, die in den sogenannten Hilfschulen untergebracht waren. Hierbei sind gewiß längst nicht alle geistig minderwertigen Kinder gezählt worden, denn die wohlsituierten Gesellschaftsklassen, die ebenfalls eine nicht unbedeutende Zahl solcher Kinder aufweisen, werden diese nicht in solche Hilfschulen schicken. Ferner sind nicht inbegriffen in dieser Zahl alle geistigen Krüppel, die überhaupt keinen Schulunterricht bekommen können.

Daß eine neuere, mir nicht bekannte Zählung bessere Resultate geliefert hat, wage ich stark zu bezweifeln; ich glaube das Gegenteil. Auch die Statistik der Deutschen Vereinigung für Krüppelfürsorge redet eine traurige Sprache.

Ich will für alle die vorstehend erwähnten nicht die Rachitis allein als die Erkrankung nehmen, die als Folge die Defekte gemacht hat. Aber das ist sicher, daß die Rachitis weitaus den Löwenanteil daran hat. Ueber andere Erkrankungen oder besser gesagt Krankheitserscheinungen, für die ich ebenfalls zum guten Teil die Rachitis verantwortlich mache, komme ich noch weiter unten kurz zu sprechen.

Die Nichtmediziner, die Eltern, gehen recht achtlos an der Rachitis vorüber. Den Eltern ist die Diagnose: Rachitis mehr eine unbequeme als eine Gefahren in sich schließende. Einmal ist der Mensch gewöhnt, an dem, was er täglich, überall und die langen Zeiten hindurch sieht und gesehen hat, mehr oder weniger gleichgültig vorüberzugehen, wenn es auch durchaus nichts Gleichgültiges ist. Und dann kennt das Laienpublikum nur die beiden guten Eigenschaften der Rachitis; die tausend Gefahren (besonders die in die Ferne gerückten) ahnt es nicht, denkt nicht daran oder täuscht sich darüber hinweg.

Die beiden guten Eigenschaften: die Rachitis führt unmittelbar nur selten zum Tod, und selbst recht bedeutende Skelettverkrümmungen können durch Wachstumausgleich recht gut ausgeglichen werden.

Die die Rachitis begleitenden, durch sie verursachten und recht oft zum Tod führenden Erkrankungen im frühen Kindesalter, wie wiederkehrende Darmerkrankungen, Katarrhe und Entzündungen der Luftwege, Stimmritzen- und andere Krämpfe, werden von den Eltern zu gern trotz Belehrung von seiten des Arztes anders gedeutet und auf Erkältung, „Zahnen“ und sonst alles mögliche zurückgeführt.

Nun gar an fernliegende Gefahren zu denken, die sich erst zeigen, nachdem die Rachitis längst geheilt ist, ja nachdem man die kindliche rachitische Erkrankung fast vergessen hat, liegt dem Laienpublikum ganz fern.

Ich darf eine kleine Blütenlese geben von dem, was die Rachitis dem von ihr Befallenen für die Zukunft bescheren kann, und werde dabei das allgemein Bekannte weglassen, hier und da vielleicht kurz erwähnen und mich nicht erschöpfend zu sehr ins einzelne wagen.

Die durch rachitische Erkrankung verursachten, verkrümmten unteren Extremitäten: X- und O-Beine, Verkrümmung nach vorn und dadurch bedingte Verkürzung der Beine und Mißverhältnis zwischen Unter- und Oberkörper, sind meist bekannt (Zwergwuchs). Weniger bekannt ist, daß ein großer Prozentsatz der Plattfüße oder Plattfußanlagen durch die Rachitis bedingt ist.

Selbst eine geringfügige rachitische Erkrankung im Kindesalter kann das weibliche Becken so verändern, daß später schwere Geburtshindernisse, ja Geburtsunmöglichkeiten geschaffen werden.



Daß das rachitische platte Becken außerdem die bei unsern Damen so sehr verpönten breiten Hüften und die kurze Taille macht, darf ich an dieser Stelle verraten.

Die rachitischen Verkrümmungen der Wirbelsäule sind allgemein bekannt. Sie geben oft genug Anlaß zur schwersten elterlichen Sorge.

Der Brustkorb einschließlich Schlüsselbein zeigt mannigfache rachitische Veränderungen, die bei der akuten Erkrankung durch ungünstige Beeinflussung von Lungen und Herz Lebensgefahr bedingen können, die aber auch nach der Heilung, selbst bei scheinbar gutem Wachstumausgleich, verschiedene ungeahnte Krankheitserscheinungen zu verursachen imstande sind, z. B. Herzneurose, Asthma u. dgl.

Die rachitischen Veränderungen des Gesichts pflegen sich nach Heilung durch Wachstum meist zu einem großen Teil wieder auszugleichen. Zur Schönheit tragen sie allerdings gewiß nicht bei. Dauernd sind die sehr häßlichen, zur Zahnkaries neigenden, schlecht gestellten und darum in ihrer Funktion gestörten Zähne.

Und nun zum Schädel. Der knöcherne Schädel umschließt und schützt das edelste Organ des Körpers, das Gehirn. Und er ist leider der rachitischen Erkrankung in ausgedehntem Maß ausgesetzt. Bei der frischen Erkrankung klaffen weit die Nähte zwischen den einzelnen Knochen. Diese selbst sind teils papierdünn, teils wulstig verdickt. Die weiten Nähte, die weichen, dünnen Knochen schützen das Gehirn mangelhaft und bringen das Kind durch geringfügige Verletzungen in Lebensgefahr.

Was im Heilungsprozeß durch schnelle Verknöcherung, wulstige Verdickung einzelner Knochenteile an Raumbeschränkung, an Druck auf einzelne Teile der Gehirnmasse, an unregelmäßiger und abnorm gebildeter Gestaltung der Schädelhöhlung und somit an unregelmäßiger, anders gearteter Gestaltung des Gehirns geschaffen wird, läßt sich nur unvollkommen am Lebenden betreffs des knöchernen Schädels und dann auch noch lange nicht immer nachweisen.

Beobachtung und Erfahrungen lehren und lassen vermuten, daß bleibende Schädigungen der Rachitis nach dieser Richtung hin ganz bedeutend sein können, daß solche durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören, und daß man höchstwahrscheinlich viel mehr, als man es bisher zu tun pflegt, bei der Rachitis die Ursache zu suchen hat für manche Defekte des Gehirns.

Bei den dunklen nervösen Erscheinungen, wie da sind: Stottern, hysterische und nervöse Erscheinungen allgemeiner Art, Epilepsie, wird man immer auch nach einer überstandenen Rachitis zu fragen haben. Und ich glaube, daß mancher Fall aus dem Schuldbuch der Vererbung und anderer schädlicher Ursachen zu streichen und in das der Rachitis zu verzeichnen ist.

Geistig minderwertige Jugendliche zeigen — das ist bekannt — oft genug moralische Defekte. Und wo man bei Jugendlichen verbrecherische oder perverse Neigungen, Hang zu Grausamkeiten, zu schlechten Streichen und dergleichen sieht, soll man sorgfältig auch die Intelligenz prüfen und sich nicht täuschen lassen, ob nicht die scheinbar normal, ja gut vorhandene Intelligenz doch eine einseitige ist und Ausfälle bestehen.

Aber solche moralische Defekte können auch ohne Intelligenzmangel, jedenfalls ohne deutlich hervortretenden Intelligenzmangel bestehen. Manchmal gelingt es, verkappte epileptische Anfälle, hysterische Symptome und dergleichen als Begleiter zu finden. Und auch ohne dies ist bei allen denen, die in der Jugend bereits derartige Verfehlungen zeigen, nach überstandener Rachitis zu forschen, besonders in den Fällen, wo das umgebende Milieu keine Rückschlüsse auf die Entstehung zuläßt. Es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß in manchem Fall (nicht etwa in allen) solche jugendliche Prädisposition auf pathologisch-anatomischer, von uns nicht nachweisbarer, wohl aber zu vermutender Basis beruht. Und da suche man bei der Rachitis. Man wird mir hier von anderer Seite ein Halt zurufen. Ich aber möchte entgegnen, daß man sich bis dahin keine besondere Mühe großzügiger Forschung nach dieser Richtung hin gegeben hat und dem einzelnen seine aus seiner Erfahrung gezogenen Schlüsse freistehen.

Vergegenwärtigt man sich noch einmal alles das, was die Rachitis zerstörend zu wirken imstande ist, so wird auch für den Laien der Charakter der Harmlosigkeit von der Rachitis abgestreift und sie zu dem gemacht, was sie für den unterrichteten Arzt schon längst ist, zu einer bedenklichen Erkrankung.

Ich möchte sagen, das Tragische an der Rachitis ist das, daß sie keine Existenzberechtigung hat. Ziehen wir den Bruchteil der Fälle, wo sich die Rachitis schwer vermeiden läßt (elendgeboren, dezimierende Erkrankungen, besonders ärmliche soziale Verhältnisse, Vererbung [?]), ab, so bleibt der große Rest der verschuldeten Erkrankungen zurück. Ein Einwand, daß die Rachitis bei unserer Arbeiterbevölkerung sich nicht vermeiden oder wenigstens nicht bis auf ein Minimum einschränken ließe, weise ich energisch zurück. Die sozialen Verhältnisse unserer Arbeiterbevölkerung sind durchweg nicht so elend. Es heißt hier nur, die vorhandenen Mittel richtig zu verwerten. Und im übrigen liefert unsere Arbeiterbevölkerung ja nicht ausschließlich die rachitischen Kinder. Sie liefert wohl den größeren Teil, aber ein großer Rest bleibt doch für die wohlsituierten Bevölkerungsklassen zurück. Hier ist es also reine Unkenntnis oder Nachlässigkeit oder Gleichgültigkeit.

Die Rachitis ist, bis auf einen kleinen, bereits erwähnten Rest der Fälle, ein Produkt falscher Aufzucht: falscher Ernährung, falscher Pflege. Und selbst in den Fällen, wo sich bei einer künstlichen Ernährung durch die verhältnismäßig teure und umständliche Milchernährung im Säuglingsalter oder durch eine besondere Veranlagung des Säuglings eine leichte Rachitis nicht vermeiden ließ, kann man sie durch geschickt geführte Ueberführung zur gemischten Nahrung neben entsprechender Behandlung eindämmen, heilen und gut „reparieren". — Die ungeschickte, fehlerhafte Ueberführung zur gemischten Nahrung bildet vorwiegend — besonders bei den wohlsituierten Bevölkerungsklassen — die Ursache zur Erkrankung an Rachitis.

So schreit die Aerzteschaft zur Verhütung der Rachitis nach Aufklärung der Mütter. Das ist nicht leicht. Zur Ausrottung festgewurzelter Vorurteile und Gewohnheiten gehört grobes Geschütz. Aus diesem Grund und dann auch vor allem, um endlich mal die Sünden der Rachitis in ihre Schlupfwinkel zu verfolgen, ihre große Zahl hell ans Licht zu führen — und ich glaube, man wird zu einem ungeahnten Resultat kommen — halte ich eine umfassende Statistik für eine dringende Notwendigkeit. Große, zahlenmäßig festgelegte Tatsachen wirken erschütternd.



Die Dame und ihr Maler.

Von Dr. Joachim Friedenthal, Paris.

Hierzu 7 Abbildungen nach Originalen von Helleu.

Der Traum von erlesener Schönheit und adliger Eleganz, der aus dem Begriff der „Dame" eine lebendige Sehnsucht werden ließ, hat in des Franzosen Helleu Bildnissen jene seltene Erfüllung gefunden, wie sie nur ein Liebender und ein Schöpfer schenken kann. Helleu hat die leuchtenden Augen und das entzückte Verständnis für ihren Glanz, ihre Anmut, ihr flitterndes Schmetterlingsdasein. Und es ist, als führte er sie immer wieder mit königlichem Anstand in diesem zierlichen Rokokoreigen eines behutsamen und strahlend behüteten Lebens vor, zwischen dessen abgemessenen Wendungen und graziösen Verbeugungen die Spiele der Liebe und die dunklen Leidenschaften mit lächelnden Amorettenmasken umhertänzeln; und leise, aber ganz leise, erstickt leise hört er dann — wie mit einem Vorbeugen bei einem Handkuß — die ferne Melodie ihres Lebens, den rauschenden Rhythmus ihrer Seele zwischen dem übertönenden Reigen mitklingen . . . So ist es, daß auf seinen Gravüren diese stolzen Damen der großen Welt in all der besonnenen Heiterkeit oder kühlen Ferne ihrer gepflegten Schönheit sich darstellen und doch irgendwo — in der vibrierenden, zart getuschten Linie der Nasenflügel, in einem feinen Strich unter den Wimpern, in einer ein wenig betonten Attitüde ihrer Haltung — die allzu schamhafte Stimmung ihrer Seelen mit ihren Traurigkeiten und ihren Sehnsüchten durchleuchten kann. Und er weiß manchmal den Glanz der Augen so in der Tiefe zu erkennen, daß ihre Härte ebenso wie die Glut der ungeweinten Tränen in dem Blick erzittern, als glitte vor ihm immer noch das bunte Schiff mit den gefesselten Sklaven aller Leidenschaften und



Weibliches Porträt.



Koketterie. Nach einer Radierung von **Paul-César Helleu.**



Weibliches Porträt. Nach einer farbigen Radierung von Helleu.





Pariser Frauenköpfe. Nach Radierungen von Paul-César Helleu.



Am Kamin. Radierung von **Paul-César Helleu.**

Hoffnungen unter dem Singen der Mädchen in den dämmernden Abend, um irgendwo in der Nacht des Vergessens zu zerschellen . . .

Die Galerie der Helleuschen Damenporträte, die reicher ist als die irgendeines andern Künstlers — zählt sie doch an die Tausende Bildnisse, obgleich Helleu erst nahe den Fünfzigern ist! — ist eines der glänzendsten, charakteristischsten Maskenfeste und Spiegelbilder der modernen Dame. Nach ihr allein könnte man deren Psychologie und deren Geschichte schreiben. Analysierte man aber ihre Seele, so nähme man den Blütenstaub diesem feinen, schillernden Ding, zerstörte den Charme und tötete alles. Denn gerade das



Bildnis einer Dame.

macht Helleus Meisterschaft aus, daß er nicht in die Tiefen geht, wo es wohl keine gibt, und weil er es wohl auch nicht will. Daß er ihr jenen Blütenstaub, den unnennbaren Charme, mit zarten kunstgeübten Fingern läßt, macht ihn eben zu diesem kongenialen Bildner genialer Frauenanmut, zeigt den Dichter, der singt, statt zu schildern und zu erklären. Denn wie andre die Sänger „Unserer Lieben Frau", so ist er der Sänger und Dichter der Damen. Ihre Anmut, ihr Charme ist ihr ganzes Genie, und sein ganzes Genie liegt in seiner Anmut, dem Charme. Hierin steckt seine Begrenzung wie seine Größe: er ist der vollendete Maler der vollendeten großen

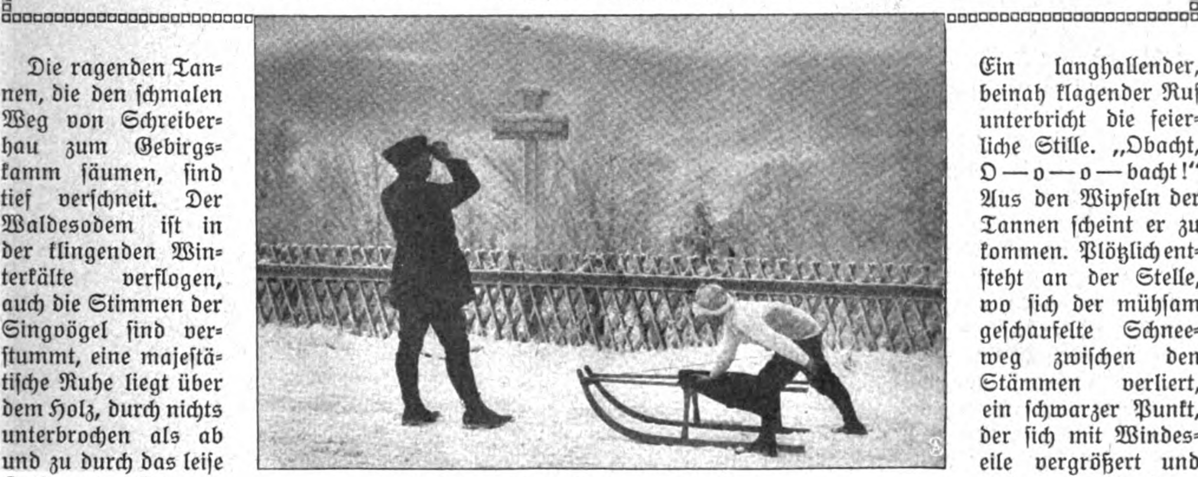
Damen und kann niemals der Maler großer Frauen sein. Wo die Schicksale aus dunklen Tiefen sich türmen und mit Wetterfurchen auf ein Gesicht sich lagern, wo die gefesselten Sklaven der Leidenschaften zu freien Herren freier trotziger Frauen werden, um ihren Seelen und ihren Zügen das unverkennbare Mal aufzudrücken — dort wird er, muß er mit seinem feinen Lächeln und seinem feinen Griffel schweigend beiseite treten. Denn der Sehnsuchtsruf darf nie ein Schrei bei ihm werden, die Arme dürfen sich nie anders als in jener matten Resignation emporrecken, und das Gewand seiner Damen darf nicht zerrissen sein oder besudelt von irgendeinem Kampf, nein, es muß — und es ist mehr als ein Aeußerliches in seiner Kunst — stets die untadelige Eleganz und den sicheren Geschmack seiner Damen bekennen.

So hat man in Helleu einen modernen Troubadour der modernen Dame. Denn er könnte ihr Troubadour sein, wie er ihr Maler ist. Und gewiß ist er liebenswert und entzückend mit seinen feinen, duftigen Weisen, liebenswert und entzückend wie seine Damen. Es ist wohl aber so, daß ihm ebensowenig unsere große, starke, betende Liebe gehören kann wie jenen Damen, die oft nur Damen sind. Doch immer muß uns die heimliche Sehnsucht nach jenem Traum von Schönheit und Eleganz und die Freude an ihm bleiben; zumal wenn dieses Troubadours Weisen mit den Blicken seiner Damen dem bunten Schiff folgen, das mit den gefesselten Sklaven aller Leidenschaften und Hoffnungen unter dem Singen der Mädchen in den dämmernden Abend entgleitet und langsam in der Ferne verschwindet.

Winterfreuden im Riesengebirge.

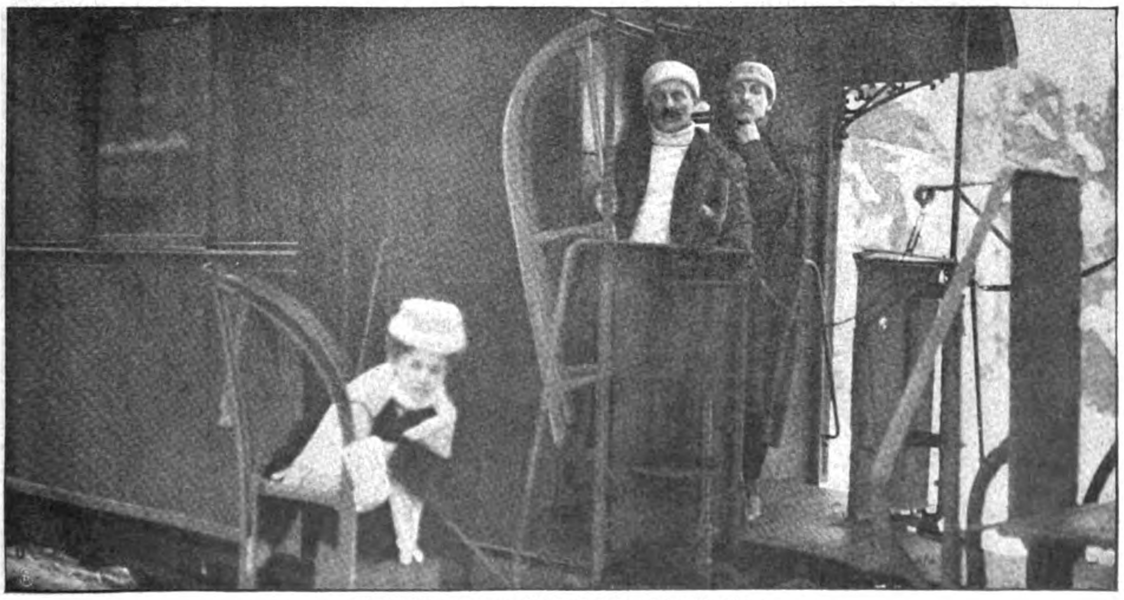
Von Carl Diem. — Hierzu 12 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Die ragenden Tannen, die den schmalen Weg von Schreiberhau zum Gebirgskamm säumen, sind tief verschneit. Der Waldesodem ist in der klingenden Winterkälte verflogen, auch die Stimmen der Singvögel sind verstummt, eine majestätische Ruhe liegt über dem Holz, durch nichts unterbrochen als ab und zu durch das leise Knistern des Schnees.



Auf der Bahnhofstraße in Schreiberhau.

Ein langhallender, beinah klagender Ruf unterbricht die feierliche Stille. „Obacht, O — o — o — bacht!" Aus den Wipfeln der Tannen scheint er zu kommen. Plötzlich entsteht an der Stelle, wo sich der mühsam geschaufelte Schneeweg zwischen den Stämmen verliert, ein schwarzer Punkt, der sich mit Windeseile vergrößert und auf den Wanderer

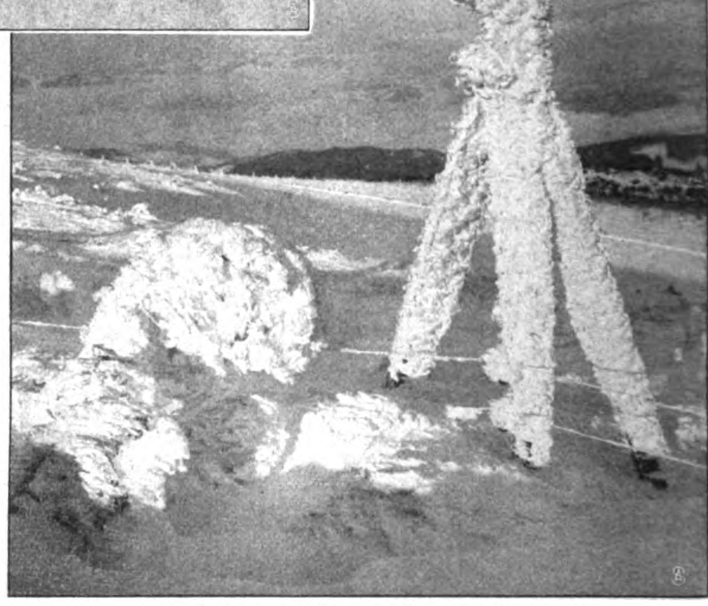


Ankunft auf dem Bahnhof in Schreiberhau.



Aufstieg zur Prinz Heinrich-Baude.

Paradies des Rodelsports. Was klettert da nicht alles mühselig zu Berg, den Holzrodel auf dem Rükken oder an der Leine, stapft stundenlang durch tiefen Schnee, nicht achtend der Anstrengung und herzhaften Kälte, um dann in wenigen Minuten jauchzend ins Tal zu gleiten. Wem der Aufstieg zu beschwerlich ist, der kann sich von den mit Pferden bespannten Schlitten auf den Riesengebirgskamm ziehen lassen, und wer es nicht wagen will, selbst den Lenker und Beherrscher eines Rodels zu spielen, der kann sich ohne Sorge den Führern der Hörnerschlitten anvertrauen, die jede Handbreite der Schlittenbahn zustürzt, so daß dieser kaum Zeit hat, den rettenden Satz in den Wald zu tun. Da springt das schwarze Ungetüm auch schon vorbei und entflieht schaukelnd, schwankend, hopsend mit immer größerer Geschwindigkeit dem Tal zu. Kaum vermögen die Gedanken die Sinneswahrnehmungen zu erklären. Ein großer Hörnerschlitten ist es, mehrere vermummte Gestalten im Fond und zwischen den zu Hörnern aufgebogenen Kufen ein starkknochiger Bauernbursche mit schweren Schaftstiefeln. Und hinter diesem Gefährt braust die wilde Jagd einher. Große und kleine Rodel, dazwischen ab und zu wieder Hörnerschlitten oder die einsitzigen Rodel derer, die außer dem Genuß des Hinabgleitens auch noch den Stolz eines frisch gebrochenen — Rekords haben wollen. So geht es den ganzen Vormittag auf allen Rodelbahnen, solange es hell ist. Winterfreuden im Riesengebirge!



Telegraphenstangen im Rauhreif.



Auf der Kammwanderung zur Schneekoppe.



Auf dem Königsplatz in Schreiberhau.



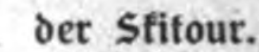
Hörnerschlitten auf der Fahrt zu Tal.



Eine junge Skiläuferin.



Am Ziel



der Skitour.

wie ihre Tasche kennen und ihren Schlitten auch bei der schärfsten Abfahrt in voller Gewalt haben.

So wie der meistbefahrene Weg von Schreiberhau zur Neuen Schlesischen Baude, so führen von Krummhübel zur Prinz Heinrich-Baude und von da zur Schneekoppe und von allen Orten zum Kamm und in allen Orten selbst unzählige Wege, die sorgfältig zum Rodeln geebnet sind und in der Schneezeit dauernd von den Gemeinden instand gehalten werden.



Die Jugend in Krummhübel. Oberes Bild: **Eingang zur Prinz Heinrich-Baude.**

Doch auch für die, denen der Sport des toten Gewichts — denn das ist der Rodelsport schließlich — in dieser harmlosen Gestalt nicht genügt, ist in den Winterkurorten des Riesengebirges gesorgt. Wenigstens alle größeren Orte besitzen ihre Bobsleighbahnen, auf denen diese zentnerschweren Rennschlitten im mehr als Hundert-Kilometer-Tempo bergab sausen, und deren Fahrer nur den einen Ehrgeiz haben, den „Bahnrekord“ zu drücken.

Ganz abseits von diesen und auch von allen Rodlern lebt das Völklein der Skifahrer. Wo kahl und unwirtlich das Gebirge seine Steinmassen zum Himmel strecken will und sich nun von Winters Herrschaft die weiße, weite, weiche Schneedecke gefallen lassen muß, da schnallt der Skiläufer seine langen Scheite unter die Füße, und seine schmale Spur führt ihn jeden beliebigen Weg, nach dem es ihn nur immer gelüsten mag.



In der Prinz Heinrich-Baude.

Das Riesengebirge bietet dem Skiläufer nicht allzu große Schwierigkeiten. Die Kammwanderung, von der Koppe her begonnen, erinnert manchmal in ihren langen Abfahrten an das Skigelände Norwegens, nur daß man dort in einer Höhe von 1500 Meter schon längst keine Spur von irgendeiner Vegetation mehr finden kann. Auch eine zweite Annehmlichkeit des Riesengebirges wird man in Norwegen, der Geburtstätte des Skilaufs, vergebens, wenigstens in solcher Häufigkeit, suchen: das sind die Gebirgsbauden, die in kurzen Abständen dem Wanderer und Skifahrer gestatten, seinem inneren Menschen etwas zukommen zu lassen, wenn die Quecksilbersäule sich immer mehr verkürzt und die Luft so scharf geworden ist, daß das Wasser, einem Gebirgsbächlein gleich, selbst unter der Schneebrille hervor, den Augen entströmt.

Wem das Glück beschieden ist, seine werktägliche Arbeit in der Großstadt zu unterbrechen, der versuche einmal die Fahrt ins Riesengebirge, auch wenn er noch vom Wintersport nicht mehr weiß als vom Hörensagen. Der Wintersport hat es nämlich vor allen anderen Sporten voraus, daß er seinem Freund von Anfang an, auch in den Stadien des Erlernens, Lust und Freude bereitet und für den strauchelnden Anfänger gleich ein weiches Bett gebreitet hat. Wo wäre dies noch der Fall? Aus dem frischen Schnee, aus der würzigen Luft und aus der gesunden Bewegung wird dem Großstadtflüchtigen so viel neue Lebenskraft zuströmen wie nur je im schönsten Feriensommer in Rübezahls Reich.

Zwieback hat sich amüsiert.

Skizze von Hans Bötticher.

So ein Kriegsschiff wie die „Nymphe“ sieht von außen schmuck und freundlich aus. Kommt man als Besuch an Bord, so bemerkt man viel Ruß und Oel und Enge und stößt sich mehrmals empfindlich an sehr interessanten Maschinen. Gehört man im Dienst fürs Vaterland selbst zum Schiff, so lernt man erstaunlich vielseitige Arbeit, viel drückendes, eisernes Müssen kennen, lernt sich unter freiem Himmel im Winter mit kaltem Wasser den Oberkörper waschen und andres.

Bei der Marine muß man sehr gesund sein, um sich wohlzufühlen, gesund an Leib und Seele. Zwieback war nicht gerade krank. Aber die Kameraden hielten ihn für schwächlich, und er litt darunter; denn als Matrose unter Matrosen für schwächlich zu gelten, ist etwas Qualvolles.

Zwieback hieß gar nicht Zwieback. Irgendwie war er zu diesem Spitznamen gekommen.

Niemals hatte er sich krank gemeldet. Er verrichtete den Dienst, den die andern verrichteten, nur weniger gut als diese. Nie zeichnete er sich aus. In allem blieb er zurück, in allem, und das schmerzte ihn. Er begriff schwer, war ungeschickt und zerstreut beim Exerzieren. Seine Uniformstücke wiesen immer Flecke auf und karikierten die unschönen Formen seines Körpers.

Er hatte ein merkwürdig langes Gesicht, das durchaus nicht zur Uniform paßte. Außerdem war er sehr klein, aber auch nicht der kleinste. Denn in nichts war er der Erste oder Letzte. Er wurde mit kränkender Selbstverständlichkeit übersehen von den andern.

Und immer wieder verglich er sich mit diesen andern. Das waren starke, wohlgebaute, frische Kerle. Sie sahen wirklich aus, wie Matrosen aussehen. Er, Zwieback, sah doch nicht aus, wie Matrosen aussehen. Und sie lebten mit so viel Leichtigkeit und Sicherheit.

Es gab da Leute, die stundenlang in der schmutzigen Takelage arbeiten konnten, ohne daß ihre weißen Anzüge fleckig wurden. Und war es nicht grausam beschämend, wenn jemand sagte: „Zwieback, Sie sehen wie ein Ferkel aus.“ Es gab Leute, die gefürchtet waren, weil sie sich die Gunst strenger Vorgesetzter er-

schmeichelten, und solche, die höchstens Ansehen genossen, weil sie auffallend kräftig und verwegen waren.

Warum verstand nur er, Zwieback, nicht die Kunst, sich als gleichwertiges Teil im ganzen zu behaupten?

Hatte er sich einen Knopf angenäht, dann fand er zuletzt, daß er den Faden über den Rand des Knopfes gezogen. Das kam bei den andern nicht vor.

Diese glücklichen andern hatten Extrauniformen, und wie stürmisch sahen sie darin aus, wenn sie zur Urlaubsmusterung antraten. Und dann kamen sie zurück von Land mit leuchtenden Augen, heiß und rot, stolz und trunken, mit dem Gefühl himmelstürmender Kraft in den Adern.

Manchmal wachte Zwieback auf von dem aufgeregten Lachen, den jugendwilden Tritten der Zurückkehrenden. „Na, gut amüsiert?" fragte eine Stimme gähnend. „O, herrlich amüsiert!" antwortete jemand. In seinem Ton lag etwas von einem Trompetenstoß oder vom Wiehern eines Füllens. Und Frage und Antwort wiederholten sich. Laute und Worte drangen an Zwiebacks Ohr, die sich vor Befriedigtsein blähten.

Aus halb offenen Augen beobachtete er die, denen er unsäglich neidisch und sehnsüchtig zuhörte.

Die hatten das Geld, um in Wirtshäusern lustig zu sein. Die hatten ihre Mädchen. Die verstanden zu tanzen, hatten Freunde in Schlägereien und wurden nicht wegen vornehmer Manieren verspottet.

O, herrlich amüsiert. — Das Wort hatte sich in Zwiebacks Gehirn eingenistet und ließ ihn unruhig träumen. — — —

Er bat nur selten um Urlaub und dann um einzukaufen oder einsam, grübelnd über abgelegene Felder zu wandern. Niemand hielt es für möglich, daß Zwieback sich betrinken oder in eine Frau verlieben könnte. — — —

Die „Nymphe" lag jetzt vor Warnemünde.

Zwieback fuhr an Land. Er wollte heute außergewöhnlich leben, lustig, richtig vergnügt sein und auf bessere Art, als die andern es waren. Er wollte nachts auch einmal antworten können: O, herrlich amüsiert! Er wollte einmal von den andern beneidet werden. — —

Bald stapfte er durch die beruhigenden Flächen feinen Dünensandes am Wasser entlang, an unförmigen Strandkörben, an müßigen und lebhaften Gruppen eleganter Badegäste vorbei und erwartete ein Erlebnis.

Es konnte sich ungefähr so zutragen: Zwei hübsche, verwöhnt aussehende Backfische schwärmen vorüber. Sie verlieben sich in ihn. Können zwei Backfische, ohne sich zu verlieben, an einem einzelnen Mariner vorüberschwärmen, der durch das Einerlei einer Badesaison wie ein Meteor geht? — Gut: Backfisch eins läßt den Sonnenschirm fallen. Zwieback zeigt sich galant und gewandt.

O danke vielmals. — Bitte, ich tat das mit Vergnügen. — Sie sind sehr aufmerksam. — Es folgt ein Gespräch, das mit gewollter Notwendigkeit zum Strandkorb 609, zu den Eltern, Geschwistern und Bekannten der Backfische führt. Die Gesellschaft bewundert Zwieback. Er wird im Kreis herumgezeigt wie ein Singhalese und muß tausend Fragen beantworten. Was die gekreuzten Flaggen am Oberarm bedeuten. Ob er nie seekrank war. Was ein Walfisch wiegt, und ob Tätowieren weh tut. Am Kaffeetisch auf der Veranda in der Villa „Seeschwalbe" oder „Iduna" erzählt er von gefährlichen Erlebnissen als Seemann, als rauher Marinesoldat, vielleicht von dem entsetzlichen Sturm am Kap Horn, wo er den Admiral Teerlapp vertreten mußte. — — Die Augenbrauen der verstummten Zuhörer müssen sich zusammen- und ihre Münder sich in die Breite ziehen. — Im Abendschatten einer Laube küßt Zwieback den Backfisch oder die Backfische und empfängt die Chiffre für heimlichen Briefwechsel — — Aus all dem entspringt etwas, das sich durch Zwiebacks künftige Militärzeit wie der Golfstrom durch Polarwasser zieht. — — —

Aber es kam nicht so. Niemand sprach ihn an. Man sah ihm wohl nach. Manchmal schien es, als ob man hinter ihm lachte.

Er setzte sich nieder, schlang die Arme um die eingezogenen Beine, starrte nach der „Nymphe", aufs Meer, in den Himmel und merkte auf einmal, wie hell und warm die Luft war. —

„— kommt — — — Kiel?"

Zwieback wandte scharf den Kopf und gewahrte zwei jüngere Herren in tadelloser Kleidung. Er hatte die Frage nicht verstanden und sagte das, sich erhebend.

Irgendwelche Auskunft wurde erbeten und gegeben. Die Herren waren ausgesucht höflich, und Zwieback gefiel sich darin, ebenso zu sein. Später saßen sie vor einer Flasche mit repräsentabler Etikette und hatten Namen genannt. Zwieback sprach. Er sprach von Torpedos, Granaten, Ankermanövern, Bootsmanövern, Landungsmanövern, Rettungsmanövern, Regatten, Salutschießen, Hängematten, Strafexerzieren, Nachtsignalen, „Klar Schiff", wollenem Unterzeug, Matrosenkost, Funkenmimik und meteorologischen Drachen. Von sich selbst sprach er nicht. Er wollte einfach als Beispiel eines deutschen Matrosen reden und war stolz darauf, für eine vollwertige Durchschnittserscheinung zu gelten.

In dem Bemühen, den beiden Rostocker Studenten das gleiche Bild vom Marineleben beizubringen, das ihn selbst ergriffen, war er dann ganz rot geworden.

Die Herren sollten verstehen, wie hart und schön es sei, in einer heulenden Weihnacht auf landfernem Meer mit gläsernen Händen in steif beeistem Tauwerk zu hängen. Sie sollten von einem Flottenmanöver das aufregende Durcheinander, die durch kleine Worte beherrschte, farbige Massenverschiebung, das große Dröhnen, das drohende, blendende Blitzen, das freiatmende, tausendfache Wehen erfassen. An eine unvergängliche Poesie sollten sie glauben, begreifend, daß ein Scheinwerfer ein vom Dunkel verborgenes Segel plötzlich in eine weißglühende orientalische Märchengestaltung verzaubern kann. In die Welt „Marine" sollten sie blicken, so wie Kinder eine große, brausende Maschine betrachten — —

„Fühlen Sie sich dort wohl?"

Das lange „O ja", das Zwieback, tief Atem holend, zurückgab, klang wie nein.

Und es stand in gewissem Zusammenhang mit diesem Klang, daß eine Rose für den Matrosen gekauft wurde. — —

Zwei Dampfpinassen, mit lärmenden Blaujacken überladen, stießen unerbittlich pfeifend vom Ufer ab. Scheue Wellen bäumten sich unter den Schlägen der surrenden Schrauben und stürmten klatschend gegen das faulige, schwarzgrüne Holz des Pontons, auf dem ein lebhaftes Publikum Hüte und Tücher schwenkte.



Die in den Fahrzeugen sangen auf einmal
„Muß i denn, muß i denn —
und junge Mädchen am Ufer warfen ihnen Blumen nach.

Zwei schaukelnde Pinassen entfernten sich rasch in der Richtung eines ruhelos glitzernden Lichtstreifens, der über die mäßig bewegte See nach der „Nymphe" führte. Zwieback saß unter den Berauschten, Lachenden, mit einer Rose in der Hand. Er sah nichts als Wasser und Licht und dachte glücklich, daß er viel getrunken habe. Darauf eilten seine Gedanken sprunghaft bald vorwärts, bald rückwärts.

Wie er ersehnt, erkundigte sich an Bord jemand: „Na, Zwieback, wie war's?"

„O," rief er und rief es mit Siegerstimme, „fein, herrlich amüsiert!"

„Zwieback hat sich amüsiert!" klang es aus verschiedenen Richtungen, und das Wort ging herum. Leute fuhren aus halbem Schlaf empor, eilten, nur mit Unterzeug bekleidet, herbei, um zu sehen, wie Zwieback aussah, wenn er sich amüsiert hatte. Sie bestaunten ihn lächelnd, deuteten auf die Rose, die neben seiner Mütze lag, und wollten Näheres wissen.

Aber er gab nur einige stolze, raffiniert ausgedachte Andeutungen, während er sich entkleidete und seine Hängematte aufknüpfte.

Dabei schnitt er alberne, unnatürliche Grimassen, um zu verbergen, wie es ihn freute, beneidet zu werden. Liegend, die Rose nahe am Mund, schloß er die Augen. Es wurde still.

Einmal noch hörte er ganz ferne sagen: „Zwieback hat sich amüsiert."

In seinen Gedanken wiederholte sich das Wort vielmals. Ja, es war herrlich gewesen! — Was war herrlich gewesen? — Langsam sog er den Duft der Rose ein. — Ein Mann hatte sie ihm geschenkt. Mit zwei ganz fremden Männern hatte er etwas Wein getrunken und Aufklärungen über Marineverhältnisse gegeben. — Aber waren es nicht Stunden langentbehrter, gleichfühlender Freundschaft gewesen? — Tanzende Matrosen — Mädchen mit Blicken zärtlicher, opferfähiger Treue fielen ihm ein. Er sah Kameraden mit verschlungenen Armen, singend durch Straßen ziehen. — Und wiederum, was bedeutete eine Rose als Geschenk unter Männern! Ach — —!

Irgend etwas rief tonlos: „Armer Zwieback!" Und dann: „Reicher Zwieback!" Und dann wieder: „Armer Zwieback!" Und wieder: „Reicher Zwieback!" Und so immer fort, abwechselnd. — Ah —!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Zwieback schlief.

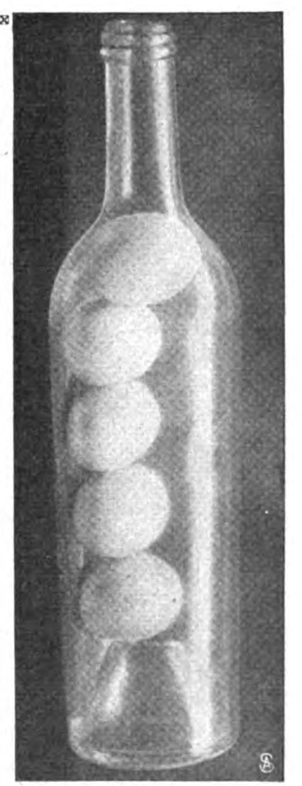
Flaschenkunststücke.

Von W. Herbert. — Hierzu 6 photogr. Aufnahmen von P. Geniaux.

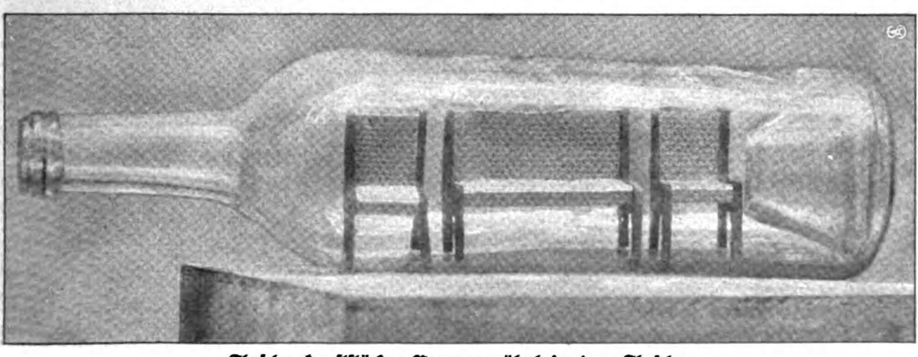
Der Unbefangene wird vielleicht der Meinung zuneigen, daß in eine Rotweinflasche ein guter Rotwein gehört, und daß sich weiter die einzige Aufgabe ergibt, diesen Rotwein in anständiger Weise ohne Korkenstücke und dergleichen aus der Flasche heraus ins Glas zu bekommen. Aber unsere Bilder zeigen sofort, daß diese Auffassung einseitig ist, daß im Gegenteil die verwunderlichsten Dinge in solchen Flaschen vorkommen können, und daß eine besondere Art der Kleinkunst sich damit befaßt, alle diese Dinge paßgerecht in die Flaschen hineinzuzaubern.

Betrachten wir die nebenst. Abb. Wir sehen fünf veritable Hühnereier in der Flasche. Auch der kleinste Durchmesser eines solchen Eies ist wenigstens dreimal so groß wie die lichte Weite des Flaschenhalses, und ein Schütteln der Flasche zeigt uns, daß die Eier krachhart gekocht sind. Das Rätsel ist zu lösen, wie sie in die Flasche kamen.

Die Eier wurden zunächst in verdünnte Salzsäue gelegt, so daß der Kalk aus der Schale entfernt und diese elastisch und weich wurde. Dann wurde die Flasche mit ein wenig Wasser gefüllt und irgendwie erhitzt, so daß das Wasser in der Flasche zu kochen begann und Wasserdampf allmählich das Flascheninnere erfüllte und die Luft daraus verdrängte. Und hierauf setzte man eins der weichen Eier mit der Spitze



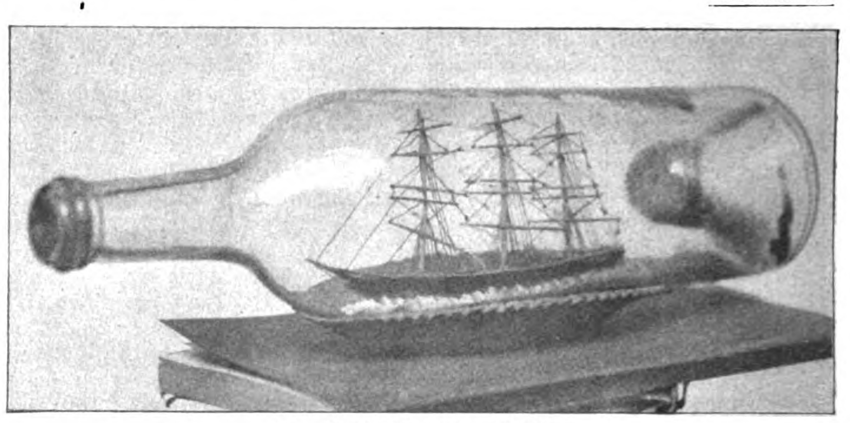
Eier in der Flasche.



Flaschenkunststücke: Puppenmöbel in der Flasche.

auf den Flaschenhals und nahm dann die Flasche vom Feuer fort. Natürlich kühlte sie sich allmählich ab, der Dampf kondensierte sich, und in der Flasche

bestand gegenüber der umgebenden Luft ein Unterdruck. Schon sah man, wie die Spitze des Eies gewissermaßen angesaugt wurde und in den Flaschenhals hineinzugleiten begann. Im Lauf von Minuten reckte und streckte sich das weiche Ei zu einem stabartigen Körper aus und schlüpfte durch den Flaschenhals in das Flascheninnere.



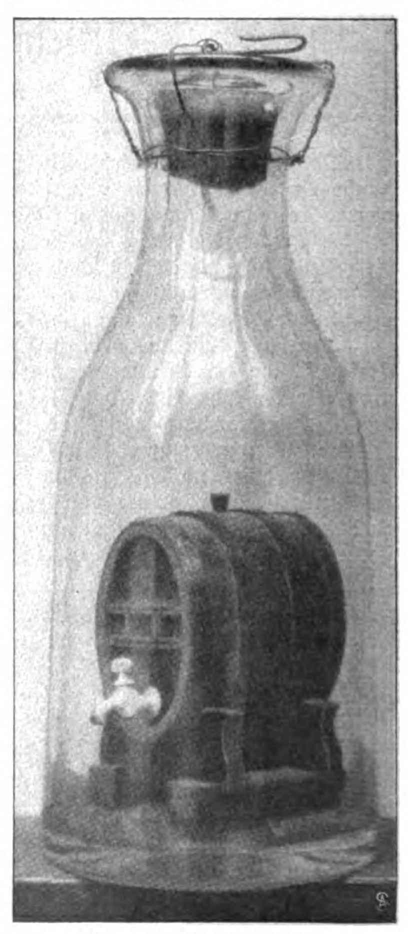
Das Segelschiff in der Flasche.



Ein Hochaltar.

Hier aber nahm das Ei infolge Elastizität sofort wieder die alte Eiform an. Und nun wurde schleunigst Wasser nachgegossen und die ganze Flasche erst einmal zehn Minuten kräftig gekocht, um dem Ei die nötige Härte zu geben. Und dann setzte man das nächste weiche Ei auf den Flaschenhals und fuhr mit dem Experiment fort, bis eben schließlich die fünf Eier, die unsere Abbildung zeigt, in der Flasche waren. — Während es sich hierbei um einen physikalischen Trick handelt, stellen die übrigen Abbildungen die Erzeugnisse reiner Handgeschicklichkeit und Kleinkunst dar. Auf Abbildung S. 119 enthält die Flasche zwei Stühle und ein Kanapee von der Art der Puppenstubenmöbel. Diese Gegenstände ließen sich natürlich nicht erweichen und dann durch den Flaschenhals blasen. Vielmehr mußten die einzelnen Holzteile mit Hilfe langstieliger Pinzetten durch den Flaschenhals geschoben und im Flascheninnern zusammengesetzt werden. Die Stühle wurden zunächst außerhalb der Flasche in sauberster Ausführung mit gut- und glattgehenden Verzapfungen der einzelnen Holzteile hergestellt. Dann wurden sie auseinandergenommen, die einzelnen Teile wurden Stück um Stück durch den Hals geschoben, an den Verzapfungstellen mit Klebestoff befeuchtet und zusammengesetzt.

Schon bei so verhältnismäßig einfachen Dingen, wie sie diese Abbildung darstellt, gehört dazu eine gehörige Portion Kunstfertigkeit. Noch weit mehr indes steigern sich die Anforderungen an die Geduld und Geschicklichkeit des Künstlers bei den folgenden Gegenständen.



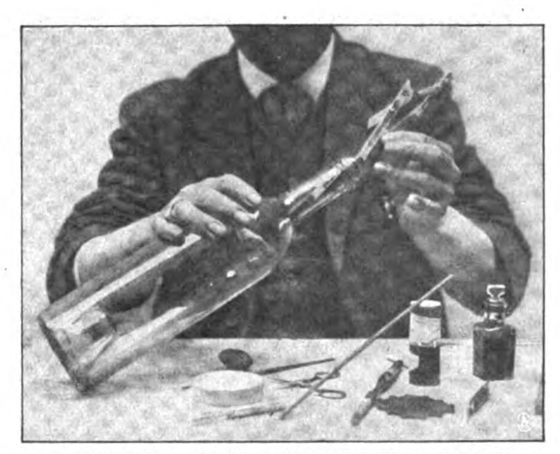
Das Faß in der Flasche.

Um z. B. das in oben rechts stehender Abb. dargestellte Gebilde aufzubauen, mußte man zunächst mit Hilfe einer passenden Spritze eine gehörige Dosis dünnflüssigen Gipses in die wagerecht liegende Flasche hineinbringen und dann mit Hilfe besonderer langstieliger Modelliereisen die Gipsoberfläche in die Form bewegter Meereswellen bringen. Bevor der Gips erhärtete, mußte dann weiter der aus elastischem Pappkarton hergestellte Schiffsrumpf durch den Flaschenhals geschoben, im Schiffsinnern mit Hilfe von Winkelnadeln in richtige Form gebracht und auf dem noch weichen Gipsmeer festgesetzt werden. Nachdem alles erhärtet war, wurde dann wiederum mit Hilfe der Spritze auch der Schiffsrumpf mit flüssigem Gips oder Modellwachs gefüllt, und in diese Masse setzte man vor dem Erstarren die einzelnen Masten ein. Danach mußte das Gipsmeer schön grünblau, der Schiffsrumpf rot oder schwarz bemalt werden, und dann begann die Kleinarbeit der Auftaklung. Mit unendlicher Geduld wurden die einzelnen Rahen an den Masten befestigt und die verschiedenen Taue in Form von Zwirnsfäden angebracht. — Abbildung S. 121 zeigt einige Stadien solcher kniffligen Arbeit. Wir sehen das Einbringen von zusammengelegten Kruzifixen in die Flasche. Man wird sich danach vorstellen können, welche



langwierige Arbeit und manuelle Geschicklichkeit notwendig war, um den Hochaltar (Abb. S. 120) in der Flasche aufzubauen und die hundert einzelnen Teile dieser Anordnung sicher und richtig auf ihren Platz zu bringen und dort zu befestigen.

Zu den Flaschenkünstlern sind auch jene Maler zu rechnen, die solche Flaschen von innen her mit hübschen Malereien versehen. Sie müssen dabei mit Winkelpinseln arbeiten, die gestreckt durch den Flaschenhals eingeführt und dann mittels besonderer Vorrichtungen mit dem Haarkopf rechtwinklig umgeklappt werden. Auch in diesem Genre finden sich recht niedliche Sachen. Freilich bleibt das Ganze ein wenig Künstelei, denn unsere Technik kennt heute Mittel, die die Aufgabe erheblich erleichtern. Es gibt Glassorten, die sich mit der Lötflamme wunderschön flicken und zusammenschmelzen lassen. Man kann also von Flaschen aus solchem Glas den Boden absprengen, kann das ganze Kunstwerk, fix und fertig und in aller Bequemlichkeit aufgebaut, in die Flasche hineinschieben und dann den Boden mit einer heißen Stichflamme wieder anschmelzen. Dieser Weg wurde jedoch bei der Herstellung der durch unsere Abbildungen veranschaulichten Dinge verschmäht. Hier wurde tatsächlich Teil um Teil durch den Flaschenhals eingebracht und im Flascheninnern zusammengesetzt.



Aufbau in der Flasche: Einbringen der Holzteile.

Die neusten Tee- und Dinertoiletten.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Die Grenze zwischen den modernsten Gewandungen, wie sie für den Fünfuhrtee und die abendliche Geselligkeit geschaffen werden, ist so verwischt, daß sie oft gar nicht zu bestehen scheint. Man könnte meinen, um den Teetisch eine Reihe von Damen im Dinerdreß, an der festlich gedeckten Abendtafel wiederum solche im eleganten Nachmittagskleid versammelt zu sehen. Selbstverständlich gibt es neben diesen Kleidern auch solche, die alle Stempel ihres Charakters zeigen. Bezeichnend für diese sind Abb. 1 u. 7. Der kleine, von einem Spitzenkragen abgeschlossene, vorn mit einer Lavallièreschleife geschmückte Ausschnitt gibt zusammen mit der kostbaren Einfachheit des Schnittes und Materials dem Kleid auf Abb. 1 etwas Jugendliches. Der Grundstoff ist elfenbeinfarbener Liberty; von dem darüber gebreiteten schwarzen Seidenmusselin hebt sich die Garnierung gelblicher, venezianischer Nadelspitze wirkungsvoll ab. Charakteristisch wie der gerade Abschlußstreifen des Rockes sind für die Mode auch die losen, gleichmäßig weiten Aermel, die bis über den Ellbogen herabfallen, während ein kleiner, schwarzer Musselinärmel darunter den Oberarm bekleidet. An Abb. 7



Phot. v. Manuel.



1. Jugendliches Teekleid aus Libertyseide mit venezianischer Spitze.



Phot. Cheri-Rousseau.

2. Resedagrüne Dinertoilette mit Skunksbesatz.

treten uns alle Hauptmerkmale des nun schon klassisch gewordenen Abendkostüms entgegen. Hierher gehört die Drapierung des leichten, hier fast vollständig bestickten Ueberwurfs über dem Unterkleid aus schwerem altrosa Atlas, das teilweise Sichtbarwerden dieses Futtergewands, die Doppelüberkleidung der Arme bis zum Ellbogen, die hohe Taille und last not least die Verbrämung der Tunika und Schleppe mit einem breiten Zobelstreifen. Besonders eigenartig wirkt der Haarschmuck aus einem riesenhaften Tuff dunkelbrauner, mit dem Zobel harmonierender Reiherfedern. Auch die Taille umspannt als Gürtel ein zobelbraunes Samtband. — Ebenso zeigt Abb. 2 ein Abendkleid, das trotz aller Einfachheit der Wirkung überaus kompliziert in seiner Zusammensetzung ist. Das Kleid selbst, drapiertes Mieder und seitlich gespaltene Rocktunika, ist aus hellresedagrünem Seidenvoile. Die Stickerei am Mieder, Gürtel und Rock wird von weißen und schwarzbraunen länglichen Jettperlen gebildet. Pelzstreifen um Aermel und den glatten, geraden Futterrock von resedagrüner Seide sind aus Skunks. Das um den unteren Rockrand gelegte breite Samtband ist schwarzbraun, das etwas höher zwischen den breiten Spitzeneinsätzen ruhende schmale dunkelresedagrün. Die Scheitellockenfrisur umkreist ein breites, mützenartig wirkendes, schwarzbraunes Samtband, um dessen unteren Rand sich eine Schnur von blattlosen, resedagrünen Röschen zieht. Abbildung 3 zeigt ein Modell von Zwitterkleidern der obenerwähnten Art, wie man sie sowohl um den Tee- wie um den Dinertisch findet. Tiefes Violett (Prinzeßtunika) mischt sich an dem Kleid mit dem Silbergrau des seidenen Untergewandes und dem aus dem Prinzeßmieder heraussteigenden Spitzenjäckchen, dessen weißer Tüllgrund von Silberfäden gestickt ist. Grau sind auch die breiten, gradstreifigen Flitterstickereien, die den durchscheinenden Seidenvoile der Tunika verzieren, und in grauer Flitterstickerei strahlt die pompadourartige Tasche, die, getreu den Modegeboten, an einer mehrfach um den Arm geschlungenen und doch bis zum Boden niederreichenden, dicken grauen Seidenschnur getragen wird. Mehr mit einer Anlehnung an die vor wenigen Jahren im Gefolge der Erstaufführung von Richepins „König Dagobert“ modern gewordenen Schuppenpanzermoden tritt Abbildung 6 auf. Die Form, die sich seither getreulich auf der Höhe erhalten hat, wird ebensowenig wie das echte Prinzeßgewand jemals aussterben. Hier sehen wir über dem glatten Taftfutteral ein schlichtes Kleid aus weißem Seidenmusselin herabfließen, das um den eingekrausten Ausschnitt wie um den runden Rand des Rockes eine



Phot. H. Manuel.

4. **Teekleid aus Seidenbatist und Teagown mit Ueberwurf.**



Phot. H. Manuel.

3. **Gesellschaftskleid** in Violett und Silbergrau.



Phot. Reutlinger.

5. **Schwarzes Kaschmirkleid** mit Hermelin u. Spitzenfichu.



Phot. E. Schneider.

6. **Weißes Seidenkleid mit sogenanntem Schuppenpanzer** aus palmengemustertem Seidenmusselin.



Phot. Reutlinger.

7. **Große Gesellschaftsrobe** mit Zobelbesatz und Kopfschmuck aus Reiherfedern.





Phot. H. Manuel.

8. **Hellrotes Kleid** mit Tunika aus Seidenmusselin.

silberne, mit Perlen eingelegte Borte zeigt. Der an Aermeln und Rand mit Zobel schmal umsäumte Schuppenpanzer ist gleichfalls aus Seidenmusselin, dessen glattes, durchsichtiges Gewebe in Grau und Rot eins der Pälmchenmuster zeigt. Noch eine andre, mehr mantelartige Gestalt der Tunika bringt Abb. 8. Hier ist das Kleid aus hellziegelrotem Seidenvoile, die Tunika aus dunkelrotem Seidenmusselin. Stickereien und Besätze wiederholen, bald heller, bald dunkler, stets die gleiche Farbe. Noch ausgeprägter ist die Mantelähnlichkeit des Ueberwurfs auf Abb. 4. Hier ist das Gewand wieder vollständig Teagown. Das Material: dünnstes, weißes Seidentuch, englische Tüllspitze und ein hellvioletter Atlasstreifen, erhöht die Duftigkeit des fließenden, weitschleppenden Gewandes, zu dem sich das schlichte, nur wenig ausgeschnittene Seidenbatistgewand der Besucher in mit seinem gesellschaftsmäßigen Zuschnitt und den Pompadourmustern aus gemalten, von eingesetzten Spitzenmedaillons durchsetzten Buketten seltsam ausnimmt. Ebenso verschieden in Ausführung und Material erscheinen die beiden letzten Gewänder auf Abb. 5 und 9. Und doch sind beide bestimmt, sowohl am Nachmittag wie am Abend

Phot. Reutlinger.

9. Gesellschaftskleid aus Brokat in Königsblau und Gold.



in die Erscheinung zu treten. Streng und ernst mutet der schwarze Kaschmir des Empiregewandes Abb. 8 an. Und der Hermelin, der sich um den unteren Rand mit der spitz auslaufenden Schleppe und um die Oberärmel legt, verstärkt noch den ernsten Eindruck, in den das Tüllspitzenfichu eine freundliche Note zu bringen bemüht ist. Ein schmaler, runder, von Hermelin eingefaßter Gürtel umschließt die hohe Taille. Dagegen hebt sich der blau und goldene Brokatgrund (Abb. 9) von seinem zwischen den Schultern als Watteaufalte angesetzten, vorn vor den Knien zusammengenommenen Ueberwurf aus alter venezianischer Spitze prunkhaft ab. Englische Tüllspitze mit einer nach vorn emporsteigenden blauen Atlasbandgarnierung bildet das kurze, gürtellos aus dem Prinzeßkleid emporsteigende, dekolletierte Mieder. Der graue Chinchillamantel paßt wie kein anderer zu dem goldgeflammten Blau des Kleides. Klementine.

❖ Bilder aus aller Welt. ❖

Einen großen Verlust erlitt das deutsche Schrifttum durch das Hinscheiden des Sprachforschers und Historikers Gustav Wustmann in Leipzig. Der Verstorbene hat sich vor allem um die Verbesserung und Vereinfachung der deutschen Schriftsprache bedeutende Verdienste erworben.



Prof. Gustav Wustmann †
bekannter Sprachforscher und Historiker in Leipzig.



Hofphot. Hahn's Nachf.

Hofrat Dr. Jenkins,
bekannt. Zahnarzt u. Erfinder d. Porzellanplombe, feierte seinen 70. Geburtstag.



Hofphot. Fr. Müller.

Fritzi Schaffer,
beliebte Ibsen-Darstellerin des Münchner Schauspielhauses.

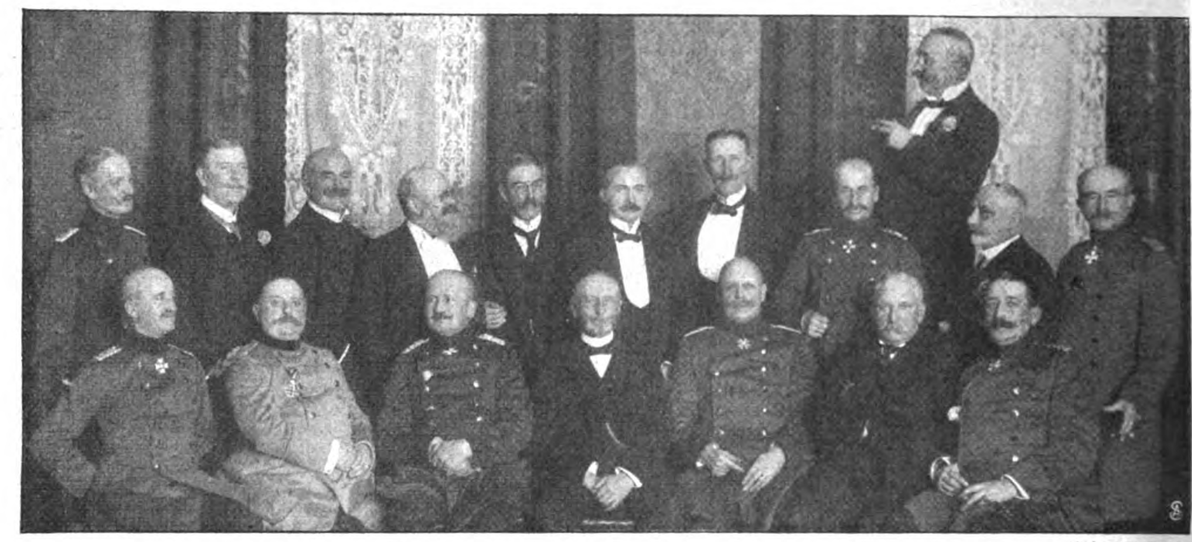


Hofphot. Haymi.

Von links: Freiin von Seckendorff. Oberleutnant Hille. Freiin von Imhoff. Major v. Kameke. Leutnant Neidholdt. Hauptmann Heesemann. Fr. v. Redern. Hauptmann v. Redern. Oberleutnant Schobert.

Reiterquadrille zu Ehren der Frau Fürstin Anna Luise von Schwarzburg,
geritten auf der Heideckburg in Rudolstadt.





Hofphot. H. Noack.

Obere Reihe von links: Oberst v. Webern. Oberstl. z. D. v. Bülow. Rittmeister a. D. Schwerin. Hptm. z. D. Heimann. Generalltn. z. D. v. Unger. Generalmajor a. D. Richter. Rittmstr. a. D. Graf v. Perponcher-Sedlnitzky. Generalltn. Freiherr v. Soden. Oberstltn. a. D. Weber. Generalmajor z. D. v. Sommerfeld. Generalmajor Graf v. Schwerin. Untere Reihe: Oberst v. Frech. Oberstltn. z. D. v. Reuß. Oberstltn. z. D. v. d. Knesebeck. Major a. D. v. Prittwitz u. Gaffron. Oberst Leo. Generalmajor z. D. Schmidt. Generalmajor Wichura.

Die Kriegsakademiker 1880-83.

Der bekannte amerikanische Zahnarzt Hofrat Dr. Jenkins, der lange in Dresden praktizierte und als Erfinder der Porzellanplomben bezeichnet werden muß, feierte in diesen Tagen in Paris seinen 70. Geburtstag.

Eine erfolgreiche Tragödin ist Fritzi Schaffer vom Münchner Schauspielhaus. Die Künstlerin tritt in Ibsenschen Stücken mit großem Erfolg auf.

Zu Ehren der Fürstin Anna Luise von Schwarzburg fand auf der Heidecksburg in Rudolstadt ein Reiterfest statt, bei dem eine von Damen und Herren gerittene Quadrille großen Beifall errang.

Ihre alle 10 Jahre stattfindende Versammlung hielten die Kriegsakademiker von 1880/83 in Berlin ab.

Der neuentdeckte Solsprudel „Viktoria“ in Bad Kösen.



Phot. Brod.

Mademoiselle Georgette René,

die erste Schülerin des Pariser Konservatoriums in der Klasse für Blasinstrumente.

Phot. Berl. Ill.-Ges.

Eine Droschke in Siam.

Modernes Beförderungsmittel in Ostasien.

In Bad Kösen wurde in 250 Meter Tiefe eine neue Solquelle erbohrt: der „Viktoria-Sprudel“.

Fräulein Georgette René ist die erste Dame, die vom Konservatorium in Paris in der Klasse für Blasinstrumente aufgenommen wurde.

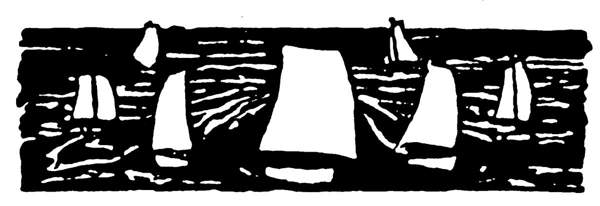
Im fernen Asien sind die Beförderungsmittel noch recht primitiv. Die „Droschken“ genannten hochrädrigen Karren haben keine Fenster, sondern statt dessen Rolljalousien.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 4. Berlin, den 28. Januar 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 4.



Die sieben Tage der Woche.

19. Januar.

Die Studenten der Tierärztlichen Hochschule in Hannover stellen den Besuch der Vorlesungen ein, weil der Kultusminister abgelehnt hat, der Hochschule eine Rektoratsverfassung zu erteilen.

In der türkischen Provinz Jemen greift eine neue Revolution um sich. Der Imam Syed Yanya hat der Türkei den Krieg erklärt.

Auf der Insel Mauritius rufen die Neuwahlen zum gesetzgebenden Körper Unruhen hervor, die das Eingreifen von Truppen erforderlich machen.

In Washington wird ein Gegenseitigkeitsvertrag zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada abgeschlossen.

Aus Paraguay kommt die Meldung, daß der Kriegsminister Jara einen Staatsstreich unternommen, den Präsidenten zum Rücktritt gezwungen und sich selbst an dessen Stelle gesetzt hat.

20. Januar.

In Hongkong stirbt am Typhus der Chef des deutschen Kreuzergeschwaders in Ostasien Konteradmiral Gühler. (Portr. S. 142).

Die französische Deputiertenkammer erteilt der Regierung durch Bewilligung eines Geheimfonds für das Ministerium des Innern mit 359 gegen 135 Stimmen ein Vertrauensvotum.

Aus Port au Prince wird gemeldet, daß San Domingo die von Haiti angebotenen Friedensverhandlungen abgelehnt und Truppen über die Grenze geworfen hat.

21. Januar.

Aus Anlaß des Unterseebootsunglücks im Kieler Kriegshafen erläßt der Kaiser eine Kabinettsorder, in der er des tapferen Verhaltens der Offiziere und Mannschaften gedenkt.

In Athen wird die neugewählte griechische Nationalversammlung mit Verlesung einer kurzen königlichen Botschaft durch den Ministerpräsidenten Venizelos eröffnet.

Aus Wladiwostok wird gemeldet, daß Offiziere der mandschurischen Truppen telegraphisch von dem Kaiser von China die schleunige Einberufung des Parlaments verlangt haben, widrigenfalls unter den Truppen ein ernster Aufstand auszubrechen drohe.

Die Regierung von Ekuador lehnt es ab, ihren Grenzstreit mit Peru dem Haager Schiedsgericht zu unterbreiten.

22. Januar.

Im Königlichen Schloß zu Berlin wird in üblicher Weise das Krönungs- und Ordensfest abgehalten.

In Hankau brechen infolge der Einschleppung der Pest Unruhen aus, die zu einem blutigen Zusammenstoß der Bevölkerung mit deutschen und englischen Seeleuten führen. Dabei werden acht Chinesen getötet.

23. Januar.

In Berlin stirbt der Führer der polnischen Fraktion im preußischen Abgeordnetenhaus Dr. von Jazdewski.

In dem zweiten Prozeß wegen der Moabiter Krawalle vor dem Schwurgericht in Berlin werden vier Angeklagte freigesprochen, die übrigen mit Haft- oder Gefängnisstrafen von zwei Wochen bis zu einem Jahr belegt.

Zum Präsidenten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften wird der Generaldirektor der Königlichen Bibliothek in Berlin Professor Harnack gewählt.

24. Januar.

Aus Athen kommt die Nachricht, daß der frühere griechische Kriegsminister Oberst Lapathiotis und mehrere Unteroffiziere als Teilnehmer an einer militärischen Verschwörung verhaftet worden sind.

In Dresden findet die Generalprobe der Strauß-Hofmannsthalschen Oper „Der Rosenkavalier“ statt.

25. Januar.

Stadtrat Emil Münsterberg, der Leiter des Berliner Armenwesens, stirbt, 55 Jahre alt, in Berlin.

Die Pest in Ostasien nimmt nach Meldungen aus China trotz der ergriffenen energischen Maßnahmen eine gewaltige Ausdehnung an.

Moderne Helden.

Von Dr. Fr. Ranzow.

Die Begriffe „Held“ und „Kriegsheld“ sind ursprünglich identisch. In der Völkerwanderungzeit hieß jeder waffenfähige Freie Held, d. h. Krieger. Später, als die Stände sich schieden und im ritterlichen Adel eine eigene Kriegerklasse entstand, verknüpfte sich die Vorstellung des Heldischen mit ihm, und zwar mit solcher Kraft, daß Jahrhunderte hindurch die Ritter selbst in gutem Glauben annahmen, sie seien die Abkömmlinge einer besonderen, durch ihren kriegerischen Heldenmut hervorragenden Menschenrasse.

Seitdem hat man gelernt, daß todverachtender Mut sich in allen Rassen und Klassen finden läßt, und daß er durchaus nicht immer eine angeborene, sondern oft eine anerzogene und durch Uebung des Willens bis zur Meisterschaft gesteigerte Eigenschaft der Seele ist. Und man hat ferner in dem Maß, wie die menschliche Gesellschaft sich differenzierte und ihre Ziele gleichzeitig vermannigfaltigte und erhöhte, auch gelernt, daß heldenhafte Gesinnung sich auch an andern als nur kriegerischen Aufgaben betätigen, ja sogar in noch höherem Grad betätigen kann.

Heldenmut ist todverachtender Mut im Dienst einer höheren, einer überpersönlichen Aufgabe. Hier steigert sich die Persönlichkeit zur Ueberpersönlichkeit, der Mensch

zum Uebermenschen. Der stärkste aller individuellen Triebe, der Trieb der Selbsterhaltung, wird übermocht durch stärkere Triebe der Gattung, des Volkes, auf der höchsten Stufe der Menschheit. Wenn der Mensch nach dem alten, in tiefster Tiefe wahren Gleichnis nicht mehr ist als ein vergängliches Blatt an dem ewigen Baum der Gesamtheit, so lebt dieses Blatt in den Augenblicken heldenhafter Selbstaufgabe das Leben des Baumes, es steigert sich selbst zur Ewigkeit.

Auf zweierlei Weise kann sich solches Heldentum betätigen: durch heldenhaftes Handeln und heldenhaftes Dulden. Sprechen wir zuerst vom aktiven Heldentum.

Theodor Fontane stellt einmal in einem seiner weisheitvollen Plauderbücher — ich glaube, es ist der „Stechlin" — das moderne friedliche Heldentum dem hergebrachten kriegerischen gegenüber. Der alte, abgeklärte märkische Edelmann, den er hier zum Sprachrohr seiner eigenen Reife und Klarheit macht, will es nicht gelten lassen, daß der kriegerische Mut des adligen Offiziers noch immer die feinste Blüte der Mannheit sei; oft sei das Heldentum der Sportsmänner und Forscher viel größer und erstaunlicher. Und er begründet diese „demokratische" Ansicht, die seinen Gast, auch einen Standesgenossen, ein wenig ägriert, mit all der feinen Psychologie, die seinen Werken den köstlichen Reiz verlieh. Ich will seine Gründe und einige andere, die mir wichtig scheinen, hier anführen.

Der Soldat im Feld und vor allem der Offizier stehen unter einem ungeheuren seelischen Druck, der jede Aeußerung einer furchtsamen Regung, wenn sie auftaucht, bei jedem Mann von irgendwelcher Selbstbeherrschung und nur durchschnittlichem Ehrgefühl im Entstehen verhindern muß. Daß solche Regungen namentlich bei der „Feuertaufe", dem ersten Gefecht, auftauchen, haben so viele der größten Haudegen und Eisenfresser später lachend eingestanden, daß sich kein Neuling ihrer zu schämen hat. Aber — sie werden sofort unterdrückt, kommen nicht zur Aeußerung, weil die entgegenwirkenden „Hemmungen" normalerweise viel stärker sind als die Todesfurcht. Man bewegt sich in der Masse, unter der Kontrolle von tausend Augen; das verhindert schon den gemeinen Mann, zurückzubleiben oder zurückzuweichen: um wieviel mehr den Offizier, der dazu da ist, das Beispiel zu geben, auf den die tausend Augen vor allem gerichtet sind, der unauslöschliche Schande auf sich lädt, wenn er nicht stichhält. Hier wirkt überall die Psychologie der Masse, die, eins der fesselndsten Probleme der Soziologie, eine ganz andere ist als die der einzelnen, die die Masse zusammensetzen. Wie unter der Wirkung der psychischen Einflüsse, die, elektrischen Funken gleich, blitzschnell von einem zum andern überspringen, im Handumdrehen aus einer Masse von harmlosen Bürgern aufgeregte Landfriedensbrecher oder gar Totschläger und Metzger werden; — wie, auf der andern Seite der Menschennatur, aus kleinlichen Egoisten im Sturmwind der Begeisterung opferwillige Schwärmer werden, so werden in Reih und Glied, im Marschtempo der Masse, aus friedlichen, zum Teil vielleicht ängstlichen Seelen Tapfere.

Dazu kommt der Rausch der Schlacht, diese Art Hypnose, die so oft von solchen geschildert wurde, die es mitgemacht haben; es sammelt sich namentlich in solchen Truppen, die lange Zeit regungslos im feindlichen Feuer haben halten müssen, eine solche ungeheure Erbitterungsspannung an, daß der Befehl: „Auf! Zur Attacke!" geradezu als die Erlösung von einer unerquicklich gewordenen Last wirkt.

Und noch eins kommt dazu, was gerade beim Offizier die Hemmungen noch fast unmeßbar verstärkt, die Aeußerung der Lebenssorge zurückdämmt; und das ist das Geheimnis der Berufspflicht, das in jedem Stand wirkt, der in Ehren steht. Wer nicht amtlich dazu Anlaß hat, hält sich mit Recht von ansteckenden Kranken zurück: aber der alte friderizianische General, der bei einer Choleraepidemie sein Lazarett amtlich besichtigen mußte, gab sich trotz aller Unbehaglichkeit einen Ruck, sprach die historisch gewordenen Worte: „Holt mir der Deubel, denn holt er mir!" — und ging. Und ich kannte zahlreiche Aerzte, die im Privatleben dem Ideal eines Helden sehr wenig glichen, und die sich doch nicht einen Augenblick besannen, Kranke zu besuchen, die an Flecktyphus oder epidemischer Genickstarre oder Beulenpest litten — und das ist vielleicht gefährlicher, als eine Batterie zu stürmen oder einen Todesritt auf unerschütterte Infanterie zu wagen.

Hier beherrscht der kategorische Imperativ des Amtes, die Berufspflicht, den normalen Mann mit absoluter Kraft als gewaltige Hemmung jeder Feigheit. Das gleiche gilt für Feuerwehrleute, die sich in den Flammenschlund stürzen, um Menschenleben zu retten, für Sicherheitsmannschaften, die gefährlichen Verbrechern gegenübertreten, für Lotsen, die im schwersten Sturm hinausfahren, um Schiffen in Seenot und Gefahr zu helfen, für die Mannschaften der Rettungsboote an den Meeresküsten; das gilt für die Schiffskapitäne, die nach uraltem ungeschriebenem Gesetz nur als Letzte die Planken ihres Fahrzeugs verlassen dürfen, und für Bergführer, die bedingungs- und besinnungslos ihre letzte Kraft und ihren letzten Blutstropfen für ihre Schutzbefohlenen einzusetzen haben, und zwar nicht nur für berufsmäßige, sondern mehr noch für Gentlemanführer; es gilt für Steiger und Bergbeamte, die bei einem Grubenunglück trotz böser und schlagender Wetter einfahren, und für die braven Blaujacken, die soeben durch das Torpedorohr in das Unterseeboot eindrangen, um die Kameraden herauszukämpfen. Wie sollte es nicht für Offiziere gelten, die in den Ueberlieferungen eines kriegerischen Geschlechts aufgewachsen und zu pünktlichster Pflichterfüllung und bedingungsloser Hingabe an ihren Beruf erzogen sind!

All das ist herrlich und kann Heldentum genug in sich schließen, und nichts sei ferner von mir, als diesen kategorischen Imperativ der Pflicht herabzusetzen, der der festeste Stützpfeiler der menschlichen Gesellschaft ist und bleibt. Aber wo er wirkt, wirkt er doch als außerpersönlicher Zwang.

Höher als die diesem äußeren Zwang entspringenden berufsmäßigen Handlungen der Selbstopferung stehen die aus dem inneren Zwang des Mitgefühls entspringenden Handlungen. Das ist die innere Spannung des „Ich kann es nicht länger mit ansehen", die nach vielen gleichlautenden Berichten Menschen dazu getrieben hat, unerhörte, völlig aussichtslose, geradezu selbstmörderische Wagestücke zu unternehmen. Hier, wenn Fischer sich von ihren verzweifelnden Frauen losreißen, das Boot flottmachen und dem Tod in den Rachen fahren, um Schiffbrüchige zu retten, die jammernd in der Takelage hängen, oder wenn sich ein Retter ins brennende Haus stürzt, um über verqualmte Treppen einen Mitmenschen herabzuholen, obgleich das Gebälk jeden Augenblick zusammenzukrachen droht — hier wirkt



der gleiche unwiderstehliche Solidaritätstrieb, der die Singvögel auf den Adler stoßen läßt, der einen Gefährten des Schwarmes schlug. Und solche Selbstopferung ist gewiß herrlich, noch herrlicher als die berufsmäßige — aber hier ist noch immer Ekstase, Rausch, Zwang, die Handlung wirkt erlösend, spannunglösend, ist momentan, aus einem Trieb geboren, freilich aus einem so edlen und seltenen Trieb, daß wir es völlig verstehen, wenn Goethe der Johanna Sebus und Bürger seinem „braven Bauersmann" ewige Denkmäler setzten und Carnegie für Helden dieser Art seine Millionenstiftung einsetzte.

Die volle Höhe der Menschlichkeit aber bezeichnet die heldenhafte Handlung erst dann, wenn sie ganz nicht aus Antrieben und Trieben, sondern aus der vollen Freiheit der für sich selbst wählenden und wertenden Persönlichkeit erwächst. Das erst ist der „Mut", wie ihn der dänische Meister darstellte: der junge Krieger sitzt, das Schwert liegt auf seinem Schoß; jeder Muskel des Körpers ist lässig entspannt, aber die Augen blicken in ruhiger Entschlossenheit geradeaus. Hier ist kein innerer Kampf mehr, kein Schwanken und keine Unruhe, die sich über sich selbst in großer Geste zu täuschen suchen; hier ist nur das Ziel und der Wille zum Ziel.

Diesen höchsten Heldenmut haben die Pioniere des Sports und der Forschung. Kein Zweifel, daß der Forscher höher steht, aber beiden ist eins gemeinsam: der Wille zum Ueberpersönlichen, zur Erweiterung der Grenzen der Menschheit, d. h. zur Mehrung ihrer Macht und ihres Glücks. Das ist der Sinn des viel gemißbrauchten Wortes: „Wir dienen dem Vaterland, während wir nur zu spielen scheinen;" wer durch kühne Erstlingstat dem Unmöglichen ein Stück Möglichkeit neu abringt, der gleicht dem reifen Faust, der dem Ozean ein neues Reich abgewinnt, um neuer Menschen Heimstätte zu werden. Wenn Amtspflicht und Mitgefühl die Tragpfeiler des Hauses der Menschheit sind, die sie erhalten, so ist der kühne Wagemut der Baumeister, der es erweitert. Deswegen rühmte Horaz mit Recht den Ersten, der es wagte, sich auf schwankem Kiel dem Ozean anzuvertrauen, als den Mann, „dessen Brust mit dreifachem Erz gepanzert war"; — und deshalb ehrt unsere Zeit mit Recht die kecken Sieger, die die schroffsten Wände der Alpenriesen bezwingen, und die todesmutigen Flieger, die sich dem noch viel gefährlicheren Ozean der Luft vertrauen, um dem Menschengeschlecht nach Feuer und Wasser auch das letzte der Elemente zu unterwerfen. Freilich — es müssen Sportsmen sein, um den Eichenkranz zu verdienen; sie dürfen nichts anderes für sich persönlich wollen als die Ehre des Siegers, getreu jenem homerischen Wahlspruch des Achilleus, „immer der Erste zu sein und voranzuleuchten den andern"; diesem Trieb, dem die Menschheit mehr als etwas anderem ihren Aufstieg von der Tierheit her verdankt. Wenn sie um den Mammon ihr Leben wagen, dann sind sie nicht Helden, sondern berufsmäßige Gefahrartisten, gleich Tierbändigern, Turmseilläufern und dergleichen. Mut ist nur dann Heldenmut, wenn er dem Ueber-, dem Außerpersönlichen dient: Blondin, der auf dem Drahtseil den Niagarafall überschritt, hatte Mut, aber keinen Heldenmut.

Und darum gebührt die Palme des Heldentums dem Forscher, der sein Leben an die großen Probleme der Menschheit wagt; denn er will nur Ueberpersönliches, die Erweiterung unserer Erkenntnis, die uns Vermehrung unserer Macht über die wilde Natur und unserer Wohlfahrt bringt. Der Arzt, der mit den tödlichsten Giften, mit den furchtbarsten Krankheitserregern am eigenen Körper experimentiert, um der Zukunft der Menschheit neue Waffen zu bereiten, ist ein Held, ein um so größerer Held, je schlichter er dabei verfährt. Emile Zola zeichnet in seinem „Travail" mit größter Liebe einen Helden dieser Art, einen Chemiker, der mit den ungeheuerlichsten Sprengstoffen arbeitet, um diese gewaltigste aller Elementarkräfte, die bisher fast nur der Zerstörung diente, für den Dienst der Menschheit zu zähmen. Benjamin Franklin war ein solcher Held, als er mit seinem Blitzfängerdrachen ins Gewitter hinausging, im vollen Bewußtsein davon, daß in jedem Augenblick der Wetterstrahl seinen Studien ein Ende machen könnte; der Schneider von Ulm, dem Eyth ein Denkmal gesetzt hat, und unser Gustav Lilienthal waren solche Helden, als sie, nicht als kecke Sportlustige, sondern als ernste Forscher, dem Geheimnis des Vogelfluges näherzukommen suchten. Und Lilienthal starb gewiß einen Heldentod, nicht minder rühmlich als der Tod „auf grüner Heid, vom Feind erschlagen". Dagegen wird kaum jemand den unseligen Andree und seine Begleiter als Helden bezeichnen, so mutige Männer sie waren; Heldenmut und Tollkühnheit sind sehr verschiedene Eigenschaften, und sie waren tollkühn, fast so wie jene Tollköpfe, die den Niagara hinabfuhren und natürlich zerschellt wurden; wer sein Leben auf eine von tausend Chancen wagt, ohne daß ihn die eigene oder eine fremde Not dazu zwänge, ist ein Tollkühner, der „den Tod am Bart zupft", wie Kipling seinen Mowgli sagen läßt.

Wer aber das Wagnis dort übernimmt, wo ein hohes Menschheitziel winkt, wer den Mut und die Kraft in sich fühlt, durch alle Schwierigkeiten, Widerwärtigkeiten und Gefahren durchzuhalten und schlimmstenfalls das Leben daranzusetzen, der ist in Wahrheit ein Held. Von Kolumbus und Vasco da Gama bis auf Stanley und Shackleton waren alle unsere Afrika- und Polarforscher Helden; und Sven Hedin war nicht weniger ein Held, als er, den unzähligen, ihm wohlbekannten Gefahren zum Trotz, in die unwirtlichen Gebirge Zentralasiens eindrang. Aber alle diese Männer standen an der Spitze wohl ausgestatteter Expeditionen, sie hatten Hilfsmittel in Fülle und Kameraden und Freunde in reicher Zahl zur Seite: Frithjof Nansen aber verließ die sichere „Fram" mit nur einem Begleiter, um polwärts vorzudringen, auf nichts gestellt als auf seine eigene Kraft und den ehernen Mut seines Busens — ich glaube, es gibt in aller Geschichte kein erhabeneres Beispiel aktiven Heldenmutes.

Noch höher kann das passive Heldentum stehen, und darum bewertet es der unbeirrte sittliche Instinkt der Völker oft noch höher als das aktive. Denn hier verzichtet der Opferfreudige auf alles, was der schwer errungene Sieg dem aktiven Held bringt, wenn er am Ziel ist: Ruhm, Ehre, Frauengunst und wohl auch Reichtum. Er gibt sich ganz hin, ohne jeden Willen zum Persönlichen, und sei es auch dem Höchsten, was die Persönlichkeit für sich wollen kann; er opfert sich dem Ueberpersönlichen, der Idee seines Volkes oder der Menschheit.

Aus diesem Grunde wurde jener sagenhafte Curtius zu einem der verehrtesten Helden der Römer, der sich in den Schlund stürzte, um das Volk zu retten. Darum verehrten die Alten die Tyrannenmörder, deren Helden-



tum ja viel weniger in dem Entschluß zu der Handlung, sondern in der Bereitwilligkeit lag, ihr Leben dafür zu opfern. Darum erscheinen uns die verirrten Jünglinge, die Napoleon I. zu ermorden versuchten, vom Licht eines gewissen Heldentums umwittert. Darum wäre Arnold Winkelried ein Held — wenn die alte Erzählung wahr wäre, was sie wahrscheinlich nicht ist.

Vor einigen Jahren berannten drei Berliner Steiger das Walliser Weißhorn von seiner schwersten Seite her. Einer stürzte, brach den Schenkel und blieb hilflos im Seil hängen. Die Kameraden, die sich ganz leicht hätten in Sicherheit bringen können, hielten drei furchtbare Tage und Nächte im Schneesturm bei ihm aus, in nahezu 4000 Meter Meereshöhe, ohne Mäntel, ohne Proviant, weil sie sich, wahrscheinlich mit Recht, sagten, der Verletzte würde an seelischer Erschöpfung zugrunde gehen, wenn sie ihn in der grauenhaften Einsamkeit allein ließen. Sie wurden zum Glück alle drei gerettet, und so wurde höchster Heldenmut des Duldens im Dienst eines der höchsten Ideale der Menschheit, der Treue, belohnt.

Solches Heldentum hat alle Märtyrer beseelt, die für eine große Menschheitsache zu sterben gingen; höher über sich selbst empor kann das Menschentier nicht dringen, und darum galt sogar den kampfesfrohen Germanen der „milde Himmelskönig" Christus als der Helden tapferster, weil man sie lehrte, daß er in freiwilligem martervollem Opfertod aller Welt Sünden auf sich genommen habe. Als die ritterlichen Begleiter Windfrieds auf den Befehl ihres Bischofs ihre Waffen fortwarfen und ihre Brust den Speeren der heidnischen Friesen darboten, da erschloß sich ihnen das tiefste Geheimnis der Welt, daß passives Heldentum stärker ist als aktives, daß die wehrlose Liebe den Haß und die Kraft besiegt; es riß sie wie mit Adlerschwingen über die engen Grenzen der Individualität empor zum All-Leben, und im Triumphgesang ertönte das weltüberwindende Jubelwort: „Tod, wo ist dein Stachel?"

Reisetagebuch aus Südamerika.

Von Georges Clemenceau*).

Meine Freunde wünschen, daß ich das Tagebuch meiner Reise durch Südamerika der Oeffentlichkeit übergebe. Kaum habe ich mich ihren Wünschen geneigt gezeigt, stoße ich schon auf eine Schwierigkeit: ich habe kein Tagebuch geführt, und es würde mir auch höchst unerfreulich sein, wenn ich eins geführt hätte, da es eine große Plage ist, seine Eindrücke — immer doch nur um seine Ohnmacht zu zeigen — gerade in dem Augenblick schwarz auf weiß zu Papier zu bringen, wo die Empfindung am lebendigsten ist. Ganz abgesehen von den gleichgültigen Stunden, in denen die Klugheit Schweigen gebietet.

Christoph Kolumbus' Aufgabe wurde dadurch erleichtert, daß Amerika unbeweglich mitten im Meer lag und darauf wartete, daß jemand sich die Mühe gäbe, im Vorbeifahren darauf zu stoßen. Ich habe in Brasilien sogar einen hervorragenden Senator des Staates São Paulo, Herrn Almeida Noguera, kennen gelernt, der die Ansicht verfocht, das Hauptereignis von Freitag, dem 12. Oktober 1492, sei die Entdeckung Europas in der Person des großen Genuesen durch die eingeborenen Amerikaner gewesen, die vor ihm insofern im Vorteil waren, als sie sich in keiner Weise in ihrer Gemütlichkeit hatten stören lassen.

Was soll ich, da die Hauptsache bereits geleistet ist, nun meinerseits noch entdecken — falls ich nicht etwa selbst entdeckt werde — unbekannte Länder? — (nagelneue) „unveröffentlichte" Völkerschaften? — unberührte Kulturzustände? — oder bloß Vergleichspunkte als Grundlage für neue Urteile über mich selbst und mein Vaterland? Unsere Eitelkeit gesteht es sich nicht gern, daß wir von jungen Gemeinwesen, von denen wir wohl zuweilen mit allzu viel Oberflächlichkeit reden, auch etwas zu lernen haben. Und doch können wir nicht bestreiten, daß ihr Streben schön ist, und daß ihr entschlossener Schritt dem Erfolg entgegengeht.

Ein solches Ergebnis kann auch die minder Klarsehenden unter uns nicht gleichgültig lassen. Seit die Berührungspunkte zwischen den Bewohnern aller Länder durch den erleichterten Verkehr vervielfacht worden sind, ist es eins unserer wichtigsten Bedürfnisse geworden, ungenaue oder irrige Kenntnisse von den verschiedenen Gruppen der Menschheit, die unser Planet im Wirbel von Freud und Leid unbekannten Geschicken entgegenträgt, zu berichtigen.

Weil die Reisenden in alter Zeit keinem Widerspruch ausgesetzt waren, konnten sie ihrer üppigen Phantasie frei die Zügel schießen lassen. Es gibt sogar ein Sprichwort, das ihnen das Recht auf die Lüge zuerkennt; und als der gute Herodot erzählte, das Heer des Xerxes habe auf seinem Marsch Flüsse trocken gelegt, setzte er seine Athener vielleicht nicht einmal in Erstaunen.

Christoph Kolumbus selbst starb ohne Kenntnis davon, daß er an einem neuen Erdteil gelandet war, und in der Ueberzeugung, daß es die Ostküste Asiens gewesen sei. Heutzutage liegt die Sache anders. Von den Polen bis zur heißen Zone sind unzählige Forscher am Werk, denen es nur unter gegenseitiger strenger Kontrolle vergönnt ist, mühsam einen Grenzstein des Unbekannten ein Stückchen zurückzuschieben. Die Zwischenfälle bei der annähernden Nordpolentdeckung durch den Kommandanten Peary haben gezeigt, wie gefährlich kühne Behauptungen sind, selbst wenn eine Widerlegung nur von Seehunden oder Eisbären erwartet werden darf.

Ich befinde mich glücklicherweise in der angenehmen Lage, nichts entdeckt zu haben. Und da es meinem Ehrgeiz weniger darum zu tun ist, meine Zeitgenossen

*) In jüngster Zeit sind die südamerikanischen Staaten stark in den Vordergrund des öffentlichen Interesses getreten. Der wirtschaftliche Aufschwung jener Länder läßt es erklärlich erscheinen, daß kompetente europäische Beurteiler ihre Schritte nach Südamerika lenken, um die ökonomischen und kommerziellen Verhältnisse kennen zu lernen, deren Rückwirkung auf den Handel des eigenen Landes von Bedeutung sein kann. Georges Clemenceau, der bekannte französische Politiker und ehemalige französische Ministerpräsident, hat zu Ausgang vorigen Jahres in Südamerika geweilt und veröffentlicht jetzt seine dort gewonnenen Beobachtungen. Da es für deutschen Handel und deutsche Industrie nur wertvoll sein kann, die Stimme eines scharfblickenden, politisch und ökonomisch geschulten Mannes zu vernehmen, beginnen wir obenstehend mit der Veröffentlichung der Aufsätze Clemenceaus. Die Redaktion.



zu verblüffen, als darum, ihnen beiläufige Gedankengänge zu suggerieren, so errege ich vielleicht nicht einmal bei jener fürchterlichen Klasse von Gelehrten Anstoß, die über alles ihre fertige Doktrin bereithalten und von ihrem Studierzimmer aus alles gesehen haben. Die Statistiker mögen mir den Rücken zudrehen: ich bereichere ihre Literatur nicht. Da keine Theorie mich lockt, kann ich auch keinerlei Neigung nachgeben, die Tatsachen einer vorgefaßten Idee zuliebe zurechtzustutzen. Dank meiner mangelhaften Kenntnisse ist mein Gepäck nicht mit irgendeiner im voraus festgelegten Darlegungsmethode beschwert. Und wenn Voltaire mit seinem Ausspruch recht hat, daß die ärgerlichste Form der Unwissenheit die des Kritikers sei, so gestehe ich unumwunden, daß meine allgemeine Kritik der alten Zivilisationsgebiete mich nachsichtig stimmt gegenüber jedem außereuropäischen Versuch, andere Wege einzuschlagen.

Ich bin ein Kind meiner Zeit und meines Landes; und meine Zeit und mein Land haben in mir am Ende einer langen Laufbahn Meinungen gereift, aus denen sich, wie recht und billig, Urteile ergeben werden, die ich in aller Gemütsruhe der Oeffentlichkeit zur Bewertung unterbreite. Nichts liegt mir ferner als die in Paris landläufigen Vorurteile über jene eigentümliche Gattung menschlicher Geschöpfe, die sich herausnehmen, in Territorien jenseit von Villiers an der Marne oder Saint-Cloud zu wohnen. Unsere Witzblätter und unsere Lustspiele haben dieses Verbrechen an den Südamerikanern grausam gerächt. Sollte es — nachdem man sie gründlich verulkt hat — für uns jetzt nicht an der Zeit sein, sie einfach einmal zu betrachten; nicht nur auf billige Weise aus der Geringschätzung des andern eine desto günstigere Meinung über uns selbst herzuleiten, sondern vielmehr um wenigstens die Völker kennen zu lernen, die mehr als alle anderen von unseren Ideen ausgegangen sind, und um uns zu fragen, ob wir nicht zuweilen gut daran täten, von ihnen zu lernen.

Bei einem Aufenthalt von drei Monaten kann man nicht die Elemente endgültiger Formeln für die Zukunft dieser weiten Gebiete sammeln, wo zivilisatorische Unternehmungen im Gange sind, in deren Gefolge das politische und soziale Gleichgewicht unseres Planeten — das heute noch durchaus europäisch ist — notwendigerweise verschoben werden muß. Es ist schon eine ziemlich tüchtige Leistung, einfach das Gesehene auszusprechen, denn es gibt eine Kunst des Sehens, wie es eine Kunst des Aussprechens gibt. Ohne Anspruch darauf zu erheben, beide zu besitzen, darf ich doch die Hoffnung hegen, daß eine Reihe ehrlich festgehaltener Eindrücke den guten Willen zur Beobachtung bezeugen und für den Leser nicht ganz und gar nutzlos sein wird.

Die südamerikanischen Städte, unter denen es recht schöne und gutverwaltete gibt, können sich, da ihre Geschichte so jung ist, nicht mit Baudenkmälern brüsten, die den unsrigen zu vergleichen wären*). Das Interessante an ihnen liegt meist in ihrem Bauplan, in der besonderen örtlichen Beschaffenheit ihrer Umgebung; sie bieten uns auch in ihren glänzendsten Schaustellungen nur Dinge, mit denen Europa sie in Ueberfluß auszustatten liebt. Reich an unausgebeuteten Schätzen, lockt das Land von allen Seiten neue Kräfte herbei. Und da es nur durch Menschenarbeit Wert erhalten kann, so weist uns alles auf den Wert der dem Menschen innewohnenden Betätigung hin, da in der Tiefe der neuen Seele, die zugleich naiv und kompliziert ist, alle Mysterien der Vergangenheit, alle Geheimnisse der Zukunft geschrieben stehen.

Ist es wahr, daß die amerikanische Zivilisation jungen Ursprungs ist, so leiden doch die sogenannten amerikanischen Völker durchaus nicht unter Kinderkrankheiten, wie man allzu häufig und gern sagt, sondern sie bestehen aus alten, hierher verpflanzten Männern, die wie wir von der Bürde einer schweren, an Ruhmestaten und Leiden reichen Geschichte gebeugt sind, denen alle unsere guten und schlimmen Ueberlieferungen in Fleisch und Blut übergegangen sind, die allen Beschwerden standhalten müssen, denen auch wir ausgesetzt sind, die aber ihre Lebenskraft in einem Rahmen zu betätigen haben, der für den Aufschwung neuer Energien besser geeignet ist. Und darum unterlassen wir es auch nicht, zwischen dem lateinischen Südamerika und dem angelsächsischen Nordamerika zu unterscheiden und von der parallelen Entwicklung dieser beiden Zivilisationsgebiete Erfahrungschlüsse oft kühner Art für die Zukunftsaussichten der alten geschichtlichen Stämme zu erwarten, deren Schicksal in dunklen Stunden ungewiß erscheinen mag.

Ich werde nur das lateinische Amerika ins Auge fassen, ohne indes jemals die große Republik im Norden, wo ich fast vier Jahre gelebt habe, aus dem Gesichtskreis zu verlieren. Daß Jefferson gewiß ebensowenig wie Washington die wirtschaftliche Entwicklung hat voraussehen können, die in etwas über hundert Jahren aus ihrer harmlosen Republik einen ungeheuren Menschheitsmechanismus gemacht hat — dieser Gedanke wird mich in meinen Prophezeiungen bescheiden machen. Wenn ich aber trotz Karl Marx und seinem „historischen Materialismus" fest überzeugt bin, daß das Handelsinteresse nicht der einzige Kulturfaktor ist, wenn ich aus dem Munde eines hervorragenden brasilianischen Schriftstellers, Arinos de Mello, die merkwürdige Bekundung erhalte, daß im Jahr 1780 eine Schauspielertruppe bei seinem Urgroßvater, der niemals den Ozean gesehen hatte, an einem 1400 Kilometer von der Küste entfernten Punkt die Trauerspiele Voltaires aufführte, dann scheint mir der Schluß nahezuliegen, daß der Einfluß der auf uns vererbten Gedankenwelt vielleicht ebenso sicher und ebenso dauerhaft ist wie die Macht des Handels, jenes Schöpfers der menschlichen Beziehungen. Ich sage das nicht, um die Bedeutung des Handels herabzusetzen, der ja gerade in diesem Fall das Beförderungsmittel der Idee war, sowohl in der Form des trefflichen Segelboots, das die „Mérope" und den „Mahomet" von Rotterdam nach Pernambuko trug, wie in der jenes Maultierzugs, der in monatelanger Reise den Weg zurücklegte; ich sage es nur, um im rechten Augenblick daran zu erinnern, daß der moralische Einfluß in seinen Folgen selbst nicht hinter dem Geldinteresse zurücksteht.

An zu vielen Punkten der Erde haben wir uns auf wirtschaftlichem Gebiet überholen lassen. Trotz unserer Fehler haben das achtzehnte Jahrhundert und die Revolution, die dessen legitimen Abschluß bildete, für uns ein Kapital von sittlicher Autorität angesammelt, das nicht nur zu bewahren, sondern womöglich auch zu vermehren uns am Herzen liegen muß.

*) Man hört nicht selten Sätze wie folgenden: „Haben Sie die alte Kirche dahinten besichtigt? Sie ist wenigstens vierzig oder fünfzig Jahre alt."



Der Rosenkavalier, seine verliebten Freundinnen und Freunde.

Ueber die Uraufführung der Hofmannsthal-Straußschen musikalischen Komödie. Von W. Fred.

Hierzu die Abbildungen auf S. 139—141.

Ich habe jetzt scharmante Tage mit scharmanten Leuten verlebt. Der Rosenkavalier, seine verliebten Freundinnen und Freunde und ihr ganzer farbiger Troß, lieblich oder sonderlich, anmutig oder von Hochmut gebläht, elegante Wiener Kavaliere und Damen oder grobe Provinzler mit höfischer Sitte leicht übertüncht, all das spielte um uns herum. Lachende, zornige, selbstzufriedene, eifersüchtige Gestalten bildeten wechselnde Kreise.

Dieser Rosenkavalier ist ein lieber Junge, den Herr von Hofmannsthal aus der Puppenstube der österreichisch-spanischen Welt zur Zeit Maria Theresias geholt hat. Wie der nun in die Seligkeit des Lebens hineinträumt, jäh zur Männlichkeit erwacht, einer — noch — schönen Frau ein letztes schmerzliches Liebesglück bereitet und eines Mädchens Herz an sich reißt und ihr so den Sinn ihres Frauendaseins erschließt, das wollte dann der Doktor Richard Strauß musikalisch zu unserm Gefühl bringen. Der Wiener Künstler Professor Alfred Roller aber hat für diesen Octavian Rofrano — Quinquin, ihren „Schatz" nennt ihn die schöne Maréchale — der eben noch als Zöfchen Mariandl verkleidet zwischen schnellen Küssen und Liebesmenuetten, erotischem Blindekuh- und Versteckspiel die Welt sah, allerlei Kleider zugeschnitten, in die er hinein-, aus denen er wieder hinauswächst, wie eben sein Gefühl und Schicksal sich ändert. Das ist so von ungefähr der Sinn der musikalischen Komödie, die man am 26. Januar in Dresden am Hoftheater zum erstenmal gehört hat. Eine Oper ohne Feierlichkeit. Eine wienerische Maskerade. Gelegentlich werden die Töne und Linien etwas strenger, stolzer und prunkvoller: durch das „spanische Getue", wie einer dieser Menschen einmal das höfische Zeremoniell der Zeit nennt. Aber dann kommt gleich ein leichterer Rhythmus (nicht im engen musikalischen Sinn), und man denkt an die Persönchen aus französischen Stichen, fast an Fragonard, nur ist es doch schon etwas später an der Zeit und der Ton etwas süßer, bei aller Lässigkeit und Ungeniertheit auch gelegentlich wehmütiger und nachdenklicher.

Aber ich will diese Musik nicht kritisieren, habe dazu kein Amt und keine Meinung. Ich will nur erzählen, wie sich der Künstler die Figuren, die im Traum eines Dichters und eines Musikers auftraten, in seinen Horizont gestellt hat. Wie Professor Roller dieser zwischen Ernst und Scherz, Grobheit und feiner Manier, tiefer Empfindung und flüchtigem Abenteuer dahinspielenden Gesellschaft schöne Räume gebaut und eingerichtet hat. Wie er diesen Menschen Kleider und Verkleidungen angezogen, Masken vorgebunden und was man nun so an bunten Lappen, lustigen Gewändern, blondem, braunem, leicht schon alterndem Haar, junger Haut und menschlicher Beweglichkeit und silbernem, goldenem Prunk wird sehen können. Die rechten Augen zum Sehen wird man nämlich auch haben müssen.

Es ist ein amüsanter Bezirk der historischen Welt. Maria Theresia sitzt auf dem österreichischen Thron. Wien ist ein wenig spanisch, ein wenig französisch, vor allem aber Wien. Da leben Menschen, deren Wunsch es manchmal ist, leichte Herzen, leichten Sinn und leichte Hände zu haben, die dann doch wieder traurig sind, weil sie spüren, daß alles zerrinnt, zerfließt, Gefühle verdunsten, verfliegen, plötzlich zerschmolzen sind wie der gestrige Schnee. Heute ist ihnen alles froher Genuß, und ihr Leben wollen sie leiten lassen durch das Gesetz: Denk nicht an den nächsten Tag. Vom schönen Augenblick wollen sie sich führen und tragen lassen, bis sie mit einem Mal, morgen oder den übernächsten Tag, jäh ergriffen werden von einer anderen Leidenschaft, so daß sie in der lieben alten Erde ein neues Wunder entdecken. Und wenn der nächste kerzendurchschimmerte Abend kommt, sind sie nie müde, übermütig nach neuen Abenteuern zu begehren. Tausend Stunden sollte darum der Tag, tausendfache Kräfte darum der Mann, immer erneute Frühlingschönheit die Frau haben, damit man nur genießen, genießen, genießen könne. Dann aber löst sich der Tanz, aus zierlichen Schritten wird ein ungeduldig stampfender Fuß. Aus dem blitzenden, wohlüberlegten Kostüm springt eine heiße oder gar rohe Seele, und eine unbedenkliche Frau trägt plötzlich die Kleider eines tief und rein liebenden Weibes, das dem Geliebten alles schenken und gönnen will, sogar die Liebe einer andern Frau . . .

Helle, dunkle Farben, alte, neue, volle, stumpfe, sanfte, grelle Töne, starkes und stumpfes und flackerndes Licht, krause Linien, Verästelungen und Gesten und Posen, Narreteien, Mädchenlieblichkeit und Männerübermut — all das ist in leisen und starken Bildern da. Vom Dichter gedichtet, von der Melodie des Musikers umspült, vom Künstler ins Malerische und formell Reizvolle übersetzt. Da gibt es viele Stoffe, Zierate, Gobelins, jene Wandschirme, hinter denen man sich so gern, zitternd und doch auch die Gefahr des Abenteuers noch genießend, versteckt — Lakaienlivreen und elegante Geräte für die Toilette und die Liebe, die so empfindlichen Lippen, den feinen Gaumen, die leise zitternden Nasenflügel und alle tastenden Sinne. Allerliebste, aber auch verwegene Kontraste entstehen, wenn in diese raffinierte Welt der gepflegten Marschallsfrau aus dem Vorzimmer, wo auf günstige Gelegenheit gewartet wird, die Bande von welschen Intriganten, Schmarotzern, Kupplern, verwirrten ängstlichen Mädchen, dreisten Bittstellern eintritt. Ein Neger tanzt an, Schokoladentäßchen — Wiener kaiserliche Manufaktur oder echtes Sevres? — klappern, Aeffchen mit superklugen Augen werden angeboten. Der Friseur ist sehr traurig, weil die Frau Fürstin sich durch sein Ungeschick im Spiegel um einen ganzen Tag gealtert findet, und der geliebte Octavian wird als kokette Zofe Mariandl ausstaffiert. Herr Ochs auf Lerchenau kommt vom Land, lebenshungrig und voll Herrenstolz, zur Frau Cousine. Er will sich einen Brautwerber erbitten, den Rosenkavalier, der nach schönem, strengem Zeremoniell durch die feierliche Uebergabe einer silbernen Rose einer kleinen, aber gut vergoldeten Bürgerstochter die Ehre, Frau Ochs auf Lerchenau zu werden, notifizieren soll. Aber wie aus dem Jüngling Octavian, dem „Schatz" der Marschallin, der allzuviel umarmt und darum nicht festhalten kann, ein süßes weibliches Ding geworden ist, das der Herr Vetter vom Land gern ein





Die alte Kammerfrau der Feldmarschallin.



Drei adelige Waisen.

wenig genösse, so wird dann später im doppelten und dreifachen Hasch- und Versteckspiel dieser farbigen Welt aus dem Mariandl wieder ein eben zur Männlichkeit erwachender Mann, dessen Gelenk den Degen schnell und sicher führt. Und das ist nicht gut für den stolzen Adelsherrn von Lerchenau. Der, umgeben von einer bedenklichen und grobschlächtigen Schar frecher Domestiken, hätte gern alle Arten von Mädelchen, trotzige, süße, herbe, jene, die kichernd, schluchzend den Kopf verlieren, und selbst jene, die ihn nicht mögen, sich ihm verwehren, freuen ihn. Ein Liebhaber der Natur, wo sie am natürlichsten ist. Der silberne Rosenkavalier aber, der eben noch von seiner Marschallin ewige Liebe gefordert hat, verliert den weichen Flaum der Kindheit, strenger werden seine Züge, ernster und leidenschaftlicher bewegt ist Gestalt, Kleid, Ausdruck und die Atmosphäre um ihn. Ein Bürgermädchen und ein Sohn aus großem Haus — beide an der wichtigen Kreuzung der Lebensstraßen — haben sich einmal in die Augen gesehen, und ein neues Licht durchzieht die Luft.

Heller und kräftiger erglänzt die kleine Welt eiliger Leidenschaften. Die Marschallin wird zur alten Fürstin Resi, die einmal schön war und, nach ihrer Garderobe und Toilette zu urteilen, allmählich den Kreis der jugendlichen Passionen verläßt und in die gemächlicheren Gegenden der opferwilligen Freundschaft und Güte wandert. Herr Ochs bringt einen sonderbaren malerischen Reiz auf die Szene, als ihm der Rosenkavalier, der ihm seine Braut wegnimmt, noch dazu die Haut ritzt und er sein rotes Blut lassen muß, das zu sehen seine Mannesstärke nicht erträgt.

Und die Intrige führt uns weiter, zeigt uns einen Kneipenwirt, das Extrazimmer eines Vorstadtgasthauses, auf dessen Wände statt einer kurzen Liebesstunde ein Lebensschicksal Licht und Schatten wirft; die Wände haben schon allerlei vorher gesehen und sind nicht mehr erstaunt. Geheimnisvolle, schwarze Schleier umstricken den armen Herrn Ochs, spukhafte, aber handfeste Gesellen tauchen in faltigen Gewändern auf und verschwinden wieder unter dem Boden. Von süßem verliebtem Gezänk bis zur letzten Traurigkeit einer wehen Seele zuckt es hin und her. Im ganzen ist „ein Schwindeln, ein Ziehen, ein Sehnen und Drängen, ein Schmachten und Brennen". Es flackert hin und her. Lautes, Leises; leere Gesten und tiefe Empfindung; spanische Livreen und Wiener Bürgerkleid streifen aneinander. Noch allerlei wird in diese unruhige hell-dunkle Welt hineingespritzt, daß sie noch bunter und lustiger und beziehungsreicher wird. Diese Menschen verlangen viel, sehr viel von jedem Tag, und manchmal dürfen sie sogar glücklich sein, so wie „halt Männer das Glücklich-sein verstehen" und Frauen es ihnen — und sich selbst — schaffen können.

Eine Stimmung. Ein paar kolorierte Kupfer — mehr habe ich nicht. Bilder in Worten voll ausdrücken wollen, ist ein armes Geschäft. Poetengefühl kondensieren — wer weiß, ob er's

Gestalten d. Oper, v. Prof. Alfred Roller gezeichnet u. angekleidet.



Der Baron Ochs auf Lerchenau.



richtig trifft? Man sieht ja: Der Musiker hat den Dichter zu Hilfe gerufen, und beide hat der Künstler bei der Hand genommen und ein Stück weitergeführt; dann kam der Schneider, der Tapezierer, der penible Friseur und der Kapellmeister, der Regisseur, und noch der und jener sagte sein Teil. Und damit zum Schluß das Werk lebendig werde, braucht's doch noch eins, nämlich die Menschen, die unten sitzen. In den Logen und im Parkett. Sie müssen bereit sein, die Augen aufzureißen, sich von der Musik bewegen zu lassen, dem Werk sich hinzugeben.

Ist das alles geschehen, dann blasen wir die Lichter aus. Die Nerven glätten sich, das Bühnentürl wird hinter der letzten Figur — die farbigen Kleider hängen schon tot am Haken — geschlossen, und man atmet die Luft einer anderen Welt: Unserer eigenen Wirklichkeit, die auf ihre Art wohl ebenso bewegt und sonderbar ist, nur vielleicht nicht so liebenswürdig und leichtsinnig.

Unsere Bilder

Zum 27. Januar (Abb. S. 135). Dem diesjährigen Geburtstag Kaiser Wilhelms II. ist ein patriotisches Jubiläum von hoher Bedeutung vorausgegangen: der 40jährige Gedenktag der Kaiserproklamation von Versailles. An diesem Tag hat sich das deutsche Volk mit Dankbarkeit daran erinnert, daß mehr als die Hälfte jener 40 Jahre unter der Regierung Wilhelms II. verflossen sind. Der Kaiser, der am 27. Januar sein 52. Lebensjahr vollendet hat, trägt die deutsche Krone nun schon seit fast 23 Jahren, und das mächtige Blühen und prächtige Gedeihen der deutschen Lande seit der Reichsgründung ist zum großen Teil ein Werk des dritten Kaisers.

Die Kronprinzessin in Aegypten (Abb. S. 136). Die Frau Kronprinzessin hat nach längerem Aufenthalt in Assuan den Sudan wieder verlassen und ist nach Oberägypten zurückgekehrt, um dort noch einige Tage zu verbringen und die Denkmäler der altägyptischen Kultur näher kennen zu lernen. Unter der sachkundigen Führung des deutschen Aegyptologen Prof. Borchardt besuchte sie die großartigen Tempelanlagen von Karnak.

Die große Defiliercour am Kaiserhof (Abb. S. 137). Nun ist der große Tag wieder vorbei, der für die Berliner Hofgesellschaft stets ein freudiges, aber auch von langer Erwartung angekündigtes Ereignis bedeutet: die Defiliercour für das diplomatische Korps, die inländischen Damen und die Herren vom Zivil, die alljährlich von den Majestäten im Rittersaal des Königlichen Schlosses abgehalten wird. Die jungen Damen, die bei dieser Gelegenheit zum erstenmal bei Hofe erscheinen, sehen der Defiliercour mit einigem Herzklopfen entgegen. Die junge Debütantin wird durch ein Spalier von Pagen zum Thron geführt. Dort nennt die Oberhofmeisterin den Namen der Dame, und dann kommt der große Moment des Hofknickses, der mit der langen Courschleppe wirklich nicht leicht ist.

Die Tragödie des Unterseeboots „U 3“ (Abb. S. 138). Am 40. Jahrestag der Reichsgründung hat ein schrecklicher Unfall in der deutschen Marine allgemeine Trauer erregt. Das Unterseeboot „U 3“ sank infolge des Versagens eines Schiebers im Kieler Hafen unter. Der Kommandant des Unterseebootes Kapitänleutnant Ludwig Fischer, der Leutnant zur See Kalbe und der Rudergänger Matrose Rieper opferten sich für ihre Kameraden auf. Sie blieben im Kommandoturm und bewerkstelligten die Tiefstellung des gesunkenen Bootes. Man konnte dann die im vorderen Raum eingeschlossenen 26 Mann und 2 Offiziere durch das Torpedolancierrohr retten, der Kommandant, der Wachoffizier und der Rudergänger aber waren tot, als es endlich gelang, das Unterseeboot völlig zu heben. Die geretteten Mannschaften erholten sich bald von der ausgestandenen Aufregung. Die drei Märtyrer ihrer Seemannspflicht aber hat man dieser Tage unter allgemeiner Teilnahme zu Grabe getragen.

Der erste Aufstieg des Siemens-Schuckert-Luftschiffes (Abb. S. 136). Unsere Luftflotte ist wieder durch einen neuen Lenkballon verstärkt worden. Die Siemens-Schuckert-Gesellschaft hat einen Luftkreuzer von riesigen Dimensionen gebaut und damit die ersten Probefahrten vollführen lassen. Am 23. Januar verließ der Ballon zum erstenmal seine drehbare Halle in Biesdorf bei Berlin. Der neue „Segler der Lüfte“ ist volle 120 Meter lang. Unter dem Riesenleib befinden sich drei Gondeln, von denen zwei je 3 Propeller enthalten, die dritte aber von den Luftschiffern benutzt wird. Die ersten Fahrten des Ungetüms fielen durchweg befriedigend aus.

Der neue Chef des ostasiatischen Kreuzergeschwaders (Abb. S. 142) Konteradmiral von Krosigk war bisher als Zweiter Admiral des ersten Geschwaders verwendet worden. Herr v. Krosigk gehört der Marine seit dem Jahr 1877 an. Als Kapitän zur See war er Kommandant des Linienschiffs „Deutschland“, des Flaggschiffs der Hochseeflotte. Im April 1909 wurde er zum Konteradmiral befördert.

Die Winterausstellung der Akademie der Künste in Berlin (Abb. S. 142) enthält eine Fülle bedeutender Arbeiten deutscher und ausländischer Meister. Vor allem fallen diesmal plastische und graphische Kunstwerke auf. Der bekannte englische Meister Frank Brangwyn hat zwei ganze Säle mit ergreifenden Blättern gefüllt, auf denen das Leben moderner Großstädte kraftvoll und realistisch, dabei aber voll Phantasie und Poesie dargestellt ist. Unter den ausgestellten Skulpturen soll diesmal der „Christophorus“ genannt werden, den Prof. Max Baumbach geschaffen hat. Die Gestalt des riesigen Greises, der die schwere Last des Christusknaben trägt, ist ganz im Sinn der alten frommen Legende aufgefaßt.

In Chamonix (Abb. S. 142) hat ein großes sportliches Turnier stattgefunden. Mannschaften aus aller Welt kämpften um die Meisterschaft im Eishockey, dem modernsten aller Wintersports. Ueberall, wo internationale Wintersportmeetings abgehalten werden, bleiben Nordländer Meister. Sie haben das blanke Eis, die unendliche Schneebahn länger zur Verfügung als die Vertreter der anderen Nationen und sind daher geübter als ihre Konkurrenten. So siegte auch in Chamonix eine nordländische Mannschaft, bestehend aus kanadischen Studenten der Oxforder Universität, über alle Mitbewerber.

Todesfälle (Abb. S. 142). Der Typhus hat in Hongkong einen der bewährtesten Flaggoffiziere unserer Marine hinweggerafft. Konteradmiral Gühler, der Führer des ostasiatischen Kreuzergeschwaders, gehörte der Flotte schon seit dem Jahr 1876 an. Er hat so ziemlich in aller Welt seinem Vaterland gedient. Sein Kommando im Osten hat er nur ein Jahr innegehabt. — Kaum 41 Jahre alt ist Staatsanwalt a. D. Dr. Müller gestorben, einer der bekanntesten Vertreter der preußischen Staatsanwaltschaft. Er hat seinerzeit im ersten Kwilecki-Prozeß viel von sich reden gemacht, als er zuerst die Behauptung verfocht, daß der vielumstrittene Knabe das Kind der Bahnwärtersfrau Meyer, nicht des Grafen Kwilecki sei. Die oberste Instanz hat seinem glänzenden Plädoyer recht gegeben.

Es wird uns mitgeteilt, daß die Sieger im Brockenlauf, deren Bilder wir in voriger Nummer anläßlich des Sportfestes in Braunlage veröffentlichten, nicht dem Infanterieregiment Nr. 165, sondern dem Skikommando des 10. Hannoverschen Jägerbataillons angehörten. Führer der ersten siegenden Patrouille war der Gefreite Pfennig.

Die Toten der Woche

Dr. Funke, österreichischer Reichsratsabgeordneter, † in Leitmeritz (Böhmen) am 24. Januar im Alter von 80 Jahren.

Konteradmiral Gühler, Chef des deutschen Kreuzergeschwaders in Ostasien, † in Hongkong am 20. Januar (Portr. S. 142).

Professor Hubert v. Heyden, bekannter Tiermaler, † in München im Alter von 41 Jahren.

Prof. Dr. Ludwig v. Jazdewski, Landtagsabgeordneter, Führer der Polen, † in Berlin am 23. Januar im Alter von 72 Jahren.

Stadtrat Dr. Emil Münsterberg, Leiter des Berliner Armenwesens, † in Berlin am 25. Januar im Alter von 55 Jahren.

Siegfried Samosch, bekannter Schriftsteller, † in Berlin am 18. Januar im Alter von 65 Jahren.



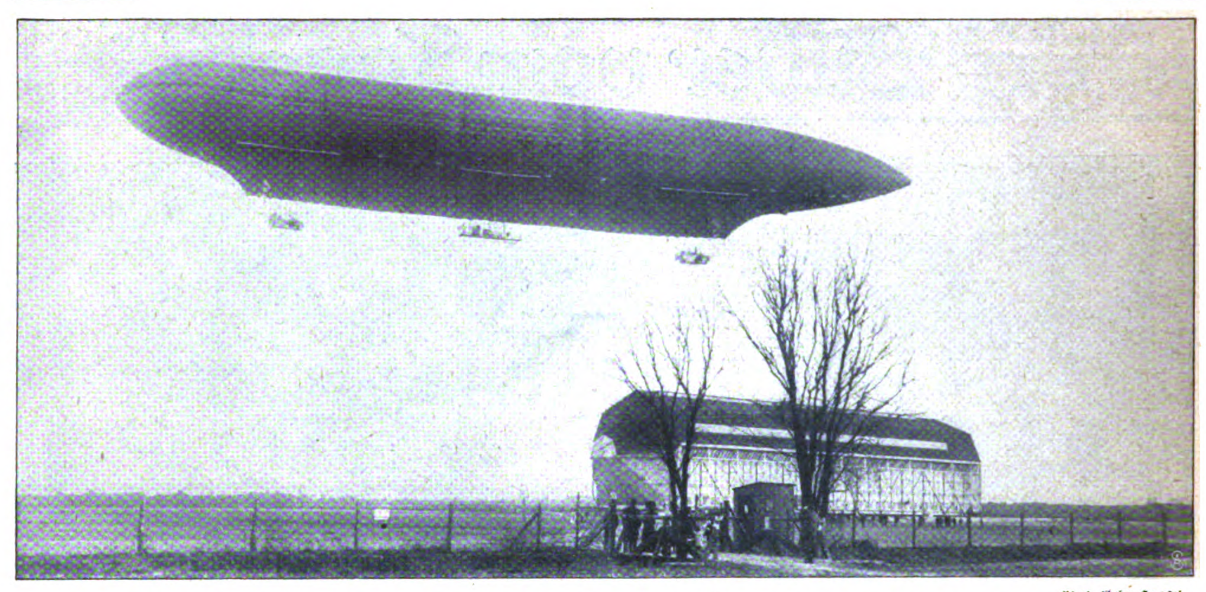
Bilder vom Tage

Hofphot. T. H. Voigt, Frankfurt a. M. und Homburg v. d. Höhe.

Kaiser Wilhelm II. — Neuste photographische Aufnahme.

Zum 27. Januar.



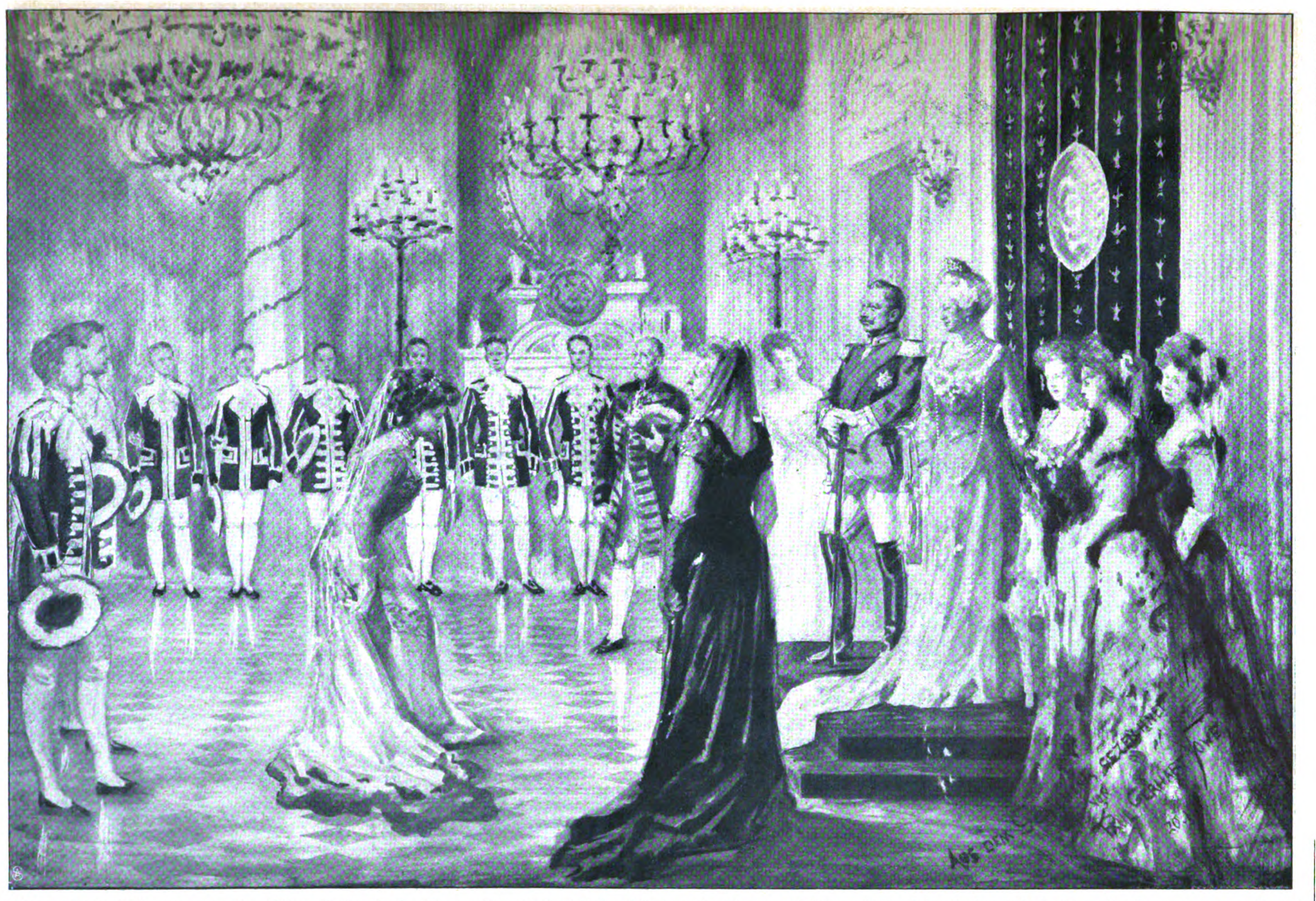


Phot. Gebr. Haeckel

Der erste Aufstieg des Riesenluftkreuzers der Siemens-Schuckert-Werke von der Ballonhalle in Biesdorf aus.
Ein aeronautisches Ereignis in Berlin.

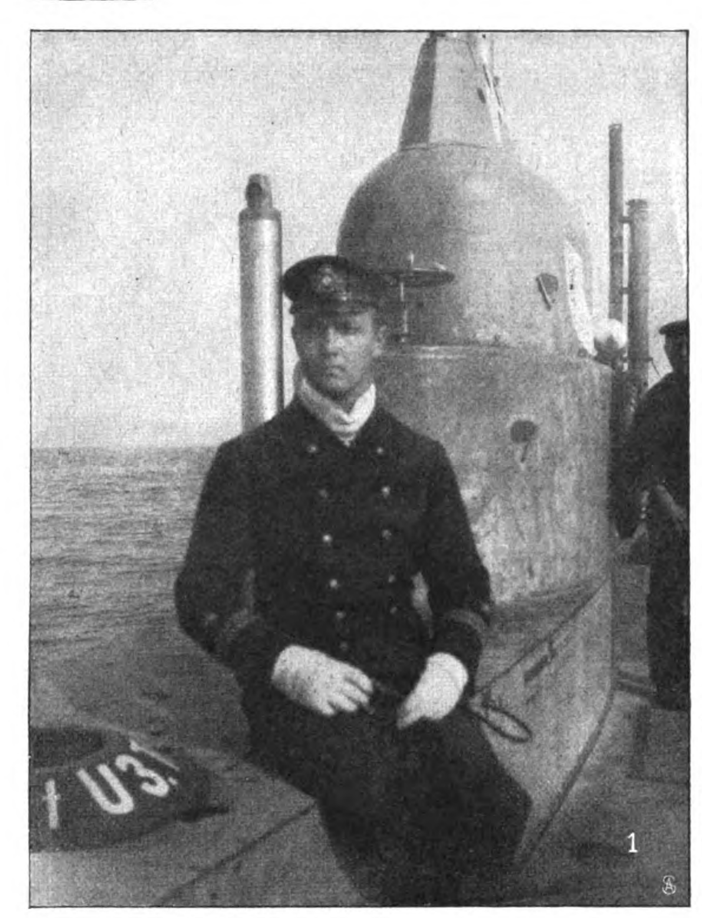
Phot. Record Preß.

Die Kronprinzessin in Aegypten: Besichtigung des Tempels von Karnak unter Führung des Aegyptologen Prof. Borchardt



Die große Defiliercour am deutschen Kaiserhof: Eine erstmals bei Hof erscheinende Dame wird durch die Oberhofmeisterin dem Kaiserpaar vorgestellt.

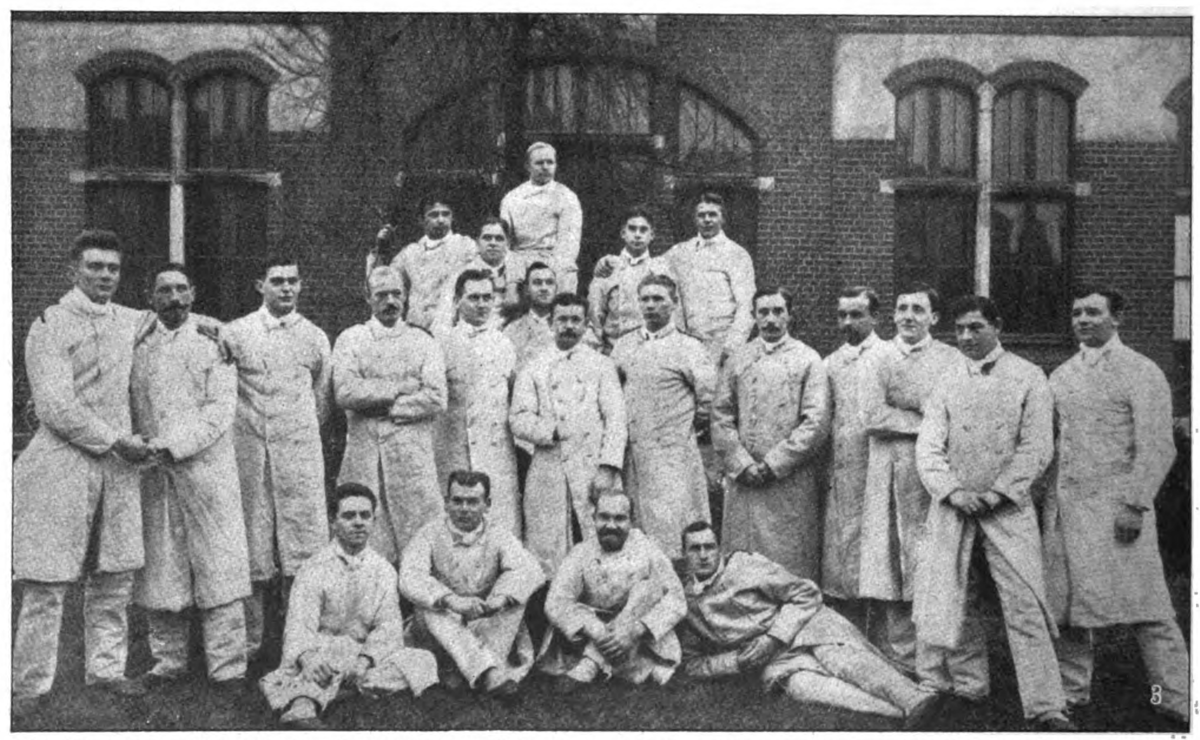
Nach dem Aquarell von Porträtmaler Paul Gerhart Bowe.





Die Helden des Unterseeboots „U 3“.

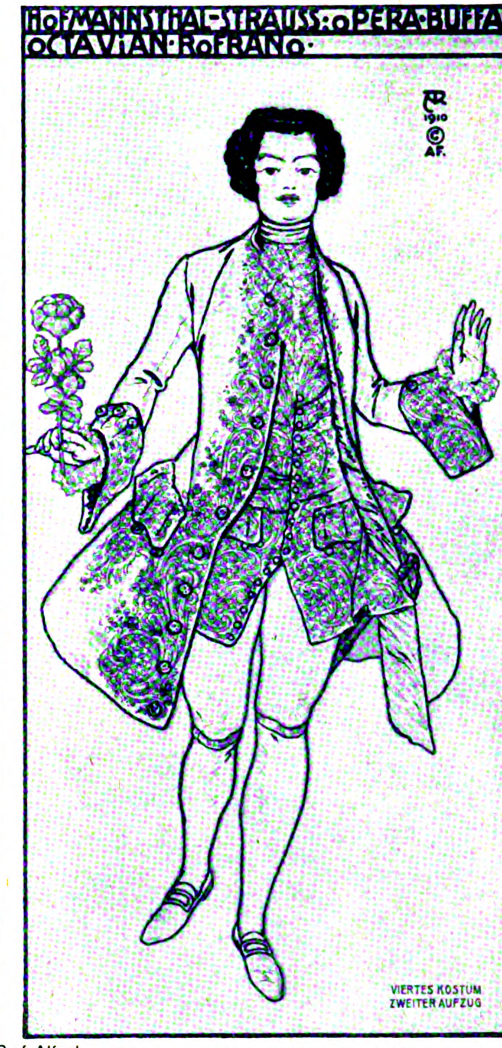
1. Kapitänltn. Ludwig Fischer †, der Kommandant des „U 3“.
2. Rudergänger Rieper † – Hofphot. Kloppmann.
3. Die Geretteten des „U 3“ nach der Katastrophe, vor dem Lazarett in Kiel. – Phot. Renard.



Von links nach rechts: Untere Reihe (sitzend): Oberheizer Rüder, Oberheizer Zetschek, Maschinistenmatrose Koch, Maschinistenmatrose Franke. Mittlere Reihe: Bootsmannsmaat Heinrich, Bootsmannsmaat Nottrodt, Bootsmannsmatrose Pickardt, Bootsmannsmaat Godan, Obermaschinistenmaat Sievers, Obermaschinistenmaat Karge, Maschinistenmaat Andersen, Maschinistenmaat Schnauer, Matrose Zimmermann, Oberanwärter Jacob, Oberheizer Pyritz, Maschinistenmaat Kleinlanghorst. Obere Reihe: Heizer Brett, Bootsmannsmaat Schäfer, Maschinistenmaat Pirrmann, Obermaschinistenmatr. Meyer, Heizer Engelke, Obermtr. Gläser.

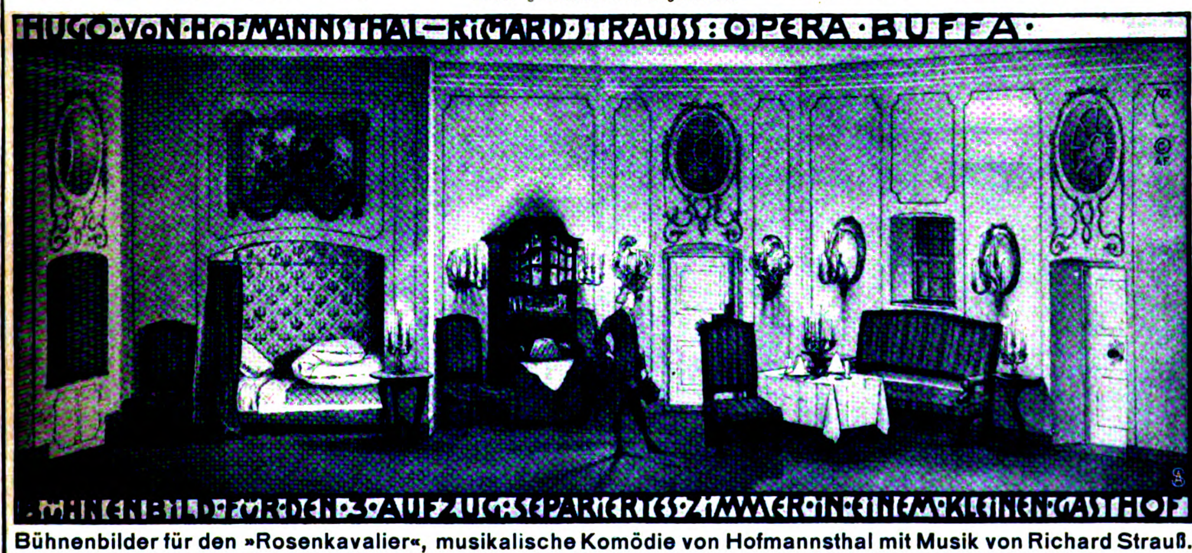


Sophie von Faninal.



Octavian als »Rosenkavalier«.

Gestalten der Oper, von Prof. Alfred Roller gezeichnet und angekleidet.



Bühnenbilder für den »Rosenkavalier«, musikalische Komödie von Hofmannsthal mit Musik von Richard Strauß.

Zur Uraufführung der neuen Straußschen Oper im Königlichen Opernhaus in Dresden.



Octavian als Zofe Mariandl.

Der Neger mit dem Hut des Rosenkavaliers.

Gestalten der Oper, von Prof. Alfred Roller gezeichnet und angekleidet.

Annina, die schlaue Italienerin.

Richard Strauß, der Komponist.

Hugo von Hofmannsthal, der Dichter.

Ein Lakai des Rosenkavaliers.

Octavian im Boudoir der Marschallin.

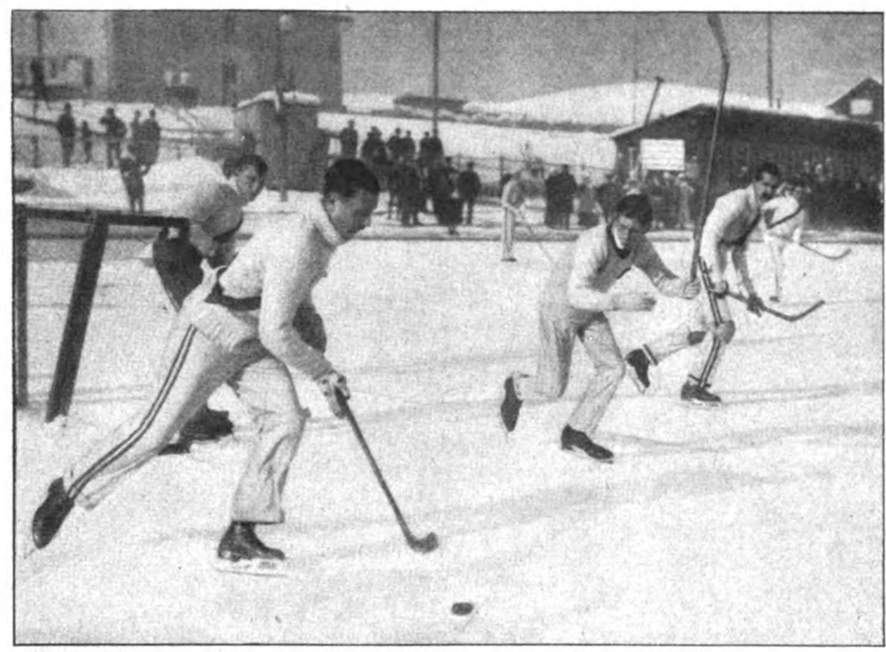
Zur Uraufführung des »Rosenkavalier« im Königlichen Opernhaus zu Dresden.



Szene aus dem ersten Akt: Der Rosenkavalier (Frl. von der Osten) und die Marschallin (Frl. Siems).

Von der Uraufführung des Straußschen «Rosenkavaliers» im Kgl. Opernhaus zu Dresden.

Spezialaufnahme für die „Woche“.



Ein aufregender Augenblick während des Eishockeyturniers. Phot. Wißmann.
Wintersport in Chamonix.



Staatsanwalt a. D. Dr. Müller †
zeichnete sich im Kwilecki-Prozeß aus



Hofphot. Urbahns.

Konteradmiral Gühler †
Chef des ostasiatischen Kreuzergeschwaders.

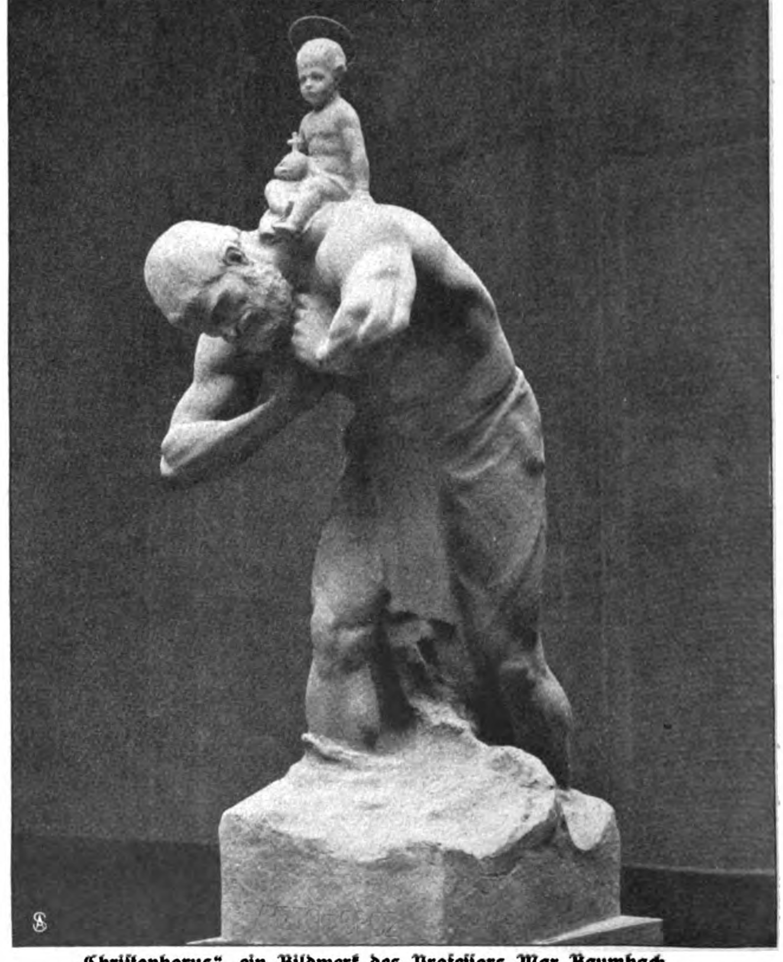


Phot. E. O. von Dühren.

Konteradmiral v. Krosigk,
der neue Chef des Kreuzergeschwaders.



Frank Brangwyn,
der bekannte englische Künstler, stellt als Gast seine graphischen Arbeiten in der Berliner Akademie aus.



„Christophorus", ein Bildwerk des Professors Max Baumbach.
Von der Winterausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin.



Die schöne Melusine.

Roman von

Viktor v. Kohlenegg.

11. Fortsetzung.

Der alte Demuth erkundigte sich nach Melusinens Vater, der einer Erkältung halber daheim geblieben war; es war anfangs nicht so schlimm gewesen; der Pianist, der von Melusine über die Stimmung im Hause Demuth unterrichtet war, und der auch mit Oskar eine kurze, scharfe Aussprache gehabt hatte, wobei der Doktor ruhig und verständig vermittelte, der Pianist hatte plötzlich keine Lust mehr dazu verspürt, obwohl er sich schon Wäsche und Rock durch die Heyl hatte herauslegen lassen: er hatte Halsschmerzen, und die nahmen zu, Kopfweh, Fieber, wahrscheinlich war eine Grippe im Anzug; er war stets überängstlich und vorsichtig, sah bei jeder Unpäßlichkeit das Schlimmste voraus — diesmal kam ihm der Zwischenfall zupaß und begründete seine Unlust; und so verschob er es mit leidlichem Gewissen auf ein andermal. Der Rat schien im ersten Augenblick über dieses Fernbleiben verschnupft. Was fiel dem Mann ein? Erkältet? Wenn er ihm sein Haus öffnete.... Glaubte der Mann, daß es i h m Spaß machte, und daß er auf ihr Erscheinen nur wartete? Unmanierlich und rücksichtslos. Da hatte man sie schon... in nuce...! Er fragte dann nach Herrn Donats Tun und früherem Wirken, immer mit dem gleichen anmaßlich und hier und da skeptisch gefärbten Ton, so daß es Tante Jüly zu viel wurde. Die kleine Dame wurde unruhig, ein Hm folgte dem andern, und dann schnitt sie den kalten, drahtharten Faden des Schwagers glatt durch, bewegte die Lider und sprach von anderen Dingen. Das, was Oskar mit einer gelegentlichen scherzhaften Wendung und behaglichen Ablenkung nicht recht gelungen war, glückte ihr sofort, denn der Papa mußte gewärtig sein, daß die resolute Dame, die er wie alle anderen respektierte, ihm kühl und derb sagte: „Kuno, wir sind hier nicht auf der Polizeiwache! Wir wollen auch 'n Mund voll reden!"

Schwester Emmi war schon den ganzen Tag über aufgeregt gewesen und auch noch bei Tisch befangen, wobei sie natürlich in ihren Gedanken am meisten mit ihrer eigenen Person und deren Stellung und Wirkung bei dieser ganzen Affäre beschäftigt war.

Sie wollte dann, wenn sie aufgestanden waren, Melusine ihr Zimmer zeigen. Sie wollte sie einen Augenblick für sich haben; man mußte sich doch näherkommen, wenn sie auch schon durch Oskars Vermittlung Schwesternschaft gemacht hatten. Alle anderen siezten sich noch. Der Papa war schwierig und gefiel sich wohl obendrein in diesem noblen Zeremoniell. Tante Jüly nannte sie mit Vornamen.

Melusine war sehr herzlich zu Emmi gewesen; sie hatten sich geküßt und waren Arm in Arm im Zimmer gegangen. Und dann war Emmi noch am selben Abend beinah eifersüchtig geworden, wenn sie sich auch den andern und vor allem Oskar widmete. Emmi sprach schließlich auch vor dem Papa, als sie wieder allein waren, in hohen Tönen davon, rühmte sie, wobei sie nach ihrer Art stark unterstrich, während die Hummel geschäftig und schweigsam ab und zu ging. Wie wundervoll der glatte goldene Ring ihrer Hand stünde... sie trüge keinen andern Schmuck an dieser Hand, überhaupt entzückend und vornehm! Der Papa sah die Tochter spöttisch an, drehte sich kurz um und sagte: „Kindskopf!"

„Das bin ich nicht!" sagte sie böse und warf den Kopf auf.

„Geh zu Bett. Es ist spät. Gute Nacht, mein Kind."

Emmi hatte fast Tränen in den Augen. Aber dann raffte sie sich auf und ging neu belebt zur Hummel hinaus.

„Nun, gute Hummel? Was sagen Sie? Wie gefällt Ihnen Me—, wie gefällt Ihnen meine Schwägerin?" fragte sie mit vollkommen gleichmütiger Betonung des Wortes.

„Gut, Fräulein Emmichen. Sehr gut. Er kann Staat mit machen. Sehen Sie mal, Emmichen — wieder eins von den guten Gläsern. Und nich mal beim Anstoßen drin. Nee, hier draußen — Gott, diese Frauensbilder."

„Staat, Hummeln? Ja, das kann er natürlich. Ich bin außerordentlich befriedigt."

„Herr Doktor is es auch. Er hat kaum was gegessen, nich mal von dem Trüffelpüree."

„Wenn einem das Herz voll ist, gute, alte Hummel. Sie waren doch auch mal verheiratet und verliebt; ich meine, man sollte das nie vergessen und den Alltag über sich nicht Herr werden lassen."

Die Hummel lachte bei ihren Gläsern und Schüsseln. „Gott, Emmichen, Sie sind jung."

„Was heißt das? Gefällt Ihnen etwas nicht? Ich möchte Ihnen nicht raten...."

„Sie gefällt mir schon. Wem sollte sie nicht gefallen. Abers..."

„Aber?"

„Es war man 'n bißken still, Emmichen. Papa hat ja ein paar Worte geredet, gerade als ich draußen war; was ich auch nicht richtig finde, muß ich woll sagen. Un es war eigentlich gar nich wie Verlobung, un war ja schließlich auch keine. Was? Und die richtige kommt erst noch. Na, denn is es auch wieder richtig. Und sehn Sie bloß, Emmichen, die große Bratenplatte haben sie auch angestoßen... da soll doch gleich das Donnerwetter..."

„Schämen Sie sich, Frau Hummel. Glück und Glas.... An solchen Tagen ist es egal, wollt ich sagen, und höchstens ein gutes Zeichen. Sie sollten überhaupt



nicht so reden, find ich. Immer bloß brummen und empfindlich tun."

„Gott, Emmichen", und die Hummel lachte wieder. Aber Emmi ging rasch und beleidigt und sich kurz und trocken räuspernd hinaus.

Tante Jüly, die mit einem der Mädchen davongestapft war, dabei den großen Schirm, der ihr fast bis zur Brust reichte, wie einen Schulzenstab aufstoßend, war ebenfalls in Gedanken. Sie brummte beinah wie Tante Tinchen. Und dann schüttelte sie den großen Kopf, daß das Mädchen sie erschreckt ansah. „Sie verstellt sich. Sie tut mir zu sanft. Sie geht nicht aus sich heraus. Es war alles wie Komödie. Aber is sie schuld? Nein. Kann man nicht sagen. Oskar auch nich. Was sollt' er machen? Er war sogar s e h r gut, der liebe Junge. Hm—m—!— Der Alte ist ein Ekel. Und ich selbst bin auch 'ne Schaute. Hm —." Und der Schirm tippte energisch auf die Steinplatten. — —

Man wünschte vorläufig nicht, von den paar Freunden eingeladen zu werden. Man hatte ja auch Meinhard nicht gebeten gehabt; war ganz in Familie geblieben.

Melusine spielte bei diesem Wunsch nicht eigentlich auf das zurückliegende Souper im „diesseitigen Hause" an. Sie versuchte und vermochte darüber zu lächeln. Es war auch sonst nur zu viel Unruhe und Spannung in ihr. Dumpfheit, wechselnde Erstarrung und Unlust. Vielleicht war gerade das Gefesseltsein an diese neue und andere Welt und Zukunft, mit der sie sich nun so nahe berührte, so daß sie deren Einfluß schon ernstlich empfand, mit schuld daran und Oskars sichere Hoffnung und ihr eigener, mitunter heftig schwankender und dann doch wieder höchst zweifelvoller und beinah abweisender Gedanke, der Bühne Valet zu sagen....

Dann, wie es so oft geht, gerade wenn man glaubt, auf irgendeinem Gipfelchen des Lebens, bei einem Ziel angelangt zu sein, bald nach jenem Abend im Demuthschen Hause, trat etwas ein — trat wieder ein Neues in ihr Leben, das freilich schon länger dahinter gestanden und sie beschäftigt hatte, und das nun alles abermals sacht zurückschob und das bereits Gewonnene wesenloser machte, allem ein neues Gesicht gab und sie noch mehr bewegte.

Es war, und Oskar wußte darum, mit kaum merklicher Vorbereitung zu ihr gekommen. Sie hatte eines Tages vor Wochen, noch vor ihrem ersten Besuch bei Tante Jüly Grote in der Stralauer Straße, durch ein paar Zeilen davon erfahren, und hatte sich durchaus nicht viel dabei gedacht, sondern nur Unlust gespürt wie vor einer nutzlosen neuen Anspannung und Vergeudung ihrer Kräfte. Sie hätte am liebsten entschieden abgeschrieben, postwendend, in einem Widerstreben vor der Arbeit und Aufregung, vor dem ganzen Lärm, in den es sie hineinziehen mußte. Nein, nichts mehr davon. Aber eine unerklärbare Lässigkeit, in der es doch wie Neugierde oder Vorwissen spukte, hatte sie davon abgehalten und sie weitertreiben lassen; und fast mit jedem Tage, zuweilen mit jeder Stunde war die Spannung und Erwartung in ihr gewachsen....

Dann aber, nach wiederum einiger Zeit, als die Dinge bestimmtere Gestalt anzunehmen begannen, war sie sich erst recht rätselhaft gewesen. Sie hatte allmählich und immer wieder das Gefühl, als wenn alles so hätte kommen m ü s s e n; als verbände ein geheimnisvoll lebendiger Faden die Gegenwart mit der Vergangenheit, als wenn sie nur in der Dumpfheit der Schwäche und Unwissenheit darauf gewartet hätte, über alles andere hin; und nun war es plötzlich da und glitt und sprang in sie hinein und aus ihr heraus, aufrührend und stark und lind und süß.... Sie konnte es nicht anders erklären. Sie ahnte und wußte nur, daß alles in unfaßbar feiner, unwiderstehlicher Folge geschah oder geschehen mußte. Sie konnte auch Oskar nur wenig davon sagen, so heiß und innig ihr Herz an ihm hing, gerade jetzt, jetzt noch mehr und freudiger und banger als früher; denn gerade von diesem Neuen kam eine so verjüngende und erregende Frische und Luft in ihr ganzes Leben....

Aber auch das blieb nicht so. Sie stak förmlich in einem stündlichen Wachsen und Sichwandeln, in einem fast tropischen Reifen. Und da war sie nun auch über Tags oft recht ungleich gegen Oskar, kalt und heiß. Zärtlich und fremd. In zitternder Ekstase und in lastender, müder Mutlosigkeit, daß ihm das Herz bange wurde und er zuweilen ihre Hand hielt mit dem Gefühl, als sei sie ihm eine Fremde, oder als würde sie ihm eine Fremde in unmerklicher Wandlung. Und sie fühlte es mitunter selbst so. — —

Nur in der Stralauer Straße erschienen sie eines Sonntags zu Tisch. Der Papa hatte vorher abgelehnt. Seine Diät hatte er sagen lassen ... Tante Tinchen aber war in Wahrheit seinem Magen wohl zu schwer!

Indessen Melusine war still und blaß. Sie litt förmlich an innerem Frost, so daß Oskar in Sorge um ihre Gesundheit war. „Du machst dich krank. So wichtig ist es nicht!"

„Wichtig? Der Satz ist so falsch; gar nicht zu gebrauchen. Es ist wohl das einzige —"

„Melusine!"

„Ja. Versteh mich doch recht. Im Augenblick — und — immer wieder...."

Sie war angegriffen. Sie hatte so viele Proben. Schon früh am Morgen ging sie fort und kam oft ausgehungert mit brennenden Augen am Spätnachmittag heim. Es wurden vier Sachen auf einmal vorbereitet. Es war ein Gast da, da unten im Ostend-Theater... eine Sensation, jedenfalls eine große Merkwürdigkeit, die Geld, elendes und viel Geld bringen sollte. Denn der Gast brauchte es.

Tante Tinchen war ganz Ohr. „Kränzlin?" Ja, sie hatte ihn schon mal gesehen... er war verfemt, ausgestoßen und zigeunerte so herum. „Da muß ich hin, Melusinchen! Da muß ich hin! Ein Zappelfritzel Schicke mir Billette, mein Kind. Ich bezahl sie natürlich!" Sie duzte festeweg. Sie schien nun überhaupt und am allerersten mit Melusine einverstanden, gerade weil es die andern nicht recht schienen oder doch so taten. Nu gerade! Viel zu schade für den Duckmäuser Oskar! Und seinem Alten hätte sie was viel Schlimmeres ins Haus gewünscht. Sie liebte das Theater und forschte abermals neugierig und rücksichts-



los an Melusine herum, und dabei neckte und stichelte sie Oskar derb.

Aber Melusine blieb still und zerstreut. Ihre Hände trieben oft ein nervös ungeduldiges Spiel. Und plötzlich, man hatte kaum den Kaffee genommen, erhob sie sich mit einem raschen Entschluß. „Verzeihen Sie, gnädige Frau", sagte sie offen und mit einem Mal rückfällig formell, als dränge alles in ihr zum Widerspruch und zur Abwehr, daß es befremdend und fast peinlich berührte. „Ich kann nicht mehr. Ich bin sehr müde. Verzeihen Sie mir." Und dann ging sie.

Oskar war im ersten Augenblick verstimmt, und Emmi war fast erschrocken. So eigentümlich und abweisend war ihr Melusine noch nie erschienen. Was hatte sie bloß? Das war ja geradezu beängstigend.

Tinchen summte und trommelte vergnügt.

„Is nich so leicht, mein Sohn Oskar. Sie is überhaupt zu schade für euch. Für deinen Alten schon ganz gewiß. Adiö, Melusinchen. Komm bald mal wieder, mein Kind. Und vergiß die Billetters nich, sonst bin ich höllisch böse. Diöchen, Oskar. Gib Tanten 'ne Patsche."

„Wir werden die Karten selbst besorgen", sagte Tante Jüly kurz und verweisend und ging den andern nach.

„Es tut mir leid, Melusine."

„Ja. Es ist jetzt harte Zeit."

„Du übernimmst dich."

„Es ist ein Anfang ... vielleicht." Melusine lächelte.

Sie war fertig. Und da hob sich die kleine Tante Jüly auf die Fußspitzen, hob den Kopf. „Gib mir 'n Kuß, Kind. So. Aber du wutschst uns davon. Leb wohl, komm bald wieder. Und rabatze nicht zu sehr. Denk auch an den da. Es kommt alles zurecht." Es klang mütterlich, und sie streichelte die schöne Hand des Mädchens. Melusine empfand im Augenblick, daß sie wohl auch hier gesiegt habe, vielleicht gerade durch die inbrünstige Echtheit und unruhige Insichgekehrtheit und heiße Qual ihres jetzigen Lebens, und war fast bewegt davon. Aber dann kamen wieder die anderen Gedanken, hastig wie ein Schwarm Vögel. Morgen ... übermorgen.... Sie war nicht mehr sie selbst. In nichts. Es war eine andere in ihr. Es war zum Lachen und Weinen. Und sie nickte rasch und mit einem Lächeln.

„Danke, Tante Jüly. Du bist so gut!" Dann nahm sie Oskars Arm und küßte Emmi, die noch blieb, weil man „vergessen" hatte, sie zum Mitgehn aufzufordern.

* * *

Als Doktor Demuth zum erstenmal von Kränzlin in diesen Zusammenhängen hörte, dachte er in einer persiflierenden Laune, daß ihm der Mann vielleicht gefährlich werden könnte. Es war natürlich ein unbeherrschtes Gedankenspiel, denn auch er wurde nervös in dieser Zeit, es wurde ihm einiges zugemutet; und er ging gleich darauf beschämt und verächtlich über die Sache weg. Es war geschmacklos. Jener Mensch war gelb wie eine Zitrone, gelenkig wie ein Affe und ebenso häßlich; überdies keine Dreißig. Keines Wortes wert. Und wenn Oskar später mit einem schmerzlichen Lächeln gerade an diese nicht unwichtige Zeit zurückdachte, und das geschah öfter, als er sich selbst eingestehen mochte, dann erkannte er mit Genugtuung, wie fein und richtig er die Geliebte beurteilt hatte.

Er sorgte sich um Melusine und um die geheimnisvolle Macht, die seit einigen Wochen sich allmählich und unwiderstehlich sich ihrer bemeisterte. Nein, nicht mit einem Mal; es geschah gleichsam ruckweise, bald mit einem Raubtiersprung, der sie erschütterte und erschreckte, bald zögernd und lauernd, bald schmeichelnd und süß und selig überwindend.

Mitunter sprach sie sich aus, überströmend vor Glück und Bangen, mit schillernden Worten, die sie nicht suchte, die wie das Leben selbst aus ihr tönten; rasch, als gäbe es nichts anderes in der Welt als das, von dem sie sprach; naiv hingerissen, oft hastig bewegt, mit den Superlativen und Wendungen eines Kindes, als wollte sie dabei in die Hände klatschen.... Zuweilen war ihr in der Tat selbst so, als hätte sie es eben getan.

Zu andern Zeiten aber war sie still, von einer fast mimosenhaften Verschlossenheit, hinter der sie grübelte in Dumpfheit und unerträglicher, erschöpfender Spannung.

Dann war kaum etwas aus ihr herauszubringen — nichts als ein Ja und Nein und ich weiß nicht; als ein Seufzen, ein innerliches Sichwinden und Abwenden und eine müde und in ihrer Müdigkeit hingegebene Zärtlichkeit, die aber auch jäh sich verwandelte zu einer sinnlich heißen Inbrunst, als flehe es plötzlich aus ihrer leidenschaftlichen Umarmung, aus der Bewegung ihres Busens an seiner Brust, aus ihrem pressenden Kuß: nimm mich! Halt mich! Führe mich fort — fort — irgendwohin, nur fort und zu dir! —

Sie war in der Tat oft nicht mehr sie selbst.

Sie war wie krank. Die Gleichgewichtslage ihres Gefühls zeigte eine ganz unerhörte Labilität. Sie war kalt und warm von einem Platz zum andern, heiter und voll niederziehender Schwermut. Immerdar beschäftigte sie etwas, über das sie grübelte, oder das ihre Ruhe und Passivität mit verschwiegener Selbsttätigkeit erfüllte, das in ihr reifte und wuchs, fast wie der Körper eines Kindes. Es war ein Zustand, der an Hysterie heranreichte. Ihre schönen Hände waren eiskalt und dann wieder fiebrisch heiß.

Dabei zeigte sie vor Fremden oder ihr Gleichgültigen ihre alte, scheinbar hoffärtige Miene, die zu ihren sprechenden Augen freilich niemals paßte. Es war eine Reserve, die an Menschenscheu grenzte. Sie fürchtete jetzt überempfindsam jede Berührung mit andern, ihr Gesicht verzog sich, ihre weichen, stolzen Schultern bogen sich in Abwehr vor, als kröche sie in sich zusammen — laßt mich, meine Haut ist wund, jedes Wort, jeder Blick, der mich trifft, brennt mich.

So schloß sie sich ab. Aber dann — mit einem Mal — sprang wieder ein Heißhunger nach Zerstreuungen in ihr auf, sie möchte sich in Leben und Trubel, in Lärm, Lust und Betäubung stürzen; sie machte blitzschnell Pläne, genoß im Geist prüfend dies und jenes Vergnügen ... Oper, Musik, Theater, Zirkus, Varieté ... alles schal, nichtig, grau, und sie hing sich an Oskars Mund und verging unter seinen Küssen, oder sie lief zu ihm oder zitierte ihn durch einen Boten. Aber



wenn er dann kam, war mitunter auch diese Welle schon verrauscht, und sie lächelte blaß und verlegen und preßte die kalten Hände zusammen. „Verzeih, Schatz, ich hatte solche Unruhe und solche Lust!" — Wenn er sie dann überredete, dann blitzte es wieder auf, und sie machte sich rasch und still entschlossen fertig, aufatmend unter dieser Geschäftigkeit, alles, was sie bedrückte, vergessend, daß sie gesund und harmlos wurde wie ein Alltagsmensch; und dann trieben sie einem bunten, lustigen Zirkus zu, mit grellen Trikots, mit kreischenden Flittern, nackten Schultern und geschminkten Wangen, mit Geschrei und mit beizender, dampfender, von Parfüm und Behagen dünstender Trivialität. Sie saß gemächlich lächelnd in der Loge, nahm, in glücklicher Mattigkeit atmend, Oskars Hand und genoß alles, wie niedergefallen von einem Stern, entflohen einer Welt der Unruhe, des Aufschwungs und der Pein. Und zuletzt trank sie Sekt, trank — trank — daß Oskar besorgt ihre Hand ergriff und sie mahnte: „Liebling."

„Laß. Es kühlt und wärmt zugleich. Es ist himmlisch."

Sie hatte Angst. Es war zweifellos wahnsinnige Angst. Die war wohl durch die jahrelange Hemmung bei der strotzenden Vollreife ihrer Natur in ihr aufgespeichert. Aber sie wollte zudem wie mit einem Tigersprung zu sich selbst kommen und zum alles überwindenden Erfolg, und so trat die Hast wieder zu diesem all ihr Wesen innig entzündenden Feuer, das die Proben und das Gegenspiel jenes Mannes mit seiner hart und wild auf sie eindringenden und sie aufschmeichelnden Kraft in ihr entfacht hatte; ein hastiger, lechzender Wille, der oft noch zu bewußt zugriff und das Fließende, Schillernde, Lebende dann wieder zusammenballte.... Oh, wenn man voll Ruhe, voll zärtlicher Gelassenheit in allem Sturm sein vermöchte Das war das Richtige, das einzige — das, nur das war sie selbst! — Sie war es für Strecken, wenn sie sich und alles vergaß, und es leuchtete dann in ihr mit süßem Offenbarungslicht. —

Als Oskar an einem Nachmittag den gelben, magern Mann mit dem flackernden Blick und den schwarzen, störren Haaren bei Melusine traf, während ihr Papa heftig gestikulierend im Zimmer auf und ab ging, da sagte er sich, hier ist wohl ein Wendepunkt, jetzt beginnt wohl doch ein Neues; es blitzte ihm auch aus den Kneifergläsern des Pianisten entgegen, die ihn kaum beachteten — a bah, Doktor Demuth! Und die Rauchwolken schossen hervor, und die Worte stürzten geschliffen und spitzig nach. Und er las es auch in Melusinens verträumt schwimmendem Blick, der ihn sehnsüchtig über die andern hin suchte; und der dann doch zerstreut wieder von seinem Auge fortirrte zu der andern imaginären Welt zurück, die sie noch eben vor seinem Eintritt gefesselt hatte. Er war wie ein Fremder in einen geschlossenen, durch ein geheimes Einverständnis umfriedeten Kreis getreten. Die Kühle der Straße blieb an ihm und seinen Kleidern haften. Und er blieb ein Fremder, auch mit seinen Worten, die zaghaft und vorsichtig teilzunehmen suchten.

Oskar war erschrocken, als er zum erstenmal von diesen Dingen hörte. Eine geheime Stimme sagte ihm: das ist der Prüfstein, hier entscheidet sich etwas... so oder so. — Eine Zäsur. Er wies es ab. Er lächelte darüber und über sich selbst. Zuwarten, gelassen sein! dachte er. Den Dingen ruhig ins Auge sehen und sie dann in die Hand nehmen.

Aber unmerklich glitt er mit Melusine in den Strom des Neuen hinüber, umhüllte auch ihn das Mysterium des Werdens. Und dann war die Gegenwart zu lebendig und zu stark, war wie das brandende Wasser des Meers, das immer wieder herankommt, so daß man Kopf und Blick kaum darüber hinaus heben kann.

Dennoch wuchs die Sorge in ihm und das ahnende Wissen. Aber was sollte geschehen? Es erfüllte sich vielleicht nur etwas. Und das war dann gut so. Je eher, desto besser, wenn es kommen sollte und mußte. Dann sah man sich erst ganz, erkannte sich bis auf den Grund. Einmal, so sagte er sich, mußte so etwas wohl kommen. Besser also jetzt als später! Aber wenn es durch Zufall auch früher passiert wäre, so wären die Dinge sicherlich kaum oder nicht erheblich anders verlaufen, sie hätten sich lediglich ein wenig mehr kompliziert.

Wer war denn nun dieser Kränzlin?

Ein junger Mensch mit etwas eingedrückter Nase, quittengelber Haut, schwarzem, hartem Haar, mit einem breiten Schauspielermund, zu dem Falten in der ledernen Haut niederliefen, und mager und gelenkig — in der Tat wie ein Affe; freilich graziös, knabenhaft, geschmeidig.

Viele mochten ihn nicht. Er hatte bis vor einiger Zeit an einem sehr guten Theater in Berlin gespielt. Es waren vor allem ältere Leute, die ihn verächtlich abtaten. Er wäre weichlich, weibisch, er spräche nicht, er schnattere — in einer liederlichen, launischen, nervösen Manier — man redete im Hinblick auf ihn von entnervter, moderner Jugend. So die Alten. Die Jungen dachten anders, und zu ihnen gehörte Melusine, die ihn öfter gesehen hatte, und auch Doktor Demuth, Professor Meinhard und der kleine Doktor Trossel.

Diese Männer hatten ja auch an ihm auszusetzen. Er war in der Tat hier und da weich. Er litt auch an Manieren und Launen, war mitunter unerträglich wie ein Knabe, warf die Worte ohne Akzent hin, als schnurre er sein Pensum ab, zerkaute sie dann plötzlich, bis es ihn wieder zu blitzendem, inbrünstig schwebendem Erleben hochriß. Kurz: er war ungleichmäßig, er hatte seine guten und bösen Stunden und Tage. Aber vielleicht sprach gerade das für ihn. Er war echt, er lebte auf der Bühne, und er war leblos, wenn er müde war. Er „machte" nichts. „Dennoch müßte hier Kunst und Technik auszugleichen wissen!" sagte Meinhard unerbittlich. Oskar aber, dem die Sache an sich sehr viel gleichgültiger war, stieß sich nur an der gelegentlichen Knabenhaftigkeit des Künstlers, dessen Stimme und Temperament ihn anderseits entzückten.

Was Melusine anging, so hatte sie mit ganz andern Sinnen vor jenem gesessen.

Sie hatte seine Stimme getrunken. Der Ton... der Ton war das Wunder. Sie hatte das besondere neue Gestalten darin belauert und umspäht.... Wie eine Katze vor dem Sprunge gespannt. Sie hatte, selig über



das merkwürdige Frei- und Leichtwerden in ihr selbst, sich zurückgelehnt und die Augen geschlossen; hatte die Finger bewegt, zum leisen Greifen gespreizt, als wollte sie es mit den Fingerspitzen für sich fassen und retten. Er war einer von den wenigen Neuen, die Worte waren ihm Material wie die Farbe der Ton; sie waren Träger des Lebens, trugen in sich das Leben. Er warf sie rasch, lässig hin, zerpflückte und verachtete sie fast, weil sie an sich nichtig waren, und sprach und schmetterte dann lange Sätze, Höhepunkte, mit einer stählernen, schneidend in Ohr und Herz gellenden Energie. Er war ein königlicher Gestalter des Worts, ein Erleber des Worts. Und seine Stimme, sein Eigenstes war Musik. Nichts stand für sich selbst da, fast nichts, kein Wort, kein Ton war Selbstzweck. Alles war Gestaltung, und alles trug den schillernden Juwelenglanz seiner gebietenden Stimme. Ein Hexenmeister.

Aber es hatte ihr bislang der Zauber der persönlichen Berührung gefehlt. Der Weg von ihrer Enge zu seinem Neuland war zu weit gewesen, es bedurfte der Zeit, es bedurfte der Nähe und ihrer hundert Zufälle, die wie Luftschwingungen das ihnen verwandte Organ suchten.

Denn es gab auch in der heidnischen Sphäre des Künstlerischen eine Erweckung. Sie war nur nirgends etwas Plötzliches. Es besteht eine Mürbheit der Widerstände und Fruchtbarkeit des Bodens, in den sich von ungefähr der Keim senkt. Und so vermag das Wunder zu geschehen....

Ja, Melusine stand auch in dieser Zeit erst völlig leer und armselig daneben. Dann aber hatte ihr Herz geklopft, und warm und wärmer rieselte ihr Blut — und doch — doch! — Ihre Stimme hatte gezagt, und des andern Zorn und Eifer, ein wütendes oder weiches, stilles Wort, hatten ihren Stolz und Eifer getroffen, und die Hülle ihres Wesens war unversehens hier und da gesprungen, und die Last von Gedanken und Grübeleien, die ihr schwer aufgelegen, war allgemach wie Sand aus einem Sack niedergeronnen, und sie hatte plötzlich einmal für lange Perioden und Vorgänge ihren Ton in der Kehle gehabt — ihren Ton, empfindsam schwingend und aus einer geruhigen Tiefe wie ein lebendiges Blühen aufsteigend....

Es war wieder holprig und stolpernd zuerst gegangen, indessen im Innern stand wie durch Zauberkraft nicht selten eine lächelnde Gewißheit, ein Licht, und in ihren Willen kam nach und nach etwas Stählernes, das sich sacht, still und unverlierbar in ihn hineinband, trotz ihrem Zweifel und Danachtasten; es war dennoch oft und immer wieder da, fein blinkend, unverwischbar, daß sich ihr Leben hob, und sie liebte sich selbst....

Was war es noch mit diesem Kränzlin? Welche besondern Umstände konnten ihn veranlassen, auf dieser abgelegenen und nicht gerade illustren Bühne zu agieren?

Er hatte seinen Kontrakt gebrochen. Es war nicht völlig klar. Man hatte ihn, wie erzählt wurde, schwer gereizt. Keine gute Bühne durfte sich ihm öffnen. So jagte er durch Deutschland, spielend, vorlesend, man hatte ihm die kostbaren Ringe, die er liebte, von den Händen gepfändet, hatte seine alten Möbel, seine Papageien und Hunde verkauft. Er war noch magrer und gelber und nervöser geworden und ein bißchen verwildert.

Nun wollte er im Ostend-Theater vier Stücke spielen, und zwar mit dem Ensemble dieser Bühne: Romeo, Macbeth, Carlos und die „erschrecklichen" Gespenster von Ibsen.

Würde es zu ermöglichen sein?

In kaum anderthalb Wochen mußte alles stehen. „Macbeth" und „Gespenster" waren ganz neu für die Haustruppe. Es war heiße, harte Arbeit, ein Hauen mit der Axt, ein Malen mit dem Quast. Kränzlin sagte kurz und zynisch: Schweinerei! Was half es? Er brauchte Geld. Er saß wieder auf dem trocknen. Ah, nicht nur Geld! Er wollte die Leute hier niederspielen, daß sie sahen, wer er sei, daß er den Ring um sich her zerbrach und man ihn wieder holte, koste es, was es wolle....

Melusine nun sollte dabei seine Partnerin sein. Man hatte sie ihm sogleich mit einer gewissen unbefangenen Zuversicht vorgeschlagen. Aber er hatte begreiflicherweise auch sie zuerst mit höhnischer, abweisender Höflichkeit, die der Grobheit ziemlich nahe kam, behandelt. Dann aber war er allmählich ernster geworden und wohl unwillkürlich etwas freudiger....

Er hatte sich nicht verhehlen können, daß sie in jeder Hinsicht doch sehr von den andern abstach, schon durch ihre Erscheinung.

Was suchte sie hier? Sie suchte? Ah — vielleicht half sie auch **ihm**, und nicht nur hier in diesem ruchlosen Berlin. Sie halfen einander... dachte er mit seiner raschen, rücksichtslos drängenden Art.... Und nun machte es ihm, dem Jugendlichen, schon am zweiten oder dritten Tag mit einem Mal ein wenig mehr Spaß — wenigstens verriet sich der Reizbare, der Choleriker und Sanguiniker in einer Person war, gelegentlich nach dieser belebteren Seite hin — in der Tat diese nicht uninteressante Dame milder zu behandeln und die andern guten Leutchen noch kläglicher anzuschreien, an ihren Taten zu verzweifeln, auch nicht selten an Melusinens Taten, und mutlos und mit einiger theatralischer Erschöpfung hinzusinken.

Denn das, was er von ihr vernahm, waren doch immerhin menschliche Töne, kein Grunzen und Bellen. Ja, es darf so gedeutet werden, daß dazwischen mal heimlich und streng lauernd etwas, das den Aspekt der Entdeckerfreude an sich trug, aus den jungen, scharfen, enthusiastischen Augen blitzte. Es ging... es ging nicht übel... es ging streckenweise sogar überraschend fein.... Ein Talent?... Wer konnte es denn wissen?... Nun wohl, meine Herrschaften, vielleicht fing er wieder an, Glück zu haben, denn so etwas konnte unter Umständen ein Glück bedeuten, und Glück ist alles. Mehr als Talent und Genie...

* * *

Es gab Stunden, in denen Melusine gegen ihre kindische Beklommenheit geradezu etwas hätte einnehmen mögen. Leider gab es nichts. Ihr Vater wurde zornig. Das half ebenfalls nichts. Oskar bat. Aber sie nahm nur seine Hände und küßte sie: „Sei still. Sprich nicht davon!"



Es war ein bißchen lächerlich, wenn man nun mal in diesen Dingen seinen Beruf sah, dachte er. Doch was konnte ihr seine nüchterne Erwägung helfen?

Oskar hatte Mitleid. Er verstand es freilich nicht ganz. Er hatte bislang geglaubt, dieses Lampenfieber verliefe viel glimpflicher, mehr als ein Unbehagen, eben erträglich, und sicher zu überwinden.

Er hatte Ähnliches ja bei seinen Examina durchgemacht. Man lachte hinterher darüber, sogar mit einer Beimischung von Galgenhumor schon vorher. Aber das da war ein veritabler Chok oder sah ihm doch verdammt ähnlich. Wenn er ganz ehrlich sein wollte, dann schämte er sich ein wenig für Melusine, es war der Ausdruck einer Halbheit; sie wollte nun mit jeder Fiber und konnte doch wieder vielleicht gar nicht....

Sie tat ihm ja leid, sein armer Liebling. Wie hilflos, weich sie oft war; ganz anders zuzeiten, frauenhaft, mädchenhaft, mit kühlen Wangen und heißen Lippen. Nun, gottlob, am Ende war es eine letzte entscheidende Krise. —

O, er hoffte das! Er hoffte und wünschte es bei sich. Er wünschte, daß sie niemals, an allen vier Tagen nicht, zu sich käme. Es war eine feine Erbitterung in ihm, aus Eifersucht und Groll gemischt, wenn er an diese Tage dachte.... Er hätte sich an den Kopf fassen und sich schütteln mögen, so ungehörig kam es ihm immer wieder vor — was hatte denn er um Gottes willen mit all diesen Dingen zu schaffen, was zog man ihn in diese Dinge hinein?! Aber Melusine zog. Und Oskar wünschte mit schwarzem, verderbtem Sinn, daß sie mit Ach und Krach durchfiele, so kläglich und beschämend es für ihn selbst sein würde, gerade vor den andern, nicht zum wenigsten vor dem Vater, peinlich und lächerlich für alle Zeit — er w ü n s c h t e e s!

Und auf dem Grunde dieses huschenden, frevelhaften und trotzigen Gedankens fand er zu seiner eigenen Verwunderung plötzlich keine Sorge mehr, sondern eher eine fatalistische Leichtigkeit, einen Schimmer oder spürbaren Hauch von Freiheit, gewissermaßen die prophetisch dunkle Rune eines sacht und unbekümmert sich wendenden Geschickes. So war denn sein Trost zum Teil fremd und eigentlich Lüge.

* * *

Kränzlin mußte herausschlagen, soviel er herausbekommen konnte. So war beschlossen worden, daß auch die Generalproben öffentlich sein sollten. Er fing die Mäuse mit Speck, Kränzlin würde in diesen öffentlichen Proben auch als Regisseur arbeiten, denn es würde noch nicht im geringsten klappen, so daß die Leute auf ihre Kosten kämen. Eine Mark für den Platz war als Einheitspreis dafür festgesetzt worden. Das war entschieden billig. Man munkelte übrigens auch von einer Partnerin, von einer Debütantin, von einer Schülerin... es war nicht völlig klar, die er zum erstenmal bei dieser Gelegenheit mit herausstellen wollte.

Es hatte wohl eine Notiz darüber in den Zeitungen gestanden; eine von den zahllosen Notizen.

Aber am Morgen der ersten dieser „Matinees" war Melusine krank. Sie lag kraftlos und frierend im Bett. Sie klagte auch wieder über Druck und bohrende Stiche am Herzen. Wenn es irgendwo draußen in der Provinz wäre, aber unter diesen Umständen, mit diesem unerhört neuen Wissen in sich, vor der ganzen Kritik, vor sensationshungrigen Menschen.... „Ich kann nicht. Es war zuviel. Ich habe mich übernommen, Papa. Es war zu viel der Anstrengung, Aufregung und Wandlung. Hör, wie ich klappre. Ich kann nicht — ich habe Angst — ich w i l l nicht!"

Sie war entschlossen und trotzig wie ein Kind und wandte sich zur Wand.

Der Pianist ließ resigniert die Arme sinken. „Schön! Heirate! Es ist das beste für dich. Es ist die höchste Zeit! Geh zur Herde... zur Herde... du... Schaf!" Der junge Arzt im Hause — für Amelong war es zu weit — mußte denn wirklich schließlich ein Attest schreiben, in dem sich als klarstes Symptom die Umschreibung Schüttelfrost fand. Die Rollen waren ja für alle Fälle doppelt besetzt.... Mochte Kränzlein toben. Sie spielte überhaupt nicht — — Nein! — Nein! — Nie!... Sie hatte es satt. Grenzenlos. Nur Ruhe und keine Gedanken. Wie selig war das. Kostbar. Wär Oskar hier an ihrem Bett... sie würde ihm alles zugestehen. Bei ihm war Friede. Bei ihm war Glück und Leben.

* * *

Als Oskar gegen zehn Uhr, wie er es versprochen hatte, in der Friedrichstraße erschien, um nochmals nach ihr zu sehen und sie an den Wagen zu bringen — denn sie wollte allein fahren, allein mit sich, nur die Heyl sollte sie stumm und treu begleiten, da trat ihm die Palastdame etwas feierlich entgegen.

Fräulein Melusine läge im Bett. Oskar, der es verwundert hörte, wollte sich aufs Warten einrichten; wahrscheinlich gehörte dieses lange Imbettbleiben mit dazu. Er hörte auf die Klaviere in den Zimmern vorn, auch eine larmoyant kratzende Geige klang dazwischen und ein trübsinnig gedehnter Gesang, alles weitab von jedem Genuß.

Die Heyl war gegangen.

Aber da hörte er schon Melusinens Stimme, die ihn rief, und deren Klang ihm bei jedem Wiedersehen jäh ans Herz faßte; die Heyl stand verlegen an der Tür, sie lächelte ein wenig.

„Sie möchten herüberkommen, Herr Doktor. Fräulein Melusine ist nicht wohl."

„Krank?" Er ging eilig nach dem Nebenzimmer, und sein Herz pochte stark, als er das Allerheiligste betrat. Die Rouleaus waren hochgezogen, und da lag Melusine, die ihm die Hand entgegenstreckte. Er sah zuerst nur die Hand und darauf Spitzen und ein buntes durchgezogenes Seidenband. „Mein Liebling."

„Nichts."

Sie zog ihn, scheinbar frei von jeder Verlegenheit, doch mit der Erregung ihres Zustandes, der sich in diesen Minuten noch steigerte, auf den Stuhl nieder.

Die Heyl stand außen an der Tür. Aber ihre Anwesenheit machte es schließlich peinlicher, als es war; und da sie niemand rief, verschwand sie.

Oskar küßte die Hand und das Handgelenk. Und dann beugte er sich über die Geliebte. — „Was ist? Ich kann es nicht glauben, daß du krank bist. Mit einem



Mal und gerade heute — heute. Du blühst und glühst, und deine Lippen sind warm, Liebling."

Sie hing stumm an seinem Hals. Sie fühlte sich plötzlich wieder freier, ganz wohl, als hätte sie ein Ruf von draußen aufgerüttelt. Aber sie erzählte ihm alles mit wachsender Hartnäckigkeit. Er lauschte, ihre Hand haltend, die sich nun erwärmt hatte. Und dann zog sie ihn wieder an sich, von einer neuen Welle der Erregung eingelullt.

„Nimm mich fort, Liebster!" sagte sie rasch und leidenschaftlich, ohne es recht zu wissen und im Sinn zu erfassen. „Ich will nur dich. Alles andere gilt mir nichts! Ich will nur, was du willst. Mir graut vor dem andern. Sieh, dein Vater wird außer sich sein, schon jetzt; ich kenn ihn nun, er wird kein Wort sagen; aber seine Brille wird härter schillern, und sein Bart wird sich sträuben; es ist ihm zuwider, daß mein Name in den Zeitungen steht; er mag die Zeitung gar nicht anfassen, da du das Bindeglied zwischen mir und ihm und seinem Haus bist...."

„Kind, was sprichst du? Wie kommst du darauf?"

„Ich weiß —!" sprach sie rasch und willenlos, immer höher erglühend, weiter. „Papa war noch ein zweites Mal bei ihm. Ich hab es dir erzählt. Er spricht spöttisch und gallig von deinem Vater; Papa hat sich aufgespielt und nur von sich gesprochen, und dein Vater hat zugehört und bei sich gedacht: ein Hanselant... ein Hanswurst... ich weiß es!"

„Du weißt nichts. Sei still, Kind, was ficht dich an. Es spricht das Fieber aus dir. Wie schön dein Hals ist, wie edel. Darf ich ihn küssen?"

„Du darfst. Du Dummer. Ich will nur für dich da sein! Ach — ich habe Angst — ich habe so rasende Angst, Oskar — —!!" und ihre Zähne klapperten.

Er faßte sie fester. „Das ist auch mein innigster Wunsch. Melusine, Liebste. Sprichst du auch wahr?"

Sie nickte und sah ihn groß an. Doch dann ließ er ihre Hand los; denn die Heyl erschien wieder in der Tür und brachte die verschriebenen Tropfen, und dann kam auch der Vater.

Aber als dann der Abend da war, da spielte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Vierzehn Tage im Coupé.

Von Felix Baumann.

Dreimal habe ich Sibirien durchquert. Das erstemal mit einem russischen Kronzug, das zweitemal mit der „Internationalen" und das letztemal mit dem russischen Postzug. Ich habe also „Sibirien" bis zur eisenbahnlichen Neige durchgekostet und darf mir daher wohl ein Urteil über gewisse sibirische Eisenbahnfragen erlauben.

Wer sich zum erstenmal auf dem Schienenweg von Europas getünchter Höflichkeit nach dem fernen Osten oder vice versa sich von dem in mancher Hinsicht noch nicht „farbensichern" äußersten Orient nach den Ländern des fast allgemeinen Gebrauchs von — Taschentüchern begibt, den wird bei dem Gedanken an die lange Eisenbahnfahrt ein gelindes Grauen beschleichen. Die innerliche und oft auch äußerliche Frage lautet: Wie soll ich diesen beinahe zwei Wochen dauernden „Bahnarrest" überstehen?

Ein Bild der trostlosesten Langweile und des lebendigen Gerädertseins entsteht vor dem Auge des angehenden Sibirienreisenden, und immer wieder überlegt er: to be or not to be. In diesem Fall: wähle ich den Seeweg oder den — eisernen Strang. Bei vielen Leuten gibt die Furcht vor der möglicherweise, unter Umständen eintretenden Seekrankheit den Ausschlag, und der Schwankende entscheidet sich für das Dampfroß.

„Auch ich, ich hab es einst empfunden", kann ich mit dem Trompeter von Säckingen blasen, als ich vor der Alternative stand: 8137 Werst Bahnfahrt oder die mich fast jedesmal mit tödlicher Sicherheit heimsuchende Seekrankheit. Und ich entsinne mich noch der gemischten Gefühle, mit denen ich mich schließlich nach unwiderruflichem Entschluß dem „Transsibirier" anvertraute, um meine dreizehn Tage freiwilligen Bahnarrest abzusitzen. Heute wird die transsibirische Strecke bereits in weniger als zehn Tagen zurückgelegt, so daß der „Bahnschrecken" sich auch dementsprechend vermindert hat.

Wie überstehen nun die Sibirienreisenden physisch und psychisch die zuerst schier endlos scheinende Fahrt? Da die menschlichen Naturen verschieden sind, so ist ein endgültiges Urteil schwer zu fällen. Meine drei Reisen haben mich jedoch zu der Ueberzeugung gebracht, daß die Herren der Schöpfung und die Kinder die Fahrt verhältnismäßig leicht überstehen, während die Mehrzahl der Frauen und jungen Mädchen sich schon nach wenigen Tagen in allerlei Lamentationen ergehen. Zehn Tage lang kein Warenhaus besuchen zu können und fast immer still sitzen zu müssen, das scheint die größere Hälfte der sogenannten besseren Hälften schwer zu ertragen. Ich könnte Bände über die in dieser Beziehung gemachten transsibirischen Erfahrungen schreiben, werde mich jedoch hüten, mir den Haß des gesamten weiblichen Geschlechts zuzuziehen. —

Doch auf zur Fahrt nach dem fernen Osten. Die Reise bis zur russischen Grenze ist bedeutungslos. In Alexandrowo die bekannten Zollschereien und die übermäßig lange Paßrevision. Wehe dem, dessen Paß nicht in Ordnung ist — marsch zurück nach Deutschland! Die Strecke nach Warschau entbehrt ebenfalls des Interesses, und für den Schienenweg von der polnischen Hauptstadt nach dem „Mütterchen" Moskau gibt es nur das Wort: langweilig. Anders hinter der Krönungsstadt der russischen Kaiser, wo auch erst die eigentliche Interessensphäre der Sibirienreisenden beginnt. Schon im Schalterraum und auf dem Perron des Kursker Bahnhofs findet die erste gegenseitige Musterung der Passagiere statt. Hat man dann mit mehr lautem als verhaltenem Groll die oft sehr hohen Gepäcküberfrachten — das größte Uebel der transsibirischen Bahn — bezahlt, so sucht man unter Assistenz des nur Russisch sprechenden



weißbeschürzten „Nossilschtschik" seine Klause auf Rädern auf und installiert sich. Dein Gepäckträger entwickelt einen ans Wunderbare grenzenden Scharfsinn, die auf seinen Rat der Ueberfracht entzogene Bagage, als da sind: Kajütenkoffer, Handtaschen, Hutschachteln usw., in den riesigen Gepäcknetzen zu verstauen, und nötigt dich daher nolens volens, ihm gegenüber sehr generös zu sein.

Nachdem man auf dem Bahnhof seine transsibirischen „Reisepräliminarien" erledigt hat, ist der Augenblick der Abfahrt des „Internationalen" gekommen, und es erfolgt ein wahrhaft „babylonisches" Abschiednehmen. Das schwirrt in allen Sprachen durcheinander, und die Rufe: Leben Sie wohl! Au revoir! Good bye! Do Swidanja! usw. geben einen Vorgeschmack von der Internationalität auf dem „Internationalen". Hat der Zug die Bahnhofshalle verlassen, so werden zuerst die „Kabinengenossen" einer kritischen Inspektion unterzogen. Man ist doch begierig, in Erfahrung zu bringen, mit wem man die nächsten zehn Tage in unmittelbarer rollender Gemeinschaft leben muß. Für die Passagiere der Ersten Klasse, deren Abteile nur für zwei Personen eingerichtet sind, ist eine „Enttäuschung" nicht so schwer zu ertragen und auf die Dauer zu — verbergen wie für die Bewohner der Zweiten Klasse, wo vier Personen zusammenhausen müssen. Hier die richtige Harmonie für die vieltägige „fahrende Ewigkeit" zu finden, ist nicht leicht. Besonders wenn sich in dem Reisequartett ein oder zwei Langschläfer befinden, die dem Rest der vierblättrigen Gesellschaft das Coupé zur Hölle machen können, oder sich gar vier Menschenkinder zusammengefunden haben, von denen keins die Sprache des andern versteht.

Für mich gibt es nur eine Schreckensfrage: schnarcht er oder — sie? Auch „sie" kommt in Frage, weil, wie es erst jetzt wieder auf meiner letzten Fahrt mit dem russischen Zug der Fall war, ich mit einer mir gänzlich fremden Dame tagelang in einem Abteil reisen mußte. „Sie" schnarchte zwar nicht, aber sie hustete und rauchte fast ununterbrochen Zigaretten und verzehrte „Berge" von rotem Kaviar.

Mein Reisegenosse im „Internationalen", ein in China ansässiger englischer Tierarzt und „alter Chinese", entpuppte sich als ein menschliches Juwel, ganz abgesehen davon, daß er nicht — schnarchte. Von der gefürchteten englischen Reiserücksichtslosigkeit war bei ihm nichts zu bemerken, im schönen Gegensatz zu einigen seiner Landsleute, von denen einer seine französische Bulldogge in Begleitung einer schwarzen Kammerzofe in einem Coupé Erster Klasse allein fahren ließ. Wegen dieses Vierfüßlers mußten andere Reisende in Moskau zurückbleiben, weil sie kein Billett mehr bekommen konnten. Der dienstbare schwarze Geist erregte schon am ersten Tag der Fahrt Entrüstung wegen seiner Arroganz unter den andern Passagieren. Denn die „Erste Klasse" schien der Negerin so in den Kopf gestiegen zu sein, daß sie mit der größten Nonchalance sich am allgemeinen Diner im Speisewagen beteiligen wollte. Zu ihrem Unglück setzte sie sich noch an den Tisch von — Amerikanern. Sie hat es nicht zum zweitenmal getan.

Die ersten Tage der Reise vergehen ziemlich schnell. Alles ist neu und ungewohnt, so daß auch das an und für sich Unbedeutende Stoff zu einer anregenden Unterhaltung gibt. Die Passagiere sind miteinander bekannter geworden, es haben sich sowohl Sympathien wie Antipathien und daher auch verschiedene Gruppen gebildet. Das kommt besonders im gemeinsamen „Salon", dem Speisewagen, zur Geltung, der ein vorzügliches Feld für psychologische Studien abgibt. „Old England" sitzt vom frühen Morgen bis zum späten Abend fast ununterbrochen beim Bridgespiel. Die nur spärliche und nicht gerade first-class-Vertretung — obwohl sie in Erster Klasse fährt — der Vereinigten Staaten ist eifrig bemüht, wenigstens sechzehn Stunden vom Tage zur Hebung der Whisky-, Wotka- und Sektindustrie beizutragen. Die Deutschen spielen Skat, lesen oder hängen ihren Gedanken nach. „Rußland", ein liebenswürdiger General mit Frau und Töchterlein sowie zwei junge Marineoffiziere (ich seh im Geist immer noch die verstohlenen Blicke zwischen dem Generalstöchterlein und dem einen jungen Seeleuinant) sitzen ebenfalls oft beim Kartenspiel, ein Schwede lernt krampfhaft Japanisch, und ein äußerst fideler chinesischer Kaufmann in Nationaltracht mit einem haselnußgroßen Diamanten am Finger freut sich wie ein Schneekönig auf die Rückkehr in das gelobte bezopfte Land. Eine Dame aus einer unserer Hansestädte hat wegen Platzmangels mit einer „Kabine" Zweiter Klasse, in der sich noch vier Damen und ein Kind befinden, vorliebnehmen müssen und wünscht sehnsüchtig das Ende der Reise herbei.

Die andern schließlich auch. Denn wie alles auf Erden den Reiz der Neuheit verliert, so auch die Fahrt durch Sibirien. Man hat sich sattgesehen an den verschiedenen Stations- und Landschaftsbildern, an den stets hungrigen sibirischen Hunden, die sich bei der Ankunft des „Internationalen" auf den Bahnhöfen en masse einzufinden pflegen und von den Passagieren und vom Zugpersonal en gros et en detail abgefüttert werden, man ist infolge des übermäßigen Genusses der russischen „Papyros" überdrüssig geworden; man interessiert sich nicht mehr für die weidenden Kamel- und wilden Pferdeherden, man hat sich ausgeplaudert, wird wortkarg und wacht des Morgens mit seekrankähnlichen Gefühlen auf, die ein Wotka schnell kurieren muß. Auch die sibirischen Schneehühner wie überhaupt das ganze „Menü" einschließlich Krimweine aus den kaiserlichen Domänen verlieren ihren Reiz — mit einem Wort: man ist „bahnmüde" geworden.

Morgen sind wir in Charbin. Diese Mitteilung elektrisiert, denn dort schwenken die „Chinesen", d. h. die Passagiere für China, ab, um sich über Dalny nach Schanghai zu begeben. Der „Abschiedsabend" im Speisewagen wird also etwas feuchtfröhlich — die erschlafften Reisenerven beginnen sich wieder zu beleben. Und vierundzwanzig Stunden später finden sich auch die „Wladiwostoker" und „Japaner", die auf dem Seeweg in das Reich der Chrysanthemen sich begebenden Passagiere, noch einmal im „Salon" zu einem Abschiedstrunk zusammen . . .

Langsam rollt der „Internationale" in den jetzt im Umbau begriffenen Bahnhof der „Beherrscherin des Ostens" ein; man verläßt erleichterten Reiseherzens die Stätte, die einem so viele Tage ein rollendes Asyl gewesen ist, und wird ihr doch ein freundliches Andenken bewahren, denn das Auge hat viel Neues und Interessantes geschaut. Vor allem ist ein Zweck erreicht worden: man ist so schnell wie möglich an sein Reiseziel gelangt. Welcher Weg jedoch vorzuziehen ist, die Land- oder Seereise, die Frage lasse ich offen.



Wiener Schauspielerinnen.

Von Ludwig Klinenberger. — Hierzu 13 Porträtaufnahmen.

In Wien hat man von alters her das Theater geliebt; hier steckt auch heute noch im ernstesten Staatsmann ein heimlicher Theaterschwärmer, und unsere berühmtesten Gelehrten sind zugleich eifrige Bekenner der Kunstreligion, die das Sein dem Schein opfert. Das Wiener Publikum mit seinem bald naiv treffenden Instinkt, bald fein abwiegenden Geschmack, mit seinem fast untrüglichen Gefühl für das Wahre und Bedeutende, für das Echte und Ursprüngliche hat sich im Lauf der Jahre nicht verändert. Dieser schirmende und tötende Areopag, der aus Publikum und Kritik in Wien besteht, fungiert nach wie vor. Nur auf der Anklagebank, das heißt auf der Bühne, haben sich die Zustände geändert. Jene Darsteller, die wir schon vor 20 Jahren die kühnen Schwingen prüfen sahen, sind inzwischen zur höchsten Reife gediehen, und da, wo sich die Ueberreife und der Uebereifer noch zu jugendlich gebärden wollte, erhebt sich eine jährlich anwachsende Sturmkolonne von frischen Gestalten, um das Recht der Jugend geltend zu machen. Mit Wohlwollen und Fürsorge verfolgt man die ersten Schritte der Neulinge, und namentlich für die Schauspielerinnen hat man teilnehmendes Interesse. Man freut sich, glaubt man in



Phot. d'Ora.

Marie Hofteufel,
Mitglied des Hofburgtheaters.



Phot. Schöfer.

Lotte Witt, Hofburgtheater.



Hofphot. J. Heuschkel.

Else Wohlgemuth, Mitglied des Hofburgtheaters.



Phot. Bing.

Else von Ruttersheim,
Mitglied der Residenzbühne.

den noch zaghaften Anfängen ein Talent zu wittern, es durch die spätere Entwicklung bestätigt zu finden. Die Wiener begnügen sich nicht mit der ernsten Kritik über Novitäten und Darsteller, sie wollen auch von dem großen Kram von Neuigkeiten, deren Mittelpunkt das Theater ist, unterrichtet sein. Ist einmal eine Künstlerin zum Liebling erkoren, so möchte man von ihr womöglich alles, was sie auch außerhalb der Bühne bewegt, wissen.

Hielt die Spannung doch seinerzeit die Gemüter in Aufregung, ob der Kaiser die Erlaubnis erteilen werde, daß ein hoher Offizier die Hofschauspielerin Lotte Witt heiraten dürfe, und als die Bewilligung eintraf, war die Freude der zahllosen Verehrerinnen der Künstlerin groß und ehrlich. In zartem Kindesalter betrat Lotte Witt, die Tochter eines



Phot. L. Gutmann.

Ida Hruska als „Glücksmädel".



Hofphot. Angerer.

Käthe Hannemann,
Deutsches Volkstheater.



Phot. L. Gutmann.

Mimi Marlow, Mitglied des Bürgertheaters.

bekannten Schauspielerpaares, die Bühne. Wo sie auch wirkte, überall hatte sie das Publikum in ungewöhnlichem Maß für sich. Die Anmut ihrer Persönlichkeit und die fröhliche Heiterkeit wie die ergreifende Schlichtheit ihres Spiels hat etwas Bestechendes an sich. Umfassend ist ihr Talent, der Rollenkreis daher groß. Jetzt ist sie im Burgtheater eine der besten Repräsentantinnen des Charakterfachs und der Salondamen. Ihre Stimme hat einen eigenen Zauber. „Eine sehr innige, milde und herzliche Stimme" sagt Hermann Bahr, „so fein und so rein, als wenn ein dünnes, silbernes Stäbchen ganz sachte, ganz leise, ganz heimlich an ein venezianisches Glas streifen würde: Jetzt ein heller Ton, dann ein sehr dunkler und dazwischen, wunderlich und lieb zu hören, oft ein tiefes und rührendes Gurren wie von einer Taube, die sich brüstet. Und alles so warm, so mit verhaltenen Gefühlen angesogen und so gut." Else Wohlgemuth, das jüngste Mitglied des Burgtheaters, eine Berlinerin, war früher in Schwerin tätig; dort lernte sie Adolf Wilbrandt bei einer Aufführung seines „Meisters von Palmyra" kennen und empfahl sie dem damaligen Direktor des Burgtheaters Paul Schlenther. Dieser fuhr bald nach Schwerin, sah die Künstlerin und engagierte sie sofort. Seit dem Herbst ist Frl. Wohlgemuth an der Wiener Hofbühne und hat sich durch ihre glänzenden Leistungen als Maria Stuart, Elektra und jüngst als Herzogin von Valois in Schnitzlers dramatischer Historie „Der junge Medardus" bald eine erste Stellung erobert. Die schöne Künstlerin mit dem klassischen Profil verkörpert Macht und Hoheit, Vornehmheit und Würde. Sie ist durch die elementare Leidenschaft ihres Temperaments für die Interpretation tragischer und heroischer Frauenschicksale prädestiniert. Die reizende Marie Hofteufel ist prickelndes, quecksilbernes Theaterblut. Im Deutschen Volkstheater hat sie debütiert, von wo sie Joseph Jarno an das Theater in der Josefstadt geholt und ihre reiche Begabung zur richtigen Entfaltung gebracht hat. Baron Berger engagierte die





Phot. d'Ora.

Elsa Galafrés-Hubermann und Rose Karin-Krachler, Mitglieder des Deutschen Volkstheaters.

Künstlerin an das Schauspielhaus nach Hamburg, und als er zum Leiter der Wiener Hofbühne bestellt wurde, nahm er Marie Hofteufel mit nach Wien. Nun zwitschert sie lieblich im Burgtheater als liebenswürdige Naive und Lustspielsoubrette. Lilli Marberg, eine Sächsin, machte sich am Münchner Schauspielhaus einen guten Namen und vergrößerte ihren Ruhm am Deutschen Volkstheater in Wien, wo sie im Fach der modernen Salonschlangen Hervorragendes leistet. Jetzt ist auch diese elegante Künstlerin im Verband des Burgtheaters. Dort harrt ihrer ein großer Wirkungskreis.

Mit ihrer tiefen und beseelten Einfachheit, mit ihrer ebenso schlichten wie natürlichen Kunst und ihrem warmen, innigen Gefühlston greift Käthe Hannemann vom Deutschen Volkstheater ans Herz. Sie ist eine Stütze des Repertoires.



Hedwig Reinau,
Deutsches Volkstheater.
Hofphot. B. Angerer



Lilli Marberg, Hofburgtheater. Phot. d'Ora.

Muntere Mädel, ernste und chargierte Frauenrollen spielt sie ebenso vortrefflich wie tragische. Das hervorstechendste Merkmal der Schauspielkunst von Elsa Galafrés, die gleichfalls zu den Mitgliedern des Deutschen Volkstheaters zählt, ist Geist. Ihr ist ein großer Teil des Rollenschatzes von Helene Odilon anvertraut worden. Ueberlegene Ironie und scharfe Verstandeskraft sind ihre erfolgsicheren Mittel. Seit kurzem ist Elsa Galafrés mit dem Violinvirtuosen Bronislaw Hubermann vermählt. Paula Müller kam ans Volkstheater vom Berliner Deutschen Theater, als dieses noch unter der Direktion von Paul Lindau



Phot. d'Ora.
Paula Müller. **Deutsches Volkstheater.**

stand. Gewinnende Natürlichkeit sowie ausdrucksvolle Mimik sind die Vorzüge dieser sehr sympathischen, humorbegabten Künstlerin. Die weibliche Schönheitsgalerie des Deutschen Volkstheaters wurde in dieser Saison durch Frl. Hedwig Reinau vermehrt, einer noch sehr jungen Schauspielerin, die als Donna Diana und in Schnitzlers „Anatol" sehr gefallen hat. Rose Karin-Krachler verkörpert die lustige, fesche Wienerin. Bei Jarno hat sie begonnen. Dann ging sie zur Operette und heimste dort Lorbeeren ein. Nun ist sie eins der verwendbarsten Mitglieder des Deutschen Volkstheaters und füllt nicht nur in der Komödie, sondern auch in Gesangstücken durch bestrickenden Charme und eine hübsche, melodiöse Stimme ihren Platz trefflich aus. Else von Ruttersheim debütierte vor einigen Jahren am Bürgertheater und war, wie es im Theaterjargon heißt, „gemacht". Ihre Domäne sind pikante Rollen. Jetzt spielt sie an der Residenzbühne. Eine der reizvollsten Wiener Bühnenerscheinungen, Malva Rona, Mitglied der Jarnoschen Bühnen, personifiziert weibliche Anmut und Grazie. Sie ist eine begabte Salondame und eine typische Darstellerin des Wiener „Süßen Mädels". Durch ihre blendende Erscheinung gewinnt das Spiel. Frl. Ida Hruska hat sich in der Stolzschen Operette „Das Glücksmädel" bei dem Publikum des Raimundtheaters gut eingeführt. Sie ist eine geschulte Sängerin mit prächtigen Stimmitteln und temperamentvollem Vortrag. Mimi Marlow, die jüngste theatralische Sensation, würde ein eigenes Kapitel verdienen. Mit ihrer Ursprünglichkeit packt und bezwingt sie das Publikum. Ein Kind aus dem Volk, hat sie nie gelehrte Theaterstudien betrieben. Hier schafft und waltet das Genie frei und zeitigt wunderbare Blüten. Vom raucherfüllten Volksängerlokal stieg Mimi Marlow allmählich eine Stufe höher ins Kabarett, wo sie freilich bald ein Star wurde, und nun ist sie Mitglied des Bürgertheaters. Dort stellt sie eine Straßensängerin in dem Dörmannschen Alt-Wiener Stück „Der unsterbliche Lump" dar, hinreißend durch ihre schlichte, ergreifende Art und den Ausbruch ihres Temperaments. Fast mit Bestimmtheit kann man ihr eine schöne Zukunft voraussagen.



Malva Rona, Theater in der Josephstadt. Phot. d'Ora.

Puzzle, ein neues Gesellschaftsspiel.

Von Anna Jules Case. — Hierzu 6 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Seit etwa zwei Jahren macht das Puzzlespiel dem Bridge Konkurrenz. Alle Welt, klein und groß, steht unter dem Bann der winzigen, willkürlichen Holzschnitzel, die in tollen Verzwickungen, Verdrehungen und Verrenkungen in buntem Durcheinander aus dem Kasten geschüttelt werden. Ein Zusammensetzspiel amüsantester, ja man kann sogar sagen pikantester Art für Erwachsene, die sich gern stundenweise von den Tagesfragen, Berufssorgen und gesellschaftlichem Zwang harmlos unterhalten und zerstreuen wollen. Ein Spiel, das ohne jede Anstrengung Formen- und Geschmacksinn beschäftigt, bei dem es keine Gegner gibt, keinen Geldverlust, schnelles Begreifen, schnelles Ergreifen, kluges Sehen, richtiges Fassen, verständnisvolles Kombinieren die Einsätze sind. Der Erfinder war ein Amerikaner. Er ahnte wohl kaum, daß er mit seiner Säge und dem bunten Bild auf seinem Holzbrettchen sich Millionen erwerben würde. Das ist aber der Fall. Denn in Amerika und England wurde das Puzzle schnell so beliebt, daß die vom Erfinder patentierten zersägten Bilder,

lange bevor man sie in Paris kannte, die überseeische Welt beglückten. Zusammensetzspiele hat es ja schon immer gegeben, aber Puzzles (im englischen bedeutet das Wort jemand in Verlegenheit bringen) haben nichts mit ihnen gemeinsam. Puzzle ist Holzmosaik, ist ein Farbenrätsel, ist Geometrie. Das Originelle daran ist das Geheimnis, das in dem Holzschnitzelhäufchen auf dem Tisch verborgen liegt, denn man hat keine Vorlage und keine Ahnung, welch Bild hier zerstückelt wurde. Fast alle,



Ein Familienabend beim Puzzlespiel.

die von dem Spiel zum erstenmal hörten, zuckten die Achseln: Kinderei! Modesache, Spielerei für Unbeschäftigte! — Schön, aber bitte, treten Sie hier an diesen Tisch! So . . . Hier liegen 300 makkaroniförmige, nudelartige, gezackte Holzhieroglyphen. Auf jeder einzelnen klebt ein Stückchen buntes Papier mit meist kaum erkenntlichen Fädchen, Streifchen und andersfarbigen Fleckchen. Der Anfang ist gräßlich. Nur oberflächliche Voraussetzungen, daß die schattierten Blau den Himmel geben und die Grün Wald oder Wiese, schaffen bei Beginn etwas Ordnung in dem Haufen. Man sieht etwas, das an ein Kuhbein erinnert. Aha, das gehört in die Wiese, gewiß eine Kuh auf der Weide, denn das Puzzle hatte auf seinem Deckel als Titel ein holländisches Bild. Nach acht Abenden, die man unter Stöhnen, Schimpfen und sich mit den Seinen köstlich amüsierend zugebracht hat, liegt endlich das holländische Bild aus 300 Stückchen fertig vor uns. Das, was wir für ein Kuhbein hielten, ist eine Pfeife im Mund eines Bauern, der angelt. Der blaue Himmel ist Wasser, und vieles von dem Grün, das wir für Blätter und Wiese hielten, gehört zur Schürze der dicken Bäuerin, die neben ihm steht.

Gute amerikanische Puzzles gehen von 300 bis zu 3000 und 4000 Holzschnitzel. Die Bilder werden von speziellen Künstlern hergestellt, und wenn sie nicht mechanisch, sondern durch Handarbeit zersägt sind, erreichen sie ganz fabelhafte Preise. Es gibt Puzzles

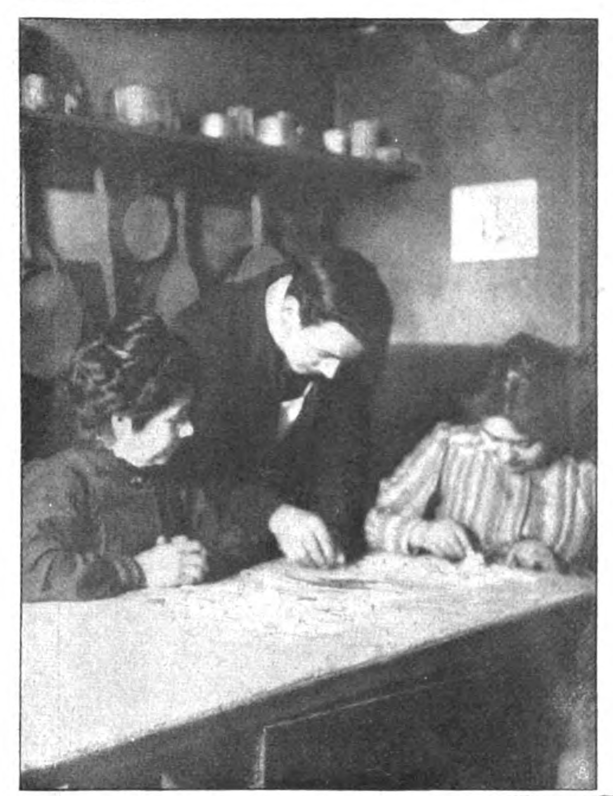
Der Herr des Hauses vergißt über das Puzzlespiel seinen Klub.



Beginn des Spiels: Die einzelnen Holztäfelchen zum Zusammensetzen.



Eine Gesellschaft beim Puzzlespiel.

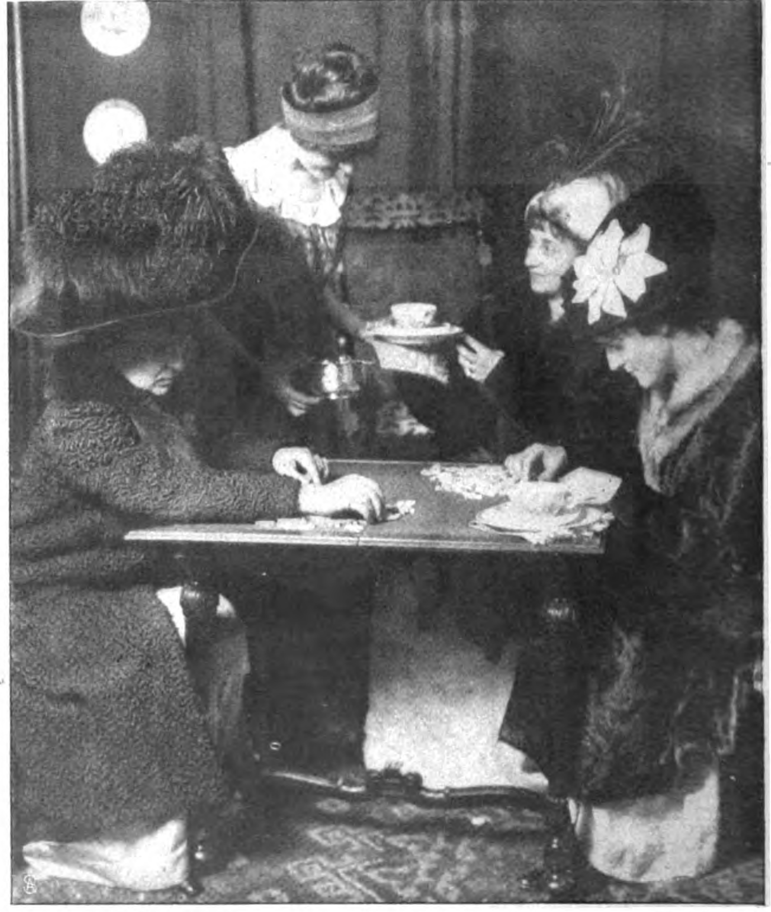


Das Spiel in der Küche.

bis zu 300 bis 400 Mark. Allerdings hat man deren auch schon zu viel weniger Stückchen für geringe Summen, aber in den Pariser Salons, auf den Tischchen, an denen elegante Gäste sich gruppenweise zusammenfinden, um gemeinsam Himmel und Erde zu verteilen und kleine bunte Welten zu schaffen, figurieren nur Spiele kostbarster Art. Das Puzzle in Gesellschaft hat aber eins gegen sich: man muß gegen Morgen das Spiel verlassen und sich von einem angefangenen, unfertigen Bild bis zur nächsten Zusammenkunft trennen. —

Ganz anders ist es dagegen, wenn man in seinem eigenen Heim gemütlich in der warmen Stube am Tisch sitzt und stundenlang sucht, wohin z. B. das feine gelbe Gitter auf rosa Grund mehrerer Hölzchen gehört. Wenn Madame schon fast entmutigt sämtliche Formen in die gegebenen kleinen Oeffnungen probiert hat, tritt der Gatte, im Begriff, in den Klub zu gehen, um dort wie üblich seine Bridgepartie zu finden, im Vorübergehen an den Puzzletisch (Abb. S. 156). Er wollte nur seiner Frau Adieu sagen: „Aber Kind, das rosa Hölzchen mit gelbem Gitter gehört doch hierher! Mein Schützenauge hat sofort die Zusammengehörigkeit der Formen erkannt!" Und er fügt das Hölzchen in die Windungen dicht an das bereits bestehende Gesicht. Und siehe da! Das gelbe Gitter sind goldige Locken über dem Schwanenhals einer holden Jungfrau. Die Gattin bewundert den Kennerblick des Mannes. Er selbst ist erstaunt, sucht weiter, zieht den Paletot aus, setzt sich, bleibt zu Hause und vergißt die Bridgepartie im Klub. Wenn dringende Beschäftigungen außer dem Hause die Herrschaft fernhalten, machen sich Luise, Marie und Friedrich in der Küche ebenfalls die kleine Abwechslung, zwischen Abwaschen und Silberputzen zu puzzlen (Abb. nebenst.). Allerdings müssen sie zartfühlend genug sein, kein herrschaftliches unvollendetes Bild in Arbeit zu nehmen oder gar eins von den wertvollen kleinen Hölzchen im Kohlenkasten oder Mülleimer zu vergessen. Das gäbe ein Unglück beim nächsten Fünfuhrtee, an dem gnädige Frau mehrere ihrer besten Freundinnen erwartet (Abb. untenst.), um gemeinschaftlich mit den rosigen, beringten, spitzen Fingern die zerstreuten Hölzchen zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen. Backfischchen und junge Leute, denen das Flirten auf dem Tennisplatz im Winter versagt ist, trösten sich am Puzzletisch (Abb. S. 157).

Kein Patiencelegen, kein Dame- oder Schachspiel interessiert augenblicklich die unterhaltungsbedürftige Welt so brennend wie die trockenen Holzstückchen. Die Einsamkeit belebt sich mit farbigem Flitterwerk, das sich zu einem Ganzen gestalten soll. Und wenn in solcher Schöpferlaune ein menschliches Wesen lange nächtliche Stunden dagesessen hat und mit ratenden Sinnen und



Ein Fünfuhrtee beim Puzzle.

geschickten Händen zwei Drittel eines kleinen Puzzlekunstwerks zustande brachte wie jene vornehme Dame, die schließlich todmüde sich von dem fast fertigen Bild losriß, um sich schlafen zu legen, ist es begreiflich, daß die fehlenden Stückchen der Einschlafenden wie Schmetterlinge durch den Kopf flattern. Plötzlich klopft es an die Tür ihres Schlafzimmers. Erschreckt richtet sich die leidenschaftliche Puzzlerin auf. „Madame!" Es ist Elise, die Kammerzofe, die vor einer halben Stunde von der gnädigen Frau ins Bett geschickt wurde. „Was wollen Sie!" „Ich wollte nur sagen — Madame kann ruhig weiterschlafen ... Das Rote, was Madame so lange im Puzzlebild suchte, ist eine Fahne ..." Elise hatte heimlich weiter gepuzzlet.

Ski Heil!

Skizze aus dem Sportleben von Karl Hans Strobl.

Ich danke Gott, daß wir seit fünf Wochen keinen Schnee mehr haben. Ich habe fünf Wochen Zeit gehabt, mich vom Skilaufen zu erholen. Und das war sehr notwendig. Denn wenn damals nicht Tauwetter eingetreten wäre, so wäre ich wahrscheinlich am Skilaufen gestorben. Jetzt bin ich aber so weit, daß ich Euch erzählen kann, Freunde ...

Das Skilaufen ist der herrlichste aller Sporte, wenn man es überlebt, ihn zu erlernen. Ski Heil!

Am 20. Februar 1910 erhielt ich von Frau Mizzi Langer-Kauda in Wien ein Paar richtige Alpenski, tadellos, Eschenholz, gute Bindung, alles prima. Ich hätte sofort beginnen können, Skilaufen zu lernen, wenn nicht am 21. Februar 1910 Tauwetter eingetreten wäre. Ich stellte also meine Skier in die Ecke hinter dem Vorzimmerkasten, und wenn ich im Lauf des Sommers vorüberging, warf ich immer einen zärtlichen Blick in diese Ecke, so einen Blick, wie der Reiter für sein braves Pferd hat. Die Skier antworteten mir mit mattlackiertem Funkeln.

Zu Beginn des Winters erhielt ich von einem Bekannten, dem ich erzählt hatte, daß hinter meinem Vorzimmerkasten ein Paar Skier stehen, eine Einladung, an der Gründung eines Skilaufvereins teilzunehmen. Da ich einsah, daß das erste, was man tun muß, um Skilaufen zu lernen, der Beitritt zu einem Verein ist, ging ich hin. Es waren vierunddreißig ausübende Mitglieder versammelt. Fünf von ihnen liefen mit Schneeschuhen und neunundzwanzig mit dem Schnabel. Nach längerer Beratung, der ich bescheiden zuhörte, ging man daran, dem Verein einen Namen zu geben. Dabei sah man auf mich, weil ich ein Dichter bin und das Erfinden von Namen sozusagen in mein Fach gehört. Ich erhob mich und schlug vor: „Telemark". An der allgemeinen freudigen Zustimmung ersah ich, daß die meisten nicht wußten, was das sei, der „Telemark". Ich wußte es auch nicht. Aber ich hatte im Verlauf der vorangegangenen Unterhaltung meinen Nachbarn sagen gehört, er habe einen Bekannten gehabt, der den Telemarkschwung auch nicht gekannt habe. Ja, so geht es, wenn man Dichter Namen erfinden läßt.

Am Schluß dieses ersten Vereinsabends wurden große Bestellungen an Skiern, Wollmützen, Fäustlingen und Socken gemacht. Jemand sagte sehr witzig: Nun müßten wir bei Sankt Peter nur noch Schnee bestellen. Der Abend hätte sehr gut enden können, wenn es nicht jemand eingefallen wäre, zu erwähnen, daß die Huitfeld-Bindung doch gegenüber der Lilienfelder Bindung gewisse Vorteile habe. Dieses Wort wirkte wie ein Explosionskörper. Augenblicklich krachte es auf allen Seiten. Eine allgemeine Götterdämmerung der Gemütlichkeit brach herein. Lilienfeld kämpfte gegen Huitfeld, und die Verwirrung wurde vollkommen, als sich einige Telemärker fanden, die für die Bilgeri-Bindung Partei ergriffen. Freund wütete gegen Freund, und die kaum geknüpften Bande wurden jählings zerrissen. Wenn das Tischtuch nicht Eigentum des Wirtes gewesen wäre, so wäre es zwischen den Parteien zerschnitten worden. Der Herr, der mich eingeladen hatte, und der mir bisher als intelligenter Mensch wert gewesen war, erwies sich als vollständiger Idiot, denn er blieb steif und fest dabei, daß die Huitfeld-Bindung die beste sei. Ich brüllte, was ich konnte, daß die Lilienfelder Bindung die einzige sei, die sich praktisch bewährt habe. Die Sitzung endete damit, daß uns der Wirt bat, sein Lokal zu verlassen, weil er schon wegen des Athletenklubs „Hellas", der auch immer so gerauft hätte, Scherereien gehabt habe.

Als wir auf die Straße kamen, schneite es, und da versöhnten wir uns, wenn auch jeder im Innern seine Ueberzeugung festhielt, daß die Trottelhaftigkeit der Gegner das erlaubte Maß übersteige.

Nach ein paar Tagen Schneefall verständigte uns der Obmann, daß der erste Skikurs nachmittags auf dem Kuhberg beginnen werde. Ich holte meine Skier hinter dem Vorzimmerkasten hervor, glättete die Gleitflächen mit Wachs und befestigte das Tragband, so wie es mir bei der Sitzung beschrieben worden war. Sogleich nach dem Mittagessen brach ich auf. In dem Augenblick, als ich die Schneeschuhe auf die Schulter warf, erhob sich eine Stimme in meinem Innern, die im Ton einer Warnung irgend etwas Undeutliches sagte. Ich habe nämlich ein Dämonion wie Sokrates, aber ich höre nur darauf, wenn es mir paßt. Auf jeden Fall nahm ich Abschied von Weib und Kind und wollte eben mit steil aufgereckten Schneeschuhen in einer kühnen Schwenkung bei der Tür hinaus, als ich spürte, daß die Schnäbel meiner Skier mit irgendeinem Hindernis zusammentrafen. Gleich darauf entstand ein fürchterliches Klirren, das mir von den Küchendebüts meiner Dienstmädchen nur zu gut bekannt war. Die Stimme in meinem Innern sagte: „Aha, die Vorzimmerlampe!" Und jemand hinter mir fügte hinzu, daß das Skilaufen offenbar ein recht teures Vergnügen sei. Ich wandte mich nicht um, verbrannte die Brücken hinter mir und ging davon, indem ich mich bemühte, so norwegisch auszusehen wie möglich.

In der Elektrischen stellte ich meine Skier vorsichtig in eine Ecke der hinteren Plattform. Aber die Tücke der Elektrischen war größer als meine Vorsicht. Auf der nächsten Weiche, über die der Wagen mit der Grazie einer Gazelle hinüberhüpfte, fielen meine Schnee-



schuhe um und einem Herrn mit einem steifen Hut auf den Kopf. Der steife Hut war hin, und es war mein Glück, daß wenigstens der Kopf ganz geblieben war. Ich bat um Entschuldigung und versicherte, daß ich die Skier von nun an mit dem Tragband anbinden werde. Der Herr aber meinte, davon habe er nichts, hingegen sei sein Hut hin, und man könne nicht wissen, ob er nicht auch eine Gehirnerschütterung davongetragen habe, und zum mindesten müsse ich ihm den Hut bezahlen, und wegen der Gehirnerschütterung werde er es sich noch überlegen. Ich machte im stillen die Anmerkung, daß es zwei Klassen von Menschen gibt: solche, die es sich bezahlen lassen, wenn der Mitmensch Malheur hat, und solche, die dieses nicht tun. Laut aber sagte ich, ich würde den Hut bezahlen, was aber die Gehirnerschütterung anlange, so müsse erst nachgewiesen werden, daß etwas da sei, was erschüttert werden könne. Im weiteren Verlauf dieser Debatte unterhielten wir uns so gut, daß der Kondukteur bei der nächsten Haltestelle meinte, wir könnten eigentlich aussteigen.

Ich nahm also meine Skier wieder auf den Rücken und bemühte mich, möglichst norwegisch auszusehen. Es hatte seine Schwierigkeiten, weil der Herr mit dem eingeschlagenen Hut hinter mir her lief und unaufhörlich schrie, ich sei ein gemeiner Mensch, und er werde es mir noch zeigen. An der Stadtgrenze verließ er mich mit dem Segenswunsch, ich möge mir in der ersten Viertelstunde beide Beine und auf jeder Seite drei Rippen brechen.

Ich entgegnete nichts, denn meine Aufmerksamkeit war auf eine Anzahl schwarzer Punkte gerichtet, die auf den weißen Schneefeldern unterhalb des Kuhberges durcheinanderkrochen. Der Eindruck, den man auf den ersten Blick und auf diese Entfernung bekam, war der einer trostlosen Vergeblichkeit. Dieses Durcheinanderwimmeln war so niederdrückend wie eine hoffnungslose Verdammnis. Die Telemärker, die hier unter der Leitung des Obmanns übten, begrüßten mich mit einem fröhlichen Ski Heil! Es war ihnen anzusehen, daß sie sich freuten, daß ich in den nächsten zwanzig Minuten ebenso verschwitzt und verzweifelt aussehen würde wie sie. Ich kniete nieder und schnallte nach der Weisung des Leiters meine Skier fest. Es war sehr kalt, und meine Finger froren beinah an dem Metall an. Ich dachte daran, daß es jetzt vielleicht angenehmer sein müßte, auf der Ottomane in meinem Studierzimmer zu liegen und die Beschreibung einer Nordpolfahrt zu lesen. Und dazu sagte mein Dämonion laut und vernehmlich, ich sei eigentlich ein Esel. Aber nun war es zu spät zum Rückzug, und ich erhob mich.

Im selben Augenblick aber zog mir jemand die ganze Gegend unter den Füßen fort. Es sauste und brauste um mich herum, ein Wirbel von Schnee schlug mir ins Gesicht, und ich hatte das Gefühl, als würden meine Eingeweide auf eine Haspel aufgewickelt. Als ich die Augen aufschlug, sah ich, daß die Landschaft vollkommen umgestülpt war. Meine Beine mit den langen Schneeschuhen steckten auf eine höchst merkwürdige Weise in dem Himmel unter mir, und über meinem Kopf war etwas Weißes, Weiches, Kaltes, das sich bei näherer Betrachtung als Schnee erwies. Jemand sagte: „Beine bergabwärts und fest anziehen. Dann den Stock rechts einsetzen und sich aufstemmen."

Ich bemühte mich, dieser Anweisung nachzukommen, aber es war vergebens. Niemals hätte ich es für möglich gehalten, daß sich menschliche Gliedmaßen in einer so maßlosen Verwirrung befinden könnten. Ich bat den Obmann, er möchte vielleicht eins meiner Beine irgendwie bezeichnen, damit ich seinen Verlauf feststellen könnte. Endlich wälzten mich meine Klubgenossen auf den Rücken wie einen Maikäfer, bogen meine S-förmigen Krümmungen gerade und richteten mir die Schneeschuhe parallel. Dann halfen sie mir auf. Im ganzen waren dabei acht Mann beschäftigt.

„So," sagte der Obmann, „jetzt fahren wir langsam den Berg hinauf." Ich will nicht bei den Einzelheiten meines Jammers verweilen. Es war ein Kreuzweg mit unzähligen Stationen, und ich mußte unaufhörlich an die mittelalterlichen Pilger denken, die den Weg nach Sankt Jago de Compostella auf den Knien zurücklegten. Ich bediente mich auf meinem Leidensweg des ganzen Körpers und erreichte die Höhe des Kuhberges in der Verfassung eines zerquetschten Regenwurms. Wenn die Arbeit dieser Besteigung nach dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft etwa in Wärme umgesetzt worden wäre, so hätte eine fünfzimmrige Wohnung den ganzen Winter über damit angenehm temperiert werden können.

„Fürs erstemal ist es sehr gut gegangen", lobte der Uebungsleiter. Nur meinte er, würde er an meiner Stelle weniger auf dem Bauch und den Händen fahren, weil dies nicht ganz elegant aussehe. Dann ordnete er an, daß wir jetzt das Abfahren üben würden.

Ich hatte eigentlich die Absicht, dagegen Einsprache zu erheben, aber mein Sprachvermögen war ein wenig in Unordnung geraten, so daß ich Subjekt und Prädikat nicht recht unterscheiden konnte und also verzichten mußte, etwas zu sagen. Ich wurde mit den übrigen in eine Reihe gestellt, und dann kommandierte der Obmann „Los!" wobei er mir einen sanften Stoß in den Rücken versetzte, so daß ich ins Gleiten kam. Im gleichen Augenblick hatte ich auch schon den lebhaften Wunsch, stehenzubleiben, aber es war vergebens, ich war von einer fremden Macht erfaßt und wurde dahingetragen.

„Skier parallel! Vorbeugen!" brüllte jemand hinter uns.

Ich warf einen Blick nach unten und bemerkte mit Schrecken, daß die Spitzen meiner Schneeschuhe weit auseinanderstanden und das deutliche Bestreben zeigten, sich noch weiter voneinander zu entfernen. Der eine Ski war nach Westen, der andere nach Nordosten gerichtet, und ich spürte, daß mein Körper zwischen den Beinen einzureißen begann. Es war mir klar, daß ich binnen zehn Sekunden in zwei getrennten Hälften weiter fahren würde.

„Aufhalten! Aufhalten!" schrie mein Dämonion.

In diesen letzten Augenblicken vor meinem Ende gewann alles eine grauenvolle Deutlichkeit. Ich sah ein Dorf in der Tiefe und hatte einen letzten Wunsch nach Hausselchfleisch und Sliwowitz. Dann sah ich Abschied nehmend meine Nachbarn an. Rechts fuhr ein Kanzleibeamter, dessen Gesicht eine schauerliche Maske des Entsetzens war, der Lehrer zu meiner Linken war offenbar blödsinnig geworden, ein trottelhaftes Grinsen lag auf seinen Mienen.

Da war auf einmal eine Bodenwelle da; ich warf



mich verzweifelt nach hinten, erhielt aber im gleichen Augenblick einen Stoß nach vorn, die Spitzen meiner Skier gruben sich ein, ich wurde noch einmal nach vorn geschleudert und fuhr mit dem Kopf und den Armen bis an die Achseln in den Schnee.

Als wir alle wieder ausgegraben waren, dämmerte es schon, und der Obmann meinte, wir hätten jetzt vielleicht genug. Nachher hatten wir einen gemütlichen Abend. Jemand warf die Frage auf, wie das norwegische Wort Ski wohl ausgesprochen würde. Da die eine Partei daran festhielt, man müsse Schi sagen, während die andere behauptete, die Norweger selbst sprächen Ski aus, und da sich diese Meinungsverschiedenheit auf die mannigfaltigste Art mit der gleichfalls aufgerollten Frage der Bindungen kombinierte, herrschte bald recht lebhafte Bewegung. Ich konnte mich an der Debatte nicht beteiligen, weil mein Sprachvermögen noch nicht so weit erholt war, daß ich Subjekt und Prädikat hätte auseinanderhalten können. Bei dieser Gelegenheit lernte ich, daß es im Getriebe der Welt unumgänglich notwendig ist, sich einer Partei anzuschließen. Da ich keiner anzugehören schien, fielen alle über mich her und beschuldigten mich, daß ich den ganzen Streit angezettelt hätte. Zuletzt erklärten von den zweiundvierzig Mitgliedern des „Telemark“ siebenundzwanzig ihren Austritt und gründeten sogleich einen neuen Verein unter dem Namen „Christiania“, während die übrigbleibenden fünfzehn sich in zwei Gruppen teilten, von denen die eine den Namen Skisportklub „Velocitas“ annahm. Mein Gesuch um Aufnahme wurde von allen dreien abschlägig beschieden, weil ich die Ursache der Spaltung gewesen war.

Ich werde also den Skisport demnächst als Wilder ausüben. Demnächst — wenn es wieder Schnee gibt, also wahrscheinlich künftigen Winter. Ich bin jetzt erst recht entschlossen, das Skifahren zu erlernen. Vielleicht gewährt ein gütiges Schicksal, daß ich mit dem Leben davonkomme. — Ski Heil!

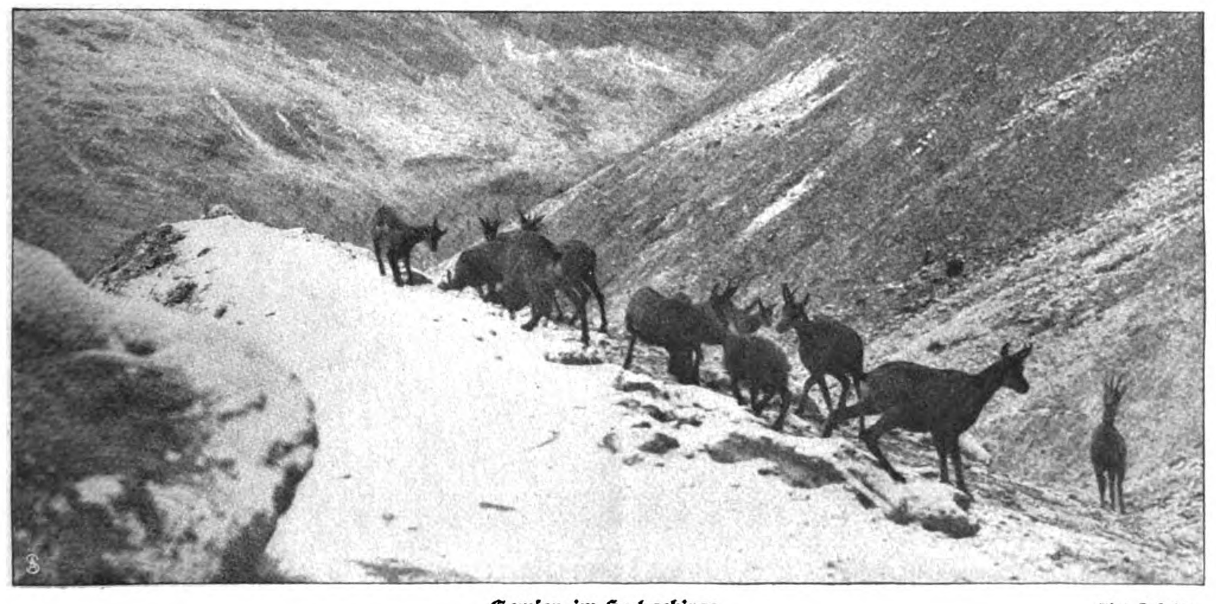
❖ Gemsen. ❖

Von Johann Freiherrn Schenk von Tautenburg — Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Gemsen! Das Wort allein genügt schon, nicht nur den Jäger, sondern auch den Talwanderer im Hochgebirge in gelinde Aufregung zu versetzen, sichert ein Belauschen der Grattiere doch jedem einen spannenden Anblick zu.

Noch ist mir das wilde Durcheinander in Erinnerung, das in einem oberbayrischen Gebirgswirtshaus kurz nach dem Eintreffen der zahlreichen, über den See gekommenen Boote entstand. Als der Mann am Fernrohr das uns alle elektrisierende Wort „Gams“ ausrief, wollte doch jeder von uns der Erste am „Perspektivi“ sein, und viel zu lange blieb man dem Nachfolgenden am Ausguck. Die seltene Augenweide wollte eben von jedem voll ausgekostet sein. Auffallend war mir schon damals, daß die scheuen Grattiere sich nur ganz unmerklich von der Stelle bewegten; vertraut ästen sie, hie und da warf wohl gelegentlich einmal ein Stück auf, aber das mir von Hochgebirgsjägern geschilderte Herumschnellen fehlte durchaus. Himmlische Ruhe herrscht eben dort in jenen weltfernen Regionen, so dachte ich mir.

Jedenfalls wollte ich die Gemsen selbst aus nächster Nähe an ihrem Standort beobachten. Bald war ich geübt genug zur schwierigsten Kaminrutscherei, und eines Nachmittags befand ich mich in mühsam erkämpfter Deckung dicht am Gemsenparadies. Erst verschnaufen — dann um den mächtigen Felstrumm vor mir herumrutschen und das Rudel beobachten, so riet mir die Vernunft. Langsam ging's auf Ellbogen und Westenknöpfen seitwärts vorwärts, nun hatte ich freie Aussicht und sah — auf zwanzig Gänge einen Geißbuben in verschlissener kurzer Wichs vor dem Felsblock auf dem



Gemsen im Hochgebirge. Phot. E. Heller.

Bauch liegen, die nackten Füße dem wolkenlosen Himmel entgegengestreckt, und dieser Hallodri zog da gemächlich hölzerne Gemsscheiben wie auf einem Scheibenstand langsam hin und her. Himmelsakra! Ganz heimlich hab ich mich gedrückt und am Abend einem hohen Herrn meinen Reinfall gebeichtet. „Fremdenindustrie“ hat der vor Lachen nur herausgebracht, aber dann wurde ich in sein Gamsrevier zur Brunftzeit eingeladen. Damit war all mein Aerger natürlich sofort verflogen.

Wenn nur der Schnee erst herunter wäre vom Stunden zurücklegen, bei Neuschnee braucht man mehr als die doppelte Zeit, doch auf den schmalen Felsbändern, die den Brunftplatz mit der übrigen Welt verbinden, vermag man schon sommers den Weg ins Jenseits anzutreten, im Winter ist aber eine Rutschpartie von dort aus noch viel rascher möglich; bei dem lose liegenden Schnee lautlos, in nächster Nähe des scheuen Wildes, die fußbreiten Streifen in den Wänden zu passieren, das ist schon echte, rechte Dachdeckerarbeit. Die Natur schützt eben ihre Geschöpfe, die Gemsen scheint sie aber

Ziehende Gemsen in den Alpen. Phot. Wehrli.

mehlsackweißen Himmel, so räsonierten der Jagdhüter und ich; tage- und nächtelang zuckerte er von oben, die Berge waren wie fortgezaubert aus dem dampfenden Talrund, Nebel und Naß trieften von allen Schindeldächern. Ein Wetter, wie drunten in der Ebene, zum Verzweifeln! Da, an einem Morgen, hört ich das Brünnlein im Hof heller rauschen — rasch den Kopf zum winzigen Fenster hinausgesteckt und zum sternenhellen Himmel emporgeschaut. Klar rings die Berge, eisigkalt die Luft, nun ist die Brunft auf dem Almboden im Gang. „Juchuhuh!“ schallte es da auch schon von der Landstraße zu mir herauf, der Jäger Haaß stand dort schon fix und fertig zum Abholen des Jagdgastes bereit. Im Sommer kann man den Weg zur Alm in zwei ganz besonders zu lieben. Gamsbärte stehen deshalb so hoch im Preis, denn nur in der Brunft im November ziert so ein bereifter „Wachler“ den Rücken der stärksten Böcke; ihn sich zu holen, gilt selbst den Gebirglern als eine Tat. Gute Krucken kann man sich schon eher verdienen. Franz von Kobell sagt daher vom Jäger im Hochgebirge: „Herunten leicht Jager d'erfragst — auf Henna und Hasen und Fuchs. — Wo droben aber 's Edelweiß wachst — da taugen die mehreren nix.“

Auch für uns hatte die Göttin Diana allerhand Ueberraschungen bereit. Nach allen Regeln der Pirsch und Hochtouristik waren wir schließlich bis an den Rand des Almbodens gelangt, im weichen Schnee lag sich's wie im Bett, zwar nicht so mollig warm, doch was



Ein Rudel Gemsen beim Aesen. Phot. E. Heller.

störte uns das — vor uns die Gemsen und der Laatschenbock beim Rudel! Der benahm sich denn auch ganz wie ein Pascha, bald schickte er hier einen „Schneider“ mit Knuff und Puff in die Wände, bald wahrte er sich dort sein Recht. Aber zu weit war's zum Schuß, und die Kälte griff uns grausam mit eisigen Krallen an Glieder und Rippen. Wenn der Wind nicht umschlägt, kann's wohl noch glücken, dachten wir damals, denn ein langsames Näherkommen des Rudels war immerhin zu bemerken. Den Finger abwechselnd am Abzug der Büchse und dann wieder zwischen den Zähnen, um ihn bei Gefühl zu erhalten, so verstrich nur zu langsam die Zeit, bis ein leichtes Kräuseln des Windes im Nacken uns verriet, daß der Wind plötzlich vom Tal herauf zu wehen begann. Die Nebelfetzen, die schon am Morgen um die Wipfel der Tannen tief unter uns wie Schleier gehangen hatten, sie brachte der „Gamsschützer“ aber gleich mit hinauf, und der Vorhang fiel just in dem Augenblick, in dem eine sichernde Geiß sich wie ein Ball auf einen Felsblock geschnellt hatte und mit schief gehaltenem Grind zu uns herüberäugte. Ihren Pfiff hörten wir noch, dann hieß es vorsichtig einpacken und rutschend die Felsbänder erreichen. „Abi!“

Daß der im Sommer nirgend zu spürende Laatschenbock aber wieder beim Rudel war, das blieb uns trotz allen Pechs die Hauptsache. Zwei Wochen hat der Wind dort oben bei strahlendem Sonnenschein, bei Nebel, Regen und im eisigen Schneesturm zwei Unverdrossene genarrt, dann gab Diana ihrem Jünger den Bock für einen kurz bemessenen Augenblick frei: er wurde genutzt, und noch weht der „Wachler“ am verwitterten Jägerhut.

Das Tanzkleid.

Von Ola Alsen. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Keine Vorbereitungen werden mit solcher Nachdrücklichkeit betrieben wie zu Tanzfestlichkeiten. Jede Kleinigkeit wird reiflich überlegt, um die Erscheinung so vorteilhaft wie möglich zu schmücken. Der Ballsaal gleicht der Rennbahn, der Schönheitspreis ist das Ziel. Ihn zu erringen, werden keine Mittel, selbst nicht der tiefste Griff ins Portemonnaie gescheut. Da fast



Phot. E. Schneider.
1. Toilette aus weißem Seidenkrepp.



Phot. H. Manuel.
2. Hellblaues Kleid mit Ueberkleid.



Phot. Schneider.
3. Goldfarbenes Ballkleid.





Phot. H. E. Kiesel.
4. Weißes und gelbes **Chiffonkleid.**



Phot. H. Manuel.
6. Toilette aus altrosa Velourchiffon mit Pelzumrandung und Tanzkleid aus gelber Seide mit Ueberwurf.

Phot. Schneider.
5. Weißes Voilekleid mit kirschfarbener Tunika.

alle Kleider Uebergewänder haben, sucht man durch die Zusammenstellung verschiedener Töne die reizvollsten Effekte zu erzielen. Wir sehen Zusammenstellungen von Altblau mit Fraise, lila Kleider mit Königsblau oder vert empire voiliert, über cerisefarbene Seide fließt lila Chiffon, und über dieser ganzen Farbenpracht liegt noch zumeist der Glanz bunt schillernden Gesteins.

Die beiden jungen Mädchen, die auf der Bank sitzen, tragen duftige Chiffonkleider (Abb. 4). Das weiße Chiffonkleid ist plissiert. Der Rock wird unten durch einen breiten Ansatz weißer Libertyseide zusammengehalten. Die Taille hat einen sehr kleinen Ausschnitt, der von zarten Silberspitzen umsäumt wird, die sich auch um den Abschluß der Aermel legen. Auf dem cremefarbenen Ueberkleid, das über einem gleichfarbigen seidenen Unterkleid liegt, sind am Abschluß graziöse Ornamente in weißen und goldenen Schmelzperlen gestickt. Kleine Goldperlen sind aufgereiht, durch gelbliche Chiffonblättchen unterbrochen und wie Fransen um den Abschluß des Kleides gesetzt. Der gleiche Schmuck fällt aus dem Gürtel und aus den Aermeln. Um den runden Ausschnitt des Kleides liegt eine Passe, die ebenfalls wieder mit Stickereien aus goldenen und weißen Perlchen geschmückt ist. Sehr niedlich ist auch das weiße Chiffonkleid (Abb. 8), an dem wir die neu auftauchende Mode der plissierten Rüschen und Volants bemerken. Die Muster der Spitzeneinsätze des Rockes sind mit Silberperlchen

ausgenäht. Die Taille ist blusig und wird durch einen breiten Gürtel, der rückwärts in einer großen Mousmé'schleife endet, abgebunden. Die Aermel dieses Tanzkleides sind ganz kurz und schließen mit einer plissierten Rüsche, die sich auch um die runde, kleine Spitzenpasse zieht. Wie einfach die Formen der Tanzkleider für junge Damen sein können, beweist das hellblaue Chiffonkleid über einem rosa Unterkleid, dessen Rock einen sehr hohen Einsatz von silbernem Gittertüll hat (Abb. 9). Auch die Passe des Kleides, die mit den Aermeln verbunden ist, besteht aus dem gleichen Gittertüll. Etwas komplizierter erscheint das Tanzkleid aus feinem weißem Voile (Abb. 5), dessen Rock von einem breiten, mit Goldperlen ausgenähten Spitzeneinsatz unterbrochen ist. Der Ausschnitt ist von einer Goldborte umsäumt. Originell ist die einseitige Tunika aus cerisefarbigem Chiffon, in



Phot. Reutlinger.

7. **Spitzenkleid mit Perlenbändern.**

deren Ränder hübsche Muster in goldenen Stiftperlen gestickt sind. Die Taille ist mit einer starken Goldschnur abgebunden, deren Enden, mit Fransen beschwert, vorn herabhängen. Das weiße Kreppkleid (Abb. 1) ist die Kopie einer Poiretschen Schöpfung, die dieser mit der Bezeichnung „Vierge" aus der Taufe hob. Die Linien, die sich von dem weißen Grund abheben, sind in Straßsteinen ausgeführt. Apart ist die Zusammenstellung von Hellblau mit einer Veilchenfarbe (Abb. 2). Ueber das hellblaue seidene Unterkleid fließt ein veilchenfarbenes Voilekleid, das reich mit blauen, lila und silbernen Perlen und Cabochons bestickt ist. Die Taille ist kurz abgebunden und hat im Rücken eine breite Schleife. Ein ähnliches Muster der Stickerei wie im Rock — natürlich im verkleinerten Maß — wiederholt sich auf der Taille. Es ist in der Mitte breiter, um sich in der Richtung





Phot. H. E. Kiesel.

8. **Weißes Chiffonkleid mit Silberperlen.**



Phot. H. E. Kiesel.

9. **Hellblaues Chiffonkleid mit Gittertüll.**

nach den Schultern zu verschmälern. Die Aermel fallen zipflig herab. Sie haben ebenfalls den Schmuck der farbigen schön schattierten Perlen. — Fast an allen Kleidern sehen wir die Vorliebe für alles Glänzende und Gleißende. Auch über das goldfarbene Seidenkleid (Abb. 3) fließt eine ganz mit Straß besäte Tunika, in deren Ränder aparte Muster mit goldenen Stiftperlen eingefügt sind. Die Tunika ist seitlich geschlitzt und wird von einer Schleife aus Goldband mit Goldfransen zusammengehalten. Aus dem breiten Gürtel steigt eine blusige Taille auf, über die sich Girlanden von Chiffonrosen und -blättchen ziehen. Die runde Passe, die sich über die Aermel legt, erstrahlt wieder in dem Glanz der unechten Diamanten, von goldenen Perlen eingefaßt. Auf reizende Weise ergänzt das bonne-femme-Häubchen aus Goldgaze mit plissiertem Volant und eingefügten Blütensträußchen die Toilette. Das weiße Spitzenkleid (Abb. 7), dessen Muster durch Perlmutterpailletten betont sind, bringt in der Form eine Ueberraschung, nämlich die Rückkehr zu dem Küraß, der früher eine so große Rolle spielte. Die breiten, reich gezierten Perlenbänder, die sich viermal um die Gestalt schmiegen, deuten diese wieder neu auflebende Mode an. Die einfache, nur in der Taille etwas eingezogene Toilette aus altrosa Velourchiffon (Abb. 6) wirkt köstlich durch den Schmuck des spröden, dunkelhaarigen Pelzes, der den Abschluß des Rockes bildet. In wirkungsvollem Kontrast legt er sich um das Décolleté, das die Schultern freiläßt. Wie lose geschlungen wirkt der Knoten, den eine antike Goldagraffe mit einem Malachit zusammenhält. Sehr apart ist das Tanzkleid aus gelber Seide mit einem Ueberkleid von Blaßlila (Abb. 6). Der Rock hatte eine Zackengarnitur aus gelblicher Spitze, die von einer breiten Goldbordüre umsäumt ist. Auch die Taille hat die Garnitur der duftigen Spitzen und eine Wiederholung der Goldborte.

Bilder aus aller Welt.



Hofphot. Weber.

Professor Wilh. Berger †
bekannter Liederkomponist.

Der bekannte Liederkomponist Professor Wilhelm Berger starb vor wenigen Tagen in Jena, wo er vergeblich Heilung von einem langjährigen Magenleiden suchte.

Ein beliebtes Mitglied der Grazer Oper Theo A. Werner wurde an das Königl. Hoftheater zu Hannover engagiert und zugleich zur Mitwirkung an der Gura-Oper verpflichtet.

Das erfolgreiche Mitglied des Hamburger Neuen Operettentheaters Fritzi Arco hat einen dreijährigen Vertrag mit dem Metropoltheater unter besonders vorteilhaften Bedingungen abgeschlossen; sie wird Fritzi Massary ersetzen, die ihrerseits an das Neue Operettentheater übergeht.

An die Königliche Hofbühne in Stuttgart wurde auf besonderen Wunsch des württembergischen Königspaares Fräulein Grete Lorma engagiert. Die Künstlerin gehörte bis jetzt dem Stuttgarter Schauspielhaus, einem Privattheater, an.



Theo A. Werner
wurde an das Kgl. Hoftheater in Hannover engagiert.



Phot. E. Bieber. Phot. J. Schmitz

Frl. Grete Lorma
wurde an das Hoftheater in Stuttgart engagiert.

Frl. Fritzi Arco,
der neue Star des Berliner Metropoltheaters.





Hofphot. Gebr. Hirsch.

Exzellenz Eugen v. Müller †
General der Artillerie.

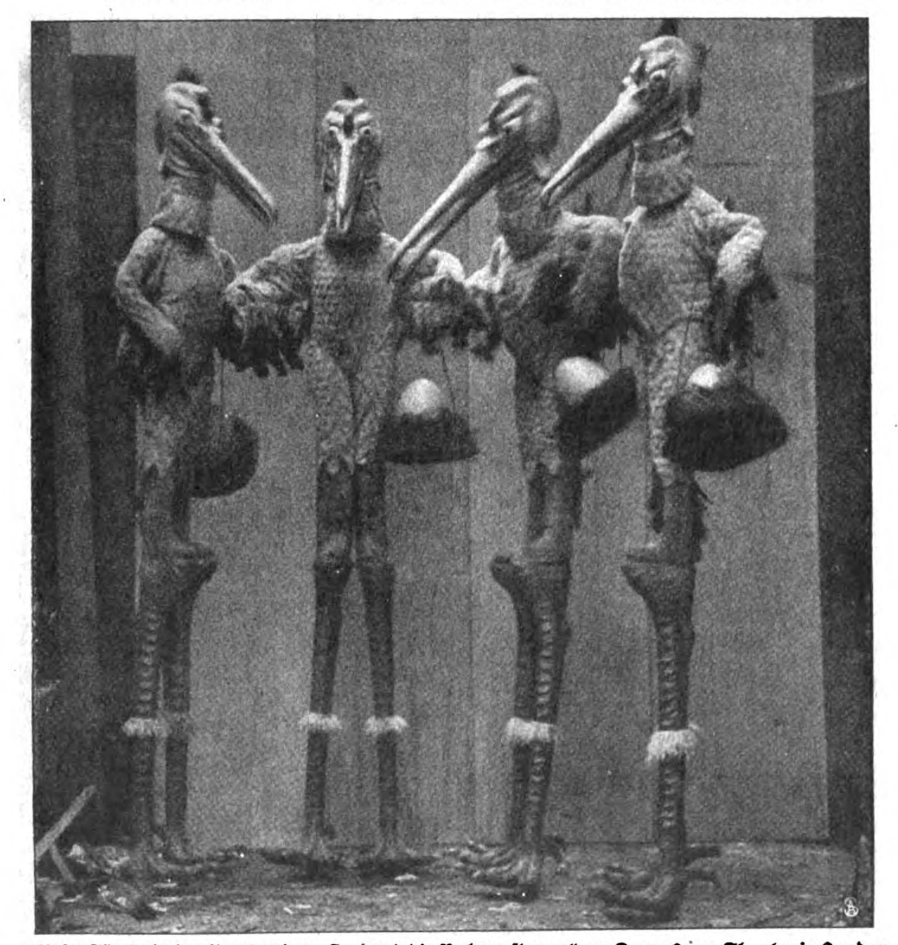
Festmahl der Generalversammlung des Verbandes der Fachpresse Deutschlands.

Der Verband der Fachpresse Deutschlands E. V. hielt vor wenigen Tagen in Berlin seine Generalversammlung ab.
In Karlsruhe starb E. von Müller, General der Artillerie, ehemaliger Adjutant des Großherzogs Friedrich I.
Der Leibarzt weil. der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich Dr. Albin Kumar in Wien beging vor kurzem in völliger geistiger und körperlicher Frische seinen 80. Geburtstag.
Die Engländer lieben groteske Masken auf ihren Bühnen. Das neueste sind die Riesenstörche des Drury Lane Theaters.
Den 90. Geburtstag beging Frau Karoline Reichsgräfin von Pückler-Burghauß, geb. Prinzessin Reuß j. L.
Im Ausstellungstheater am Zoo zu Berlin errang Fräulein Marian Knorr als „Unsere Käte" im gleichnamigen Stück von Davies einen beachtenswerten Erfolg.



Phot. C. Sebald.

Regierungsrat Dr. Albin Kumar,
Leibarzt weil. der Kaiserin Elisabeth, feierte seinen 80. Geburtstag.



Riesenstörche in der Pantomime „Jack und die Bohnenstange" am Drury Lane Theater in London.
Groteske Masken der englischen Bühne.



Karoline Reichsgräfin von Pückler-Burghauß,
beging ihren 90. Geburtstag.



Phot. Becker & Maaß.

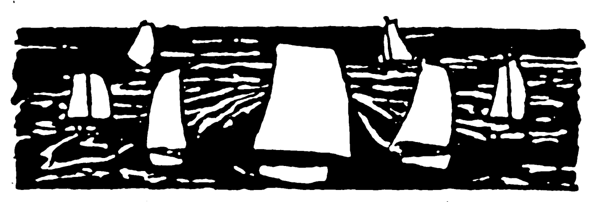
Frl. Marian Knorr, Berlin,
errang im Ausstellungstheater am Zoo als „Unsere Käte" einen bedeutenden Erfolg.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 5. **Berlin, den 4. Februar 1911.** **13. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 5.



Die sieben Tage der Woche.

26. Januar.

Die Studenten der Tierärztlichen Hochschule in Hannover nehmen den Besuch der Vorlesungen wieder auf.

Im Königlichen Opernhaus in Dresden wird die Komödie für Musik „Der Rosenkavalier" von Richard Strauß zum erstenmal aufgeführt und erzielt einen starken Erfolg.

In Athen werden der frühere griechische Kriegsminister Lagathiotis und die mit ihm unter dem Verdacht einer Verschwörung verhafteten Unteroffiziere auf freien Fuß gesetzt.

Aus Honduras wird gemeldet, daß die Revolutionäre nach tagelangen Kämpfen mit den Regierungstruppen die Stadt la Ceiba erobert haben.

27. Januar.

Der Kaiser vollendet das 52. Lebensjahr.

Die Gouvernementsverwaltung in Petrikau verfügt, daß ausländische Luftschiffer, die in Russisch-Polen landen, nur so lange festgehalten werden, bis sie sich legitimieren.

Die französische Deputiertenkammer erteilt am Schluß der Besprechung einer Interpellation über den Allgemeinen Arbeiterverband dem Ministerpräsidenten Briand ein neues Vertrauensvotum mit 398 gegen 73 Stimmen.

In Athen stirbt plötzlich der provisorische Präsident der griechischen Nationalversammlung General Makis.

28. Januar.

Der Kronprinz trifft in Benares ein.

Der Reichstag überweist die Gesetze über die Verfassung und das Wahlrecht für Elsaß-Lothringen einer Kommission zur Vorberatung.

29. Januar.

Die Revolutionäre in Mexiko erobern den nahe der Grenze der Vereinigten Staaten gelegenen Ort Mexicali.

30. Januar.

Der Kronprinz trifft in Lucknow ein.

Vor dem Essener Schwurgericht beginnt im Wiederaufnahmeverfahren der Prozeß gegen den im Jahr 1895 wegen Meineids verurteilten Bergarbeiterführer Ludwig Schröder und seine Mitangeklagten.

In Berlin stirbt der Schauspieler Professor Heinrich Oberländer (Portr. S. 182) im Alter von 75 Jahren, in Charlottenburg der Bildhauer Professor Emil Hundrieser (Portr. S. 182).

Aus Saloniki wird gemeldet, daß in einem Gefecht bei Ebha in der Nähe von Hodeida die Türken 150 und die Araber 600 Mann verloren haben.

31. Januar.

Halbamtlich wird bekannt gegeben, daß der Kronprinz seine Reise mit Rücksicht auf das Vordringen der Pest in der Mandschurei nicht nach Ostasien fortsetzen, sondern von Kalkutta aus heimkehren wird.

In der Budgetkommission des Reichstags teilt der Staatssekretär des Reichsmarineamts von Tirpitz mit, daß der Gouverneur von Kiautschou Admiral Truppel (Portr. S. 179) von seinem Posten zurücktreten will.

In Berlin stirbt, 66 Jahre alt, der sozialdemokratische Führer, Reichstagsabgeordneter Paul Singer (Portr. S. 176).

1. Februar.

Amtliche Meldungen aus Ponape besagen, daß die Aufständischen durch die Kreuzer „Emden" und „Cormoran" und ein Landungskorps des Kreuzers „Nürnberg" aus ihren befestigten Stellungen vertrieben worden sind.

Reisetagebuch aus Südamerika.

Von Georges Clemenceau.

II.

Aus den Dunstschleiern des Horizonts löst sich ein feines Spitzenwerk: Montevideo, die Hauptstadt von Uruguay, das ehemals eine argentinische Provinz war und heute eine unabhängige Republik ist. In der landläufigen Sprache von Buenos Aires wird Uruguay einfach mit dem Namen „Oststreifen" bezeichnet, und wenn hier jemand sagt: „das ist ein Orientale", so handelt es sich nicht etwa um einen Türken oder Levantiner, sondern um einen Bewohner der kleinsten südamerikanischen Republik, die zwischen dem linken Ufer des Uruguaystroms, Brasilien und dem Meer eingeschlossen liegt.

Abgesehen von allen Größenverhältnissen haben Argentinien und Uruguay zu vielfache Aehnlichkeit, als daß es ohne Eifersucht zwischen beiden abgehen könnte. Die Argentinier scheinen zu glauben, daß der wunderbare Aufschwung ihres Landes die unausbleibliche Folge haben müsse, Uruguay in den Schoß der Vergangenheit zurückzuführen. Das ist auch wirklich möglich, wie es anderseits recht wohl möglich ist, daß der „Oststreifen", stolz auf seine Selbständigkeit, mehr Neigung dazu hat, sich in seine Unabhängigkeit zu verschanzen. In Erwartung der Lösungen, die die Zukunft bringen wird, rauft man sich einstweilen ein bißchen, wie das Brauch ist. Die revolutionären Stöße, die in Uruguay nicht sehr selten sind, haben ihren Ursprung gewöhnlich jenseit des Flusses, auf argentinischem Gebiet. Die Regierung von Argentinien steht sicher aller Liebäugelei mit den Anstiftern des Bürgerkriegs fern, aber sie kann sich nicht immer leicht Gehorsam schaffen. Das liegt



nun einmal in den südamerikanischen Zuständen begründet. Selbstverständlich flüchten sich die besiegten Parteiführer mit Vorliebe nach Buenos Aires — nur zehn Stunden Spazierfahrt auf den schönen Dampfern des Mündungsgebiets — und eine reiche Handelstätigkeit sammelt sich um diesen politischen Kern infolge der natürlichen Anziehungskraft, die der Wohlstand ausübt. Es sollen nicht weniger als 50000 „Orientalen" in der argentinischen Hauptstadt sein, und der Verkehr zwischen beiden Städten bekundet sich morgens und abends bei der Abfahrt der täglichen Piroscafi.

Ein schneller Stadtspaziergang, um einen ersten Eindruck von Südamerika zu gewinnen — mehr läßt sich bei einer Landung von wenigen Stunden nicht herausschlagen. Wegen der hochgehenden See ist die Ausschiffung ein wenig beschwerlich. Der von einer französischen Firma gebaute Hafen ist sozusagen fertig. Die großen europäischen Schiffe könnten am Kai anlegen, wie die des Rio es tun. Warum bleibt die „Regina Elena" auf offener See? Eine Streitfrage administrativer Art, zu der ich in Rio de Janeiro ein Seitenstück gefunden habe, zwingt die Reisenden zu beschwerlichem Umsteigen aus einem Schiff ins andere, obgleich alles für eine bequeme Landung eingerichtet ist. So finde ich denn gleich zu Anfang an diesen lateinischen Gestaden etwas, was an mein bureaukratisches Vaterland gemahnt.

Ueber Montevideo kann man nur einer Ansicht sein. Es ist eine große, lachende Stadt mit schönen, wohlgezogenen Hauptstraßen. Einige schöne Baudenkmäler bezeugen, daß es eine Landeshauptstadt ist. Die Straßen belebt, aber ohne Gedränge. Ueppige Landhäuser im Vorstadtgürtel. Gärten und Parke, für die die sogenannte subtropische Vegetation kennzeichnend ist. Ein reizender Spaziergang zwischen Palmen an der Meeresküste. Die Wohnhäuser gehören zum größten Teil dem „kolonialen" Typus an. Ein sehr hoch gestochenes Erdgeschoß mit Tür und Fenstern, die nur zu oft mit Ornamenten der italienischen „Zuckerbäckerei" überladen sind, die auf wohlfeile Weise in diesen sonnigen Ländern den Eindruck von etwas Künstlerischem erwecken soll. Ueberraschenderweise bricht das durch Balkons angedeutete erste Stockwerk plötzlich ab, so daß es aussieht, als sei dem Hausbesitzer auf einmal das Geld ausgegangen und er habe mitten im Bau haltmachen müssen. Dies gleiche Bild habe ich überall in unzähligen Wiederholungen gefunden. Der bescheidenste Bürger legt Wert darauf, sobald er seine rohe Hütte aus Wellblech aufgibt, die Bewunderung der Mitwelt durch einen Zierbalkon am ersten Stockwerk, das niemals fertig wird, hervorzurufen. Flache Dächer ohne Kamin, wie das Klima es gestattet. Ein Geländer würde manchmal genügen, um den Bau fertig erscheinen zu lassen, wenn das in 50 Zentimeter oder einem Meter Höhe plötzlich abgeschnittene Balkonstück nicht immer wieder die Frage stellte, was diese Architektur bezwecken könne. Die Fenster der Fassade gehören natürlich zum Salon, und die Damen zeigen sich dort ungeniert in Haustoilette als Augenweide für die Außenwelt.

Schon jetzt sei bemerkt, daß in diesen heißblütigen Ländern Verstöße gegen die guten Sitten selten sind. Man heiratet sehr jung und ist in einer noch nicht vom Verfall angekränkelten Zivilisation so ausgiebig beschäftigt, daß man sein einziges Vergnügen darin findet, geradeaus zu gehen. Damit soll nicht geleugnet werden, daß für viele Südamerikaner eine Hauptanziehung von Paris in dem Vergnügen besteht, in dieser Beziehung Neues zu finden. Ich will nur den tatsächlichen Zustand konstatieren: ruhige Zufriedenheit innerhalb guter Sitten, Friede am häuslichen Herd, Regelmäßigkeit der Lebensgewohnheiten. Um den säulenumgebenen Patio, dem Bäume und blühende Sträucher ein heiteres Aussehen geben, verteilt sich die ganze Familie in Wohngemächern, die vor der Sonne geschützt, dem Lärm der Straße sowie neugierigen Blicken entzogen sind.

Wir müssen zum Schiff zurück, das unser harrt. Mit welchem Vergnügen werde ich auf der Rückreise Montevideo wiedersehen! Die Hauptstadt von Uruguay, die vielleicht am meisten französischen Geist von allen südamerikanischen Städten hat, verfügt über exotischen Reiz in gerade genügendem Maß, um uns französisches Fühlen in fremden Herzen desto lebendiger genießen zu lassen. Vom Deck der „Regina Elena" grüßen wir den Cerro, der etwa unserem Mont-Valérien entspricht und inmitten des platten Alluvialgebiets von größter Wichtigkeit ist. Auch über ihn steigt ein Kamin von Befestigungswerken empor, und Uruguay legt diesem Phänomen eine solche Bedeutung bei, daß es den Cerro unter der Gestalt eines grünen Zuckerhuts in sein Wappen aufgenommen hat; ein guter „Orientale" wird keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne darauf hinzuweisen, daß man so etwas in Argentinien nicht hat.

Unter der Geißel des unermüdlichen Pamperowindes beginnt die Schiffschraube wieder in langsamem Takt die schweren, schlammigen Wogen zu schlagen. Morgen früh beim ersten Tagesschimmer werden unsere Feldstecher Ausschau halten nach dem Hafen von Buenos Aires.

Das Aestuarium des Rio de la Plata (Silberstrom) *), auf dem wir dahinschwimmen, ist jetzt ein wirkliches Meer. Obgleich von Ufern umsäumt, läßt die ungeheure Wasserfläche doch nach keiner Seite am Horizont einen Landstreifen sichtbar werden. Man wiederholt mir, daß hier ihre Breite der Länge des Genfer Sees entspricht, nämlich 72 Kilometer, um endlich nach einer weiteren Strecke von 350 Kilometer an der Mündung eine Breite von 180 Kilometer zu erreichen. Die Oberfläche des Mündungstroms beträgt 35000 Quadratkilometer, d. h., sie ist größer als Holland. In diesem ungeheuren Schlauch, wo man oft — wie gerade in diesem Augenblick — den Hohlgang der See stark verspürt, mischen sich die Gewässer zweier großer Ströme, des Uruguay und des Parana, die nach ihrer Vereinigung bei der kleinen uruguayschen Stadt Nueva Palmira die Wasser eines gewaltigen Beckens, das den vierten Teil von ganz Südamerika umfaßt, in das Atlantische Meer ergießen. Die Gezeiten sind über 150 Kilometer oberhalb in den beiden Flüssen zu spüren. Montevideo, das 200 Kilometer von Buenos Aires entfernt liegt, scheint den Eingang zum inneren Meer zu bewachen, während die auf dem anderen Ufer gelegene argentinische Hauptstadt fast im Hintergrund der Bai liegt. Die Tonablagerungen, die eine verhältnismäßig schwache Strömung mit sich führt, verschlammen das Aestuarium und machen beständige Baggerarbeiten nötig, damit das Fahrwasser für Schiffe mit großem Tonnengehalt passierbar bleibt. Darin liegt das Problem des Hafens von Buenos Aires.

* * *

Endlich entschleiert sich die Stadt. Aus grauen Wolken, die der Pampero jagt, tauchen die wuchtigen

*) Das Aestuarium ist weder ein Strom, noch führt es ein Körnchen Silber. Seinen Namen erhielt es nach den seltenen Schmuckstücken der Eingeborenen, die zuerst die Habgier der Ankömmlinge entflammten.

Formen der großen Kräne, tauchen einige von jenen schweren gemauerten Würfeln, die in Nordamerika beliebt sind. Kein hoher Kirchturm, kein überragendes Stück künstlerischer Architektur. Prosaisch flache Ufer, die vom Wasser nur durch eine unbestimmte Linie gesondert sind, einige nichtssagende Palmengruppen, keine Abwechslung im Terrain, kein Hintergrund. Wir werden von zwei Lotsenschiffen geführt, die voll beflaggt sind; denn der Präsident der Republik frühstückt im Hafen selbst an Bord des Schulschiffs, und alle Fahnen erweisen ihm die schuldigen Ehren.

Zuerst Buenos Aires. Eine große europäische Stadt, die allenthalben den Eindruck hastigen Anwachsens hervorruft, sich aber doch zugleich durch den wunderbaren Vorsprung, den sie gewonnen hat, als Hauptstadt eines Erdteils zu erkennen gibt. Die Avenida de Mayo ist so breit wie unsere schönsten Boulevards und erinnert durch ihre Auslagen und den Schmuck ihrer Gebäude an Oxford Street. Ausgangspunkt: ein großer, ziemlich ungeschickt ausgeschmückter öffentlicher Platz, den an der Seeseite ein großes italienisches Gebäude, das sogenannte Rosa Palais, versperrt, wo die Minister und der Präsident ihre Sitzungen abhalten; als Gegenstück dazu am anderen Ende der Straße ein zweiter großer Platz, eine Stegreifschöpfung jüngsten Datums, dessen Abschluß der Parlamentspalast bildet, ein fast vollendeter Kolossalbau, dessen Kuppel an das Kapitol von Washington erinnert. Alle architektonischen Stile sind vertreten, viel Bombast und wenig klare Einfachheit.

Die italienische Architektur wütet in Buenos Aires. Ueberall Gesimse und Blumenzierat in den grausamen Verschlingungen qualgekrümmter Linien; eine Ausnahme machen freilich die hübschen Landhäuser und manche imposante Paläste, die als Behausungen der „Aristokratie" die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Ich glaube, die „Geschäftsviertel" sehen einander in allen Ländern der Welt ähnlich. Das Handelzentrum von Buenos Aires ist das denkbar vollgepfropfteste. Straßen, die vor zwanzig oder dreißig Jahren für eine Bevölkerung von zwei- oder dreihunderttausend Seelen geräumig genug waren, bieten im Herzen einer Hauptstadt von mehr als einer Million Einwohnern den Anblick jämmerlicher Unzulänglichkeit. Der winzige Bürgersteig, auf dem nicht zwei Menschen nebeneinander gehen können, wird scharf von einer Straßenbahnlinie gestreist, die störend und für die Fußgänger gefährlich ist. Eine wachsame Polizei regelt streng alle Einzelheiten des Straßenverkehrs. Man hat sogar in einigen Straßen nachmittags den Wagenverkehr verbieten müssen, um den Fahrdamm den Fußgängern freizugeben, wenn der Zustrom alles zu hemmen droht.

Trotz umsichtiger Vorkehrungen ist das Problem, im eigentlichen Handelsviertel einen Einkauf zu machen, nicht leicht zu lösen. Umherzuschlendern oder bloß einmal an den Schaufenstern stehenzubleiben, ist in diesem Stadtteil eine Leistung, die Menschenkräfte übersteigt. Die Höflichkeit fordert sogar, daß man sich auf die Seite des Fahrdamms stellt, wenn man in diesem Gewimmel unglücklicherweise einem älteren Herrn oder einer Dame aus seinem Bekanntenkreis begegnet; so schwächt man den Strudel ab, der durch das fast beständige Vorüberfahren der Straßenbahn entsteht. Billigerweise muß ich betonen, daß diese Art der Beförderung, von der alle Volksklassen gern Gebrauch machen, auf hervorragende Weise organisiert ist. Trotz alledem ist man gezwungen, manchen Weg zu Fuß zurückzulegen, und die Stadtverwaltung, die außerhalb des auf so ärgerliche Weise verstopften Zentrums breite Straßen vorgesehen hat, wo Droschken, Luxuswagen und Automobile sich tummeln, sieht den unausbleiblichen Augenblick herannahen, wo man Hunderte von Millionen an eine bankrottdrohende Erneuerung des Straßensystems wenden muß, die sich nicht mehr hinausschieben läßt. Herr Bouvard ist eigens in dieser Sache nach Buenos Aires gereist. Ohne Zweifel hat er sachkundigen Rat gegeben und den besten Plan für schöne, neue Hauptstraßenzüge geliefert. Trotzdem wird wegen der übertriebenen, oft selbst über die von Paris hinausgehenden Preise von Grund und Boden das finanzielle Opfer furchtbar sein.

Es ist eine Eigentümlichkeit von Buenos Aires, daß man sein Ende nicht finden kann. Da die Pampa keinerlei Hindernis bietet, so sind die kleinen „Kolonialhäuschen" nach Art jener, die mir in Montevideo auffielen, durch den steigenden Wert der Grundstücke — einen beständigen Gegenstand der Spekulation — an die Peripherie zurückgedrängt und umsäumen nun eng aneinandergeschmiegt die Hauptstadt, um — in Ziegeln, Stuck und Stampferde aufgeführt — in diesem Land, wo die Häuser nicht einmal eines Kamins bedürfen, einen behaglichen Unterschlupf zu gewähren. Je mehr man sich der Pampa nähert, desto minderwertiger wird natürlich die Bauart. Die Vereinfachung schreckt vor der an der Sonne getrockneten Erde und dem Wellblechdach, ja selbst vor dem ursprünglichen Rancho nicht zurück, für den der sorgsam gevierteilte Petroleumbehälter unter Hinzufügung einiger weniger Holzstücke und Strohhalme, wie es gerade kommt, das Gerüst bildet. Ist man da noch im Weichbild der Hauptstadt? Man rollt schon so lange im Automobil dahin, daß man es bezweifeln darf. Die Landstraße, auf der man fährt, besteht aus einem mehr oder weniger einheitlichen Erdreich, das die Fahrt gestattet, ohne ihre Annehmlichkeit zu erhöhen.

Das Unglück des Landes besteht darin, daß es weder Holz noch Stein noch Kohlen besitzt. Gewiß haben die ferngelegenen Provinzen noch schöne Wälder, die man in rücksichtsloser Weise ausbeutet, teils für die Gewinnung des Quebracho (des tanninhaltigsten von allen Bäumen), teils um die Heizung der Fabriken zu speisen; aber der Transportpreis zwingt den blühendsten Teil der Republik dazu, sich von Norwegen her zu verproviantieren. Uruguay seinerseits liefert einen vorzüglichen Stein sowohl für Bauzwecke wie zum Pflastern und Chaussieren. Auch das wird teuer. Kohle bildet die Rückfracht der englischen Schiffe, die Fleisch aus den Kühlhäusern oder lebendes Vieh von hier ausführen.

Ohne zurzeit schon an die Ueberfüllung von London, Liverpool und Neuyork zu erinnern, weist der stolze Hafen doch auf eine Entfernung von zehn Kilometer eine stattliche Reihe von Riesenschiffen auf, die von gewaltigen Kränen spielend entladen und wieder gefüllt werden. Ein hundertmal beschriebener Anblick, der hier keinerlei besondere Züge bietet.

Es wäre ein Buch dazu nötig, die Einrichtungen des Hafens und seine Ausrüstung zu schildern. Wer daran ein besonderes Interesse hat, findet mühelos die nötige Literatur zu seiner Belehrung. Die andern Leser werden es mir Dank wissen, daß ich sie nicht mit Ziffern aus den zahlreichen technischen Werken über diesen Gegenstand ermüde. Es genügt zu bemerken, daß zwei Häfen nebeneinder bestehen: der „Riachuelo" und der „hauptstädtische Hafen". Der erstere ist eine

natürliche, durch den Wasserlauf gleichen Namens gebildete Einbuchtung. Er ist ein Nebenbassin des andern, der eine vortreffliche Ausrüstung nach dem modernsten Stand der Technik besitzt. Jährlich laufen über 30,000 Dampf- und Segelfahrzeuge ein und aus, darunter mindestens 4000 überseeische.

Es war selbstverständlich, daß die ersten Ansiedler, die vom Meer her kamen, ihre Stadt an den Hafen anlehnten. Heutzutage beklagt sich die Hauptstadt, die infolge ihres Aufblühens raffinierte Ansprüche stellt, über die Schiffe, Kräne und geschäftlichen Bauten am Hafen, die ihr den Weg zum Meer verunzieren. Das gleiche läßt sich von allen großen Welthäfen sagen. Buenos Aires spürt schon das Bedürfnis nach einem andren Hafen, aber es hat den Anschein, daß der gegenwärtige Hafen nicht umgestaltet werden kann.

In diesem Stadtteil drängen sich natürlich die elenden Löcher, in denen die italienischen Auswanderer vorläufig Unterkunft suchen, bis sich Gelegenheit zum neuen Aufbruch bietet. Dort haust das Elend der europäischen Städte in seiner ganzen Häßlichkeit und in seinem Geleit all die übliche Erniedrigung und Verworfenheit. Ich will unverzüglich bemerken, daß die — amtliche wie private — soziale Hilfe wacker ihres Amtes waltet. Die in Hilfsvereinen zusammengeschlossenen Damen von Buenos Aires sehen es für ihre Pflicht an, die bedürftigen Familien zu besuchen, und da Großherzigkeit der hervorstechendste Charakterzug des Argentiniers ist, so ist das Uebel schon merklich gemildert.

Warum macht dieses ganze Menschengewirr aus Italien in dem überfüllten Buenos Aires halt, anstatt sofort nach der Pampa weiterzuziehen, die doch in so hohem Maß nach Arbeitskräften lechzt, daß ganze Ernten auf dem Halm verfault sein sollen, weil es trotz eines Angebots von 20 Frank Tagelohn an Arbeitskräften fehlte. Das hat vielerlei Gründe. Zunächst werden solche Löhne nur während einiger Monate oder gar Wochen bezahlt. Und dann habe ich auch — und es soll hier nichts verschwiegen werden — italienische Arbeiter darüber Klage führen hören, daß sie, weit von den Städten entfernt, keinen genügenden Schutz vor der übertriebenen Gewalt der Beamten genießen, die sich alles herausnehmen. Ich will darauf nicht näher eingehen. Die gleichen Klagen in noch höherem Grad habe ich in Brasilien gehört. Die argentinischen und brasilischen Behörden, denen ich diese Beschwerden übermittelte, haben immer behauptet, daß ihre Regierung nie verfehlt hätte, mit äußerster Strenge jedesmal einzuschreiten, wo bedauernswerte Vorkommnisse zu Lasten ihrer Angestellten hätten nachgewiesen werden können. Am guten Willen der Oberleitung, die ein Interesse daran hat, die Bevölkerung der Pampa nach Kräften zu beschleunigen, darf man nicht zweifeln.

Ich habe noch nichts von den Schönheiten der Stadt gesagt. Es ist ein Jammer, daß das Meer nicht zu den Reizen von Buenos Aires gerechnet werden kann. Ein Gestade ohne Relief ist nicht zur Ausschmückung geeignet. Mittelmäßiger Pflanzenwuchs. Schmutzig ockerfarbenes Wasser, weder rot noch gelb. Nichts, was das Auge erquicken könnte. Uebrigens habe ich in Buenos Aires das Meer nur zweimal gesehen: bei der Ankunft und bei der Abfahrt. Wenn der Sommer einsetzt, flüchtet sich die ganze mobile Einwohnerschaft nach Mar del Plata, dem Trouville von Buenos Aires, einer reizenden Ansiedlung blütenumrankter Landhäuser am sandigen Strand des Weltmeers.

Die Pest.

Von Professor Dr. Otto Lentz, Berlin.

Kaum hat sich die Aufregung gelegt, die die wiederholten Einschleppungen der Cholera nach Deutschland im Spätsommer des vorigen Jahres verursacht hatten, und schon kommen neue alarmierende Nachrichten über eine besorgniserregende Ausbreitung der Pest in der Mandschurei und ihre Einschleppung nach Nordchina und Peking. Für uns ist die Bildung dieses neuen Pestherdes zunächst insofern von ganz besonderem Interesse, als einerseits unser Kronprinz auf seiner Ostasienreise ursprünglich auch Peking besuchen wollte, anderseits aber auch eine Einschleppung der Pest in das deutsche Kiautschougebiet nicht ausgeschlossen erscheint. Das Reiseprogramm unseres Kronprinzen hat bereits die Aenderung erfahren, daß der Kronprinz seine Reise in Kalkutta abbrechen wird. Und in Kiautschou sind alle Maßnahmen getroffen worden, die eine Einschleppung und Ausbreitung der Pest zu verhindern geeignet sind; vor allem sind in Tsingtau eine Reihe bakteriologisch gut geschulter und in der Diagnose und Behandlung der Pest erfahrener Aerzte stationiert und der Zuzug von Chinesen aus der Nachbarschaft in unser Schutzgebiet vollständig unterbunden worden. Durch Errichtung eines besonderen Krankenhauses außerhalb Tsingtaus ist auch Vorsorge getroffen, daß etwa doch in das Kiautschougebiet eingeschleppte Fälle sofort wirksam isoliert und damit unschädlich gemacht werden können.

Mit einem Schlag ist jetzt aber durch die Nachrichten aus Ostasien die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf diese mörderischste aller menschlichen Infektionskrankheiten gelenkt worden, der gegenüber sich Europa allmählich wieder in Sicherheit zu wiegen begann, trotzdem die Pest in Indien noch allwöchentlich etwa 5000 Opfer fordert und trotz ihres gelegentlichen Aufflackerns in Alexandrien und Odessa. Es dürfte daher für weitere Kreise von Interesse sein, wenn hier in kurzen Strichen ein Bild von dem heutigen Stand unserer Kenntnisse über die Pest entworfen wird.

Der Erreger der Pest ist ein kurzer Bazillus von ovaler Gestalt. Er findet sich in den Organen und dem Blut der an Pest Verstorbenen in der Regel in großen Mengen, so daß sein Nachweis meist leicht gelingt. Je nachdem der Pestbazillus durch kleine Wunden der Haut in die Lymphbahnen gelangt oder eingeatmet wird, verläuft die Krankheit unter dem Bild der Drüsenpest (Bubonenpest) oder dem der Lungenpest.

Die erstere Form ist die häufigere und tritt besonders im Beginn einer Epidemie fast ausschließlich auf. Alsbald nach dem Eintritt in die Haut werden die sich lebhaft vermehrenden Pestbazillen auf dem Weg der Lymphbahnen in die nächstgelegenen Lymphdrüsen eingeschwemmt. Unter schneller Steigerung der Körpertemperatur und rasch zunehmender Benommenheit des



Infizierten tritt unter dem Einfluß der in den Pestbazillen enthaltenen Gifte in den Lymphdrüsen und dem sie umgebenden Gewebe eine heftige Entzündung auf, die in einigen Stunden bis längstens drei Tagen zu einer starken, sehr schmerzhaften Schwellung der Drüsen, zur Bildung eines „Pestbubo" führt. An der Eintrittstelle des Pestbazillus selbst bilden sich bisweilen Pustelbläschen mit starker, entzündlicher Schwellung des benachbarten Unterhautbindegewebes, ein „Pestkarbunkel" oder „Pestbeule". Diesen beiden hauptsächlich in die Augen springenden Symptomen, der Pestbeule und dem Pestbubo, verdankt die Pest die Bezeichnung als „Beulen- oder Bubonenpest". Die Bubonen haben ihren Sitz vorzugsweise in der Schenkelbeuge, der Achselhöhle oder am Hals, doch können sich auch an andern Körperstellen Bubonen entwickeln. Solange sich der Krankheitsprozeß lediglich im Lymphgefäßsystem abspielt, ist der Kranke für seine Umgebung verhältnismäßig wenig gefährlich, da er in diesem Stadium der Krankheit keine Pestbazillen absondert. Dringen die letzteren aber über die Lymphdrüsen hinaus und gelangen so in den allgemeinen Blutkreislauf, so ändert sich mit dem Krankheitsbild auch die Gefahr für die Umgebung des Kranken. Es tritt nun eine Ueberschwemmung des ganzen Körpers mit Pestbazillen ein, die sogenante „Pestsepticämie" (Blutvergiftung), und ein rascher Kräfteverfall führt in wenigen Stunden zum Tod. Im Stadium der Pestsepticämie entleeren die Kranken unter Hustenstößen reichliche Mengen schaumigen Lungenauswurfs, in dem viele Pestbazillen enthalten sein können. Durch diese ist natürlich die Umgebung des Kranken in höchstem Grad gefährdet.

Bei der Lungenpest, dem „schwarzen Tod" des Mittelalters, spielt sich der Krankheitsprozeß hauptsächlich in der Lunge ab; es entwickelt sich eine schwere Lungenentzündung, und infolge eines heftigen Hustenreizes entleert der Kranke in seinem von Blutfarbstoff rostbraun gefärbten Lungenauswurf enorme Mengen von Pestbazillen. Ist an sich die Zahl der bei der Lungenpest verstreuten Infektionskeime und somit die Ansteckungsmöglichkeit erheblich größer als bei der Bubonenpest, so wird die Gefährlichkeit der Lungenpest noch dadurch außerordentlich gesteigert, daß die bei ihr von den Kranken verstreuten Pestbazillen sehr viel bösartiger sind als die bei der Bubonenpest entleerten. Infolgedessen nehmen auch die Pestepidemien bei Auftreten der Lungenpest in der Regel einen sehr viel bösartigeren Charakter an, wie wir dies zurzeit in der Mandschurei sehen.

Die Pest ist eigentlich eine Krankheit der Ratten und ihnen verwandter Nager; andere Säugetiere sind zwar auch empfänglich für Pest, doch kommt es bei ihnen nur selten zu einer epidemischen Ausbreitung der Krankheit. In dem alten endemischen Pestherd am Nordabhang des Himalaja, von dem aus der letzte große Zug der Pest im Jahr 1902 seinen Ausgang genommen hat, ist sie unter einer dort heimischen Hamsterart, den Tarbaganen, stark verbreitet; die Eingeborenen jener Gegenden wissen auch, daß die Tarbaganenpest auf den Menschen übertragbar ist, und vermeiden daher den Genuß des Fleisches dieser Tiere. Ebenso wissen die Chinesen von alters her, daß ein auffälliges Sterben der Ratten gewöhnlich einen Ausbruch der Pest unter den Menschen im Gefolge hat; sie verlassen deshalb, sobald die Ratten in größerer Zahl ohne erkennbare Ursache zugrunde gehen, ihre alten Wohnstätten und siedeln sich an einem anderen Platz an. Auch an anderen Orten, nach denen die Pest in den letzten 18 Jahren verschleppt worden ist, so in Alexandrien und Oporto, konnte immer wieder die Beobachtung gemacht werden, daß den Erkrankungen der Menschen an der Pest ein auffälliges Sterben der Ratten vorherging. Vornehmlich aber wurden auf Seeschiffen wiederholt entweder gleichzeitig mit oder bereits vor dem Auftreten von Pesterkrankungen unter den an Bord befindlichen Menschen an Pest verendete Ratten festgestellt. Die außerordentliche Bedeutung der Ratten für die Verbreitung der Pest erhellt auch aus dem Umstand, daß die Pest auf weitere Entfernungen fast ausschließlich nach Seehäfen verschleppt worden ist, und daß hier, auch wenn keine pestkranken Menschen gelandet wurden, die Pest stets zuerst in den dem Hafen benachbarten Stadtvierteln bzw. unter den Hafenarbeitern ausbrach, oft erst, nachdem in den am Hafen gelegenen Speichern an Pest verendete Ratten gefunden worden waren. Die Uebertragung der Pest von Ratte zu Ratte und von der Ratte auf den Menschen geschieht, abgesehen von den verhältnismäßig seltenen Fällen der direkten oder indirekten Uebertragung durch Einreiben pestbazillenhaltigen Materials in kleine Hautwunden, in erster Linie durch den Stich des Rattenflohs, des Pulex cheopis. Diese lang umstrittene Tatsache ist durch die sehr sorgfältigen Untersuchungen der indischen Pestkommission sichergestellt worden. Dieser Pulex cheopis, ein naher Verwandter des Menschenflohs (Pulex irritans), lebt auf der Hausratte (Mus rattus), die in tropischen und subtropischen Gegenden massenhaft vorkommt; er sticht aber auch gern den Menschen. Hat er Gelegenheit, bei einer pestkranken Ratte pestbazillenhaltiges Blut aufzunehmen, so können sich die Pestbazillen in seinen Verdauungswegen viele Tage, bis zu zwei Wochen lang lebend erhalten und sogar vermehren, so daß solche Flöhe lange die Fähigkeit behalten, Pestbazillen bei erneutem Blutsaugen zu übertragen. Bei uns ist bekanntlich die Hausratte gänzlich durch die Wanderratte verdrängt worden. Auf dieser schmarotzt nicht der Pulex cheopis, sondern der Ceratophyllus fasciatus, der — das sei hier besonders hervorgehoben — den Menschen nicht sticht; infolgedessen ist die Gefahr einer Pestverbreitung durch unsere heimischen Ratten nicht groß.

Einer Eigentümlichkeit des Pestbazillus muß hier noch gedacht werden, die für die Epidemiologie der Pest außerordentlich wichtig ist; es ist dies seine große Anpassungsfähigkeit an eine bestimmte Tierart und damit einhergehend eine Abschwächung seiner Gefährlichkeit (Virulenz) für andere Arten. Diese Anpassungsfähigkeit tritt ganz besonders bei der Uebertragung der Pest von der Ratte auf den Menschen und im Verlauf von Pestepidemien in die Erscheinung. Ueberall da, wo zunächst die Pest durch Ratten eingeschleppt und erst dann auf Menschen übertragen wurde, hat man gesehen, daß die ersten Erkrankungen der Menschen unter dem Bild leichter Drüsenpest verliefen; waren dann mehrere Uebertragungen der Krankheit von Mensch zu Mensch erfolgt, so nahm die Drüsenpest allmählich schwerere Formen an; erst im weiteren Verlauf der Epidemie, gewöhnlich in einer Zeit, in der unter dem Einfluß ungünstigerer Witterung die Bevölkerung mehr zu Katarrhen der Luftwege neigte, kam es dann zur Entstehung von Lungenpest, ein Moment, das dann der ganzen Epidemie einen sehr bösartigen Charakter verlieh. Während der Bubonen-

pest etwa 50 bis 75 v. H. der Erkrankten zum Opfer fallen, rafft die Lungenpest 80 bis 100 v. H. dahin.

Nach dem bisher Gesagten ist es wohl verständlich, daß der Pestherd in der Mandschurei eine wesentlich ernstere Bedeutung nicht nur für die nächste Nachbarschaft, sondern auch für entferntere Gegenden hat als andere Herde, die unter klimatisch günstigeren Breiten liegen. Der Ausbruch der Lungenpest mitten im Winter und ihre schnelle Verbreitung über ein ausgedehntes Gebiet mit einer dichten, auf niedriger Kulturstufe stehenden und in religiösem Aberglauben befangenen Bevölkerung, die allen Anordnungen der Behörden und Aerzte offenen Widerstand leistet: dies alles sind Momente, die die Lage in der Mandschurei in einem recht trüben Licht erscheinen lassen.

Erschwerend fällt noch ins Gewicht der gänzliche Mangel aller Hilfsmittel, deren sich moderne Kulturvölker zur Bekämpfung der Seuche zu bedienen gelernt haben. An eine bakteriologische Feststellung der Infizierten sowie die Isolierung aller Kranken, Krankheits- und Ansteckungsverdächtigen, die sich bei der Unterdrückung der letztjährigen Choleraepidemien als so außerordentlich wirksam erwiesen haben, kann unter den dortigen primitiven Verhältnissen zunächst wohl gar nicht gedacht werden; ebensowenig an eine ausreichende Desinfektion und Rattenvertilgung, die natürlich auch hier nicht überflüssig ist, wenn auch die Uebertragung von Mensch zu Mensch im Augenblick das epidemiologische Bild beherrscht. Ja, es wird nicht einmal gelingen, alle Kranken ausfindig zu machen und zur ärztlichen Behandlung zu bringen, da die Bevölkerung die Neigung hat, ihre Kranken den Behörden zu verheimlichen.

Die Aussichten, durch eine spezifische Behandlung aller Kranken der Seuche Einhalt zu gebieten, sind allerdings sehr gering, da das Pestserum bisher bei Lungenpest stets versagt hat, wohl aber könnte die gesunde Umgebung der Kranken durch rechtzeitige prophylaktische Anwendung von Pestserum oder auch der Pestschutzimpfung (aktiven Immunisierung) gegen die Erkrankung geschützt und durch hygienisch einwandfreie Beseitigung der Pestleichen der Weiterverbreitung der Krankheit vorgebeugt werden.

Bei dieser Lage der Dinge erscheinen die in den letzten Tagen lautgewordenen Befürchtungen, daß die Pest auf dem Wege der sibirischen Bahn auch nach Europa verschleppt werden könnte, gar nicht so unberechtigt. In der Tat ist ja Ostasien durch diese Bahn Europa außerordentlich nahegerückt worden, und bei der Heftigkeit, mit der die Pest in der Mandschurei auftritt, und in Anbetracht der ungewöhnlichen Schnelligkeit, mit der sie sich längs der mandschurischen Bahn bis nach Peking und Tientsin ausgebreitet hat, ist die Möglichkeit, daß sich auch längs der sibirischen Bahn einzelne Pestherde bilden und vereinzelte Fälle von Pest selbst bis nach Europa verschleppt werden können, nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Daß aber durch die Einschleppung solcher vereinzelter Fälle bei uns der Ausbruch einer Epidemie veranlaßt werden könnte, braucht nicht befürchtet zu werden. Die Erfahrungen der letzten achtzehn Jahre haben uns immer wieder gelehrt, daß die Pest nur unter hygienisch unzureichenden Verhältnissen sich auszubreiten vermag, in einer unter gesunden hygienischen Verhältnissen lebenden Bevölkerung dagegen keinen festen Fuß fassen kann.

▫ ▫ ▫

Der Rout.

Plauderei von A. von Erlen.

Zu dieser winterlichen Jahreszeit, in der die geselligen Vergnügungen im bunten Reigen steten Wechsels und in dicht gedrängter Fülle an uns vorüberziehen, da hat auch der Rout seinen gesicherten Platz unter den festlichen Veranstaltungen der großen Welt. Rout ist ein englisches Wort und bedeutet ursprünglich nichts anderes als Rotte oder Volksmenge, wurde aber bereits Anfang des 18. Jahrhunderts für die Zusammenkünfte der damaligen Aristokratie des britischen Königreichs allgemein angewandt. Der Charakter eines Rout liegt in der zwanglosen Art und Weise dieser Art von Gastlichkeit, die im Gegensatz zum ehrwürdigen Diner oder der stets etwas feierlichen Abendtafel eine bedeutend größere Anzahl von Gästen zu empfangen gestattet. Braucht man sich doch hier nicht mit dem umständlichen Herrichten einer festlichen Tafel oder der oft so schwierigen Tischordnung abzugeben, denn die Gäste befinden sich stehend und umherwandelnd in allen Räumen zerstreut, und die angebotenen Erfrischungen werden in Gestalt eines Büfetts in irgendeinem Nebenraum aufgestellt, während die Geladenen sich selbst und untereinander bedienen. Zwanglosigkeit, große Fülle, steter Wechsel, angenehmes Plaudern, ein Kommen und Gehen nach Belieben, das sind die Kennzeichen, unter denen heutzutage ein echter großstädtischer Rout vonstatten geht. Immer wird es ja ein größeres Haus sein, das sich verpflichtet findet, derartiges zu geben; denn nur wer ein Haus hat, sollte auch ein Haus machen, und immer sind größere Räume die notwendige Voraussetzung. Und auf diese bequeme Weise hat man alle seine vielen Freunde und Bekannten und die oft lawinenartig anwachsende Gefolgschaft dieser Bekannten mit einem Mal bei sich gesehen, und es bleibt dem glücklichen Gastgeber ja hinterher noch unbenommen, die allerintimsten trotzdem noch zu jenen anziehenden kleinen Soupers einzuladen, wo man im Schein beschirmter Kerzen an reizend gedeckter Tafel sitzt, und wo die Anzahl der Geladenen nach altem Rezept sich nicht unter der Zahl der Grazien und nicht über der der Musen bewegen darf.

Beim Rout gibt es keine abgeblendeten Kerzen, sondern alle Räume erscheinen gleichmäßig hell im Licht festlich strahlender Kronleuchter, die die schönen Möbel und Bilder, die wertvollen Altertümer und das ererbte Porzellan, das vielleicht des Hauses Stolz ist, so vorteilhaft und für so viele Augen zur Geltung bringen. Was das Büfett betrifft, so bleibt es ganz dem Belieben des Gastgebers überlassen, es mit erlesenen Leckerbissen oder nur in einfacher Weise gediegen auszustatten. Ist es nicht an und für sich schon ein ungeheurer Schritt, der etwa zwischen jenen feinen, geistreichen Teegesellschaften des alten, vormärzlichen Berlin und zwischen dem kulinarischen Luxus eines großstädtischen Rout der Jetztzeit liegt? Damals gab es nichts als dünnen Tee in durchsichtig feinen Porzellantassen und ebenso durchsichtige Butterbrote — und dazu die bedeutendsten Leute der damaligen Zeit, Staatsmänner und Gelehrte, Männer, deren gepflegte Hände das Ruder des Staatsschiffes gefaßt hielten, und feingebildete Frauen mit hängenden Locken und leise knisternden seidenen Gewändern. Matte Oellampen und viele milde Wachskerzen in Silberleuchtern erhellten




diese erlesene Gesellschaft, die in materieller Weise so bescheiden und in geistiger so anspruchsvoll war. Und heute? Welche Genüsse erfordert nicht solch ein abendlicher Empfang, selbst einer der bescheidensten Art! Zwar der Tee, dieser echte Trostbringer und Auffrischer aller ermüdeten und durch allzu viel Vergnügen angegriffenen Mitglieder der großen Welt, dieser alte liebe Tee muß heute wie damals vorhanden sein. Aber aus den papierdünnen Butterbroten unserer Urgroßmutter sind heutzutage konsistente kalte Braten geworden, rotleuchtende Hummern und goldgelbe Mayonnaisen, duftende Parfaits von Gänseleber und Nachspeisen in allen Formen und Farben. Nur der unentbehrliche Esprit unserer Vorfahren bei jenen ihren schöngeistigen Tees muß heute wohl manchmal durch ein wenig prickelnden Sekt ersetzt werden. Und die schlichten Taftkleider der Frauen jener Tage haben sich in kostbare Prunktoiletten verwandelt, und die rührenden kleinen Medaillons, die man damals an dünnen Goldkettchen liebevoll um den Hals trug, sind ersetzt durch tausendmal wertvollere Schmuckstücke. Nur die Menschen sind eigentlich die gleichen geblieben, jetzt so wie damals, und wenn sie sich zusammenfinden, so ist es der alte Zweck, der sie herführt: sehen und gesehen werden, suchen und finden oder nicht finden, ein wenig flirten und den Hof machen, ein wenig medisieren und kritisieren, ein wenig lächeln und ein wenig konversieren, halb zerstreut, niemals ganz bei der Sache, immer nur mit halbem Ohr zuhörend und den Blick schon auf den nächsten gerichtet, der da drüben aus dem Gedränge heraus den Kurs geradeswegs auf uns zugenommen hat. Ja, das Gedränge! Es ist manchmal unbeschreiblich, aber es gehört eben zum Charakter des Rout, in dessen Wesen es liegt, daß man ungefähr noch einmal so viel Leute zu sich bittet, als man eigentlich von Rechts wegen unterbringen kann. Aber das Gedränge stört nicht das Vergnügen, und vielleicht werden wir ja auch für unsere Ausdauer mit allerlei musikalischen Genüssen belohnt. Violin- und Klaviervorträge, alte bekannte Gesangstücke und die jetzt wieder so modernen Lieder zur Laute tönen an unser Ohr. Ja, in England ist es sogar Sitte, die Gäste bei derartigen festlichen Empfängen mit den Leistungen bezahlter und oft schwindelnd hoch bezahlter Künstler von Profession zu überraschen. In London ist der Rout überhaupt die einzig ausreichende Form der Geselligkeit neben den üblichen Diners und Bällen. Niemals wird man sich hier mit dem zeitraubenden gegenseitigen Vorstellen aufhalten; nur beim Eintreten ruft ein Diener mit lauter Stimme Titel und Namen der Geladenen aus, ehe diese sich im uferlosen Meer der großen Menge verlieren. Auch wird ein solches Fest dort niemals vor neun oder zehn Uhr abends beginnen, und oftmals kommt es vor, daß die Besucher eben erst von einem Diner kamen und hinterher noch weiter zu einem großen Ball ziehen, der erst beim Morgengrauen sein Ende findet. Da ist des Bleibens auf einem Rout nicht allzu lange, man kommt und sieht sich flüchtig, und kaum gegrüßt, gemieden, muß man auch schon weitereilen. Das ist schade, denn der Rout ist doch im Grunde eine so angenehme Form der Geselligkeit, ungezwungen und dennoch glänzend und manchmal reich an unerwarteten Ueberraschungen.

Auch in Frankreich ist er eine alteingebürgerte Sitte, die sich noch herüberleitet von den berühmten „Salons" der geistreichen Frauen des Rokokos, denen später die Revolution ein so brutales Ende bereitete, nur um sie nachher im Kaiserreich desto prunkhafter wieder erstehen zu sehen. Ja, das waren noch Routs weltgeschichtlicher Bedeutung, bei denen die kleine Gestalt des großen Kaisers im grünen Uniformrock, manchmal nur ein paarmal nach allen Seiten flüchtig grüßend, durch die Reihen schritt, um sich nachher den ganzen Abend nicht mehr zu zeigen.

Die Routs des heutigen Paris gleichen denen von London und Berlin ziemlich genau, denn die tonangebende Gesellschaft Europas ist in Sitten und Gebräuchen fast völlig kosmopolitisch geworden; ob man die Kunst des geistvollen Plauderns aber heute an der Seine noch ebenso gut versteht wie zur Zeit eines Talleyrand, das dürfte zweifelhaft sein.

Einen eigenartigen Charakter durch das Milieu, in dem sie sich abspielen, haben die Empfänge der italienischen Gesellschaft in Rom, Florenz und Venedig; denn der Schauplatz dieser festlichen Zusammenkünfte ist meist irgendein ehrwürdiger Palazzo, in dessen wundervollem Renaissancerahmen die ganze Veranstaltung ein weihevolles und besonders anziehendes Gepräge erhält. Da findet man sich vielleicht in einem Saal zusammen, dessen Seitenwand mit einem einzigen Gobelin von unschätzbarem Wert bespannt ist, man plaudert und wärmt sich vor einem riesigen Kamin aus glänzendem Marmor oder dunklem Porphyr, und das milde Licht der Kerzen strahlt aus mittelalterlichen Bronzekronleuchtern auf eine hier oft recht internationale Gesellschaft hernieder. Dem Rout ist man auch in Italien stets günstig gewesen, und es mag als eine besondere Huld des Schicksals gelten, einmal unter dem sonnigen Himmel Venedigs in einem seiner uralten Paläste einen solchen Empfangsabend mitzuerleben oder behaglich seinen Tee zu trinken, während draußen die dunklen Wasser von Venedig mit leise gurgelndem Ton an die Mauern der Casa heranspülen.

Musikwoche.

Und abermals hat sich die Königliche Hofoper zu Dresden den Ruhm erworben, ein neues Bühnenwerk von Richard Strauß zum erstenmal vor Augen und Ohren einer gespannt lauschenden Menge lebendig werden zu lassen; der 26. Januar 1911, der Tag der Uraufführung des „Rosenkavalier", wird ein Ehrentag in der Geschichte des Dresdener Theaters bleiben. Lange bevor die letzten Seiten der Partitur beschrieben waren, ist über das Stück geschäftig hin und her geredet worden. Müßige Neugier mag übergenug ihr Wesen dabei getrieben haben; aber zu verstehen ist, daß auch bei Ernstgesinnten lebhaft zutage trat, wie sie hoher Erwartung voll waren. Seit Strauß ganz er selbst geworden ist, erregt er Freund und Gegner von einem Werk zum andern je mehr und mehr. Das macht: niemand kennt ihn ganz. In jeder neuen Schöpfung tritt er uns als ein anderer entgegen; jedes größere Werk noch hat die Nötigung gebracht, das Gesamtbild seiner Persönlichkeit, das in uns lebte, um neue Nuancen zu bereichern. In der Regel war bei vielen zunächst die Ratlosigkeit groß. Wie konnte die verruchte „Salome" komponiert werden! Und dann die furchtbare „Electra"! Und sie sprachen untereinander: Was will das werden?! Ja freilich, von der „Salome" nicht und nicht von der „Elektra" zeigten sich gangbare Wege für die, die dem Meister nachzueifern gedachten. Es sind einsame Inseln, zu denen kein Kompaß geleitet. Das wußte niemand besser als Strauß selber. Aber ein König lediglich der einsamen Inseln zu sein, gelüstete es ihn nicht. Und so schrieb er den „Rosenkavalier", eine Musik, in der Heiterkeit und polternder Uebermut, zarte Sehnsucht und aufwallende Herzensempfindungen, die allen, allen vertraut sind, ihr Wesen haben. „Er lenkt ein", sagen die Langsamen und



Aengstlichen, wie sie es sagten, als in der „Sinfonia Domestica" der Grundriß der alten Sinfonie leise durchschimmerte. Sie vergessen, daß der Domestica alsbald die beiden unerhörten Einakter folgten. Was wird die Beruhigung, die der „Rosenkavalier" brachte, ablösen? — Ja, die Musik des „Rosenkavaliers" hat viel behaglich-vertraut Anmutendes; das muß bei Klängen, die dem Humor in allen seinen Formen Ausdruck geben sollen, wohl so sein. War es beim „Till Eulenspiegel" nicht ein gleiches? Aber das Ganze hat doch sein völlig eigenes Gepräge, ist stilistisch etwas durchaus Selbständiges, in sich Gerundetes. Es zeigt den Weg, den die von modernem Geist getragene heitere Oper zu gehen hat, hält sich gleich weit entfernt vom sinfonischen Pathos der Wagnerschen Tonsprache wie von der formalen Simplizität der alten Oper, erhebt sich über diese beiden Welten und läßt doch auf Schritt und Tritt spüren, wie seine feinsten Wurzeln tief ins Erdreich beider versenkt sind. Nicht, als ob einem handgreiflich nahegerückt würde, daß hier sozusagen eine Synthese der Nummernoper und des neudeutschen Musikdramas geschaffen werden sollte. Dazu ist Strauß ein im eigentlichen Sinn viel zu naiv schaffender Künstler. Wie der wundervolle, in seinen feinen melodischen Linien einzig dastehende erste Aktschluß, so ergaben sich ihm die innigen Duette zu Anfang des zweiten Aktes, ergaben sich die kecken Dreiviertel-Rhythmen des zweiten Finales ganz von selbst. Und die fugierte Einleitung zum Schlußakt mit ihrer huschigen Beweglichkeit, die meisterlich auf den Tanzrhythmus gestellte Souperszene und das turbulente Ensemble der Ver- und Entwirrung reihen sich ebenso natürlich aneinander wie danach das hinreißende, in seiner saftigen, breitgeschwungenen Melodik in der neueren Musik seinesgleichen suchende Terzett und der zarte, mit feinstem Geschmack hingesetzte Abschluß in ungebrochener Linie dahinfließen. Getrost mag zugegeben werden, daß der geistreichen Textdichtung Hofmannsthals einige Schwächen anhaften; sie beruhen vornehmlich im allzu reichlichen Beiwerk, entsprossen vielleicht aus zu weitgehender Gewissenhaftigkeit in der dramatischen Begründung von Situationen und Charakteren. Die werbende Kraft der Musik jedoch dünkt mich stark genug zu sein, diese Mängel erträglich zu machen und die Freude an dem Werk, dem einstweilen die zeitgenössische Opernproduktion keines Landes etwas Gleichartiges an die Seite zu stellen hat, lebendig zu erhalten.

Wilhelm Klatte.

Unsere Bilder

Von Kaisers Geburtstag (Abb. S. 179) erzählen zwei unserer Bilder. Wie alljährlich wohnte der Kaiser mit den Prinzen am 27. Januar der Paroleausgabe im Zeughaus bei. Im Lichthof des Gebäudes war eine Ausstellung der Gegenstände arrangiert, die das Zeughaus in der letzten Zeit erwarb.

Veränderungen in der deutschen Diplomatie (Abb. S. 178). Verschiedene wichtige Gesandtenposten sind in diesen Tagen neu besetzt worden oder harren einer Neubesetzung. Graf Rex, der Gesandte in Peking, geht als Botschafter nach Tokio. Herr v. Reichenau vertauscht den Gesandtenposten in Belgrad mit dem am schwedischen Hof. Sein Nachfolger in Belgrad wird Dr. Freiherr v. Griesinger, bisher Vortragender Rat im Auswärtigen Amt, Dr. Bünz, der Gesandte in Mexiko, scheidet aus dem Reichsdienst. Hans Adolf von Bülow wird in Oldenburg durch den bisherigen Finanzdelegierten in Athen Dr. von Humbracht ersetzt und geht als preußischer Gesandter nach Hamburg.

Die Ackerbau- und Industrieausstellung in Allahabad (Abb. S. 178), die der Kronprinz eingehend besichtigt hat, enthält auch eine imposante Deutsche Abteilung mit einer stattlichen Maschinenhalle.

Wintersport am spanischen Königshof (Abb. S. 177). Auch Spanien und besonders das vom Klima wenig begünstigte Madrid kennt strenge Winter, und so kommt es, daß König Alfons, der alle Sportzweige liebt, auch in seinem sonnigen Land manchmal dem Wintersport huldigen kann.

Sport und Jagd in der Kunst (Abb. S. 183). In den letzten Tagen haben mehrere Berliner Ausstellungen bewiesen, wie gern die moderne Kunst jagdliche und sportliche Motive behandelt. In der Deutschen Geweihausstellung am Zoo und in der Ausstellung „Sport und Jagd" bei Schulte sind Jagdbilder zu sehen. Im Salon Casper gibt es eine Ausstellung, die künstlerische Hundedarstellungen enthält.

Die Pest in Charbin (Abb. S. 180). Charbin, der russisch-chinesische Handelsplatz in der Mandschurei, leidet furchtbar unter der großen Pestepidemie. Täglich sterben Hunderte von Eingeborenen und auch viele Europäer.

Lady Desborough (Abb. S. 181), die Gattin des erst vor vier Jahren zum Baron und Peer erhobenen Lords Desborough, tritt als Palastdame (Bedchamber Woman) in den Hofstaat der Königin Mary von England ein.

Vom Münchner Bühnenball (Abb. S. 184). Die Münchner Bälle haben einen guten Ruf wegen ihrer Fröhlichkeit. Wenn sie gar von Bühnenkünstlern veranstaltet werden, sind sie natürlich besonders lustig.

Die erste „närrische Kappenfahrt" durch Berlin (Abb. S. 184) hat der Klub der Rheinländer veranstaltet. Die Teilnehmer trugen die Narrenkappe, das Symbol der Karnevalstorheit.

Personalien (Abb. S. 179 u. 182). Admiral Truppel scheidet demnächst aus seinem Amt als Gouverneur des Schutzgebietes von Kiautschou. — Lord Fisher of Kilverstone, der bekannte englische Admiral, ist ebenfalls amtsmüde. — Der König hat anläßlich seines Geburtstags den Klempnermeister Harry Plate in Hannover, Vorsitzenden zahlreicher gewerblicher Körperschaften, ins preußische Herrenhaus berufen. — Am 9. Februar vollendet der hochverdiente Pädagoge und pädagogische Schriftsteller Geheimrat Dr. Steinbart in Duisburg sein 70. Lebensjahr. — Die norwegische Volksschullehrerin Anna Rogstad tritt als gewählte Stellvertreterin eines ausscheidenden Abgeordneten in den norwegischen Storthing ein.

Todesfälle (Abb. S. 182). In Berlin verschied Prof. Emil Hundrieser, der Schöpfer der Kolossalstatue der „Berolina" auf dem Alexanderplatz und vieler anderer bekannter Denkmäler. Prof. H. Oberländer, der hochbetagt verschieden ist, war vierzig Jahre lang als trefflicher Künstler am Berliner Kgl. Schauspielhaus tätig. Als dramatischer Lehrer hatte er Künstler wie Matkowsky und Vollmer zu Schülern. — In Stuttgart starb einer der tüchtigsten deutschen Verlagsbuchhändler Dr. A. v. Kröner, der jahrzehntelang die „Union, Deutsche Verlagsgesellschaft" und später auch die Cottasche Buchhandlung geleitet hat. — Der Besitzer der „Vossischen Zeitung" Geh. Justizrat Robert Lessing ist im 84. Lebensjahr gestorben. — Helene Böhlau hat ihren Gatten verloren, den Schriftsteller Friedrich Arndt, der später zum Islam übertrat und seither Omar al Raschid Bey hieß. — August Aschinger, einer der Gründer der bekannten Berliner Restaurationsunternehmung, ist in Berlin im Alter von 49 Jahren gestorben.

Die Toten der Woche

August Aschinger, Begründer der bekannten Bierhallen, † in Berlin am 28. Januar im Alter von 49 Jahren (Portr. S. 182).



Paul Singer †

Professor Emil Hundrieser, bedeutender Bildhauer, † in Berlin am 30. Januar im 65. Lebensjahr (Portr. S. 182).

Geh. Kommerzienrat Dr. Adolf von Kröner, hervorragender Verlagsbuchhändler, † in Stuttgart am 30. Januar (Portr. S. 182).

Geh. Justizrat Carl Robert Lessing, Besitzer der „Vossischen Zeitung", † in Berlin am 28. Januar (Portr. S. 182).

Professor Heinrich Oberländer, Mitglied des Kgl. Schauspielhauses, † in Berlin am 30. Januar (Portr. S. 182).

Reichstags-Abgeordneter Paul Singer, † in Berlin am 31. Jan. (Portr. nebenst.).

Bilder vom Tage

Phot. Trampus.

Der König und die Königin beim Eislauf auf dem Teich des Lustschlößchens Real Casa de Campo.

Ein seltenes Vergnügen am spanischen Königshof.



Dr. Frhr. v. Humbracht,
der neue preußische Gesandte in Oldenburg.



Graf von Rex,
der neue deutsche Botschafter in Tokio.



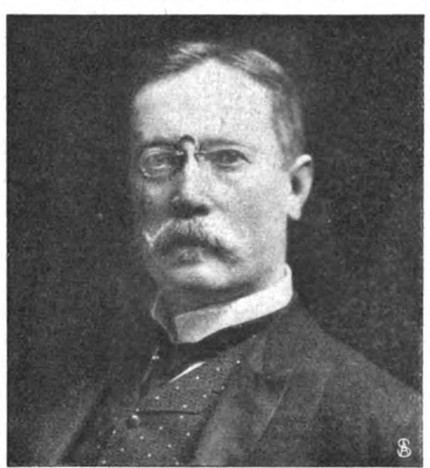
Phot. Boehringer.

Dr. Frhr. v. Griesinger,
der neue deutsche Gesandte in Belgrad.



Hofphot. Pietzner.

H. A. v. Bülow,
der neue preußische Gesandte in Hamburg.



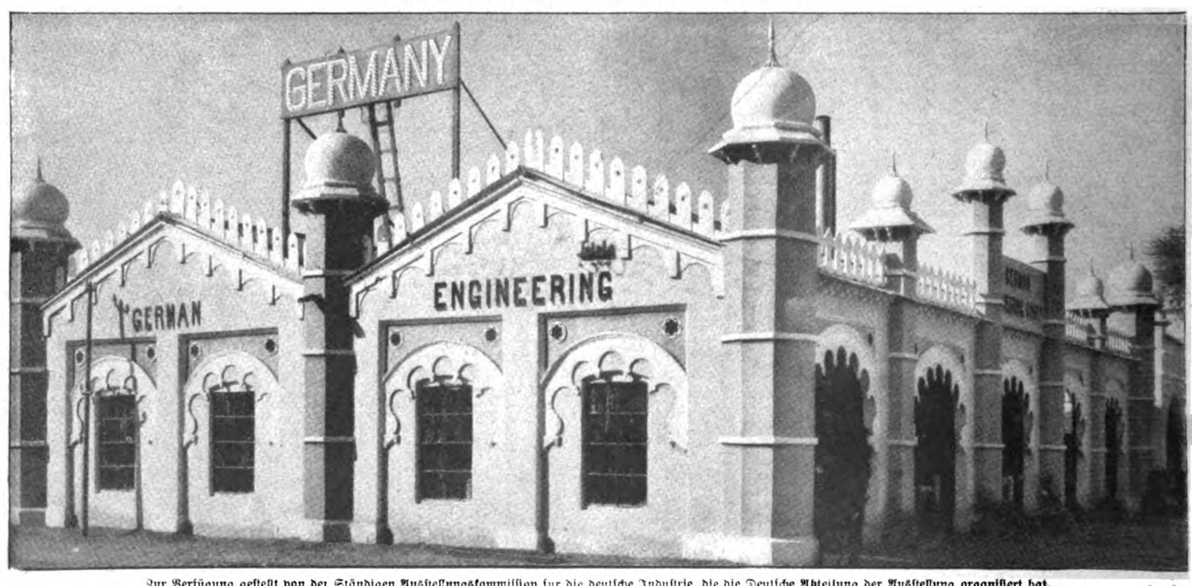
Dr. K. Bünz,
deutsch. Gesandter in Mexiko, tritt von seinem Posten zurück.



Hofphot. Benade.

F. v. Reichenau,
der neue deutsche Gesandte in Stockholm.

Veränderungen im diplomatischen Dienst.



Zur Verfügung gestellt von der Ständigen Ausstellungskommission für die deutsche Industrie, die die Deutsche Abteilung der Ausstellung organisiert hat.

Von der Ackerbau- und Industrieausstellung in Allahabad: Die deutsche Halle.

Deutsche Industrie in Indien.



Kaisersgeburtstagfeier in Berlin: Der Kaiser begibt sich mit den kaiserl. Prinzen zur Paroleausgabe.



Zu Kaisersgeburtstag: Ausstellung der Neuerwerbungen im Königlichen Zeughaus in Berlin.



Admiral Truppel, der Gouverneur von Kiautschou, tritt in den Ruhestand.



Phot. Russel & Sons

Admiral Sir John Fischer, der bekannte englische Flottenführer, legt sein Amt nieder.





Bisher verschont gebliebene Hütten der Chinesen auf der Mongolischen Straße.



Desinfektionskolonne bei der Arbeit.

Die Pest in Charbin.

Lady Desborough.

Eine neue Palastdame aus dem Hofstaat der Königin Mary von England.

Nach dem Gemälde von Ellis Roberts.





Geheimrat Dr. Quintin Steinbart,
der verdiente Pädagoge, feiert seinen 70. Geburtstag.



Phot. London Stereoscopic Co.

Sir Charles Dilke †
bekannter englischer Politiker.



Klempnermeister Plate (Hannover),
wurde in das preußische Herrenhaus berufen.



Prof. Emil Hundrieser †
der Berliner Bildhauer und Direktor des Rauchmuseums.



Phot. Wiese.

Volksschullehrerin Anna Rogstad,
der erste weibliche Abgeordnete in Norwegen



Heinrich Oberländer †
langjähriges Mitglied des Berliner Königl. Schauspielhauses.



Geh. Justizrat Robert Lessing †
Verleger der Vossischen Zeitung, Berlin.

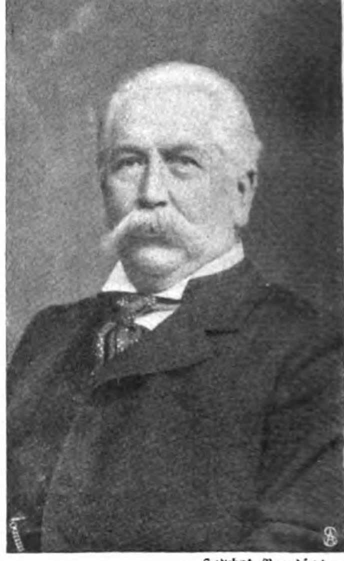


Phot. Traut.

Omar Al Raschid Bey †
der Gatte der Schriftstellerin Helene Böhlau.

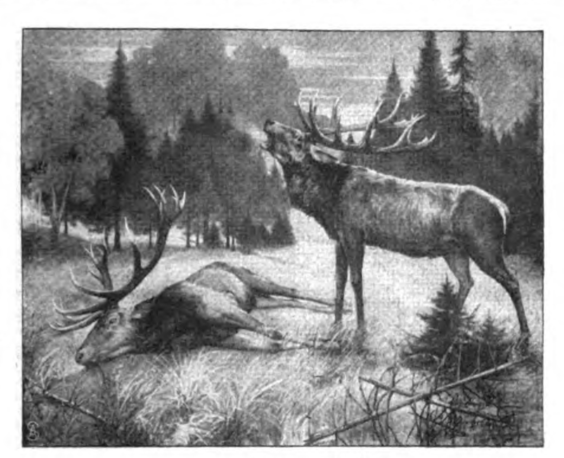


August Aschinger †
der bekannte Berliner Restaurationsunternehmer.



Hofphot. Brandseph.

Geh. Kommerzienrat A. v. Kröner †
Chef der Cottaschen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.



„Das Ende vom Liede".
Gemälde von Georg Marschall, Geweihausstellung Berlin 1911.



Verlag von Stiefbold & Cie., Berlin.
„Rotwild im Moor" von Karl Zimmermann.



Links: „Heidelied", Gemälde von Karl Wagner.

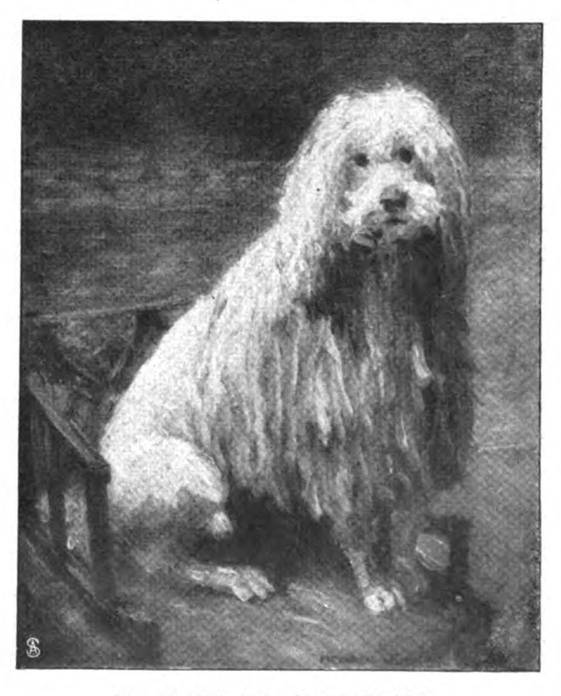
Ausstellung „Jagd und Sport" im Salon Schulte, Berlin.

Sport und Jagd in der Kunst.

Aus Berliner Kunstausstellungen.



„Bully".
Zeichnung des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen (Sohn).
Zur Verfügung gestellt durch Frau Prinzessin Friedrich Leopold von Preußen.



Heinrich Hübner: „Grauer Pudel".

Ausstellung „Der Hund in Bild und Plastik" im Salon Casper, Berlin.



Phot. A. Wolf.

Von links (stehend): Prof. Wick, Kgl. Ho,opernregisseur. Dr. Raoul Walter, Kgl. Kammersänger. Schröder, Kgl. Hofschauspieler. Herzog Ludwig Ferdinand von Bayern. General Grane. Basil, Kgl. Regisseur u. Hofschauspieler. Schwanneck, Kgl. Hofschauspieler. Bauberger, Kgl. Kammersänger. (Sitzend): Frl. Terwin, Kgl. Hofschauspielerin. Baronin Hagen, Kgl. Hofschauspielerin. Frl. Woiwode, Kgl. Hofschauspielerin.

Vom Bühnenball im Deutschen Theater in München.



Phot. Gebr. Haeckel.

Karnevalistischer Umzug des „Klub der Rheinländer" in Berlin.
Rheinische Faschingsfreuden in der Reichshauptstadt.



Die schöne Melusine.

Roman von

Viktor v. Kohlenegg.

12. Fortsetzung.

Ja, Melusine spielte.

Tante Jüly und Tante Tinchen, hinter sich die alte Miene als Wache, hatten ihren Platz in einer der Logen, gleich vorn dran, denn anders tat es Tante Pfeiffer nicht; sie summte und brummte auch hier am Anfang vor Vergnügen eine Weile, bis ihr Tante Jüly einen Klaps gab und Miene die Dame d'atours energisch von hinten gegen den Stuhl drückte. „Ruhig, Frau Doktorn, das geht hier nich; wir sin ins Theater."

„Weiß ich, oller Drache."

Tante Jüly verzog keine Miene; sie kümmerte sich überhaupt nicht um anderer Leute Meinung und hatte den Einzug ihrer Schwester mit dem anfeuernden „Bayrischen Marsch", bis sie in Gang kam, völlig unverlegen geleitet; übrigens wußte sie, daß Tinchen, sobald der Vorhang hoch ging, nur Auge und Ohr war; es gab nichts Fesselnderes für die alte Dame als Theater; und nur in den Zwischenakten rumorte sie und machte ihre Bemerkungen. Aber da störte es keinen.

„Ich bin doch neugierig, Jüly."

„Hm!"

„Wenn es nun ein Reinfall wird? Ich kann mir gar nicht denken, wie ein Mensch, der vor 'ner Weile Kaffee neben mir getrunken hat, und wenn's auch vierzehn Tage her is, daß der mit eins da vorn auf'm Balkon stehen und die Strickleiter runterlassen kann.... Es war die Nachtigall und nicht die Lerche...."

„Sie wird schon."

„Ich bin neugierig. Ich habe beinah Angst und 'n Tadderich; siehste meine Hand."

„Die ist immer so."

„Is se n i c h!... Un wenn schon. Die Donatsche fällt sicher rein. Und denn die Sache, wenn er wieder weggeht... ich meine Romeon, früh am Morgen. Willst du schon gehn? Der Tag ist ja noch fern!... Hi hi. Was mag wohl unser Oskar dabei denken? Ich möchte nich in seiner Haut stecken, weißt du, Jüly. Das kommt doch nur ihm mal zu — später natürlich! Feste! Und nu —"

„Sei still. Kein Mensch denkt d a r a n. Am wenigsten Oskar. Das ist Spiel. Das ist Theater."

„Wenn schon. Er denkt sicher dran. Und wir alle. Du auch. Und Miene wird grienen, wenn sie überhaupt was versteht und nich nur Augen macht wie in der Kirche, weil sie da vorn bunte Seidenlappen anhaben und Verse reden, das Schaf. Ich werd doch Oskarn kennen!"

„Sei jetzt ruhig. Dummes Zeug. Hm. Es hat schon draußen geklingelt."

„Wird auch Zeit." Tante Tinchen sah langsam umher. „Da is ja Oskar, ganz hinten im Parkett. Na endlich. Und 'n bißken echauffiert, aus der Puste. Kann ich mir denken, armer Kerl. Und verkrümelt sich in der Menge. Aber warum is er so dumm, es hat ihn keiner zu gezwungen; konnte hübsch in seiner Assiette bleiben und setzt sich in die Nesseln. Das da vorn is ja woll Meinhard und der kleine Trossel, in der zweiten Reihe; mich wundert's, daß sie nich auf'm Souffleurkasten sitzen. Un denn Lily — — Tag — Tag, mein Kind —" Tante Pfeiffer nickte kaum merklich, denn das ging nicht so rasch damit, nach drüben, wo eben Casparis vollzählig eine Loge betraten.

Lily, die Söhne und die Alten. Lily, kühl, ernst und beunruhigend blond wie immer, ein wenig blasser scheinbar.

Die Stiefmama breit, in Seide und lärmvoller Laune, als wollte sie sagen: nun wollen wir uns mal die ganze Chose ansehen; eigentlich dachte sie wohl auf gut berlinisch: den Klimbim. Sie sah sich denn auch herausfordernd um, setzte sich umständlich, dabei mit Zettel, Opernglas und Konfektdose nicht zustande kommend; das Publikum war sogar sehr gut, ganz Berlin, Toiletten... nicht zu sagen! Und doch roch es nach kleinen Leuten hier, natürlich von den Jahren vorher, Abend für Abend; das Theater sah ordentlich verlegen aus, wie eine aufgetakelte Madame. „Na, Lily, wie is dir?"

„Sehr gut, Mama. Siehst du Bekannte?"

„Noch nicht. Wo is denn der Doktor? Schließlich kneift er — kann ich ihm nich verdenken."

„Du beurteilst ihn wohl falsch, Mama. Ich glaube, Doktor Demuth ist jeder Situation gewachsen. Und warum sollte er wohl? Es ist ein Ereignis und steht so hoch."

„Abwarten.... Es ist wie mit'm Seiltanzen. Und es is auch so was. Fritz, mein Sohn, gib mir mal den Schal, es zieht hier. Kannst du auch da hinten sehen?"

Lily war es kühl ums Herz. Sie suchte gleichmütig die Reihen ab. Und nun sah sie auch Oskar Demuth. Aber der blickte weg. Sein Anblick ging ihr wie ein Stich durchs Herz und hob alle Unruhe in ihr. Sie fühlte mit ihm und doch auch gegen ihn und die Dame Melusine, hart und höhnisch. Sie fürchtete einen schlimmen Ausgang und wünschte ihn doch fast in der gleichen Sekunde. Papa Caspari saß schmunzelnd mit lächelndem Fuchsgesicht in der Ecke, betrachtete die elegante Menge, las den Zettel durch den Zwicker; er konnte von seinem Stuhl aus kaum die halbe Bühne übersehen, es war ihm egal, das Stück kannte man ja, und er amüsierte sich immer.

Meinhard im neumodischen Smoking, den er mit seinem aufs Aparte gerichteten Sinn mit einer feinen



Geringschätzung für die Gehröcke der andern trug, war gefaßt wie immer. Trossel neben ihm bemühte sich, es ihm gleichzutun. Dabei glühte er vor Spannung und suchte, denn er war wie alle Empfindlichen eitel, vor Meinhard zu glänzen. Pst — —"

Kling. Der Vorhang rauschte; Simson, der Capulet und Montague, Benvolio. Es war ziemlich abscheulich — — Ah, Kränzlin = Romeo.... Rasch, grandseigneurhaft spielerisch, dazwischen bummlig, fast höhnisch zwischen den andern, sie gewissermaßen parodierend, anpackend und beiseite schiebend, als schäme er sich ihrer, als wollte er den gaffenden Leuten sagen: Kinder, was soll ich machen? Haltet euch an mich! Nur die Stimme, sie blitzte wie Stahl und klang wie Liebkosung. War er nervös, war er müde?... Nein, nein, abwarten. Er sparte nur am Anfang und wartete auf sich selbst....

Oskar hielt die Arme über der Brust gekreuzt und sah regungslos zu. Mitunter schweiften seine Gedanken ab, zu seinem Vater hin. Der alte Herr las jetzt seine Zeitung. Fernab. In seinem vertrauten alten Zimmer. Ob er herdachte? Kaum. Der Vater gestand es sich wohl selbst nicht ein. Oder höhnisch und mit einer bösen Verächtlichkeit, um die eigene Gene und Scham zu ersticken. Farce!... Dachte es der Vater? Dachte er es selbst in einem verborgensten Winkel, im Bann der Unruhe? Er wollte nichts davon wissen! Aber wenn er das Bild des Vaters bei der Lampe in dem behaglichen Zimmer sah, dann schien ihm das hier entgegen aller Abwehr ziemlich abenteuerlich. Indessen, das war gleichgültig, das war äußerlich! Durchaus!... Ein anderes, Wichtigeres wurzelte tiefer in der Seele. Das war das Eigentliche. — — Würde er sie halten können und sie ihn... würden die fremden Mächte sieghaft zwischen ihnen aufsteigen und die Furcht voreinander? War das heute eine Entscheidung? — — Ein Fremdes dachte in ihm. Dabei sah und hörte er, was da vorn zwischen den zitternden Leinenwänden vorging.... Es waren zwei Menschen in ihm, die da auf dem schmalen Klappsitz saßen. Sie waren beide einander so gut wie fremd. Keiner war er selbst.... Übrigens, wo war Emmi? Ob die Kleine noch gekommen war? Sie hatte heftige Schmerzen gehabt unter einer neuen Goldplombe, die ihr, da sie sehr sichtbar war und blitzte, sehr gefiel; sie hatte mit ihm gehen wollen, aber er hatte gemeint, er säße sehr weit hinten... begreiflich... und er müsse Melusine wohl eskortieren. Nein, er hatte allein sein wollen, er fürchtete sich ein wenig vor Emmis flitzender, unbedachter Zunge. Da hatte sie trotz wildem Schmerz mit der guten Hummel gehen wollen oder mit Casparis oder den Tanten, obschon Tante Pfeiffer einem gräßliche Verlegenheiten bereitete. Doch zu guter Letzt hatte ihr der Papa, wie Emmi dem Bruder, aufgelöst, dicht vor seinem Weggehen, erzählt hatte, kurz gesagt: „Du bleibst am besten daheim, mein Kind." „Aber Papa —" sie war ganz fassungslos gewesen und hatte den Kopf aufgeworfen. „Du hast starke Schmerzen. Das ist Grund genug. Du sollst spülen und Kompressen auflegen. Mit solchen Entzündungen ist niemals zu spaßen. Abgemacht, Emmi." „Aber Papa — es ist unmöglich —! Ich und die Hummel haben längst Billette —" „Das ist belanglos. Ich denke, die Gesundheit geht vor. Wie soll der Mann morgen sehen, ob ein Eingriff nötig ist, wenn du seinen Verordnungen nicht nachkommst." „Aber mit einem Mal —" und die hellen Kindertränen stürzten von ihren Wimpern. „Es ist genug, wenn einer von uns dabei ist. Und nicht gerade meine Tochter! Du kannst es ja in den Zeitungen morgen lesen, wie die Komödie ausgegangen ist —."

„Eine Frage des Taktes, weißt du, Oskar! Ich bin außer mir. Ich will beide Daumen halten und will beten —"

Unsinn, was phantasierte er da. Doktor Demuth räusperte sich schwach und lehnte sich zurück.

Er sah mit festem, von der Anstrengung ein wenig feuchtem Blick nach vorn.

Kränzlin war in der Tat verwildert, wie er mitunter plärrte... unausstehlich; man verstand kein Wort, und er schnaufte, als stünde er in seinem Schlafzimmer. Oskar hegte einen kalten Haß, einen Groll gegen den Mann... gegen seine Hände, gegen seinen Atem, die eine andere, ihm Kostbare berühren würden. Sein Herz zog sich zusammen. Wie er sie liebte... wie er sie in diesem Augenblick liebte! Es war äußerlich... das ging keinen was an, auch ihn nicht und am wenigsten Melusine, diese Zusammenhänge des Spiels. Rein äußerlich! Aber auch daran mußte man sich erst gewöhnen. Jeder Schritt auf dieser andern Welt, auf diesem merkwürdigen Terrain war neu. Nun ja —! Es ist nur gut, daß man für alles eine Formel hatte! dachte er plötzlich und kreuzte die Arme noch entschlossener. Wo mochte Melusinens Papa wohl stecken? Natürlich hinter der Bühne mit der Palastdame als Schatten.

Und jetzt schob sich auch Hoven, der lange Holländer, an der Seite des Parketts nach vorn, eine halbe Stunde zu spät, aber ein Bild des Friedens....

Melusine.

Dritte Szene.

„Was ist? Wer ruft mich?"

Er hatte sie in all der Zeit nicht wiedergesehen in diesem Rahmen.

Wie ging und hielt sie sich nur. Fremd für ihn. Sie war es nicht.— Eine andere. Aber wer —?

Es peinigte ihn und erfüllte ihn mit warmem, quellendem Schmerz. Sie hielt sich weich nach hinten, die Arme in einer lässigen Ruhe. Hingebend. Auch das Gesicht war anders, wie schmerzlich und edel... sie war nur Gefäß, Gelöstheit, und die Stimme klang weich, mühelos, etwas höher, und ihr Untergrund war dunkle, kraftbergende Wärme.

Oskar war blaß und wie erstarrt, aber seine Hand und irgendein Nerv auf seinem Rücken zitterte. Zu denken, daß das Melusine war. Fast ein Wunder. Es währte nur wenige Minuten lang. Es war eine ziemlich gleichgültige Expositionszene. Man hätte sie ruhig streichen können und sollen... dachte Oskar mechanisch. Ihm war kühl. Ihm war angst, als läge die Bühne viel weiter ab, als würde der Zuschauerraum zwischen



ihm und der sich so eigentümlich nach rückwärts haltenden Gestalt größer, als gleite sie schmerzlich selig über den Alltag hin, von Herzschlag zu Herzschlag — das war jetzt sein Zeitmesser. Dann ging sie fort und ließ eine beträchtliche Leere, ein dumpfes Warten und eine Gleichgültigkeit zurück. Es war vollkommen wie eine Pause mitten im Akt. Was war geschehen? — — Der Vorhang ging über den Verwandlungen auf und nieder. Der Doktor kümmerte sich nicht weiter darum.

Aber auch er mußte sich in diesen Minuten eingestehen, daß das Theater für ihn nun keineswegs mehr das gleiche wäre wie damals vor Wochen — vor vielen Wochen. Es hatte inzwischen etwas Festliches, Strahlendes angenommen. Auch schon im Vergleich zu den Augenblicken vorher....

Man hätte sich etwas beeilen können da vorn. Diese vielen kleinen Szenen zerschnitten auch die Aufmerksamkeit in Stücke. Man hegte unversehens den Wunsch, einmal einen langen Zug zu tun, und wurde ungeduldig.

Aber nun war es wohl bald wieder so weit, denn die Dinge zwischen Leinwand und blakenden Lichtern spitzten sich zu. Es war nicht recht glaubhaft, daß nur ein paar kleine Szenen inzwischen vergangen waren und darunter wieder eine oasenhafte mit Julia.

Das Haus blieb dämmerig. Der erste Akt glitt fast in den zweiten hinüber, Oskar billigte beides. Er fand nur, daß Capulets Garten wenig fürstlich ausgefallen wäre, doch Kränzlin machte es durch seinen stürmischen Sprung von der Mauer beinah wieder gut.

Melusine.

... Und immer wacker — gleichwie eigensinnig wurde sie in ihrer noch zagenden rätselhaften Hingegebenheit. Immer reifer in der mitunter noch verschleierten Stimme mit dem dunklen gefahrvollen Urgrund; und plötzlich rauh, nur kurz verhallend, daß sie, selbst genießend, die Augen schloß, sich wissend — erkennend, und die lieben, die Luft durchfühlenden Hände selig sinken ließ. Sie war eine Kreatur Kränzlins ... es war sein Einfluß, kein Zweifel ... es war irgendeine Verwandtschaft, ein okkulter Zusammenhang. Und doch sie selbst — sie selbst. Sie war vielleicht zu ernst, in der Erscheinung zu groß für die Julia. Ein fernes Lächeln war oft um ihre Lippen. Sie hätte es am Morgen selbst nicht geglaubt. Sie hatte es verschworen. Sie hatte es vermutlich auch in der ersten Minute nicht geglaubt!

Es war die Haltung, dachte er, während es aus ihr sprach. Die Haltung!... Nichts anderes! Die Haltung ihres Kopfes, als sie auftrat, die Haltung ihrer Schultern, als sie auf die Bühne mußte mit versagenden Knien, die lässige Haltung ihrer Arme und Hände. Die Schlaffheit, die Angst und das Muß! Aus dieser in Hilflosigkeit gelösten, nur auf sich selbst gestellten Haltung kam ihr Ton, stieg ihre Geste hoch. Er gab ihr, höchst seltsam, die Sicherheit, die Ruhe. Ein Zufall, nichts weiter. Eine Erfüllung in der Gelegenheit, kein Wunder, o nichts anderes; aber dennoch befreiend diese Ruhe, die aus ihrer Schwäche kam und aus dem zwingenden, funkelnden Blick Romeos; sie fühlte nur ihn; sie sah auf sich selbst nieder. Sie war gewissermaßen sanft aus sich herausgetreten, gütig, und sah nun mit traumwandlerischer Seligkeit, was sie tat, und daß sie etwas abgestreift hatte, etwas Fleckiges, Geflicktes, Liederliches, Unruhe und Hast.

Das war alles schon vorher dagewesen, schon in diesen Proben, schon in dieser ganzen Zeit vorher und sicherlich auch noch früher im Keim — nur nicht unter diesem letzten, äußersten Zwang, nicht mit dieser letzten und äußersten Reaktion und Erfüllung....

Wie leicht die Luft wieder war, man brauchte kaum zu atmen und sah auch unter tief gesenkten Lidern eine eigentümliche Helligkeit.

Es war die Haltung!... Schlechthin. Die äußere Haltung. Sie hatte ermattet die Ruhe wie Saul die Krone gewonnen. War es nicht das gleiche? Die Ruhe und inbrünstig beseelte Überlegenheit, die nach dem Wort griff, es mit zärtlicher Hand formte ... es hoch warf, plötzlich schreiend.... Und dann bog sich die Gestalt wieder lässig zurück. Nun hatte das Wasser sein tiefstes Bett, schmal und in Momenten ozeanbreit, fest, unzerstörbar. Und wenn sie es auch wieder vergaß, sobald sie draußen auf der Straße und in der Menge schritt; wenn sie auch wieder zweifelte, grübelte und sich quälte noch für Zeit ... wenn sie wieder hier stand und den Kopf nach rückwärts bog in die Schultern und so lässig und gelüstig zuwartend schritt, als stiegen ihre Füße müde von der Last des eigenen Wissens zu der Tür des Geheimnisses hinan, dann war es wieder da. Auch ohne Romeo ... schließlich ... einmal.... Es war die aus dem letzten verzweifelten Moment gewachsene Haltung, in die sie sich gottergeben aus aller Not rettete. Ein Wunder vielleicht — nennt es so. Sie war reif, reif in ihrer Seele. Eine leiseste Hand, ein Windhauch bricht die Frucht.

Rätsel. Und Melusine sprach.

* * *

Die Zwischenakte waren für Oskar endlos. Er haßte das harte Licht und floh die schwatzende Menge. Er mochte niemand sprechen. Auch Meinhard und Troffel nicht. Er ging in dem lauen Frühjahrsregen bis auf die Straße hinaus, lief ohne Hut umher und rauchte. Man sollte jetzt nicht darüber nachdenken, nicht zu sich selber kommen. Hinter diesen Pausen standen noch so viele Geheimnisse — Gefahren. Sie hatte ihn gebeten, nicht zu ihr hinter zu kommen; er mochte es auch nicht zwischen den andern tun. Und auch sonst nicht, als könnte es etwas zerbrechen.... Er war nervös und voll schwerer Erwartung, wie es weiter verlaufen würde. Und einmal traf er auf Melusinens Papa, der im Hof und im Garten am Maschinenhaus ebenfalls Zigaretten rauchte, drinnen durfte er es nicht.

„Ah, Doktor! Nun? Sie glaubt es nicht. Sie lacht und friert und sagt, es sei Schwindel. Sie wisse nicht, was sie da draußen tue.... Ich bin baff. Und die andern auch. Ihrem Romeo ist sie nicht wild genug. Affe! Aber auch er lacht. Dritter Akt — dritter Akt, abwarten! Was sagst du, doctissime.... Sie ist zu schade! Ja, zu schade, Doktor, für Salon und gute Stube ... für die Kinderstube ... pah!"

„Wer weiß", sagte der Doktor schwermütig lächelnd.



„Unsinn — Unsinn! Wir wollen uns trennen und weiter sehen, mein Sohn. Ich will wieder hinein. Ich mußte nur ein paar Züge tun, sonst stirbt man."

* * *

Es war sehr warm. Es war heiß. Vielleicht kam es auch von der Bühne, Kränzlin konnte in der Tat etwas dämpfen. Dritter Akt. Zweite Szene — fünfte Szene. Tante Tinchens Augen saßen auf Stielen. Die Worte: es war die Nachtigall und nicht die Lerche, brummelte sie laut mit.... „Donnerwetter, Jüly. Nur sachte. Sehr gut, sogar sehr gut. Echt. Pik. Man kann ordentlich mit."

„Hm!" machte Tante Jüly und stieß die Schwester an. „Sei still."

Auch im Hause atmete kein Mund. Wie Schwüle wehte es von der Bühne herab. Meinhard saß vorgeneigt und ließ immer wieder den dunkeln Bart durch die hohle Hand gleiten, Trossel war blaß. Auch bei Casparis war man im Bann. Nur Lily sah mit einem Schmerz und einer Verachtung im Herzen zu Oskar hin. Der hielt den Blick gesenkt. Es war äußerlich da oben — äußerlich! dachte er. Es ist Spiel. Aber in andern Augenblicken war es ihm wieder, als flöge ihre Seele mit breitem rücksichtslosem Flügelschlag durch die Luft. Und das schuf Ahnungen, die ins dunkle Morgen hinüberzogen mit leiser, banger Bewegung.

Und gleich darauf hätte er die Geliebte mit scheuer Hand von der Bühne herabziehen mögen, während er spräche: ich nehme dich fort; komm mit! Es waren ihre Worte von heute morgen, und sie nahmen nun einen Klang an, der weit über die Stunde hinauswies.

Er stand noch vor dem Schluß auf und ging; er saß in der Nähe einer Reihenecke. Er mochte nichts von dem Sturm hören, der natürlich zum größten Teil dem andern galt. Er hatte die sinnlose Idee: Melusine sollte sich baden, alles abspülen.

Draußen nahm er seinen Mantel. Es war ihm weh und leer zu Sinn. Sie sehen, ihren Arm halten, den Mund fühlen, den Kopf zurückbiegen, wie er so oft getan, wie sie so oft gefordert hatte, daß sie willenlos lag. Es war absurd, daß die Stimmen, der Lärm und all die Gesichter, der ganze Schwalm dieses Abends zwischen ihnen stehen sollten. Er allein hatte ein Anrecht an ihren Irisduft und den Hauch ihres Mundes.

Er stand im Dunkel des Gartens an der Tür zum Bühnengang, aber er ging nicht hinein. Er verachtete diese Räume, stand fest und still. Er wünschte nicht, daß ihr Vater und die Heyl mit herauskämen. Er wollte nur sie sehen, nur sie erkennen in der Tür, mit der Spitzenhülle, die ihr Gesicht so mädchenhaft umrahmte. Ihm war, als wären sie unendlich lange getrennt gewesen.

Es regnete. Aber er spannte keinen Schirm auf. Er mußte lange warten. Dann kam sie endlich, zwischen gleichgültigem Bühnenvolk und Arbeitern, rasch; ein wenig hastig, noch an Mantel und Tuch nestelnd.

„O Oskar! Ich wußte, daß du wartetest! Ich habe geeilt und alle abgeschüttelt. Ich wußte, daß du allein hier wärest. Nur du — und ich. Komm — komm mit! Ich bin Papa und der Heyl und der Meyrink voraus. Ich hab sie verloren.... Ich will mit dir zusammen sein. Wir nehmen uns einen Wagen und sitzen dicht beieinander. Halte meine Hand wie heute morgen.... Wie ist das schön! Alles ist so klar und glatt in mir, als hätt ich eine Welt vergessen und überwunden .... Frieden." Und sie atmete tief — tief auf.

„Melusine."

„Nicht fragen. Du bist da. Nun hab ich auch dich noch. Wir wollen in irgendeinem Winkel sitzen, Oskar. Und ich will etwas Kühles, Kaltes trinken, klares Eis. Nur eine kleine Stunde. Ruhe und dich. Komm mit."

Er hielt ihre Hand. Sie zog ihn fort, sie eilten. Weiber warteten draußen auf der Straße, sie wollten wahrscheinlich Kränzlin sehen; aber Melusine wurde nicht erkannt. Casparis und die Freunde waren sicher schon fort. Aber sie würden's auch verstehen, wenn man rasch und beschäftigt an ihnen vorüberginge. Sie hatten doch Melusine den ganzen Abend über gehabt. Er — er hatte sie erst jetzt wieder!

Draußen nahmen sie eine Droschke, die Oskar schon vorher durch den Portier hatte besorgen lassen.

* * *

Sie fuhren nach einem kleinen Weinlokal der oberen Dorotheenstraße, mit behaglichen Nischen und Ecken und kleinen, rotbeschirmten Lampen. Die Sofas und Stühle waren alt, die Decke und Tapete verräuchert, und darauf hingen alte Stahlstiche, Lohengrin mit Elsa am Kemenatenfenster; aber Ruf und Weine der kleinen Stube waren vorzüglich. Melusine mochte nichts von Dressel oder Hotel de Rome wissen, sie wünschte alles Laute und Helle zu vermeiden. Sie hatte in der Droschke kaum gesprochen, nur das Haupt an Oskars Brust gelegt und die Augen zugemacht, und manchmal hob sie weich den Mund zu seinem Mund, ohne die Lippen zu regen. „So. So. Wie schön. Alles fort. Vergessen! Wir fahren. Und ich liege hier. Wie ein Kind. O du.... Wir sind jung, du Student, ich ein Ladenmädchen oder ein blutjunges, unbewachtes Ding. Warum ist es nicht so? Mehr ist weniger. Wir täten alles, selig, lächelnd, und fragten keinen. Sprich nicht. Wir wollen schweigen. So, so!" Und sie huschelte den Kopf mit einer unbeschreiblich zarten Bewegung tiefer an seine Brust.

Er streichelte immer wieder die schmale, warme Wange und glitt dabei jedesmal mit den Fingern über ihren Mund.

... Nun saßen sie in einer stillen Ecke, nur die kleine Tischlampe gab roten Schein. Ihre Hand lag auf der seinen. Sie hatte sich zurückgelehnt und träumte mit glänzenden Augen in Fernen. Der alte Kellner, der den Doktor seit Jahren kannte, ging behutsam, als fürchtete er zu stören, um den Tisch herum, sprach mit diskreter Stimme und verschwand möglichst bald wieder mit den Schüsseln und Tellern.

Melusine achtete auf niemand. Eher daß Oskar ein paar flüchtige Blicke um sich warf und mit sachlicher, ein wenig strenger Stimme, wie ein Gatte oder Verlobter, der nichts zu verbergen hatte, mit dem Kellner verhandelte. Mitunter, wenn man von den andern Tischen zu ihnen hersah, entzog er auch der Geliebten seine Hand, richtete sich in der Haltung zurecht und plauderte lächelnd und behaglich.



Sie beobachtete es diesmal nicht. Sie lebte noch immer in jener andern Welt, die mit der Süße der Gegenwart verschmolz. Dennoch durfte Oskar nicht von dem Vorangegangenen sprechen.

Sie überhörte es, wenn er davon begann, um ihr etwas Gutes oder Bewunderndes zu sagen und um sein Erstaunen über das Erlebte auszusprechen. Sie wich aus, oft nur mit einer Kopfbewegung, indem sie das Gesicht abwandte. Er sollte nicht fragen; sie wußte es selbst nicht! Nichts! Nichts! — Durfte jetzt nicht daran denken und danach greifen, es tat weh; es entwich, zerstob wie ein Traumbild, und davor hatte sie Angst. Es war ihr Erlebnis, ein Himmel, gehörte nur ihr allein. Dabei wuchs das weiche, betörende, unbegreifliche Sehnen in ihrer Brust, war wie ein Schmeicheln und heißes Streicheln unter ihrer Haut. Sie trank. — Sie aß nur wenige Bissen, dann schob sie den Teller von sich.

„Ich kann nicht. Gib mir etwas Eis in die Hand." Und sie nahm die Stückchen und strich damit über ihre Stirn und Wange. Dann erzählte sie plötzlich doch, leise lachend, sprach erregt von hundert Einzelheiten, die sie an diesem Abend erlebt und beobachtet hatte....

Und nun erwachte sie und sah sich um.

Sie hatte keine Ahnung, wo sie waren. Es war ihr auch gleichgültig. Sie setzte sich voll Behagen tiefer in das Sofa, ausruhend, als läge ein schwerer Werkeltag hinter ihr, und nun atmete sie auf, schloß lässig die warmen Hände im Schoß. Das Gestern, der heutige Morgen waren Schatten, Unwirklichkeiten! Die Stirn schmerzte ihr mit scharfen Stichen, wenn sie sich ernsthaft besinnen wollte. „Was mögen die andern treiben, Oskar? Sie werden uns gesucht haben. Kränzlin sagte, wir müßten das feiern...."

Sie sah in weite Fernen und lachte wieder. „Er will eigentlich nichts von dir wissen! Er war unwillig oder entsetzt, als er zuerst davon hörte. Als wäre es sakrilegisch. Ja, er ist wohl für Feiern, für Champagner bis in des Morgens Frühe . . . Auch Meinhard und Trossel versprachen sich wohl etwas. N—ein! Ich mag sie jetzt nicht! Auch mich selbst nicht in gewissem Sinn. Nur dich!" Und sie nahm seine Hand und küßte sie.

Er erschrak und sah sich um. „Nicht, Melusine."

„Mein kleiner Philister!"

„Was ist dir? Du sprichst, als stünden hinter allem Geheimnisse. Jedes Wort ist ein Schleier."

Sie sah ihn groß an mit einem fremden Blick und mit ihrem Lächeln, das erstarb. „Jedes Wort ist ein Schleier", wiederholte sie. Und dann schauerte sie leicht zusammen.

„Ich muß dies alles noch für mich behalten! Oh, wie schön war es, wie herrlich!" Und sie schloß, indem sie sich langsam und weit zurücklehnte, die Augen. „Es gehört mir. Mein, mein! Nicht daran rühren!"

Oskar schwieg, in einer Tiefe seines Wesens unaussprechlich verletzt, und konnte doch das Auge nicht von dem über alles geliebten Gesicht abwenden. Da merkte sie es und strahlte ihn an, ihre Brust zitterte. —

„Mir wird kühl hier, Oskar. Es kommt wohl aus diesen alten Wänden. Was ist die Uhr?" . . .

„Gegen eins, Schatz."

„So spät! — Komm, wir müssen gehen. Wir sind fast die letzten. — Und nun kommt es doch nach . . . Oder willst du noch bleiben?"

Er schüttelte den Kopf. „Wie du willst."

„Wie ich will. — Wir haben uns da draußen noch mehr, noch besser. Ich wollte mich bei dir ausruhen und wiederfinden. — Schatz!"

„Wiederfinden, Melusine?"

Sie nickte, griff nach ihren Handschuhen und stand auf.

Sie gingen. Sie liefen noch ein Stück über die Linden weg bis in die Nähe des Tors, dort begegnete ihnen eine Droschke; und sie stiegen ein.

Vor dem Haus in der Friedrichstraße preßte Melusine die Hände gegen die Wangen, gegen Kopfhülle und Haar, und als sie Oskar an der Tür den Schlüssel gab, damit er ihr aufschlösse, sah sie ihn an.

„Weißt du noch, wie du es damals nicht littest, daß ich allein über den Hof ginge — es war das erstemal."

„Ja", sagte er leise und mühte sich mit dem Schlüssel in der Dunkelheit. „Ich tat es dann immer."

„Immer.... So komm auch heute."

(Fortsetzung folgt.)

Italienische Politiker.

Von Augusto Ferrero. Hierzu 9 Handzeichnungen von Montani.

In Italien werden die Kammern nach alter Gewohnheit in der zweiten Hälfte des Novembers eröffnet. Für die jetzige Tagung ist die Deputiertenkammer zuerst, der Senat erst acht Tage später einberufen worden, und dieser Unterschied hat einen merkwürdigen Zwischenfall herbeigeführt. Der Senator und General Pelloux — ein tüchtiger Soldat, dem als Kommandanten einer Batterie am 20. September die Ehre eingeräumt wurde, in den Mauern Roms jene „Bresche der Porta Pia" zu öffnen, durch die das neue Italien seinen Einzug in die Stadt der Päpste hielt — Senator Pelloux also erinnerte sich seiner Vergangenheit als Minister des Innern und Ministerpräsident (1898—1900) und wollte die Regierung über die bekannte Kampfrede des Bürgermeisters Nathan interpellieren, und außerdem noch über den Brief Papst Pius' X., betreffend die Anwendung des sogenannten Bürgschaftsgesetzes, das die Prärogative des Papstes festlegt und seine Souveränitätsrechte sichert und schützt. Pelloux war aber der Ansicht, die frühere Einberufung der Kammer bedeute für den Senat eine Herabminderung seiner Rolle, zog darum seine Interpellation zurück und schickte statt ihrer ein langes Schreiben an den Ministerpräsidenten. Es war eine Beschwerde und ein Einspruch, und da alle Blätter den Brief abdruckten, so hatte Italien das Schauspiel, daß der Soldat von der Bresche der Porta Pia sich zum Paladin der päpstlichen Rechte aufwarf. Der Protest des Generals Pelloux mag eine Uebertreibung



gewesen sein; aber sicherlich war auch das Auftreten des römischen Bürgermeisters Ernesto Nathan nicht ganz glücklich. Das Ministerium seinerseits hat das klügste Teil erwählt: es hielt sich jeder Polemik fern und stützte sich darauf, daß ein Bürgermeister, auch der der Hauptstadt, die Regierung weder verkörpert noch vertritt, und daß diese also nicht für seine Worte verantwortlich gemacht werden kann; folglich lag kein Grund zu einer solchen Erörterung vor. In Italien ist die Glaubensfreiheit immer geachtet worden, und niemand hat jemals ernstlich an einen Kulturkampf gedacht.

An der Spitze des parlamentarischen Programms stand die Reform des Senats und die des Wahlrechts. Ein dringendes Bedürfnis für beides ist wohl nicht vorhanden. Es sollte damit dem Kabinettsprogramm wohl mehr ein politischer Stempel aufgedrückt werden als Zugeständnis an die radikaleren Parteien, die durch ihre Unterstützung das Ministerium auf den Füßen halten. Zwar kann man nicht behaupten, daß das Oberhaus in Italien auf ideale Weise funktioniert; doch die wahre Ursache hierfür liegt nicht so sehr in der Unzulänglichkeit der verfassungsmäßigen Bestimmungen als vielmehr zum großen Teil in dem Verhalten der Regierung und auch des Senats selbst. Ein größeres Entgegenkommen der einzelnen Ministerien gegenüber dem Oberhaus, mehr Energie, Betätigung und Stolz von seiten der Senatoren, eine weitherzigere Auffassung von den „Kategorien" der Bürger, aus denen die Senatoren genommen werden dürfen — und die sogenannte „Senatskrisis" wäre gelöst, ohne daß man an die Verfassung zu tasten brauchte, was immer gefährlich ist, und ohne daß man zu einem Wahlsenat seine Zuflucht zu nehmen brauchte, wie das Arcoleo vorschlägt, der gelehrte Berichterstatter des Senatsausschusses. Er ist einer der gründlichsten Kenner des öffentlichen Rechts in Italien und eins der rührigsten Mitglieder der jetzigen Kammer, obgleich er das Augenlicht verloren hat. Der Wahlsenat zeitigt in den anderen Ländern nicht so verlockende Früchte, daß wir uns dadurch veranlaßt sehen könnten, ihn auch in Italien einzuführen. Man braucht statt aller Kritik nur auf Frankreich hinzuweisen, wo bei den Senatswahlen alle Mißstände der Deputiertenwahlen in verschärfter Weise wiederkehren. — Was die Wahlreform betrifft, so sind ja einige Abänderungen an dem jetzigen Verfahren unerläßlich, das der Verwirrung, der Bestechung und der Gewalttätigkeit einen allzu breiten Spielraum bietet; aber wie könnte man im Ernst behaupten, daß das Land ein dringendes Bedürfnis nach einem noch universaleren Wahlrecht empfände, als wir jetzt genießen? — Jedenfalls aber schwenkt das Kabinett Luzzatti jene doppelte Fahne der parlamentarischen Reform, sei es auch nur seinen Freunden auf der äußersten Linken zu Gefallen. Doch andere Fragen fordern den Vorrang, und es wird noch viel Wasser unter den Brücken des blonden Tiber dahinfließen, bevor die ausposaunten Neuerungen zu Tatsachen werden. Und es darf sich wirklich niemand darüber beklagen. Die besonders dringenden Bedürfnisse haben auf das reale Leben des Landes Bezug, auf die Schulen, auf die Verteidigung zu Wasser und zu Land, auf die öffentlichen Aemter und die einzelnen Klassen der Staatsbeamten. Italien hat als politische Einheit eine Vergangenheit von kaum fünfzig Jahren. Es war in seinen verschiedenen Provinzen, zum Teil infolge reaktionärer Regierung, jedem Fortschritt ferngehalten worden, besonders auf sittlichem und intellektuellem Gebiet. Nachdem die Halbinsel in dem bewundernswerten Zeitabschnitt von 1859 bis 1870 zur Einheit gelangt war, entwickelte sie alle ihre bislang latenten Kräfte; aber sie gleicht jetzt einem sehr schnell gewachsenen jungen Körper, der noch in engen Knabenkleidern steckt. Alle Lebensfunktionen sind dadurch beeinträchtigt. Nötig sind Schulen und Lehrer; Festungen und Schiffe; Eisenbahnen und Straßen; Anforstungen und Bewässerungsanlagen; technische Vervollkommnungen und neue Einrichtungen im Postwesen, in der Telegraphie, dem Fernsprechwesen und der Radiotelegraphie. Kurz, jeder Lebenszweig des Landes erfordert Berücksichtigung — d. h. neue Kosten. Und neben diesen Aufgaben steht die Personenfrage, die Frage der Staatsbeamten. Die Gesetzgebung der letzten Zeit hat die rechtliche und wirtschaftliche Lage der Angestellten gebessert,



Tedesco.

Sonnino.



Arcoleo. Luzzatti.

aber nicht alle Kreise sind dabei berücksichtigt worden, und nicht alle Klassen haben sich für befriedigt erklärt. Augenblicklich machen die im Verkehrs- und Transportwesen beschäftigten Beamten dem Ministerium am meisten zu schaffen. Für die Eisenbahner sowie die Post- und Telegraphenbeamten hat das Kabinett etwa 26 Millionen zum Zweck der Gehaltsaufbesserung in Vorschlag gebracht; aber niemand scheint damit zufrieden zu sein. Im Gegenteil, für eine Weile haben Unzufriedenheit und Gärung geherrscht. Man hat nicht gerade vom allgemeinen Ausstand gesprochen, weil der Mißerfolg der französischen Vereinigungen noch in zu frischer Erinnerung ist; aber die Haltung, namentlich der Eisenbahner, ist für einen Augenblick wenig ruhig gewesen. Sie forderten gleichsam den Kopf des Ministers der öffentlichen Arbeiten Sacchi, der ein echter Radikaler und sogar das anerkannte Haupt der Radikalen und mit dem Unterrichtsminister Credaro deren Vertreter im Kabinett Luzzatti ist. Zum Glück griffen die angesehensten Deputierten der sozialistischen Gruppe tatkräftig und klug ein, an ihrer Spitze Bissolati, der frühere Leiter des „Avanti", des italienischen „Vorwärts". Sie brachten auch den Heftigsten Vernunft bei. „Man braucht", sagten sie, „weder den Ministerpräsidenten Luzzatti noch den Arbeitsminister Sacchi noch den Finanzminister Tedesco den Tarpejischen Felsen hinunterzustürzen, weil sie die Schnüre des Staatsäckels nicht weiter lockern wollen. In ihrer Vorlage gibt's Fehler und Lücken; gut: füllen wir die Lücken aus, verbessern wir die Fehler, aber — aber nehmen wir immerhin die 21 Millionen, die schließlich doch auch nicht zu verachten sind. Man darf doch nicht hoffen, daß die Kammern sich heute freigebiger zeigen sollten."


Pelloux.

Sacchi.

Bissolati.

In der Tat ist die italienische Finanzlage ganz und gar nicht schlecht und besorgniserregend. Im Gegenteil, Italien ist die einzige europäische Großmacht, die sich nicht in Defizitnöten befindet, und das infolge der seit fünfzehn Jahren befolgten Sammlungspolitik. Das ist aber kein Grund, lustig drauflos zu wirtschaften, solange noch so große Anforderungen an das Budget gestellt werden, solange der Kampf gegen den Analphabetismus für sich allein Summen erfordert, die nur durch achtstellige Zahlen ausgedrückt werden können. Es muß auch noch Abhilfe für die Schäden geschafft werden, die durch das Erdbeben von Kalabrien und Messina und durch die jüngeren Katastrophen entstanden sind. Und dazu kommen die oben aufgezählten Anforderungen. Die Eisenbahner sollten sich also mit den 21 Millionen begnügen. — Dann kann das Ministerium sich für die großen Nationalfeste dieses Jahres rüsten, die mit den Weltausstellungen von Rom und Turin verbunden sind, wo Kunst und Industrie zur Geltung kommen werden. Der jetzige Ministerpräsident Luzzatti ist der rechte Mann für diesen Zeitpunkt. Ein phantasievoller und wortgewaltiger Redner, ist er zugleich ein wirklich repräsentativer Premier. Der Weltruf, den er sich als Apostel der sozialen Fürsorge und Kooperation erworben hat, macht ihn zum besten Vertreter der italienischen Regierung in einer Zeit der großen internationalen Verhandlungen. Wird er mit seinem Kabinett bis zum Anbruch der Nationalfeste seine Stellung behaupten? Nach allem scheint es so, nicht sowohl wegen der dem Ministerium innewohnenden eigenen Stärke als wegen der parlamentarischen Lage. Wohl besteht das Ministerium aus hervorragenden Männern, aber das reicht nicht immer hin, seine Existenz zu sichern. Tatsache ist es, daß sich nichts Neues an die Stelle des jetzigen Zustandes setzen läßt. Die verfassungstreue Opposition, die freilich über starke Talente verfügt, ist zur Ohnmacht und fast zum Schweigen gezwungen, nachdem ihr Führer Sonnino trotz seines persönlichen Wertes und seiner langen politischen Schulung beide Male, wo er die Macht in Händen hatte, sie nicht über hundert Tage hinaus behaupten konnte. Die äußerste Linke ist Luzzatti gegenüber sehr wohlwollend — gar zu wohlwollend nach dem Urteil der Mißvergnügten. Und der eigentliche Schiedsrichter der Kammer Giolitti, um den sich die zahlreichste, geschlossenste und treuste parlamentarische Phalanx schart, will nichts davon wissen, wieder die Regierung zu übernehmen, sondern er überredet, man könnte fast sagen: er zwingt seine Freunde, für Luzzatti zu stimmen. An Widerstrebenden und Frondeurs fehlt es nicht; aber verläßt Giolitti seinen Lieblingsaufenthalt Cavour — einen ansehnlichen Flecken am Fuß der Alpen, der dem großen


Nathan.


Giolitti.



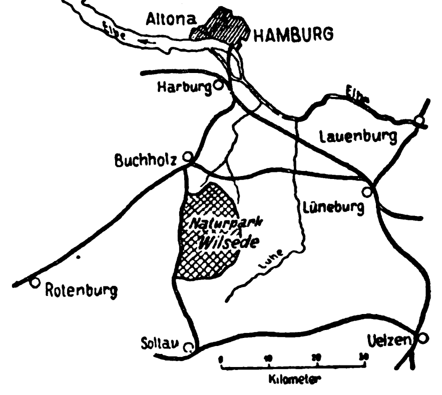
Minister Viktor Emanuels II. den Namen gegeben — erscheint Giolitti wieder in Montecitorio und tritt in den Sitzungsaal oder bloß in die Wandelgänge, so sammeln sich die Lämmer der Mehrheitsparteien sofort wieder zahm und treu um ihren ersehnten Hirten. Und da Giolitti sagt: „Stimmt für Luzzatti!" so kann Luzzatti in dem Bewußtsein, daß ein guter Stern über ihm wacht, abends ruhig einschlafen . . . Uebrigens schläft er nicht allzuviel, weder im eigentlichen noch im übertragenen Sinne; denn Luigi Luzzatti ist nicht nur ein großer Gelehrter und Finanzmann, sondern auch — mit Respekt zu vermelden — ein alter Fuchs.

Ein Naturschutzpark in der Lüneburger Heide.

Von Professor Dr. Richard Linde, Hamburg. — Hierzu 5 Aufnahmen des Verfassers.

Im April 1909 erschien ein Aufruf, von über zweihundert Männern unterzeichnet, der das deutsche Volk darauf hinwies, daß unsere Natur immer mehr verarme, unsere Wälder immer einförmiger und stiller würden, an unsern Flüssen sich die Schlote immer beängstigender erhöben und selbst das Hochgebirge durch Fabrikanlagen verunstaltet werde. Sie forderten darin alle Natur- und Vaterlandsfreunde auf, sich zu einem großen Bund zusammen zu schließen, die von den Vätern ererbte Heimat zu schützen und große Naturparke zu schaffen, in denen bei der unaufhaltsamen und notwendigen industriellen Entwicklung die heimische Natur eine letzte Zufluchtstätte finden möchte. Sie begehrten damit im kleinen das zu tun, was die Amerikaner im großen mit ihrem Yellowstonegebiet längst getan hatten und, ihnen nachfolgend, die Schweizer und Schweden. Dieser Aufruf hatte einen ganz ungeahnten Erfolg. Am 23. Oktober wurde der Verein „Naturschutzpark" mit dem Sitz Stuttgart gebildet, dem sich bald zahlreiche deutsche und österreichische Naturforscher sowie große und hochangesehene Vereine anschlossen. Gleich von Anfang an trat als das Ziel des Vereins hervor, drei große Naturschutzgebiete in Deutschland und Deutsch-Oesterreich zu schaffen. Denn daß es in solcherlei Fragen der Erhaltung der heimischen Natur keine trennenden politischen Grenzlinien geben könne, war klar. Das eine Gebiet sollte in den Hochalpen, das zweite in Mitteldeutschland, das dritte in der norddeutschen Tiefebene liegen. Freilich an so mächtige Ausmessungen wie im Yellowstonegebiet, das drei Fünftel der Größe des Königreichs Sachsen umfäßt, konnte man bei dem dicht bevölkerten Deutschland nicht denken. Die Linien mußten sich in weit bescheideneren Grenzen halten. Bereits am 10. September 1910 konnte der Generalversammlung in Stuttgart mitgeteilt werden, daß ein herrliches Alpenland in der Größe von drei Quadratmeilen mit Gletscherbergen und grünen Alpenseen, mit prächtigen Wäldern und seltenen Alpenpflanzen, belebt von Hirschen, Gemsen, Murmeltieren und Adlern, als Erbpachtgebiet gesichert sei. Und in der gleichen Generalversammlung wurde beschlossen, den ersten deutschen Naturschutzpark in der Lüneburger Heide an einem noch näher zu bestimmenden Punkt zu errichten. Die Wahl ist denn auf den Wilsederberg und seine Umgebung gefallen, und der Gipfel des Berges mitsamt dem sogenannten „Totengrund" — 1536 Morgen — ist bereits für mehr als 100000 Mk. süddeutscher und österreichischer Gelder angekauft. Der Erwerb einer ganzen Reihe von Bauernhöfen — es sind im ganzen 4058 Morgen — ist bereits durch notariellen Vertrag gesichert. Vier Quadratmeilen groß soll der Park sein — denn unter dieses Maß hinabzugehen, ist aus Gründen der Erhaltung der heimischen Fauna und Flora, zumal bei der Nähe des immer wachsenden Hamburg, nicht möglich. Dieser Heidepark wird je zur Hälfte in den Kreisen Soltau und Wiesen liegen. Im Osten begrenzt ihn das breite Tal der Aue, im Westen der Eisenbahndamm der Soltau-Buchholzer Staatsbahn, im Norden der Hummelsberg zwischen Schierson und Dierkshausen, im Süden das Forstschutzgebiet Scharrl und das Pietzmoor. So umfaßt es bei einer Länge von 21 Kilometer und einer Breite von 13 Kilometer etwa 23300 Hektar, das sind rund vier Quadratmeilen. Der Erwerb wird dadurch erleichtert, daß dies Gebiet außergewöhnlich menschenleer ist. Es liegen in ihm die Höfe von Haverbeck, Wilsede, Undeloh, Wesel und Wehlen, zusammen mit nur 600 Einwohnern. Dazu ist es fast ausschließlich mit Heide bestanden oder geringwertigen Neuaufforstungen.

Auch sonst sind die Aussichten für den Plan sehr günstig. Der Verein und mit ihm die große Naturschutzbewegung wächst immer mehr. Nach kaum einjährigem Bestehen zählt der Verein 6000 Mitglieder. Noch kürzlich ist der König von Württemberg mit einem hohen Betrag beigetreten und ebenso der Erbprinz von Baden. Der Kaiser selbst hat befohlen, daß er über den Fortschritt der Gründung immer auf dem laufenden erhalten werde. Der Forstfiskus würde bereit sein, an zwei Quadratmeilen Forst abzutreten. Die Hamburgische Bürgerschaft hat einstimmig einen Zuschuß von 10000 Mark an den Verein beschlossen, der im Fall einer günstigen Entscheidung in Preußen dauernd sein soll. Auch von Bremen und Lübeck erwartet man staatliche Beihilfe. Schon in der nächsten Zeit soll die Angelegenheit durch den Herrn Abgeordneten Landrat Dr. Ecker in Wiesen dem Abgeordnetenhaus unterbreitet werden und Preußen um staatsseitigen Zuschuß bei diesem großen Unternehmen angegangen werden. Bei dem allgemeinen Interesse und der Wichtigkeit der Sache darf man auf einen guten Ausgang hoffen. Manchem mag es wunderbar erscheinen, daß gerade diese einst so verrufene Landschaft vor allen andern Gebieten zuerst geschützt werden soll. Aber die Tage, in denen



Lageplan des Naturschutzparkes in der Lüneburger Heide.



Wacholderlandschaft.

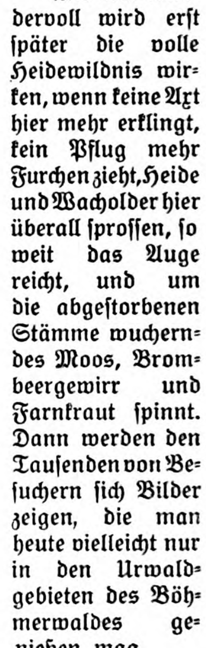


Aus dem Naturschutzparkgebiet bei Wilsede: Verfallener Schafstall.



man die Lüneburger Heide als das Stiefkind der deutschen Landschaft ansah, sind endgültig vorüber. Aus dem Aschenbrödel ist das Königskind geworden. Erst in der allerjüngsten Zeit weiß man, was hier an charakteristischer Schönheit verborgen liegt. Noch vor zehn, zwölf Jahren konnte man selbst zur Blütezeit der Heide fast allein dort weilen, rings nichts als rosenrote Heide, hohe feierliche Wacholder, schimmernde Birkenstämme, Bienengesumme und weidende Herden. So wenig war die Heide damals besucht. Seitdem ist der Strom der Heidefahrer von Jahr zu Jahr größer geworden, und noch wächst er immer weiter. Auf 6000 Besucher hat man die Zahl der Heidefahrer an einem schönen Herbstsonntag in Wilsede schätzen können. Und doch wie klein ist noch immer die Schar derer, die wirklich die abseits liegende Schönheit der Heide kennen. Will man wirklich wissen, was hier verborgen liegt, so muß man einmal die Maler fragen, die nicht Worte genug für ihr helles Entzücken finden können. Eine Landschaft wie der Steingrund bei Wilsede mit seinen Tausenden und aber Tausenden von Wacholdern, den braunen, geschwungenen Heidhügeln, die sich Welle an Welle in der Ferne verlieren, findet ihresgleichen nicht wieder. Nicht nur im Sommer, wenn alles rings wie Rosen glüht, ebenso im Winter, wenn die bereiften Wacholder wie verzauberte Marmorgebilde aus dem Morgennebel hervortauchen. Dem traumhaften Reiz der Heide zur Blütezeit läßt sich an malerischem und dichterischem Zauber nichts an die Seite stellen. Hier ist das am meisten eigenartige Landschaftsbild, das die deutsche Natur überhaupt kennt.

Es ist das Eigentümliche dieser feierlichen Landschaft um die Wilseder Höhe, daß sie durchaus den Eindruck des Mittelgebirges hervorruft, trotzdem der Wilsederberg nur 169 Meter hoch ist. Der spärliche, verkrüppelte Baumwuchs, die Zwergwacholder, die weite, braune Fläche, mit den Granitblöcken der Eiszeit bestreut, der ewige Westwind vom Meer, der über die kahle Fläche fährt, scheint uns auf die Kuppe des Brocken oder des Böhmerwaldes zu versetzen. Dazu paßt die überraschend weite Aussicht, die kahlen Kuppen in der Tiefe, die im endlosen Blau verdämmernde Ferne. Wie der Wilsederberg den höchsten Punkt des gesamten norddeutschen Tieflandes darstellt, im Westen bis nach den Höhen von Artois, im Norden bis zum Himmelberg in Jütland, im Osten bis zu den Ruhnerbergen östlich der Elbe, so ist er auch der Höhepunkt der eigentümlichen nordwestdeutschen Natur mit ihrem feierlichen Ernst und der spröden Lieblichkeit.



Und wie wundervoll wird erst später die volle Heidewildnis wirken, wenn keine Axt hier mehr erklingt, kein Pflug mehr Furchen zieht, Heide und Wacholder hier überall sprossen, so weit das Auge reicht, und um die abgestorbenen Stämme wucherndes Moos, Brombeergewirr und Farnkraut spinnt. Dann werden den Tausenden von Besuchern sich Bilder zeigen, die man heute vielleicht nur in den Urwaldgebieten des Böhmerwaldes genießen mag.



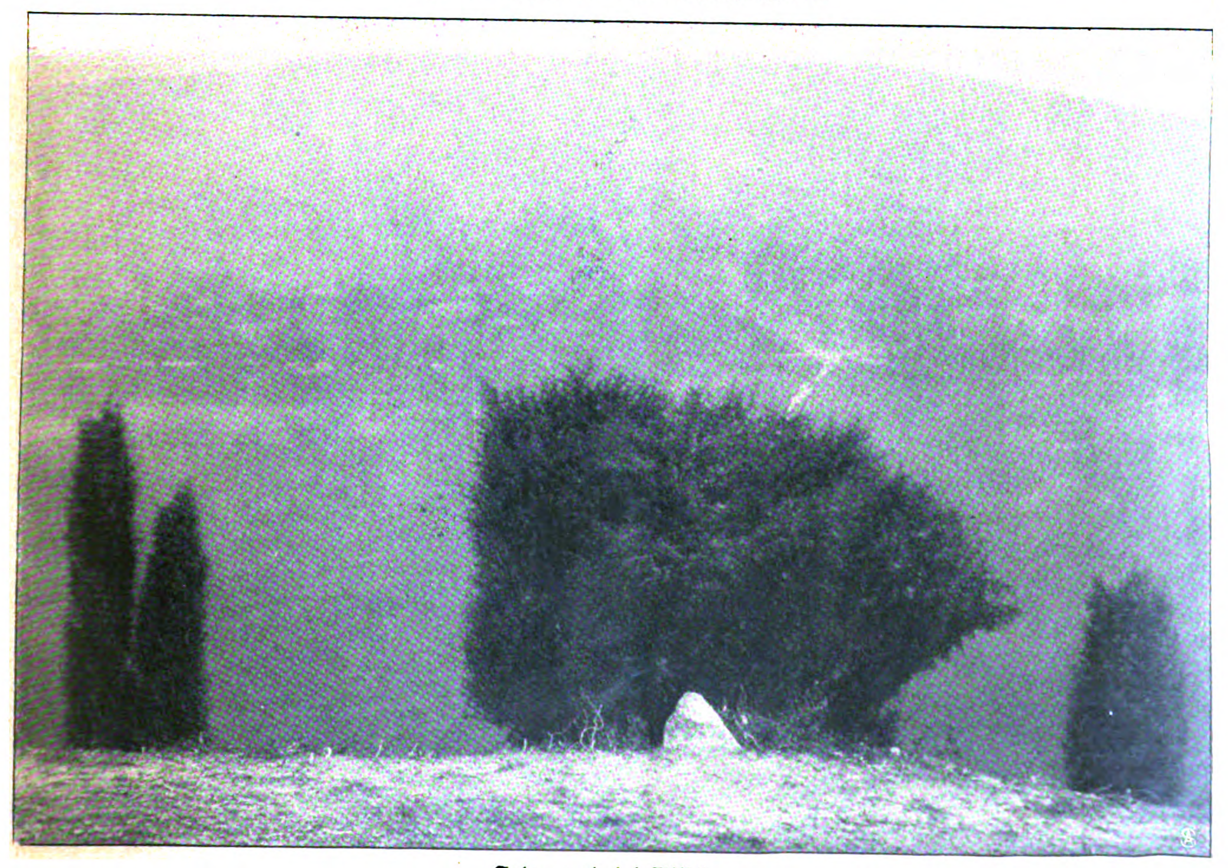
Aber nicht nur ein Stück charakteristischer Schönheit wird hier bewahrt werden, sondern auch ein Stück urältester heimischer Natur. Wie in den Tagen der Eiszeit Geröll, Sandgeschiebe, Irrblöcke sich hier ausgestreut haben, so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Selbst der Niederschlag, der doch das Felsengebirge ausgenagt und abgetragen hat, ist hier auf dem Geröllboden kraftlos sogleich in die Tiefe gesickert, und der braune Vegetationsmantel, der die Hügel überzog, half mit, die uralten Naturformen zu schützen. Auch der Mensch ist in diese Einsamkeiten noch kaum eingedrungen. Nur in der Nähe der



Wacholdergruppe.



Heidelandschaft aus dem Naturschutzgebiet.



Totengrund bei Wilsede.

Siedlungen dehnen sich magere Ackerfelder aus, weiterhin weiden die Schnucken, und fleißige Bienen tragen den Honig zusammen. So sieht man hier noch diese uralten Landschaftsbilder, öde, braune Hochflächen, die in leiser Wellenform sich bis zum Horizont erstrecken, eine mächtige zerzauste Kiefer im Vordergrund, aufwucherndes Baumgezwerg um sie her, weiterhin wetterharte, nach Osten gebogene Wacholder, verfallene Schafställe, graue Bienenstände, in der Ferne eine aufsteigende Staubsäule, die den Hirten und die ziehende Herde verrät.

Aber diese wahrhaft große Landschaft ist in höchster Gefahr. Gerade die hohe Heide um Wilsede vor allem. In zehn Jahren wird hier alles mit Villen und Hotels bedeckt sein, wenn nicht jetzt eingegriffen wird. Dann ist der Bodenwert so hoch gestiegen, daß an einen Erwerb nie mehr gedacht werden kann. Nur mit Mühe hält das hineingeworfene Wort „Enteignung" die Bodenspekulation zurück. Wenn nicht jetzt gehandelt wird, dann ist alles unwiederbringlich verloren. Daß die Abgeordneten einmütig ein zustimmendes Votum geben werden, bezweifeln wir nicht. Aber auch dann noch wird es der Opfer bedürfen. Vor allen Dingen ist ein weiteres Wachsen des „Vereins Naturschutzpark" in Stuttgart nötig; der jährliche Mindestbeitrag ist deswegen auf die niedrige Summe von zwei Mark festgesetzt, daß er auch die große Volksmasse umfassen kann. Es ist wahr, keine Aufgabe läßt sich ersinnen, die notwendiger, schöner, frommer und sittlicher zugleich wäre, als ein Stück der uralten, von den Vätern ererbten Heimatnatur den Enkeln zu überliefern.

Maskenkostüme für die Faschingzeit.

Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Am 11. November beginnt am Rhein Prinz Karneval seine Pritsche zu schwingen, und seine getreue Anhängerschar versammelt sich um seine Narrenkappe. Jeden Sonntag und häufig in der Woche finden die fröhlichen Sitzungen mit den ausgelassenen humorvollen Reden statt, denn die Maskenbälle beginnen erst zu gleicher Zeit mit den Münchner Redouten, also kurz nach dem Dreikönigstag.

Welche Karnevalsfreuden kennt man nicht am Rhein und in München sowie in anderen Gegenden unserer deutschen Heimat, wenn die Zeit der Maskenbälle beginnt!

Leider hat in den letzten Jahren die Karnevalstimmung hier und dort ein wenig nachgelassen. Doch die Maskenbälle im Düsseldorfer Malkasten z. B. bilden mit ihren geschmackvollen Kostümen nach wie vor ungemein reizvolle Veranstaltungen.



Schwarze Pierrette. Phot. E. Schneider.

Von jeher galt der Maskenball als der Gipfel aller frohen Feste, wenn auch die Maskenfreiheit immer mehr und mehr ihre Rechte einbüßte. Den Damen ist der Kostümzwang meist willkommener als den Herren.

Den Damen fällt es leichter, heute dieses und morgen jenes Wesen zur Schau zu tragen, besonders wenn das Kostüm, das sie zu diesem Zweck für einen Abend anlegen, dazu angetan ist, ihre Schönheit zu steigern und ihre Reize in ein vorteilhaftes Licht zu stellen.

Man sucht mit Recht weniger originell zu sein, als sich eine Tracht zu wählen, die die Möglichkeit in sich birgt, in kokett phantastischer Hülle die eigene Schönheit zu betonen. So kann es sich nicht jeder gestatten, sich nach Kunstwerken berühmter Meister zu kleiden.

Dazu bedarf es eines besonders schönen Gesichtes, wie wir es in der lebendigen Kopie der Miß Farren von Sir Thomas Lawrence bewundern können (Abb. untenst.). Wenn auch die ausgeliehene Lockenperücke wesentlich dazu beiträgt, die Aehnlichkeit herzustellen, so müssen bei solchen Versuchen doch immer Schönheit und Geschmack Hand in Hand gehen.

Graziös wirkt auch das geschmackvolle Kleid, das an die Stilepoche von 1850 erinnert (Abb. nebenst.). Der weite Rock mit seinen vielen gekrausten, spitzenumsäumten Volants aus gepunktetem und mit zarten Blümchen bestreutem Mull bauscht sich über einer Krinoline. Zwischen den Volants zieht sich fahles, grünes, eingezogenes Seidenband; Büschel reifer Kirschen fallen aus den Seidenschleifen. Ueber dem breitrandigen Florentinerhut fallen große Schlupfen des farbigen Bandes; reife Kirschen zieren die Locken, die in jener Art zusammengebunden sind, wie sie die Frauen der Biedermeiertage trugen. Der Knicker auf dem großen gelben Stock, mit grüner Seide unterfüttert, hat Rüschen und Volants des bunten Mulls und eine reiche Kirschengarnitur, die sich auch auf dem großen Pompadour mit den langen grünen Seidenbändern wiederholt.



Phot. E. Schneider.

Biedermeierkostüm.



Phot. E. Schneider.

Kostüm nach dem Bilde der Miß Farren.



Phot. Rita Martin.

Fischermädchen.



Phot. Manuel.

Kostüm einer Wahrsagerin.

rock wird eine kostbare seidene Schürze getragen. An dem schwarzen, reich mit Silber verschnürten Mieder hängen Münzen und allerlei Silberzierat. Ueber der weißen, kurzärmeligen Mullbluse liegt ein echtes grünes Seidentuch. Auch die Ohrringe und die Halsketten, ja selbst die schwarze silberverzierte Samttasche, die an der Seite hängt, müssen echtes Erbgut alter Algäuer Bauernfamilien sein.

Das Schelmenkleid der Pierrette (Abb. s. S. 196) kann wenig Anspruch auf Originalität erheben, und dennoch gehört es zu jenen Kostümen, die sich außergewöhnlich gut in das Gesamtbild eines Maskenfestes fügen. Das kurze Röckchen wirkt graziös, und die glatte, herzförmig ausgeschnittene Taille aus schwarzer Seide schließt sich eng um die schlanke Figur. Die weißen großen Knöpfe heben sich ebenso wirkungsvoll von den schwarzseidenen Tanzschuhen wie von dem dunkeln Grund des Kleides ab. Um den Hals schmiegt sich eine große plissierte schwarze Chiffonrüsche, und auf der weißen kokettenLockenfrisur thront ein schwarzer Dreispitz, mit weißen Knöpfen garniert.

Stilvolle Kleider, wenn sie in den Farbenzusammenstellungen hübsch und in ihrem Schnitt der Figur wohl ange-

Gern verwandeln sich die Salondamen in biedere Bäuerinnen, und die Nationaltrachten, besonders die verschiedenen Sonntagsgewänder der Schweizerinnen mit ihrem echten Schmuck, locken zu Nachahmungen. So sehen wir eine Großbäuerin aus dem Algäu (Abbild. Seite 199) mit dem ungemein kleidsamen großen Silberhut auf den tief herabhängenden schwarzen Schleifen. Ueber dem bunt gewirkten Seiden-



Phot. Rita Martin.

Phantasiekostüm einer Tänzerin.

paßt sind, stellen geringe Anforderungen an Kostbarkeit. Dies beweisen die beiden tanzlustigen Schwestern in den hellseidenen, buntgeblümten, kurzabgebundenen Kleidchen (Abb. S. 200), deren Mützen an die Chodowieckischen Schwestern Quantin erinnern.

Das Spiel der Kartenlegerin (Abb. S. 198) hat schnelle Freundschaft im Gefolge. Wer sich daher etwas auf die Kunst des Kartenlegens und des Weissagens aus



Phot. E. Schneider.

Eine Bäuerin aus dem Algäu.



Phot. E. Schneider.

Spanische Tänzerin.

den Linien der Hände versteht, greift gern zu jenem Kleid. Ueber einem schwarzen Samtrock spannt sich ein schwarzes Netz, von roten Pompons unterbrochen. Aus roter Seide ist die fransenumsäumte Schürze und aus rotem Samt die Jacke mit den großen runden Goldknöpfen, unter der eine weiße buntgestickte Bluse sichtbar wird. Das Haar ist mit einem roten Seidentuch bedeckt.

Zu schwarzen Haaren paßt das Gewand der spanischen Tänzerin (Abb. obenst.) Auf ihrem roten Seiden-



rock flimmert und glänzt bunter Flittertand. Ueber die Schulter ist in wirksamer Weise ein bunt gesticktes, mit Fransen verziertes Seidentuch geworfen.



Phot. E. Schneider.

Bunt geblümte Seidenkleider mit weißen Mützen.

Das barfüßige Mädel aus einem Fischerdorf der englischen Küste (Abb. S. 198) trägt sein Haar in losen Locken. Ueber den Hüften ist der blaurotgestreifte Rock durch ein buntes Tuch zusammengebunden. Wie ein Silbernetz liegt ein durchsichtiger Schal auf der weißen Batistbluse, die unter einem bunten Mieder verschwindet. Lange Ketten aus seltsamen Perlen und Gestein hängen an ihrem Hals.

Anspruchslos und dennoch in seiner Wirkung von seltener Feine ist das faltige Kleid aus weißem Taft, mit Maiblümchenblüten und -blättern aus zartgrünem und weißem Band zu Girlanden vereint, die sich über den Ueberwurf und um den tiefen Ausschnitt der Taille ziehen (Abb. rechtsst.). Ein jugendliches Kostüm.



Phot. Rita Martin.

Weißes Taftkleid
mit Maiglöckchengirlanden.

Graziös wirkt das Phantasiekleid einer Tänzerin (Abbild. Seite 198). Ueber buntgewirkter Seide schimmert ein Tüllkleid, auf dem seltsame Muster von Straßsteinen erglänzen. Um die schlanken Hüften ist ein indischer, silberdurchwirkter Schal geschlungen, den Straßschnallen zusammenhalten. Auf die Corsage sind Quadrate dieser glänzenden Steine gesetzt. Pierrette.

Tattersall.

Hierzu die Originalzeichnung von Claus Meyer jun., Düsseldorf, auf Seite 201.

Hui, wie der Ostwind durch das offene Tor pfeift. Die kleinen Händchen in den weißen Schweden umklammern die Reitgerte und sind beinah steif vor Kälte. Der rotbekittelte Reitknecht hält den Bügel, der zierliche Vollblüter mit langwippendem Schweif zermalmt schäumend sein Stückchen Zucker und stampft ungeduldig mit dem Vorderhuf.

„Barriere frei!" Der Stalljunge reißt den Lattenschlag auf, und Roß und Reiterin tänzeln in die Bahn. Die weite Halle ist von nebligem Dunst erfüllt, in den zwei mächtige, flackernde Bogenlampen ihr bläulich fahles Licht ergießen. — Das anregende Parfüm von Reitbahnlohe und Pferdestall umfächelt die Nase; von der Galerie ertönt verlockend der Rhythmus eines flotten Twostep. Aber zunächst gilt es ernste Arbeit. Im Schritt und Schenkelweichen wird der Uebermut gezähmt trotz widerspenstiger Bocksprünge und Kopfschüttelns. „Vor allen Dingen beizäumen, meine Damen!" hieß die beherzigenswerte Mahnung des Reitlehrers, und man möchte sich doch keinesfalls blamieren vor den kritischen Blicken des schlanken Dragoners, der seinen Ostpreußenfuchs so sicher führt und eben in verschärftem Tempo stolz vorbeitrabt. Da ist der behäbige alte Herr doch viel angenehmer. Trotzdem er im stillen nur seine Marienbader Kur hier fortsetzt, hält er sich für einen ganz tüchtigen Reiter. Selbstzufrieden und harmlos galoppiert er einher, er schmunzelt und fühlt sich verjüngt. Ja, seine Passion fürs „Musikreiten" geht so weit, daß auch die „gnädige Frau" die Ueberfülle ihrer körperlichen Reize noch ins enge Reitkleid schnüren mußte. Etwas mißmutig und hoch echauffiert, in beständiger Angst um die Auflösung ihres kunstvollen Haarbaus, hält sie tapfer an der Seite ihres jung gewordenen Gatten Schritt. Und immer im Kreis herum nach dem rhythmischen Takt der Musik. Jetzt kommt die kleine 12 jährige Komtesse vorbei mit Jockeimütze und offenem Haar, sie reitet im Herrensitz; ihre Augen leuchten. Miß White, die ihr folgt, findet das gar nicht schocking und überlegt, ob sie das nächstemal nicht auch den Herrensitz riskieren könnte. Sie ist schlank wie eine Gerte und die „geborene Amazone", meinte der Dragoner. Das üppige blonde Haar ist fest zusammengesteckt und umschlungen von dem Gummiband des flachkrempigen Herrenhuts. — Ah, jetzt naht der „feine Kerl"! Kurz geschoren, fest das Einglas, blank der Zylinder und „blasé" der Gesichtsausdruck. So galoppiert er im verhaltensten Tempo den muskulösen, wohlgepflegten Hunter. Gelb und neu das Leder, blitzend das Zaumzeug, gestutzt die Mähne und gestutzt der Schweif à la Rasierpinsel. Er nimmt selbstverständlich jedes Hindernis. „Meine Herrschaften, bitte Aufstellung nehmen zum Hürdensprung!" Man gruppiert sich in langer Linie, geschäftige Stallknechte schleppen die Hürde herbei. Und nun, wer wagt den Sprung? Zwei, drei, vier traben an, in der Ecke ausspariert, drei Galoppsprünge und mit elegantem Satz über den Tannenzaun! Aber häufig ist der brave Gaul andrer Ansicht. Der bricht aus, der schlägt polternd an die Bande, wieder einer nimmt das Hindernis zu hoch und setzt den nichtsahnenden Reiter für einen peinvollen Augenblick auf den Hals. — Zum Schluß noch ein munterer Galopp, und dann ertönt das Finale. — Draußen wartet das Auto; man überlegt auf der Heimfahrt, welche Toilette für den Abend am besten paßt. — Nach zwei Stunden steht man blütenfrisch im Ballsaal und nimmt lächelnd das Kompliment entgegen: „Gnädiges Fräulein zeigten heute im Tattersall große Bravour." Peter.

Deutscher Sport: Im Tattersall.

Originalzeichnung von Claus Meyer jun., Düsseldorf.



Der Axolotl.

Eine Jungengeschichte von Hans Hyan.

In dem großen Ladengeschäft roch es nach Wasserpflanzen und Wassergetier — ein Parfüm, das Alfred Erlinger mit Begierde einsog. Und während der Geschäftsinhaber einer Dame Wasserflöhe als Futter für ihre Fische verkaufte, wanderten die Augen des Gymnasiasten rastlos umher, strichen über die Glasbehälter mit den leuchtenden Schleierschwänzen und Teleskopfischen hin, verweilten ein bißchen bei den eifersüchtigen Makropoden, um schließlich immer wieder zu einem Aquarium zurückzukehren, hinter dessen Scheiben sich träge einige hellfleischfarbene Axolotlmolche im Wasser bewegten . . . Der da mit den besonders starken, strahlenförmigen Kiemenbüscheln, der allergrößte — den mußte er haben! . . .

Jetzt kam aus dem Nebenraum des Ladens ein Gehilfe des Händlers und fragte Alfred, was er wünsche. Der Gymnasiast wurde puterrot, er stotterte und wäre am liebsten wieder hinausgelaufen. Aber die geheime Furcht, die ihn fast davonjagte, bannte ihn auch wieder an die Stelle, und die Ueberlegung sagte ihm, daß er hier ja absolut nichts zu fürchten habe. So fragte er entschlossen nach dem Preis der Axolotl. Er tat das — obwohl er vor einiger Zeit, als sie im Schaufenster standen, den Preiszettel am Aquarium hatte hängen sehen — weil er fühlte, er würde dadurch sicherer in seinem Auftreten werden. . .

„Acht Mark," sagte der Verkäufer, „der große da oben in der Ecke neun!"

Alfred holte tief Atem.

„Den will ich haben!"

„Haben Sie ein Glas?" fragte der Kommis.

Dem Quartaner, der für seine zwölf Jahre ein recht großer, kräftiger Junge war, gab die Artigkeit, mit der man ihn hier behandelte, seinen Mut wieder: er hätte kein Gefäß, aber wenn man ihm eins leihen wollte, so würde er es heute oder morgen zurückbringen.

Alfred holte mit erneutem Herzklopfen aus seiner Tasche das Portemonnaie mit den abgezählten neun Mark, legte das Geld auf den Tisch und befand sich eine Minute später, die Blechbüchse vorsichtig am Henkel tragend, auf der Straße. . .

Er ging ganz langsam die Straße hinauf. . . Wohl hätte er den Axolotl gern schon zu Haus in seinem Aquarium gehabt und ihn beobachtet, aber die heimliche Angst, die er förmlich auf der Zunge schmeckte, hielt ihn zurück und hemmte seine Eile, wie sie ihn auch hinderte, den Behälter zu öffnen. . .

Plötzlich blieb der Knabe wie zusammengedonnert stehen — es hatte ihn jemand beim Namen gerufen . . . Und da rannte er auch schon über die Straße, der Schulkamerad, der Alfred von der anderen Seite aus gesehen hatte und sich nun wißbegierig erkundigte, was der andere denn in der Blechbüchse habe? . . .

„Na, 's is der Axolotl!" sagte Alfred, jetzt wieder vollkommen Herr seiner Empfindungen, „ich hab euch doch gesagt, zu meinem Geburtstag krieg ich einen!"

„Ach zeig ihn doch mal, ja?"

Alfred schüttelte den gutgebauten Kopf, dessen blondes Haar wie eine Bürste geschoren war. „Du kannst ja zu mir kommen, dann siehst du ihn!"

Der andere Junge bat noch ein bißchen, schließlich lief er mit den Worten: „Ich komme, du! . . . Vielleicht heute noch!" eilig weiter. . .

Wie er fort war, hätte ihn Alfred gern wieder zurückgerufen; es war ihm nicht wohl allein mit sich selbst. . . Und auf einmal kam ihm die Idee, den Axolotl zurückzutragen zu dem Händler, und das Geld dafür . . . das Geld. . . Er kehrte wirklich um und ging ein paar Schritte in der Richtung, aus der er gekommen war. . . Aber der Mann aus dem Aquariumladen würde ja den Molch nicht wiedernehmen . . . auf keinen Fall! Da machte er sich selbst bloß lächerlich . . . und warum denn auch? Es hatte ja doch kein Mensch eine Ahnung, wie er zu dem Geld gekommen war! . . . Nein! Er kehrte sich entschlossen wieder nach der andern Seite: hatte er einmal A gesagt, mußte er auch B sagen! . . . Jetzt hieß es nur, sich nichts merken lassen . . . und wenn er gefragt wurde, ruhig und stramm antworten!

So sich selbst gut zuredend und entschuldigend, kam Alfred Erlinger vor das Haus, in dem er wohnte. . . Er trat ein und stieg die Treppen hinauf mit einer Art Krampf in der Brust, einer Empfindung, die er sonst nur hatte, wenn er einen Nachbleibezettel oder eine nicht gute Zensur dem Vater vorlegen sollte. . .

Grete öffnete ihm, die Schwester. „Was hast du denn da? . . . Ach! einen Axolotl? . . . Einen Axolotl! . . . Mama! . . . Mama! . . . Er hat einen Axolotl!! . . ."

Damit rannte das lebhafte, nur ein Jahr jüngere Mädchen durch den langen Korridor und alarmierte die Mutter.

Frau Erlinger drehte sich in der schlanken Taille und fragte: „Nanu, Junge, wo hast du denn den her?"

„Onkel Berthold hat mir das Geld gegeben . . . ich war doch eben da! Er kostet . . . neun Mark."

Er sagte das, ohne zu stottern, ohne im geringsten rot zu werden. Und doch hörte das feine Ohr der Mutter die kleine Pause, die Alfred machte, bevor er den Preis nannte. Das liebenswürdig kluge Gesicht der Frau Doktor bekam einen Ausdruck, als erwarte sie mehr zu hören. Aber sie sagte kein Wort. Alfred, der ihren Blick fühlte, ging schnell ins Eßzimmer, um, wie er sagte, den Molch in das Aquarium zu setzen, das dort vor dem breiten, fast bis zur Diele reichenden Mittelfenster stand. . . Aber der Quartaner, so leidenschaftlich er sich auch darauf gefreut, so viel er von diesem köstlichen Besitz geträumt hatte, jetzt fühlte er nichts wie eine schreckliche Enttäuschung und dazu ein geheimes Grauen vor dem Augenblick, wo er mit seinem Vater sprechen mußte. . .

Da — es klingelte . . . er kam! . . .

Zitternd und alle Kraft zusammensuchend, um dieses Zittern zu verbergen, stand der Junge vor dem Aquarium, in dem der Axolotl sich eben zwischen den Schlingpflanzen auf den Kiesgrund hatte niedersinken lassen, dabei kleine, feine Luftbläschen an die Oberfläche des Wassers treibend. . .

Alfred hörte, wie die Eltern und die Schwester hinter ihm ins Zimmer traten; aber vor ihrem Anblick, den er nicht ertragen zu können meinte, schützte er sich instinktiv durch das Hinstarren auf den Salamander . . .



„Na, du bist wohl ganz weg, Junge?" rief der Vater, ein gesuchter Spezialarzt, der bei aller Liebe für die Seinen wenig Zeit hatte, sich ihnen zu widmen, „jedenfalls könntest du mir doch erst guten Tag sagen!"

„Ja, Papa, sieh bloß . . . sieh bloß den Axolotl!" Dabei drehte sich der Gymnasiast langsam um und trat mit verstörtem Gesicht dem Vater entgegen.

Der hätte nicht Arzt sein müssen, um dies Mienenspiel zu übersehen. Er wechselte mit seiner Frau einen Blick und sagte dann ziemlich ernst: „Ich glaube, ich hatte ganz recht, daß ich dir das Ding nicht schenken wollte! . . . Wie kann man sich denn darüber so aufregen! . . . Natürlich wirkt das dann wieder auf die Schularbeiten! . . . Aber das kann ich dir sagen, Fred, wenn du darüber wieder deine Aufgaben vernachlässigst, dann . . . na, du verstehst mich?! . . . Also bitte, richte dich danach! . . ."

„Ja, Papa, ja! . . ."

Alfred, froh, daß der Vater selbst eine so plausible Erklärung für sein verändertes Wesen gefunden hatte, setzte sich mit den übrigen zu Tisch und stürzte schnell ein großes Glas Wasser hinunter.

Der Spezialarzt schien sich der Sache noch einmal zu erinnern, als er sagte: „Hör mal, Onkel Berthold muß sich doch auch sehr verändert haben auf seine alten Tage! . . . Du sagst doch, der Axolotl kostet neun Mark . . . er hat doch sonst nie mehr wie eine Mark gegeben? . . ."

Und Grete, die immer dabei sein mußte, bestätigte das sofort und rief: „Ja, ich habe auch bloß eine Mark gekriegt . . . so geizig zu sein, pfui . . . man sollte gar nicht mehr hingehen zu ihm! . . ."

„Grete!" tadelte die Mutter, „erstens bist du ja gar nicht gefragt . . . und dann ist es doch der Onkel! . . ."

„Na ja," lachte der Vater und streichelte seinem Liebling die blühende Wange, „Mama hat ja recht . . . gewiß . . . aber . . ." Und dann fiel dem geistig so sehr regsamen Mann etwas anderes ein, was ihn interessierte und worüber er sprach.

Alfred kaute, obwohl ihm jeder Bissen im Mund quoll, mit verzweifeltem Eifer. Er hatte nichts gesagt, hätte auch nichts sagen können; bei dem ersten Wort wären ihm die Tränen, von denen sein Herz überfloß, aus den Augen gestürzt, und er hätte seine Schuld bekennen müssen. . . Aber endlich war es doch halb zwei, und er konnte gehen, wenn auch eine halbe Stunde für den Weg zur Schule reichlich bemessen war. So sehr er wünschte, hinauszukommen, nahm er sich doch Zeit und gab jedem die Hand. . . Die Mutter hielt sie einen Augenblick länger in der ihren, da machte er sich fast unsanft los. . .

Und kaum, daß der Junge fort war, klingelte schon der erste Patient — die Sprechstunde begann, und der Doktor eilte ins Ordinationszimmer.

Frau Hedwig Erlinger wartete, bis Grete, die am liebsten umherquecksilberte, sich an ihre Schularbeiten gemacht hatte, dann zog sie sich zum Fortgehen an und verließ das Haus, ohne wie sonst zu hinterlassen, wohin sie gehe. Und sie hatte einen Weg, der ihr sehr schwer wurde — hinaus zu dem Onkel Berthold, eigentlich ihrem Onkel, der ganz draußen im Osten in einer erbärmlichen Hofwohnung wie ein Einsiedler hauste.

Durch den von der Schließkette freigelassenen Türspalt fragte der alte Mann: „Wer ist da?" Und wie er sie erkannt und eingelassen hatte, fuhr er mit seiner mürrischen, stirnrunzelnden Weise fort: „Was willst du denn? Ich habe doch allein nichts. . . Was denn? . . ." Frau Hedwig vermied jedes Gekränktsein; ob ihr Junge dagewesen sei, fragte sie. „Ja, hat mich wieder Geld gekostet! . . . Kostet doch immer! —"

„Also hast du ihm gegeben, Onkel?!" So glücklich, so herzerleichtert klang ihre Frage! . . .

Doch er, er starrte sie mißtrauisch an und brummte: „Natürlich, eine Mark wie immer . . . etwa noch nich genug!? —"

„Also du hast ihm nicht neun . . . oder . . . zehn Mark gegeben, Onkel?"

Der Alte nahm es nur für Unzufriedenheit mit seiner Gabe, polterte und schalt und drängte den Besuch förmlich aus seiner Tür. . .

Frau Hedwig war's am Ende noch lieb! . . . Und war nicht schließlich alles gleichgültig? Schwieg nicht alles in ihr vor der Frage: Wo hat dein Sohn das Geld her . . . ge . . . nommen? . . . Denn das andere, das schreckliche Wort, das wollte sie selbst nicht in ihrem eigenen Innern hören. . .

Ihre anfängliche Absicht, heimzufahren, gab sie auf. Sie mußte Zeit gewinnen, nachdenken. Sie ging ganz mit sich beschäftigt durch die Straßen. Denn sie fühlte, daß sie dies traurige Geheimnis auch nicht einen Tag ihrem Gatten verschweigen dürfe. . . Und langsam erhellte es sich, das Rätsel, vor ihrem Grübeln: in der letzten Zeit hatte der Doktor, der ein wenig unter der Zerstreutheit der Gelehrten litt, mehrfach behauptet, Geld, das er lose in die Taschen zu stecken pflegte, sei ihm fortgekommen. Minna, die seit Jahren im Hause war und oft die beim Reinigen der Kleider gefundenen Geldstücke an ihre Herrin abgeliefert hatte, die hätte beinah gekündigt, als man sie nach dem Verbleib des Fehlenden fragte. . .

Wie sie oben an ihrer Wohnung schellte, kam Alfred gerade die Treppe herauf. Sein Fuß stockte, als er die Mutter sah. Und in das verwirrte Gesicht zog sich die Falte bösen Trotzes, mit dem er sich wehren wollte gegen Reue und Scham.

Sie gingen zusammen hinein, nach einer unzärtlichen Begrüßung, und die Mutter konnte ihr Kind nicht ansehen, weil sie ratlos war vor dem Schrecken, der sich ihr da so plötzlich offenbarte.

In ihrer Herzensangst horchte sie am Ordinationszimmer des Gatten, bis ein Patient sich enfernte, und schlüpfte schnell, ehe der nächste gerufen wurde, hinein.

„Aber was denn, Hedwig! Du weißt doch ein für allemal . . . ich . . ."

Sie legte die Hand an den Mund, er solle, bitte, schweigen! Und sagte, innerlich bebend, was sie gehört hatte.

Der Doktor war verblüfft. Sein praktischer Sinn ließ ihn die Sachlage sofort überblicken und sagte ihm, daß äußere Schwierigkeiten für den Sohn nicht entstehen könnten. So entsetzte er sich nicht wie Frau Hedwig. Aber böse wurde er, furchtbar böse! Und wollte den Missetäter am liebsten gleich jetzt, mitten in der Sprechstunde, abstrafen. Seine Frau mußte alle ihre Ueberredungskunst aufbieten: „Es wäre ja doch so falsch, Hermann, wenn du das tätest! . . . Das ist ja keine Unart, das ist eine Verirrung!" Sie weinte leise und sagte, ihr Tuch gegen die Augen drückend: „Wenn du ihn jetzt überraschst und schlägst ihn, wer weiß, ob er dann nicht in seinem Trotz das, was er



getan hat, für etwas ansieht, was man wieder tun kann, für das man eben seine Strafe kriegt und damit basta! . . . Ich meine, Hermann, er muß erkennen, daß das ein Verbrechen ist, was er da begangen hat — keine Unart! . . . Und das muß er allein einsehen, aus sich selbst heraus!"

„Und du meinst, daß er das tut?"

„Ich glaube es ganz sicher! Er hat doch ein aufrichtiges Herz! . . . Wer weiß, was da für eine merkwürdige Sache in ihm vorgegangen ist. . . Was wissen wir denn überhaupt, Hermann, von diesem Alter! . . . An uns selbst können wir uns kaum erinnern . . . und . . . der Junge ist schon so groß, so erwachsen . . . ich weiß ja nicht . . . aber nicht wahr, du läßt ihn vorläufig . . . du tust ihm nichts?"

Der Arzt überlegte, er sah sein Weib an, und ihre Augen sprachen miteinander, lange und innig; dann sagte er: „Gut, ich will warten."

„Und wirst du ihm nichts sagen, freundlich zu ihm sein wie immer?"

Zögernd, mit einer Falte auf der Stirn, sagte Doktor Erlinger: „Das fällt mir schwer . . . ich kann unehrliche Menschen nicht leiden!"

„Mir zuliebe!"

„Na gut!" Er küßte sie. „Nun muß ich aber weiterarbeiten, Hedi . . . wir sprechen noch darüber. . ."

Frau Hedwig ging, und von diesem Augenblick an mühte sich ihr Geist, wie sie dem Sohn den Weg zur Umkehr zeigen und ihm das Geständnis seiner Schuld erleichtern könne. . .

Alfred konnte in der Nacht, die diesem Tag folgte, lange Zeit nicht einschlafen. Er wollte sich einreden, niemand habe etwas gemerkt, und hörte doch in seiner Seele so deutlich der Mutter Stimme, die ihn flehend bat, ihr die Wahrheit zu gestehen . . .

In der Schule am nächsten Tag gab er ganz verkehrte Antworten und erntete keine Zufriedenheit. Beim Mittagessen war er still und lächelte müde, als die Mutter ihn fragte, ob ihm etwas fehle. . . An diesem Tag hatte er keinen Nachmittagsunterricht und wollte gleich in sein Zimmer gehen und Schularbeiten machen.

Da sagte Frau Hedwig mit ihrer weichen Stimme: „Hast du denn deinen Molch schon gefüttert, Fredi . . .? Ich habe der Minna gesagt, sie soll ein bißchen Rindfleisch zum Schaben mitbringen . . . das frißt er doch, nicht?"

Der Doktor war schon in seinem Zimmer, Grete saß mit einem frisch geliehenen Buch nebenan, draußen auf dem Balkon unter der großen Markise — so stand der schuldbeladene Junge seiner Mutter in dem hellen Zimmer ganz allein gegenüber. Aber er antwortete nicht auf ihre Frage, er sagte nur: „Mama!" und dann rannte er nach der Tür zum Korridor hin.

„Alfred!" sagte sie unter Tränen.

Da kam er zurück zu ihr, warf sich vor ihr nieder und umfaßte sie mit der ganzen Kraft seiner jungen Arme und schluchzte: „Mama! Mama! Ich will ihn nicht mehr haben! Das Geld ist nicht von Onkel Berthold! Ich hab's Papa aus der Tasche genommen! . . ."

Und die Mutter? — Kann eine Mutter anders wie verzeihen?! . . . Als er zum Vater hineinmußte, war Alfred auf das Schlimmste gefaßt. Aber der sah ihn nur ernst und vorwurfsvoll an und sagte: „Danke Gott, daß du solche Mutter hast! . . ."

Wenn man sich in Japan langweilt.

Von H. Heiland. — Hierzu 7 Aufnahmen.



„Plauz! — schon fliegt der Federhalter . . ."

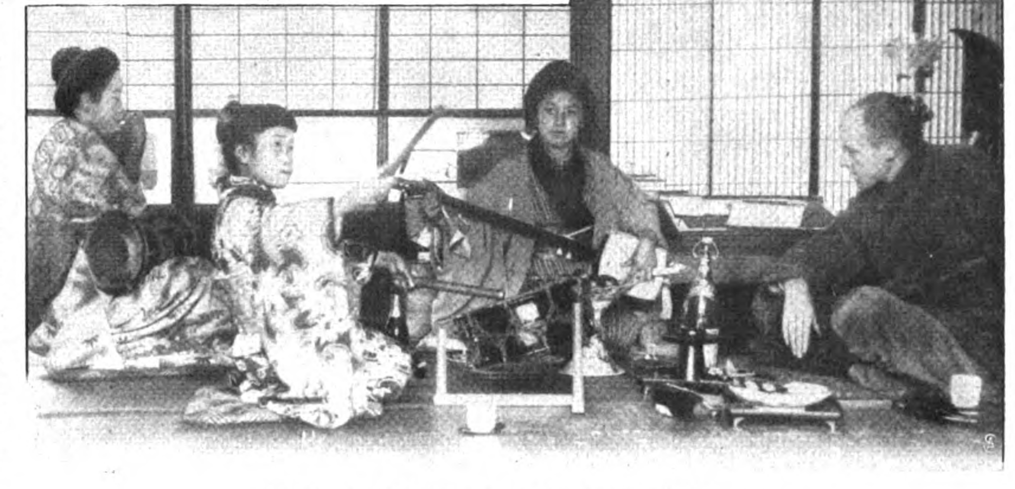
„. . . sie liegen in der genau vorgeschriebenen, höflichsten aller Posen auf den Knien."

O Höllenfürst . . . Lieber . . . guter . . . heiliger . . . O du trauter sei doch deinem treuen Zukunftsuntertan nur ein einziges Mal ein bißchen gefällig. Fahre doch einmal schnell hinüber nach Deutschland und nimm den Kerl zwischen deine göttlichen Vorderpfoten, der mich zum Artikel-



Des Hauses Dienerin erscheint mit dem japanischen Reisbranntwein.

schreiben verdammt hat. Bringe ihn hierher nach Dai Nippon, zeige ihm, wie wunderbar schön es hier ist, und gondele dann mit seiner schwarzen Seele hinunter in den Krater des Asama Yama oder in einen deiner anderen Bratöfen, damit er unter Heulen und Zähneknirschen für seinen unglaublichen Frevel Buße tue. — Unerhört! Hier hat man doch höchstens Lust, Artikel zu erleben, aber nicht zu schreiben. . . . Plauz! . . . . Schon fliegt der Federhalter in eine Ecke auf die schneeweißen Tatami, die Strohmatten, einen unheiligen Flecken verursachend. Sein bisheriger Führer aber erhebt sich von seinem kleinen Schreibpult, schiebt die leichten Fusuma auseinander und tritt hinaus auf den schmalen Balkon, der einen wunderlieblichen Blick auf das zu Füßen liegende Tal von Nunobiki bietet.



„Dann startet eines jener japanischen Musikstücke . . . .“

Herrlich! . . . Ach, was kann das schlechte Leben nützen. „O . . . baaaaa—san!!! O . . . baaaaa—san!!!“ Ein halbwegs eiliger Schritt auf einer knarrenden Treppe wird hörbar, gleich darauf gleiten die To, die papiernen Schiebetüren, auseinander, und eine alte Japanerin in Dienertracht erscheint.

„Nan no go — yo desu ka?“

(„Was wünschen Sie, Herr?“)

„Oi — Sakau no geisha wo ischo motte oide.“

(„Alte, bring mir mal schleunigst die Geishas vom Teehaus Sakau . . . .“)

Die „O ba san“, die „Großmutter“, mit ihrem bürgerlichen Namen Mats San, Frau Fichte, geheißen, verschwand. Ihr europäischer Gebieter aber läßt sich wiederum auf den



„Ein Fächertanz folgt, wohl das graziöseste, was die Phantasie jemals ersonnen . . .“

weichen Tatami nieder und blickt hinunter auf das von den Strahlen der Abendsonne vergoldete liebliche Panorama. Sein Auge folgt den bizarren Formen der uralten Tempelfichten, die sich vor seinem winzigen Häuschen erheben .... blickt hinüber über das graue Häusermeer von Kobe und Hioko mit seinen phantastischen Tempeldächern und dunklen Fichtenhainen, bis hinüber an die stahlblaue Fläche der Japanischen See, auf der zahllose Fahrzeuge gleich winzigem Spielzeug zu schwimmen scheinen.



„Großmutter, bring mal Schampus!"

Ein gedämpftes Kichern weckt ihn aus seinen Träumereien. Gleich darauf gleiten die To auseinander, und ein lebend gewordener japanischer Puppenladen, eine lebendige Zeichnung Hiroshiges, kommt hereingetrippelt.

Voraus Fräulein O Motja San — Fräulein Spielzeug — und Yuki San — Fräulein Schnee. Kaum sind sie über die Schwelle getreten, so liegen sie auch schon in der genau vorgeschriebenen höflichsten aller Posen auf den Knien, berühren mit den kleinen Näschen fast die Tatami und murmeln, ganz ersterbend vor Höflichkeit, wobei allerdings Fräulein Motja



„.... schon beginnen die Kleinen einen der bizarren japanischen Clowntänze."

alle Mühe hat, ihr kleines Puppengesicht in die mühsam einstudierten offiziellen Falten zu legen:

„O hoio de gosaimasu!!!"

(„Guten Tag, o dana san.")

„Ja, ja, weiß schon, Kinder. Hört bloß mit eurer halbstündigen Begrüßungs- und Dankrede auf. Ich weiß, daß mein Haus ein Palast ist, den zu betreten ihr nicht würdig seid, ihr, die übelsten Geishas von ganz Japan und so weiter und so weiter . . . kennen wir schon."

„Tausendfachen Dank für die Einladung usw. — Schluß."

„Go — enryo nak."

(„Macht keine Zeremonie — sondern setzt euch.")

Die beiden kleinen Maikos räumen die Tür, hinter ihnen erscheint nun, würdevoll trippelnd, eine größere Ausgabe der Gattung, eine wirkliche Geisha, Fräulein Kumaiako — der „Edelknabe" — im schroffen Unterschied zu den Maikos, den jugendlichen Tänzerinnen, in einen einfarbig schlichten, schwerseidenen Kimono gekleidet, die Tracht aller wirklichen Geishas.

Mit größerer Würde wiederholt sie den begrüßenden Kniefall. Aber auch sie kommt nicht über das begrüßende „O hoio" hinaus, da ihr der weitere Höflichkeitsfaden abgeschnitten wird. Ein halbstündiges Zeremoniengespräch ist auch für einen japanisierten Europäer nicht das Ideal des Zeitvertreibs. Weitere Figuren erscheinen im Hintergrund, aber bedeutend ältere Semester. Neben Frau Mats San, der braven Fichte, die für die außergewöhnlich schnelle Mobilisierung der kleinen, bunten Gesellschaft einen Obolus der Dankbarkeit erwartet, die dunkelblau gekleidete Gestalt des

Hakoia, des Kastenträgers, dessen Hauptaufgabe aber nicht darin besteht, die leichten Kästchen zu tragen, aus denen jetzt Taiko, Ssusumi und Samisen, die drei althergebrachten Geisha-Musikinstrumente, auftauchen, sondern in Wirklichkeit die Vertrauensperson des Teehausbesitzers, der Moralwauwau, die Anstandsdame der Maikos und Geishas.

Er sitzt im Nebenzimmer „down", und schon erscheint des Hauses fleißige Dienerin mit dem Begrüßungsfake, japanischem Reisbranntwein, der bei keiner Gelegenheit fehlen darf.

Motja san läßt sich das Ehrenamt der Maikos, den heißen Sake zu servieren, nicht nehmen, dabei vielleicht bedauernd, daß die gute Sitte bei einer Maiko das Saketrinken „schocking" findet. Kumaiako aber und der alte Anstandswauwau lassen dem Sakura Masamune, dem besten aller japanischen Sakes, alle Ehre angedeihen. Nun beginnt auch der Ernst des Lebens. Kamaiako stimmt ihre dreiseitige Samisen, Motja san baut die große Trommel, die Taiko, vor sich auf, Yuki spannt noch die Felle der Ssusumi, und dann startet eins jener japanischen Musikstücke, deren akustische Verdienste der rothaarige Barbar, der Europäer, leider nicht zu würdigen weiß. Recht zeitgemäß erschien es ihm daher, als wiederum die O ba san erscheint und große Schüsseln mit wohlschmeckenden O sushi, einer Art Reissandwiches, und vor allem mit O-Kashi-Zuckerwerk vor den Miniaturkünstlerinnen niedersetzt.

Musikmachen ist gut, O-Kashi-Essen ist besser. — — — — Schon war der Musikvortrag zu Ende! Ein anderer Teil des Programms, ein Fächertanz, folgt. Wohl das graziöseste, was die Phantasie des Menschen jemals ersonnen.

Ein anderer Tanz, mehr eine Pantomime — eine Eifersuchtszene zwischen einem Samurai und seiner ungetreuen Geliebten darstellend. Yuki san spielt den blutdürstigen wilden Ritter mit solch unsagbar komischem schauspielerischem Talent, versteht es so musterhaft, ihrem kleinen Puppengesicht jene verzerrten Züge zu geben, die man auf altjapanischen Bildern sieht, sie handhabt das haarscharfe Katana aus der Waffensammlung des Gastgebers mit solcher Bravour, daß man für das Leben ihrer noch winzigeren Genossin fürchten könnte.

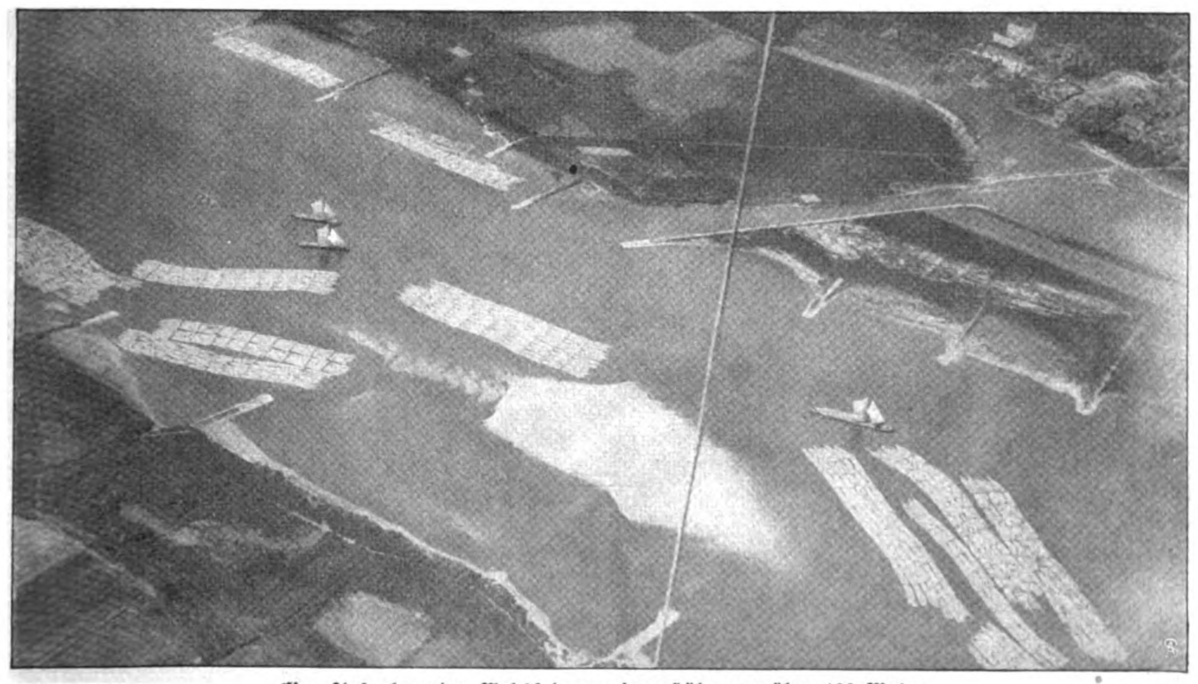
„Bravo, großartig." — „Großmutter, bring mal Schampus!" Der Tanz verdient Belohnung, und Sekt trinkt der Papua so gut wie der Mexikaner, der Hottentotte wie die japanische Geisha. Die Mienen Kumaiakos leuchteten auf wie ein nur stellenweise verregnetes Feuerwerk, und schon gibt sie eine japanische Ballade zum besten, die aber dem Publikum weniger gefiel als ein altjapanischer Tanz, dessen stilisierte Stellungen die Tänzerin wie eine Kopie eines alten Kakemonos aus der Ukiyo-e-Ryu-Schule erscheinen ließen.

Dem Ernst folgt Scherz. Das knallende Feuerwasser hat auch die kleinen Tanzmäuse inspiriert. Eifrig stecken sie die kunstvoll frisierten Miniaturköpfe zusammen, eine Zeitlang wird getuschelt, dann entlockt Kumaiako mit wahrem Feuereifer ihrer Samisen die altbeliebte Melodie des A-gitschong-tschong, A-gitschong-tschong, und schon beginnen die Kleinen einen der bizarren japanischen Clowntänze, durch seine grotesken eckigen Bewegungen ein blühender Kontrast zu dem vorhergehenden graziösen Fächertanz. Nach guter japanischer Sitte hätten die beiden gar zu gern ihren Gastgeber gezwungen, an dieser Kunstproduktion teilzunehmen, aber leider war die Zeit schneller vergangen als beim Artikelschreiben. Wohl oder übel mußte der europäisch-japanische Hausherr seinen Gästen das „Consilium abeundi" geben, wenn er noch rechtzeitig zu seiner Übungsstunde im Kekko, dem Schwertfechten, kommen wollte.

Einige Dutzend auf Gegenseitigkeit beruhende Verbeugungen — allgemeines Kichern — knarrende Treppenstufen — — ein harmlos vergnügter Abend à la mode de Japan war zu Ende.

Die Flugwoche.

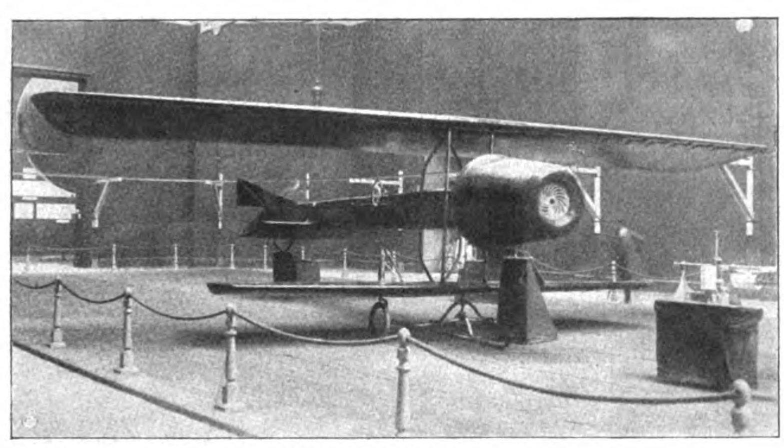
Photographische Aufnahmen des Meeresbodens sind für Vermessungzwecke von einem niederländischen Marineoffizier, dem Oberleutnant zur See Rambaldo, neuerdings angeregt worden. Es ist ja bekannt, daß man in klaren, nicht bewegten Gewässern leicht bis auf den Grund sehen kann, wenn man sich



Eine Aufnahme der Weichsel aus einer Höhe von über 100 Meter.
Das Bild zeigt deutlich eine Sandbank, die die Wasseroberfläche nicht erreicht



nur je nach der Tiefe des Wassers in genügender Höhe über diesem befindet. Diesen Umstand hat sich schon in früheren Jahren die Marine zunutze gemacht und Fesselballons hochgelassen, aus denen ein Beobachter Unterseeboote und Minen aufsuchen sollte. Im Jahr 1902 wurde beispielsweise im Hafen von Toulon das Unterseeboot „Gustave Zedée" schon auf weite Entfernung von dem erkundenden Marineoffizier aus der Höhe entdeckt. Die Bewegung des Wassers spielt, wie sich jeder leicht überzeugen kann, für die Durchsichtigkeit eine große Rolle. Die Unterseeboote sind allerdings, wenn sie dicht unter der Wasseroberfläche dahinfahren, für einen Ballonbeobachter auch bei bewegtem Wasser auf weite Entfernung erkennbar durch die bei der Fahrt erzeugten Wellenbewegungen des Wassers. Minen wurden aus dem Aerostaten auch an einer durch sie hervorgerufenen Strudelbewegung erkannt, während es nicht möglich war, den Kurs der mit großer Geschwindigkeit durch das Wasser sausenden Torpedos zu verfolgen. Im August 1890 schon wurde in Frankreich gelegentlich eines großen Marinemanövers die Flotte mit Hilfe der Meldungen eines Fesselballons durch ausgedehnte Minenfelder einwandfrei hindurchgeführt.



Der Turbinen-Flugdrache Henry Coandas.

Der genannte Oberleutnant Rambaldo hat nun kürzlich mit dem Ballon „Batavia" an der Küste des Javanischen Meeres und den Mündungen der sich in dieses ergießenden Flüsse entlang eine Fahrt gemacht, bei der es ihm gelang, die Formation des Meeresbodens mit allen seinen Erhebungen, Untiefen, Felsen usw. genau zu erkennen. Seiner Anregung, durch photographische Aufnahmen von oben die Vermessung vorzunehmen, soll nunmehr durch die niederländische Regierung stattgegeben werden. Es ist zweifellos, daß die photographische Methode unter günstigen Verhältnissen außerordentlich wertvoll ist. Vor allen Dingen wird man viel Zeit sparen, denn mit dem Loten des Grundes geht eine Menge Zeit verloren. Man kann zu diesen Aufnahmen natürlich nicht die gewöhnlichen photographischen Apparate benutzen, sondern es bedarf noch gewisser Vorrichtungen, aus denen man vor allen Dingen den Winkel erkennen kann, unter dem die Aufnahme gemacht worden ist. Ferner ist es auch notwendig, die Aufnahmehöhe festzustellen. Endlich bedient man sich bei der Aufnahme nicht eines einzigen Apparates, sondern man fertigt stereoskopische Photographien an unter Benutzung zweier vollständig gleicher Kameras, deren Objektive um so weiter von einander entfernt sind, je größer die Aufnahmehöhe ist. Alsdann kann man an einem einzigen klaren Tag so viele Aufnahmen machen, daß man vielleicht ein halbes Jahr zu ihrer Auswertung gebraucht. Man wird nur etwa den hundertsten Teil an Zeit und Kosten aufzuwenden brauchen, ein bestimmtes Gebiet auf diese Weise zu vermessen. In neuester Zeit hat man der Vermessung mit Hilfe vom Ballon gemachter stereophotogrammetrischer Aufnahmen größte Aufmerksamkeit zugewandt. Dr. Pulfrich in Jena hat zuerst einen besonderen Apparat konstruiert, mit dem man die Abmessungen photographischer Aufnahmen leicht zu ermitteln vermag. Der österreichische Hauptmann Scheimpflug hat in neuester Zeit Apparate konstruiert, mit deren Hilfe man rein mechanisch in außerordentlich schneller Zeit die für Vermessungzwecke gemachten Photographien auszuwerten vermag.

Wie deutlich man bei ruhigem Wetter aus der Höhe den Grund klaren Wassers zu erkennen vermag, zeigt das aus einer Höhe von über 100 Meter über der Weichsel mit einem einfachen Photographenapparat gefertigte Bild. Genau sieht man die Gestalt einer nicht bis zur Wasseroberfläche reichenden Sandbank, die durch die Strömung an ihren hinteren Teilen spitz, an ihrem vorderen Teil breit gestaltet worden ist. Es wäre erwünscht, wenn sich das Interesse der maßgebenden Marinebehörden auf die Möglichkeit, die Ballonphotographie bei Vermessung des Meeresgrundes zu Hilfe zu nehmen, lenken würde. Man könnte vielleicht in Erwägung ziehen, einen kleinen Fesselballon den Vermessungschiffen mitzugeben. Da es sich ja nur um das Emporheben geringerer Lasten in nicht allzu große Höhen handelt, so kann man auch bei diesen Aerostaten unter Verwendung der zwar teueren, aber sehr leichten Goldschlägerhaut mit einem Inhalt von 200 cbm auskommen. Alsdann hätte man nicht nötig, allzuviel Flaschen mit Wasserstoffgas mitzuführen. Natürlich wird man nicht in allen Gewässern sich der photographischen Methode zur Aufnahme des Meeresgrundes bedienen können, sondern man wird sie nur da anwenden, wo das Wasser gelegentlich sehr ruhig steht.

Hauptmann a. D. Hildebrandt.

Einen Turbinen-Flugdrachen hat der Rumäne Henry Coanda erbaut. Dieser Offizier, der bereits bei einer der letzten Automobilausstellungen in Berlin einen Drachenflieger ausgestellt hatte, zeigte in Paris einen eigenartigen Aeroplan, der fast vollkommen aus Holz gefertigt war. Anstatt der Schrauben besitzt der Apparat in seinem vorderen Teil eine große Turbine. Bei den vorgeführten Versuchen zeigte es sich tatsächlich, daß diese Turbine genügende Kraft entwickeln kann, um eine Flugmaschine durch die Luft zu führen. Es haben sich allerdings noch verschiedene Nachteile herausgestellt, an deren Beseitigung der Erfinder arbeitet. Eigenartig ist an dem Flieger auch die hinten befindliche Steuerung, die aus Holzklappen besteht, die gleichzeitig sowohl für Höhen- als auch für die Seitensteuerung benutzbar sind, indem man sie einfach auf und ab, rechts und links seitwärts bewegt. Der Flugdrache ruht auf Rädern und auf Kufen.

Bilder aus aller Welt.

Als Nachfolger des ermordeten Regierungsrates Boeder von Ponape wurde der kaiserliche Bezirksamtmann Albert Bahlkampf ernannt. Der neuernannte Beamte war schon vor einigen Jahren als Sekretär auf den Ostkarolinen und besonders in Ponape tätig und kennt Land und Leute genau.

Prinz Alfons von Orleans-Bourbon, der wegen seiner Vermählung mit Beatrice, der jüngsten Tochter des verstorbenen Herzogs Alfred von Sachsen-Koburg-Gotha, die wider den Willen des Königs von Spanien erfolgte, seiner Würde als spanischer Infant entkleidet und aus der spanischen Armee gestrichen wurde, hat sich vor kurzem wieder mit dem König von Spanien ausgesöhnt. Unser Bild zeigt die jugendliche Prinzessin mit ihrem Sohn.



Hofphot. Elvira.

Prinzessin Beatrice von Orleans-Bourbon.

Auf seiner Ostasienreise hat der Kronprinz in Colombo auch das große Handelshaus des Konsuls Freudenberg besucht. Der bekannte deutsche Großkaufmann hatte die Ehre, mehrere Wochen lang der Führer des Kronprinzen zu sein und ihm auf einem Wagen einer deutschen Automobilfabrik, die im Ausland und gerade in Indien sich großer Beliebtheit erfreuen, Ceylon und seine Wunder zu zeigen.

Alb. Bahlkampf,
geht als Bezirksamtmann nach Ponape.

Das einstige „Wunderkind" Franz von Vecsey hat sich im Lauf der Jahre zu einem der genialsten Geigenkünstler entwickelt, dessen eigenartiges Spiel und bewundernswerte Beherrschung der Technik dem heute erst 18jährigen Künstler reiche Anerkennung und Beifall verschafft. Fr. v. Vecsey hat in reichem Maß das, was er als Kind versprach, gehalten.

Die Komponistin des Fuldaschen Talisman Adele Maddison war mit einer Aufnahme der Firma Schneider durch Versehen der letzteren in einen Modeartikel unserer Nr. 3 geraten. Wir stellen dies ohne Schuld der Redaktion unterlaufene Versehen mit Bedauern fest.

In München starb der bekannte Tiermaler Professor Hubert von Heyden. Der Verstorbene war der Sohn des Historienmalers A. von Heyden und Schüler Meyerheims und erfreute sich eines ganz bedeutenden Rufes in seinem Spezialfach.

Einen großen Erfolg hatte die jüngst auf der Neuen Freien Volksbühne in Berlin veranstaltete Aufführung von Ottomar Entings „Das Kind". Diese Komödie ist ein feinsinniges Werk mit meisterhafter Charakterschilderung. Das Drama liegt bereits seit zwei Jahren vor und wurde vom Autor zuerst einem kleineren Kreise vorgelesen. Es ist nicht ganz verständlich, warum gerade diese Arbeit Entings so lange unbeachtet in den Schreibtischen der Theaterdirektoren ruhte, sie verdient, das hat die kürzlich erfolgte Aufführung bewiesen, beachtet zu werden. Der Dichter hat verstanden, in diesem meisterhaft entworfenen Charakterbild mit seiner tiefergreifenden Tragik doch so viel Humor hineinzulegen, daß der Hörer vor gar so leicht unangenehm empfundener Rührseligkeit bewahrt bleibt. Das Berliner „Kleine Theater" hat auf Grund dieses Erfolges die Komödie „Das Kind" auf seinen Spielplan gesetzt.



Der Kronprinz besucht ein großes deutsches Handelshaus in Ceylon.

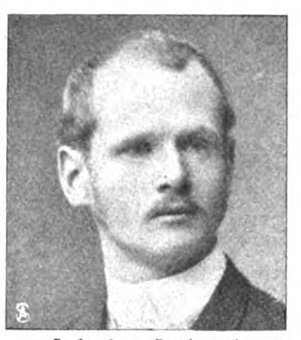
Der Lehrer an der Kunstgewerbeschule in Charlottenburg Otto Stichling, einer der erfolgreichsten Bildhauer, der vor zwei Jahren durch Erteilung der Goldenen Medaille ausgezeichnet wurde, ist jetzt zum Professor ernannt worden.

Der Wintersport ist so recht ein Sport der Freude und des Frohsinns. Wenn man aus der Großstadt hinauskommt in die frische Luft, wenn man Wintersportfreuden



Franz von Vecsey,
bekannter Geigenvirtuose.

auf Schnee und Eis in der freien Natur genießen kann, dann schwinden urplötzlich Aerger und Mißstimmung, und fast kindliche Fröhlichkeit ergreift auch den sonst ernsten Erwachsenen. Und bei diesem Sport des Frohsinns darf



Hubert v. Heyden †
bekannter Tiermaler



Otto Stichling,
Bildhauer, wurde zum Professor ernannt.



Adele Maddison,
Komponistin
von Fuldas „Talisman".

Phot. Schneider.



Ottomar Enking,
Verfasser des Dramas „Das Kind".

man auch lustig über die Stränge schlagen und aus dem Rahmen ernster Körperübung herausgehen. So zeigen unsere beiden untenstehenden Bilder heiteren „Wintersport" aus Norwegen. Der niedliche Dreikäsehoch läßt sich schneeschuhbewehrt vom braven Lord ziehen, und ein kleiner Petz hat die eigenartige Aufgabe zu lösen, einen Schlittschuhläufer über das blanke Eis eines Sees zu bugsieren.

Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken. Cléo de Mérode, die bisher nur durch ihre graziöse Tanzkunst die Welt entzückte, hat sich der Literatur zugewandt und kürzlich eine Vorlesung über den „Flirt" gehalten.



Ein junger Bär
zieht einen Schlittschuhläufer.

Skikjöring mit einem Hunde.
Winterfreuden im hohen Norden.

Der Sohn des früheren Präsidenten der Französischen Republik Claude Casimir-Perier, der vor einigen Jahren sich mit der Schauspielerin Simone verheiratete, wird jetzt mit einer eigentümlichen Finanzoperation in Verbindung gebracht. Man behauptet, er habe, um seine Verschwendungsucht zu befriedigen, ein ihm nicht gehöriges Perlenkollier verpfändet.

In der alten Bauakademie zu **Berlin ist ein Arbeit- und Bibliothekzimmer für den jeweiligen Roosevelt-Professor eingerichtet.**



Phot. Ag. Gen. d'Ill.

Eine Tänzerin am Lesepult:
Cléo de Mérode und der Schriftsteller Trebor bei einer Vorlesung über den Flirt.



Phot. Central-Illust.

Claude Casimir-Perier und seine Frau, die Schauspielerin Simone.

Bilder aus dem Pariser Leben.

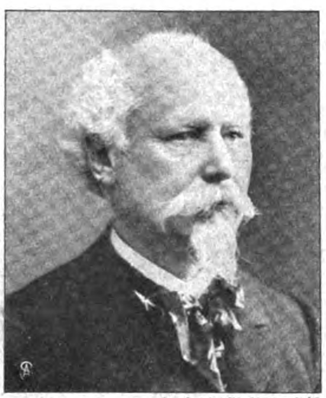


Das Roosevelt-Zimmer der Berliner Universität in der alten Bauakademie.



Prof. Rudolf Tombo jun.,
Neuyork, ging als Wanderredner über das höhere Unterrichtswesen in Amerika nach Deutschland.

In dem thüringischen Städtchen Lauscha, einem Hauptsitz der Thüringer Glasindustrie, feierte der dortige Musikverein sein 50jähr. Jubiläum unter seinem Leiter Louis Ehrhardt.



Kunstphotog. Louis Perscheid.
Geh. San.-Rat Dr. M. Taube,
bekannter Leipziger Kinderarzt, feiert seinen 60. Geburtstag.

Prof. Rudolf Tombo jun. von der Columbia-Universität in Neuyork wurde im Lauf dieses Winters als erster Wanderredner von der Germanistischen Gesellschaft in Amerika nach Deutschland gesandt, um Vorträge über das höhere Unterrichtswesen in Amerika und den Anteil der Deutschen am amerikanischen Geistesleben zu halten.

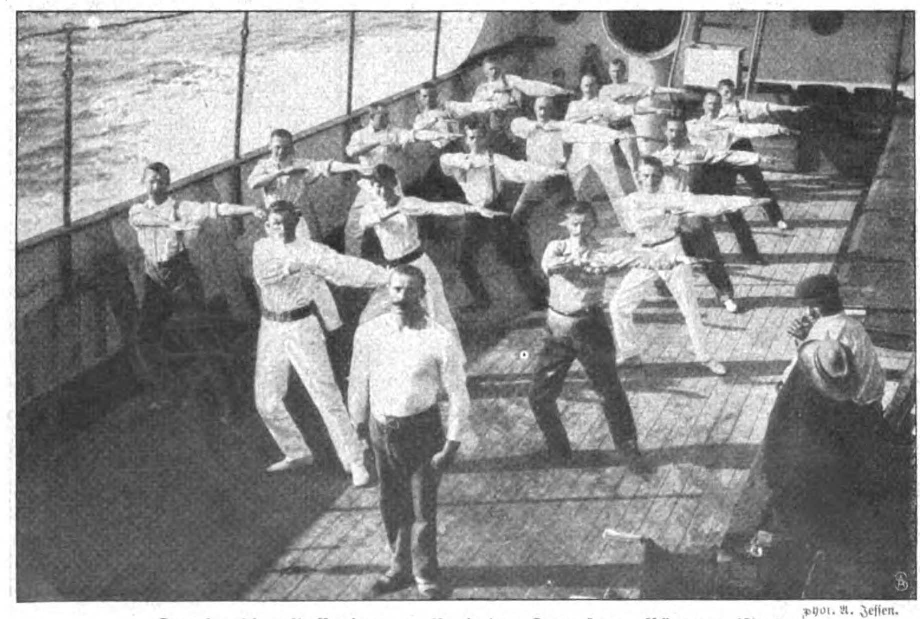
Einer der beliebtesten und gesuchtesten Leipziger Kinderärzte Geheimer Sanitätsrat Dr. Max Taube begeht in wenigen Tagen in voller Gesundheit und Frische seinen 60. Geburtstag.

Der Begründer der weltbekannten Düsseldorfer Künstlerfarbenfabrik Kommerzienrat Dr. Franz Schoenfeld ist vor kurzem im Alter von 76 Jahren einer Lungenentzündung erlegen. Er war der Erfinder der flüssigen Aquarellfarben. Die in seinem Besitz befindliche wertvolle Gemäldesammlung geht in den Besitz seiner Vaterstadt Düsseldorf über.

Sich auf einem Dampfer Bewegung zu machen, ist Wunsch jedes Seereisenden. Einige turnfreudige Passagiere des Dampfers „Bürgermeister“ haben kurz entschlossen einen Turnverein gegründet und üben täglich fleißig auf dem sonnenbeschienenen Deck



Kommerzienrat Dr. F. Schoenfeld †
Begründer der Künstlerfarbenfabrik in Düsseldorf.



Phot. A. Jessen.
Turnfreudige Passagiere an Bord des Dampfers „Bürgermeister“.



Louis Ehrhardt,
der jetzige Dirigent.



Hans Müller-Kuller,
der 75jährige Hornbläser.
Ein Vereinsjubiläum in Thüringens Bergen: Das 50jährige Bestehen des Lauschaer Musikvereins.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 6. | Berlin, den 11. Februar 1911. | 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 6.



Die sieben Tage der Woche.

2. Februar.

Die Berliner Stadtverordnetenversammlung nimmt einstimmig einen Antrag an, in dem die Erwartung ausgesprochen wird, daß die zuständigen Behörden Maßnahmen treffen werden, um zu verhüten, daß bei einem etwa notwendig werdenden Eingreifen der Polizeiorgane zur Herstellung der öffentlichen Ordnung Uebergriffe erfolgen und insbesondere unbeteiligte Personen verletzt und geschädigt werden.

Die italienische Kammer erteilt dem Ministerium Luzzatti nach Erörterung der Lebensmittelteuerung ein Vertrauensvotum.

In Honduras beherrschen die Revolutionäre, nachdem sie Puerto Cortez eingenommen haben, die ganze atlantische Küste des Landes.

3. Februar.

Der Kronprinz trifft in Kalkutta ein und wird dort von den Behörden feierlich begrüßt.

Im Essener Meineidsprozeß endet das Wiederaufnahmeverfahren mit der vom Staatsanwalt beantragten Freisprechung der Angeklagten Schröder und Genossen (Abb. S. 225).

Die Erste hessische Kammer nimmt die Wahlrechtsvorlage und das Gesetz über die Wahlkreiseinteilung für die Zweite Kammer einstimmig an.

Auf der Schantung-Eisenbahn wird wegen der Pestgefahr die Personenbeförderung in der zweiten und dritten Klasse zwischen Tsingtau und Tsinanfu eingestellt.

Der finnische Landtag wird durch den Generalgouverneur eröffnet.

4. Februar.

In der Universität von Kalkutta wird der Kronprinz feierlich zum Ehrendoktor der Rechte promoviert.

Aus Washington wird gemeldet, daß Präsident Taft auf Wunsch des Präsidenten Davila die Vermittlung eines Waffenstillstandes zwischen den Aufständischen und der Regierung von Honduras unternommen hat.

5. Februar.

In Berlin stirbt, 69 Jahre alt, der Präsident der Königlichen Akademie der Künste, Geheimer Baurat Professor Karl von Großheim (Portr. S. 225).

6. Februar.

König Georg eröffnet das englische Parlament mit Verlesung einer Thronrede, in der die Beziehungen zu den auswärtigen Mächten als andauernd freundlich bezeichnet werden.

In der Hohen Pforte in Konstantinopel bricht eine Feuersbrunst aus, die die Bureaus des Ministeriums des Innern und des Staatsrats völlig zerstört, wobei wichtige Dokumente ein Raub der Flammen werden. Alle Soldaten und Wächter, die in der Pforte übernachteten, werden verhaftet.

Aus Marokko kommt die Nachricht, daß in der Nähe von Melilla fünf Europäer ermordet wurden, deren Namen und Nationalität noch unbekannt sind.

In Teheran wird der Finanzminister Sani ed Dauleh bei der Rückkehr aus dem Parlament von zwei Armeniern durch Schüsse tödlich verwundet.

7. Februar.

Das amerikanische Repräsentantenhaus nimmt die Spionagevorlage an, durch die das Zeichnen und Photographieren von Kriegsschiffen, Werften und Befestigungen verboten wird.

8. Februar.

Aus Mexiko wird berichtet, daß die Revolutionäre bei Casasgrandes das zum Entsatz der Stadt Juarez entsandte 18. Infanterieregiment aufgerieben haben.

Der Charakter der amerikanischen Wohltätigkeit.

Von C. Alphonso Smith,

Professor an der Universität von Virginia und Roosevelt-Professor an der Universität Berlin.

I.

Drei Ereignisse, die am Schluß des Jahres 1910 zusammenfielen, lenkten von neuem die Aufmerksamkeit auf die amerikanische Wohltätigkeit. Erstens hatte Carnegie 1 250 000 Dollar als Stiftung für Lebensretter für Deutschland gestiftet; zweitens spendete der gleiche Geber 11 500 000 Dollar als Friedensfonds für alle Nationen, und drittens überwies Rockefeller die Summe von 10 000 000 Dollar der Universität von Chikago und rundete damit seine Schenkungen, die er für seine Person diesem Institut hatte zukommen lassen, auf 35 000 000 Dollar ab.

Der bedeutsamste Zug dieser Schenkungen wie der amerikanischer Schenkungen überhaupt ist ihre Großzügigkeit. Im Jahr 1910 betrugen die amerikanischen Geldstiftungen für Wohltätigkeit 65 000 000 Dollar. Im Jahr 1909 erreichten sie die Summe von 185 000 000 Dollar, wovon der Hauptteil auf den kürzlich verstorbenen John Stewart Kennedy entfällt, Rockefeller an zweiter und Carnegie an dritter Stelle stehen. Die Gesamtsumme der Carnegieschen Schenkungen beläuft sich jetzt auf 180 000 000 Dollar, einschließlich der 51 000 000 Dollar, die zur Errichtung öffentlicher Bibliotheken bestimmt waren. Ihre Zahl beträgt ungefähr achtzehnhundert in etwa tausend Städten. Die Totalsumme der Rockefellerschen Stiftungen läßt sich nicht so leicht berechnen. Jedenfalls gab er allein

53 000 000 Dollar für die General Education Board, wovon 32 000 000 Dollar auf einmal überwiesen wurden. Im Juli 1909 schätzte man die von ihm gemachten Schenkungen auf 120 000 000 Dollar. Im März 1910 schlug er indessen alle Rekorde durch Errichtung der Rockefeller-Stiftung, die er mit 100 000 000 Dollar begründete. John D. Rockefeller zog sich unmittelbar darauf von jeder geschäftlichen Tätigkeit zurück, um seine Zeit und Aufmerksamkeit ausschließlich der Verwaltung dieses enormen Kapitals widmen zu können. Die Höhe dieser Schenkung stellt Rockefeller mit einem Schlag an den ersten Platz in der langen Reihe amerikanischer Donatoren und macht das Jahr 1910 zu einem besonders bemerkenswerten in den Annalen der amerikanischen Wohltätigkeitsbestrebungen. Hervorgehoben sei hierbei, daß Rockefeller seine Namenstiftung mit 300 000 000 Dollar fundieren wollte. Der Kongreß entschied jedoch, daß das Grundkapital die Summe von 100 000 000 Dollar nicht überschreiten solle.

II.

Bedeutungsvoller noch als der Umfang dieser Stiftungen sind die Beweggründe, aus denen sie hervorgegangen, und die Art, in der sie verwendet wurden. Die Hauptursachen lassen sich kurz dahin zusammenfassen: Fürsorge für die abhängigen, d. h. arbeitenden Volksklassen, Förderung wissenschaftlicher Forschungen, Ausbreitung der Religion und Erweiterung der allgemeinen Bildung. Die Ideale von Rockefeller sind ausgesprochener religiös als die von Carnegie. Beispielsweise bestimmte er (Rockefeller) in seinem Brief, der die letzte Gabe von 10 000 000 Dollar an die Universität von Chikago begleitete, die Summe von 1 500 000 Dollar für die Errichtung einer Universitätskapelle, deren Anlage und Entwurf andeuten solle, „daß die Universität in ihrem Wesen durch den Geist der Religion geleitet werde, daß alle ihre Kreise von religiösem Empfinden durchdrungen seien und in all ihrer Arbeit den höchsten Zielen zustreben". Es ist selbstverständlich unmöglich, das Bildungswesen von dem religiösen Gedanken zu trennen, die Schenkungen Carnegies jedoch sind vor allem der Bildung und Erziehung im allgemein üblichen Sinn des Wortes gewidmet.

Der Gedanke, der der Verteilung dieser gewaltigen Summen, gleichviel ob sie für Bildungzwecke oder Religion gespendet werden, zugrunde liegt, ist hier wie dort der gleiche: der der umfassenden Beisteuer. Es ist nicht die Absicht, die Schwachen zu kräftigen, sondern vor allem die Starken noch mächtiger zu machen. Amerikanische Wohltätigkeitsbestrebungen als Ganzes, ob sie nun dem einzelnen oder den Gesamteinrichtungen zugute kommen, zielen dahin, nicht die Eigentätigkeit zu unterdrücken, sondern sie anzuspornen, nicht neue Einrichtungen aufzubauen, sondern das, was an dem schon Bestehenden gut und nützlich ist, auszubauen, das Bewußtsein persönlicher Verantwortlichkeit nicht zu verengern, sondern es weiter zu entwickeln. Mit einem Wort, es handelt sich nicht darum, Geld zu geben, sondern es nutzbringend arbeiten zu lassen.

Betrachten wir nun das hauptsächlichste Werk der Carnegieschen Geldspenden: die Errichtung von Bibliotheken in den verschiedenen Teilen der Vereinigten Staaten. Jedes dieser Institute füllt eine deutlich empfundene Lücke im öffentlichen Leben aus, deshalb knüpft sich auch an die Schenkung die Bedingung einer tatkräftigen Mitwirkung der Bürger, in deren Mitte die Bibliothek errichtet werden soll. Carnegie verspricht ausdrücklich in jedem einzelnen Fall einen Beitrag von 25 000 oder 50 000 oder 100 000 Dollar für Bau und Einrichtung der betreffenden Bibliothek, vorausgesetzt, die gesamte Bürgerschaft sei gewillt und imstande, eine annähernde Summe zum Unterhalt des Instituts aufzubringen. Nachdem über die Angelegenheit beraten ist, beruft die Bürgerschaft eine öffentliche Versammlung ein, ein Komitee wird eingesetzt, die lokale Presse mobil gemacht, der beste Redner als Agitator gewählt, und alle diese Faktoren werden so lange in Bewegung gehalten, bis die gewünschte Summe zusammengebracht ist. Auf diese Weise werden alle Kreise einander näher gerückt, lokale Eifersüchteleien beigelegt, der lokalpatriotische Stolz wird angespornt, die öffentliche Meinung aufgeklärt, politische Spaltungen sind vergessen, und all das zusammengenommen hilft dazu, den sozialen wie den erzieherischen Nutzen, den eine moderne Bibliothek gewähren kann, tatsächlich auszuüben. Durch Carnegies einschränkende Verfügung hat dann die Bevölkerung einsehen gelernt, was ihre Mithilfe bedeutet, und ist entschlossen, die Bibliothek mit dem größtmöglichen Nutzen für die Allgemeinheit zu leiten.

Die gleiche Methode wird von den Administratoren der Carnegie-Stiftung für die Förderung des Unterrichtswesens angewendet. Der diesbezügliche Fonds ist gelegentlich als ein Lehrerpensionsfonds bezeichnet worden, der er in gewisser Hinsicht auch ist, nur daß die Absicht des Stifters in erster Linie nicht dahin ging, altgewordenen Lehrern gewisse Jahrgelder (Pensionen) auszusetzen, sondern den Lehrerberuf jungen Leuten anziehender und aussichtsreicher zu machen. Die Administratoren richten ihr Augenmerk nicht sowohl auf eine abschließende Versorgung als vielmehr auf eine ermutigende Einführung in den Lehrerberuf. Sie fanden demgemäß, daß der geeignetste Weg, die besten Talente des Landes in den Dienst der Hochschulen zu stellen, der sei, diesen Talenten ein sorgenfreies Alter zu gewährleisten.

Es erhob sich nun die Frage: Was ist eine Hochschule (College)? Um diese Frage richtig zu beantworten, begannen die Kuratoren der Stiftung die eingehendsten Studien aller Hochschulen und Universitäten in den Vereinigten Staaten, Kanada und Neufundland, die jemals unternommen wurden. Das Resultat dieser Nachforschungen war die Festsetzung eines Bildungsmaßstabes für die Immatrikulation: standen die Aufnahmebedingungen der betreffenden Hochschule unter dem Niveau dieses Maßstabes, so konnte sie auf die Vergünstigungen der Stiftung keinen Anspruch erheben. Die Verantwortlichkeit war somit vollständig auf die Hochschulen und ihre Anhänger selbst abgeschoben. Sollten sich die Hochschulen nun zu dem vorgeschriebenen Maßstab der Carnegieschen Satzungen aufschwingen oder nicht? Die Beantwortung dieser Frage ist deshalb eine sehr schwierige, weil der Bildungsmaßstab der Zulassung zu einer Hochschule von dem abhängt, der für die aufsteigenden Klassen der Mittelschulen oder Akademien in dem gleichen Staat angenommen wird.

Die Hochschulen fingen sogleich an, ihre inneren Beziehungen zu den Mittelschulen in die Tat umzusetzen. Dies praktische Vorgehen ist an sich ein ungeheurer Gewinn und hat schon jetzt viel dazu beigetragen, das Gesamtsystem des amerikanischen Bildungswesens einheitlicher als bisher zu gestalten. Es setzte nun ein Streben nach höheren Bildungsgraden und besseren Lehrern an den Mittelschulen ein, ausgehend und



Mitte nächster Woche wird als neues Sonderheft erscheinen:

TANZWALZER

aus dem

Wettbewerb der „Woche"



Erste Sammlung

enthaltend die Klavierausgabe der drei preisgekrönten Walzer: „Mein Stern" von Siegfried Elsner, „Prairie-Blumen" von Fay Foster, „Rheinischer Walzer" von Philipp Gretscher, ferner den „Holländischen Bauernfest-Walzer" von Joh. M. Schouten.

Preis **1** Mark **50** Pfg.

Vorbestellungen auf das mit den Bildern der Komponisten versehene, elegant ausgestattete Heft werden schon jetzt durch alle Buch- und Musikalienhandlungen entgegengenommen. Wo keine Handlung am Platze ist, wende man sich an den unterzeichneten Verlag.

Berlin SW 68

August Scherl
G. m. b. H.

Die obigen Walzer wurden von dem Preisgericht aus den 4222 Kompositionen ausgewählt, die zum Wettbewerb der „Woche" eingereicht waren. Die weiteren fünf Walzer erscheinen als zweite Sammlung Ende Februar dieses Jahres.

gelenkt von den Colleges, und es mag zur Ehre amerikanischer Hochschulen gesagt sein, daß sie, beinah ohne Ausnahme, der Versuchung widerstanden, ihre Aufnahmebedingungen über die Leistungsfähigkeit der besten Mittelschulen in ihrer Umgebung hinauszuschrauben. Sie trachteten vielmehr danach, die Berührungspunkte mit den Mittelschulen nicht nur nicht auszuschalten, sondern durch kräftige Mitarbeit die Mittelschulen auf ein höheres Niveau zu heben.

Hier ergänzt die von Rockefeller eingerichtete General Education Board (Allgemeine Erziehungsanstalt) das Werk der Carnegie-Gründung für die Förderung des Unterrichtswesens. Die General Education Board war an der Errichtung von 703 Mittelschulen in den Südstaaten beteiligt, mit dem Ergebnis, daß sich an diesen Hochschulen und Universitäten die Zahl der Studierenden beinah verdoppelte. Von dem zur Gründung dieser neuen Hochschulen erforderlichen Geld brachten die Südstaaten 5 487 578 Dollar auf. Der eingeschlagene Weg zur Beschaffung dieses Geldes glich dem oben beschriebenen: eine Propaganda wurde geführt, der Nutzen der Mittelschulen der Bevölkerung klargemacht und diese selbst dazu gebracht, höhere Ansprüche an sich zu stellen. So gut wurde dieses Geld ausgenutzt, daß Präsident Eliot jüngst erklärte: „Die Organisation dieser südstaatlichen Mittelschulen bilde die größte aufbauende Erziehungsarbeit, die gegenwärtig in den Vereinigten Staaten geleistet werde."

Die Arbeit der General Education Board war weder an den Süden noch an die Mittelschulen gebunden. In jedem einzelnen Fall aber haben sich die Administratoren zuerst über die lokalen Bedingungen unterrichtet und waren dann eifrig bemüht, schon bestehende Einrichtungen und bestehende Tätigkeit zu kräftigen.

Das Verfahren einer unterstützenden Mitarbeit ist von vielen Seiten angefochten worden. Es wurde als ungerecht angeklagt und selbst der Lächerlichkeit preisgegeben. „Ich träumte," sagte ein amerikanischer Humorist vor kurzem, „ich sei gestorben und kam in die Hölle. In meiner Pein bat ich den Teufel, mir nur zwei Tropfen Wasser zu geben." „Ich kann dir die zwei Tropfen nicht geben," war die Antwort, „aber ich will dir einen Vorschlag machen: wenn du einen Tropfen durch allgemeine Hilfe aufbringen kannst, will ich dir den andern Tropfen geben." Trotz mancher Ungerechtigkeit ist der Grundgedanke doch ein gesunder und wird zweifellos dahin führen, amerikanische Wohltätigkeit in ordnungsmäßige Bahnen zu lenken.

III.

Zwei Erwägungen sind ins Auge zu fassen: Erstens, diese Spenden, soweit sie sich nur auf Amerika beziehen, scheinen zu zeigen, daß ein wirklich ideales, tatkräftiges Selbstverwaltungsystem die edelste Form der Verwaltung überhaupt ist, da sie mehr die Selbstzucht der einzelnen Persönlichkeit als die gesonderter Klassen fordert. Keine wirksame Einrichtung kann es geben, sie sei gesellschaftlich, bürgerlich, erzieherisch oder religiös, ohne die Unterstützung tatkräftiger Menschen. Diese Wohltätigkeitswerke tragen dazu bei, den einzelnen der betreffenden Stiftung und diese wiederum dem einzelnen anzupassen. In älteren Ländern waren die Jahrzehnte die Vermittlerin dieser gegenseitigen Anpassung oder dieses Ineinanderaufgehens. Anders in Amerika, wo solche Institutionen nicht nur neu sind, sondern auch noch das Versuchstadium durchmachen. Die großen Schenkungen tun deshalb für amerikanische Einrichtungen, hauptsächlich für Kirche und Schule, das, was in der der Alten Welt der Lauf der Zeiten, die herrschenden Gebräuche und die Ueberlieferung getan haben. Mit andern Worten, sie eilen der allmählichen Entwicklung voraus, die Erfahrungen der Vergangenheit sorgsam in Betracht ziehend.

Zweitens ruft die erfolgreiche Anlage der ungeheuren Summen auf Grund einer gemeinsamen Mitarbeit einen Zweifel daran wach, ob die Liebe zum Geld um des Geldes willen stets ein hervorstechender Charakterzug des amerikanischen Volkes sei. Demgegenüber kann gewissenhaft nachgewiesen werden, wie es auch die Geschichte der kleinen Hochschulen und kleinen Kirchen von einem Ende Amerikas bis zum andern bezeugt, daß Großherzigkeit und Opferfreudigkeit, wenn es not tut, als ein nationales Charakteristikum gelten darf. Der Millionär gibt, weil die öffentliche Meinung in Amerika das Geben zu einer Gewohnheit, wenn nicht zu einer Notwendigkeit gestempelt hat. Wenn Carnegie sagt: „Es ist ein Verbrechen für einen Mann, reich zu sterben", so gibt er damit einer Anschauung Ausdruck, die nicht unter den sehr Reichen oder ganz Armen verbreitet ist, sondern noch viel verbreiteter ist unter jenen, die die kleinen Hochschulen und die kleinen Kirchen mit ihren Mitteln unterstützen. Diese Mittelklasse von geachteten und intelligenten Bürgern ist es, die mehr dazu getan hat als andere, durch nationale Stellungnahme gegen den Ueberfluß die nationale Sitte des Gebens ins Leben zu rufen. Es ist ebenfalls diese Mittelklasse, die die nationalen Wohltätigkeitsbestrebungen in die Kanäle des nationalen Erziehungswesens und der Religion geleitet hat. Sucht man deshalb nach nationaler Eigenart in diesen gigantischen Aufwendungen, so findet man sie nicht sowohl in dem Charakter der verhältnismäßig wenigen Millionäre selbst als gerade in dem Charakter Hunderter und Tausender, die treulich und freudig geben, um den Bedingungen nachzukommen, die von den Millionären vorgeschrieben werden.

Reisetagebuch aus Südamerika.

Von Georges Clemenceau.

III.

Der panamerikanische Kongreß war der natürliche Abschluß der großen internationalen Ausstellung, durch die die Argentinische Republik das Jahrhundertfest ihrer Unabhängigkeit feierte. Die großen Messen von ehemals hatten ihre Daseinsberechtigung. Zu einer Zeit, wo die Schwerfälligkeit der Verkehrsmittel ein beständiges Hindernis zwischen Produzenten, Zwischenhändlern und Verkäufern bildete, fand man seinen Vorteil dabei, an bestimmten Tagen die Erzeugnisse verschiedener Länder zusammenzutragen. Heute sind infolge der Dampfkraft alle Städte der Welt beständige Ausstellungen und in der Lage, den Bedürfnissen der verschiedenartigsten Kundschaft zu genügen, und der Reisende verliert seine



Zeit, wenn er sich bemüht, von seinen Reisen etwas Neues, den Seinen Unbekanntes mitzubringen. Unter diesen Umständen bieten die schönsten Weltausstellungen ihren Gästen keine Ueberraschungen mehr. Und was die Techniker, die Spezialisten in allen Zweigen des Handels und Gewerbefleißes angeht, so wären die zu beklagen, die die Veranstaltung solcher großen Weltbasars abwarteten, um sich über den einen oder anderen Punkt ihres Gebiets zu unterrichten.

Natürlich bleiben dann noch die Unterhaltungen und Feste, die selbstverständlich bei der müßigen Menge die immer schnellbereiten vergnügungsüchtigen Instinkte wachrufen. Aber die Zivilisation hat uns selbst bezüglich der angeblichen Amüsements schon blasiert gemacht, die mehr dazu angetan sind, uns anzulocken als uns wirkliche Befriedigung zu gewähren. Und wenn die liebenswürdige Stadt, die uns ruft, 11000 Kilometer von unseren heimischen Gestaden entfernt liegt, so ist wahrlich ein anderes Lockmittel als das schon anderwärts genossener Schauspiele dazu erforderlich, uns zur Reise zu überreden.

Aus allen diesen und anderen Gründen konnte die Weltausstellung von Buenos Aires weder ein finanzieller Erfolg sein noch große Volksmassen zusammenführen. Ein ultramoderner unwillkommener Ausstand hat sie zunächst derart verzögert, daß am Datum des Gedenktages, dem 25. Mai, nur die Ausstellung der Ganaderia (Mast- und Zuchtvieh) eröffnet werden konnte. Trotz der vielfachen Schwierigkeiten hat man gewissenhaft Ausstellungshallen erbaut, in denen man nach den bekannten Methoden einige der Erzeugnisse aufstapelte und aneinanderreihte, wie sie der lockende Gewinn an allen Lagerplätzen der Welt sammelt. Einige Sonderausstellungen haben einen bemerkenswerten Erfolg gehabt; so die englische Ausstellung der Eisenbahnindustrie und die deutsche Elektrizitätsausstellung. Einige Gebäude sind unvollendet geblieben, wie das der spanischen Ausstellung. Frankreich hat sich — ich muß es mit Bedauern aussprechen — nicht hervorgetan. Das erscheint unbegreiflich, wenn man sieht, was für ein Markt sich unseren Industriezweigen nach allen Richtungen hin erschließen könnte. Interessante Schaukasten von Damenschneidern, Juwelieren und Goldschmieden in einem hübschen weißen Pavillon, der an Bagatelle erinnerte und „Palais der angewandten Künste" genannt wurde: das ist alles, was wir haben vorführen können. Man muß zugeben, daß das für ein Land wie Frankreich nicht hinreicht. Dagegen stellten die Engländer einen wundervollen Waggon aus, den sie dem Präsidenten der Argentinischen Republik schenkten, und dessen Wert zwei Millionen betragen haben soll. England kann sich diesen Luxus gestatten, da ihm fast alle Eisenbahnen in Argentinien gehören. Und warum? Weil der Ingenieur, der eines Tages auf dem Pariser Markt den Bau der ersten argentinischen Bahnen ausbot (er selbst hat es mir erzählt), keinen Interessenten fand, und weil das Geschäft darum von Paris nach London verlegt wurde, wo es der Ausgangspunkt für ungeheure Unternehmungen geworden ist.

Es war für uns unmöglich, in den Räumen für Malerei und plastische Kunst nicht vertreten zu sein. Ich kann aus vollster Ueberzeugung sagen, daß unsere Ausstellung uns hier einen sehr ehrenvollen Platz gesichert hätte, wenn sie geschickt angeordnet worden wäre. Wir hätten sie ohne großen Kraftaufwand zu einer unendlich überlegenen machen können. Man hat sich vielleicht gesagt, die argentinischen Millionäre würden in Paris alles finden, was man ihnen nicht in ihrem Land vor Augen führte; und wenn es sich bloß um die Millionäre handelte, so wollte ich mich auch nicht beschweren. Aber gerade weil die ästhetische Bildung des argentinischen Volks noch in den Kinderschuhen steckt — was man auch von vielen europäischen Völkern sagen könnte — so wäre es wünschenswert gewesen, daß man sich angestrengt hätte, die Aufmerksamkeit anderer Kreise zu erwecken als der von Liebhabern, die sich in den Ausstellungen der Alten Welt in aller Hast mit Kunst zu verproviantieren pflegen. Zweifellos sind vortreffliche Einzelwerke vorgeführt worden; das war auch das mindeste, was man tun konnte. Unsere Künstler haben aber nicht den abenteuerlichen Versuch wagen mögen, eine Art von Ausstellungsmuseum zu veranstalten, das ein meisterhafter Zug für die Offenbarung unserer Kunst geworden wäre, sowohl im Hinblick auf das schlummernde Schönheitbedürfnis der Völker, das immer bereit ist zu erwachen, wie auch mit Rücksicht auf die kritischen Untersuchungen, an denen sich der aufgeklärte Geschmack der Kenner bildet.

Es gibt in der Argentinischen Republik kein Kunstmuseum, das diesen Namen verdiente. Man muß sich eine Existenz geschaffen haben, bevor man sich schmücken kann. Wenn ich aber nach dem urteile, was ich in den Salons von Privatleuten gesehen habe, so ist der Augenblick nahe, wo sich die höhere Nützlichkeit großer Kunstsammlungen den großen Gemeinwesen Südamerikas aufdrängen muß, wie es auch für Nordamerika der Fall gewesen ist, das, als ich es vor 40 Jahren kennen lernte, noch weniger für Derartiges vorbereitet war, und das heute seinen Stolz dareinsetzt, es in diesem Punkt den alten europäischen Nationen gleichzutun, deren Schätze es sich prunkhaft aneignet.

Nicht stillschweigend übergehen kann ich die historische Ausstellung des „Zeitalters der Ansiedlung". Wenn man sein hundertjähriges Jubiläum feiert, hat man schon seine Geschichte, und diese Geschichte findet eine einzigartige Illustration, wenn man die Werkzeuge einer Kultur in den Händen ihrer Begründer betrachten kann. Welch ein Gegensatz zwischen dem mehr als luxuriösen, soeben erwähnten Waggon, den eine englische Gesellschaft dem Präsidenten der Republik verehrte, und den altertümlichen Kutschwagen, den schwerfälligen, dickbäuchigen Berlinen, den merowingisch anmutenden Fuhrwerken, die in die pfadlose Pampa eindrangen und die Familien, für die alles darauf ankam, das Ueberflüssige zu vermeiden, von Pflanzung zu Pflanzung trugen. Summarischer Hausrat aus einer Zeit, wo Holz etwas Seltenes war.

Die Ausstellung der argentinischen Landeserzeugnisse — Vieh, Holz, Pflanzen, Früchte, Getreide usw. — zieht die Aufmerksamkeit des Ausländers in besonders hohem Grad an. Sie zu schildern, hieße: die ganze wirtschaftliche Geschichte des Landes schreiben. Man versichert mir allgemein, daß die Tierausstellung ganz außergewöhnlich schön gewesen sei. Das überrascht mich nicht mehr, nachdem ich bei den landwirtschaftlichen Wettbewerben oder in den Estancias (Farmen) Zuchttiere allerersten Ranges bewundert habe. Bekanntlich hat die Züchtung des Pferdes, des Hornviehs und des Schafes in der Pampa einen wunderbaren Aufschwung genommen. An dieser Stelle will ich auch die Tatsache verzeichnen, daß das Tagesereignis der auf Beschluß der Preisrichter erfolgte Ankauf von fünf Schlachtochsen



durch eine Gesellschaft war, die Gefrierhäuser besitzt; jedes Stück wurde mit 25 000 Frank bezahlt. Das scheint Verrücktheit zu sein, und vielleicht grenzt es wirklich an Verrücktheit. Wir in Europa fangen ja aber an zu verstehen, bis zu welchem Punkt sich die tolle Reklamesucht der Amerikaner versteigen kann. Ich führe diesen Zug an, weil er gewisse Seiten einer geistigen Verfassung besser beleuchten kann als alle Behauptungen von Reisenden.

Der Anbau von Zerealiengetreide und Mais hat wie der Anbau des Flachses (dessen Stengel man verbrennt, weil man sie nicht verwenden kann) seit sehr kurzer Zeit einen Aufschwung genommen, der alle Erwartungen übertrifft. Ueberall an den Orten, wohin die Eisenbahn ihre Lokomotiven führt, zeigt ein breiter grüner Streifen zu beiden Seiten des Schienenweges auf den graphischen Darstellungen der Verwaltungsbehörden an, daß man den Boden sofort nutzbar gemacht hat, und daß seinen Erzeugnissen ein schneller Absatz gesichert ist. Wäre ich nicht fest entschlossen, die Ziffern, die man in allen Statistiken und in allen mit der Schere gemachten Büchern findet, beiseite zu lassen, so könnte ich den Leser leicht in Erstaunen setzen, indem ich ihm Gelegenheit gäbe, nur die phantastische Steigerung der Maisernte zu ermessen, deren Ertrag man in ungeheuren Schobern aufgeschüttet sieht, wenn man sich den Estancias nähert, und die von den Elevatoren doch so schnell auf die englischen und deutschen Frachtdampfer verteilt werden.

Durchwandert man die Hallen dieser schönen Ausstellung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse Argentiniens, so bewundert man die mannigfaltige Produktivität eines Bodens, der es zum Beispiel ermöglicht, Luzernenstengel von 2 1/2 Meter Höhe auszustellen. Von den Früchten und Gemüsen schweige ich, da ich mir der ungeeigneten Jahreszeit wegen kein eigenes Urteil darüber bilden konnte. Weder die einen noch die andern schienen mir auf der Höhe unserer europäischen Erzeugnisse zu stehen. Für die tropischen Früchte mit Ausnahme der Apfelsinen und Ananas kann ich, man möge es mir verzeihen, mich nicht begeistern, so staunenerregend sie auch sein mögen.

Sehr schön ist die Ausstellung argentinischer Holzarten, unter denen neben der falschen Zeder der wunderbare Quebracho, der Stolz des Landes, an erster Stelle steht. Kein anderes Holz kann ihm an Tanningehalt verglichen werden. Darum rottet die Industrie mit unermüdlichem Eifer die endlosen Wälder der Nordprovinzen aus. Eisenbahnschwellen und Pfähle, mittels deren man die unermeßlichen Strecken der Pampas mit Draht einzäunt, bilden, abgesehen von der Extrahierung des Tannins, die Hauptverwendung des Quebracho. Und da die Nachfrage täglich zunimmt und der Gedanke neuer Anforstungen noch nicht in den Köpfen der Argentinier Wurzel gefaßt zu haben scheint, so kann man den Augenblick voraussehen, wo die Regierung ihre Untergebenen mit nutzlosem Bedauern wird abspeisen müssen, weil sie es nicht rechtzeitig verstanden hat, so wertvolle Quellen des Reichtums weise zu verwalten.

Daß diese Zeit noch in weiter Ferne liegt, werde ich mich hüten zu bestreiten. Darum ist es nicht weniger unverzeihlich, es in solchem Maß bewußt an Voraussicht fehlen zu lassen. Denn wieviel Jahre werden tatsächlich von dem Augenblick, wo der junge Sproß des Quebracho in die Erde gesteckt wird, bis zum Tage seiner Nutzbarmachung verfließen? Uebrigens gilt diese Bemerkung für alle Bestände. Wenn man gesehen hat, wie Baumstämme, die ungezählte Jahrhunderte alt waren, Stück für Stück in die Glutöfen der Fabriken wanderten, ohne daß man jemals an die Frage der Aufforstung gedacht hätte, wenn man mit Trauer die herrlichen Waldungen Brasiliens allenthalben am Horizont aufflammen sah, damit zwischen den verkohlten Stämmen für die Kaffeepflanzungen Platz geschaffen würde, dann versteht man, daß eins der dringendsten Bedürfnisse dieser großen Länder in einer ernstlichen Organisation der Forstverwaltung besteht. In Brasilien, wo an gewissen Punkten die Erde schon produktionsmüde geworden ist, falls sie nicht gedüngt wird, scheinen sich wenigstens die Wasserverhältnisse nicht geändert zu haben. Indes liegt die Sache aber in der argentinischen Pampa, wo die Wasserläufe im Boden versickern, ehe sie zum Meer gelangen. Wenn die ungeheuren Wälder des Hochlandes durch windgedörrte und sonnenverbrannte Hochebenen ersetzt worden sind, muß dann nicht zweifellos die schon jetzt so fürchterliche Plage einer Trockenheit, die die Tiere hinrafft und die Ernten vernichtet, noch bedeutend verschlimmert werden?

Ich widerstehe der Versuchung, bei den interessanten Ausstellungen der südamerikanischen Republiken zu verweilen. Sonst würde ich kein Ende finden. Es ist mir aber unmöglich, das Ausstellungsgebiet zu verlassen, ohne in seiner unmittelbaren Nähe die außerordentlich interessanten Anlagen zu erwähnen, wo der Landwirtschaftliche Verband seine jährlichen Viehausstellungen veranstaltet. Geräumige Stallungen nach den letzten Vorschriften der englischen Musterwirtschaften. Das Ganze kann über 500 Stück Hornvieh oder Pferde aufnehmen, während noch 700 bis 800 in den Gehegen Platz finden und ungefähr 4000 Schafe unter einem einzigen Dach untergebracht werden können, dazu eine große Versuchsbahn, von Tribünen eingefaßt, die den Interessenten nicht weniger als 2000 Sitze zur Verfügung stellen.

Diese Ausstellungen finden alljährlich im Oktober statt. Ihren Abschluß bildet immer die Versteigerung der ausgestellten Tiere. Nichts könnte besser ausgedacht sein, um die Fortschritte der Aufzucht auf dem schönsten Schauplatz zur Anschauung zu bringen. Einige von diesen Ausstellungen haben über 4000 Stück Vieh aus allen Teilen des Landes, von den berühmtesten Hengsten der verschiedenen Pferderassen bis zu den Durham- und Herefordkühen usw. vereinigt, von den Schweinen, Lamas, Vigogneschafen und dem Geflügel zu schweigen. Selbstverständlich haben auch die Maschinen für Ackerbau und Milchwirtschaft dort ihre Räume.

Die erste Sorge der großen Besitzer in der Pampa ist natürlich, sich dem Geschmack ihrer Kundschaft anzupassen. Infolgedessen nehmen alljährlich die schönsten Exemplare englischer Züchtung den Weg nach Buenos Aires. Es ist nicht überraschend, daß die Pferdezucht dem gleichen Auswanderungstrom gefolgt ist, obgleich man den französischen Rassen auch volle Gerechtigkeit widerfahren lassen muß. Aber der englische Züchter versteht es, zum Zweck des Absatzes seiner Waren die Kunden zu besuchen und zu bearbeiten, während der französische Züchter es vorzieht, im Sonnenschein der Ebene von Caen darauf zu warten, daß man kommt und ihn um die Genehmigung bittet, etwas von ihm kaufen zu dürfen.



Straßenverkehrsregelungen.

Der bekannte Engpaß der Berliner Friedrichstraße ist seit einigen Tagen dem vom Süden kommenden Wagenverkehr gesperrt worden. Polizeikommandos nötigen die aus dieser Richtung erscheinenden Fuhrwerke, ihren Weg durch die Behren-, Charlotten- und Dorotheenstraße zu nehmen. Der Engpaß dient nur noch der Durchfahrt von Norden her. Diese vorderhand probeweise getroffene Maßregel ist durch die Polizei veranlaßt worden, die damit den Verkehrsschwierigkeiten an dieser sehr belebten Stelle zu steuern hofft. — Es ist das nicht die erste Maßnahme, die in Berlin zum Zweck leichterer Abwicklung des Verkehrs von der Polizei getroffen wird. Schon seit längerer Zeit sind für den Potsdamer- und Kemperplatz, für die Straße Unter den Linden wie für alle Straßen mit zwei Fahrdämmen besondere Vorschriften eingeführt worden. Man hat den Wagen bestimmte Wege vorgeschrieben, leere Droschken von sehr belebten Stellen ausgeschlossen und auch für den Verkehr beladener Frachtfuhrwerke Bestimmungen getroffen. Die jetzigen für die Friedrichstraße getroffenen Einrichtungen scheinen durch die in der Stadt Buenos Aires gemachten Erfahrungen eingegeben worden zu sein. Bei der Enge verschiedener großer dortiger Verkehrsstraßen nämlich besteht für einzelne von ihnen die Vorschrift, daß sie nur in einer Richtung befahren werden dürfen. In manchen europäischen Städten, wie Amsterdam und Köln z. B., ist sogar auf sehr verkehrsreichen Hauptstraßen der Wagenverkehr ganz, oder wenigstens zu gewissen Zeiten, verboten. Die Verhältnisse scheinen indessen hier doch vielfach anders zu liegen wie in Berlin. Denn während man sich dort mit den erwähnten Maßnahmen leicht abgefunden hat, regt sich gegen die Neuerungen im Friedrichstraßenverkehr sehr lebhafter Widerspruch. — Zahlreiche Persönlichkeiten, die das Ausland kennen, sind überhaupt der Ansicht, daß eine wirkliche nennenswerte Ueberlastung der Straßen in Berlin noch nicht besteht. In der Tat gibt es in ganz Berlin keine Stelle, die einen ähnlichen Wagenverkehr wie in Paris gewisse Strecken der Boulevards und die Champs Elysées oder in London der Strand mit seinen Verlängerungen und Picadilly während des größten Teils des Tages zu bewältigen haben. Viele endlose Reihen Wagen füllen dort stundenlang nebeneinander, fast ohne Zwischenraum, den Fahrdamm und machen ein rasches Vorwärtskommen in einem Gefährt unmöglich. Hat man es eilig, so ist man darauf angewiesen, zu Fuß zu gehen oder eine der unterirdischen Bahnen zu benutzen. Trotzdem ist der Fußgänger hier beim Ueberqueren der Straßen im allgemeinen weniger gefährdet als in Berlin bei weit geringerem Verkehr, da die ganze Wagenmasse auf den Wink der überall verteilten Schutzleute sofort zum Stehen kommt und den Fußgängern den Weg öffnen muß. Allerdings verkehren weder in London noch in Paris auf den Hauptstraßen der inneren Stadt elektrische Bahnen. Die langen elektrischen Wagenzüge aber sind besonders in der Potsdamer und der Leipziger Straße für die häufigen Verkehrsstockungen mehr als alles andere verantwortlich. Ist es ihnen doch durch die Schienen unmöglich gemacht, Hindernisse ohne weiteres zu umgehen. — In dem Friedrichstraßenengpaß verkehrt allerdings auch keine elektrische Linie, hier aber behindern besonders die zahlreichen Lastwagen den Verkehr. Hierin liegt überhaupt eine Eigenheit Berlins. Während man in London und Paris während der mittleren Tagesstunden in den Hauptstraßen selten, in den Luxusstraßen fast nie Lastwagen antrifft, begegnet man in Berlin Mörtel-, Ziegel-, Bier-, Rollwagen und dergl. fast zu jeder Zeit. Nicht weniger störend wirkt es, daß in Berlin so ziemlich jeder Wagen in einem andern Tempo fährt, während in auswärtigen Großstädten auf den Hauptstraßen alle Wagen sich gleichmäßig bewegen. Vielfach ist man der Ansicht, daß eine Verlegung der elektrischen Bahnen in Nebenstraßen und Beschränkung des Frachtwagenverkehrs in den Hauptstraßen auf gewisse Stunden das beste Mittel zur Beseitigung der bestehenden Beschwerden sein würde. A. Z.

Unsere Bilder

Von der Ausstellung „Die Orientreise des Prinzen und der Prinzessin Eitel-Friedrich von Preußen" in Berlin.

(Hierzu die Abbildungen auf S. 222.)

Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzessin Eitel-Friedrich hat im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus zum Besten des Preußischen Frauen- und Jungfrauenvereins eine sehr anziehende Ausstellung von Photographien ihrer Orientreise veranstaltet, die alle köstlichen Erinnerungen an die wundervolle Fahrt ins Heilige Land wachruft, die wir im Frühling 1910 zur Einweihung der Auguste-Viktoria-Stiftung auf dem Oelberg bei Jerusalem machten. Für den, der die heilige Stadt zum erstenmal betritt, und der sich nicht beeinflussen läßt von kritischen Menschen, die nur Staub und Schmutz und Verfall sehen, wo so viel Herrliches, Großes, Herzbewegendes zu empfinden ist, für den ist es ein inneres Erlebnis, wenn man sich sagen darf: „Meine Füße stehen in Deinen Toren, Jerusalem!" Jerusalem bietet eine unbeschreibliche Fülle von malerischen Motiven, sowohl großartigen, monumentalen Charakters wie auch der feinsten stimmungsvollen Bilder und interessanter Volkstypen. Die Landschaft ist von wunderbarer Eigenart, daß es schwer ist, sich einen Begriff davon zu machen. Die schönsten Photographien können nur eine Vorstellung von den Gebäuden, Formen usw. geben, aber nicht annähernd von der ganzen wundervollen Farbenpracht und Stimmung. Der Prinz und die Prinzessin Eitel-Friedrich und einige Herren und Damen des Gefolges und der Reisegesellschaft haben eine große Zahl von Aufnahmen gemacht, die in dieser Ausstellung vereinigt sind und viel Schönes, Interessantes und Charakteristisches uns zeigen. Das erste Bild führt uns auf den Tempelplatz — jene heiligste Stätte, die der Mohammedaner nächst Mekka kennt. Kein Andersgläubiger darf ihn — in der Theorie wenigstens — betreten, und es bedarf gewisser Formalitäten und der Begleitung von Konsulatskawassen, um den Zutritt zu erlangen. Es ist ein Platz von gewaltigen Ausdehnungen, der als herrlichstes Juwel die blauschimmernde Omarmoschee trägt, die über der Felsenspitze des Berges Morija erbaut ist, der gleichen Stelle, an der einst Salomos Tempel stand. Eine große Zahl von phantastischen Bogen, Brunnen, Kanzeln sind über den weiten Raum verstreut, und an der einen Seite wird er von der Aksamoschee, die als christliche Basilika von Konstantin dem Großen erbaut war, begrenzt. Einzelne mächtige schwarzgrüne Zypressen geben einen ernsten Ton in den lichtflimmernden Traum. Das zweite Bild führt uns einige der arabischen Kinder der deutschen Schule, die zum Empfang Ihrer Königlichen Hoheiten unter der Leitung der Kaiserswerther Schwester kleine militärische Uebungen einstudiert haben, vor. Das dritte Bild bringt uns nach Nazareth und zeigt uns eins jener typischen Straßenbilder, an denen diese Stadt ebenso reich ist wie an landschaftlicher Schönheit. Es sind außer den Bildern noch eine Reihe von Kostümen, Stickereien und Schmucksachen ausgestellt, die die Bilder glücklich ergänzen. Marie von Alten.

Die Königin der Belgier (Abb. S. 221) ist von ihrer schweren Krankheit nun völlig genesen und tritt in den nächsten Tagen eine Erholungsreise nach dem Süden an. Der König begleitet seine Gemahlin auf einem Teil dieser Reise und kehrt dann nach Brüssel zurück.

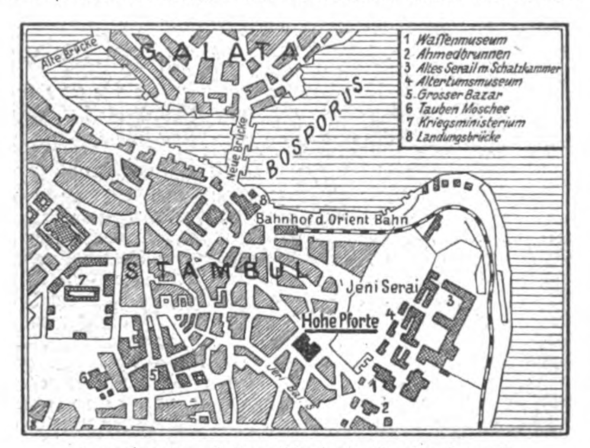


Der Preisbewerb für das Bismarck-Nationaldenkmal (Abb. S. 223), das bei Bingerbrück am Rhein errichtet werden soll, ist nun durch den Spruch des Kunstausschusses entschieden. Den Ersten Preis von 20 000 Mark erhielten der Bildhauer Prof. Hermann Hahn (München) und der Architekt Prof. Dr. Hermann Bestelmeyer (Dresden). Der preisgekrönte Entwurf zeigt die halbnackte Gestalt Jung-Siegfrieds, der ein Schwert auf seine Schärfe prüft. Ein Pfeilerrundgang umrahmt diese allegorische Jünglingsgestalt.

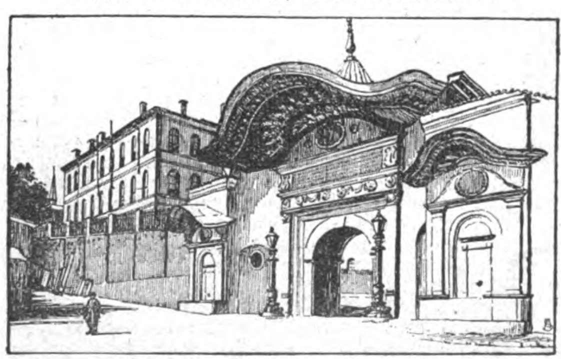
Stapellauf eines argentinischen Kriegsschiffes in Kiel (Abb. S. 223). Die Argentinische Republik schafft sich bekanntlich eine starke Seemacht. So fand kürzlich auf der Kruppschen Germaniawerft in Kiel in Anwesenheit des Gesandten Dr. Molina und einiger argentinischer Marineoffiziere der Stapellauf eines Torpedobootzerstörers statt, der auf den Namen der argentinischen Provinz Catamarca getauft wurde.

Die Deutsch-Asiatische Gesellschaft (Abb. S. 224) hielt vor kurzem im Berliner Künstlerhaus ihr großes Jahresdiner ab. Die Tischreden, insbesondere der Kaisertoast des Präsidenten der Gesellschaft, des Generalfeldmarschalls Freiherrn v. d. Goltz, enthielten interessante und lehrreiche Darlegungen über das Verhältnis Deutschlands zu den Kulturen des Ostens.

Die Hohe Pforte in Konstantinopel (Abb. untenst.), das riesige, aber wenig schöne Holzgebäude, in dem das türkische Ministerium des Aeußern und viele andere Aemter und Archive



Lageplan der Hohen Pforte in Konstantinopel.



Die Hohe Pforte in Konstantinopel
wurde durch eine Feuersbrunst zerstört.

untergebracht waren, ist von den Flammen zerstört worden. Nur die Flügel des Gebäudes blieben erhalten.

Der Prozeß Schröder in Essen (Abb. S. 225) hat in ganz Deutschland das größte Aufsehen erregt. Vor 16 Jahren sind sieben Bergarbeiter wegen Meineids zu schweren Strafen verurteilt worden. Der Energie des Essener Rechtsanwalts Dr. Niemeyer gelang es, ein Wiederaufnahmeverfahren zur Rehabilitierung der fünf Männer zu erwirken, die die unverdiente Schmach des Zuchthauses überlebt haben, und der Gerichtshof, den Landgerichtsdirektor König leitete, gewann die volle Ueberzeugung von der Unschuld der Angeklagten.

Aeroplanlandung auf einem Kreuzer (Abb. S. 228). Der amerikanische Flieger Ely unternahm kürzlich mit seinem Curtiß-Doppeldecker einen interessanten Flugversuch. Er startete von einem 12 Meilen von San Franzisko entfernten Ort und ging nach einem Flug über das Meer auf dem Deck des Kreuzers „Pennsylvania" nieder, der in der Bai vor Anker lag.

Die Pest (Abb. S. 224) ist auf ihrem unheilvollen Zug schon fast bis zu den Toren unseres ostasiatischen Schutzgebiets vorgedrungen. Aus Tsinanfu werden Pestfälle gemeldet. Das benachbarte Kiautschou konnte sich bisher erfolgreich gegen das Eindringen der Seuche wehren.

Tschaikowskys Oper „Jolanthe" (Abb. S. 226) ist dieser Tage im Haus der Gräfin Hoyos in Berlin von Dilettanten und Berufsmusikern zu wohltätigen Zwecken in vollendeter Weise aufgeführt worden. Die Titelrolle verkörperte Gräfin Gabriele Hoyos.

Der Tenor im Kreis seiner früheren Regimentskameraden (Abb. S. 227). Walter Kirchhoff, der vielgefeierte Tenor der Berliner Hofoper, hat anläßlich eines Gastspiels in Metz seine alten Kameraden vom 13. Dragonerregiment besucht, in dem er Offizier war, bevor er Sänger wurde. Zu seiner Freude fand er noch sein ehemaliges Dienstpferd vor, auf dem er einst als schneidiger Herrenreiter große Erfolge errungen hat.

Wintersport (Abb. S. 227 u. 228). In Oberwiesenthal im Erzgebirge hat dieser Tage der Deutsche Skiverband sein Verbandsfest abgehalten. Es gab eine lange Reihe vorzüglich besetzter Konkurrenzen, die bei glänzenden Schneeverhältnissen schöne Leistungen zeitigten. — In Oberhof in Thüringen hat es wieder ein großes Wintersportfest gegeben. Große Bobsleighrennen und die Meisterschaft von Thüringen im Skilaufen wurden von bekannten Sportsleuten ausgetragen.

Auf dem Winterfest des deutsch-österreichischen Alpenvereins (Abb. S. 226) in der Berliner Philharmonie führte die „Schuhplattlgruppe" der Sektion Berlin die schönsten Alpentänze in seltener Echtheit vor. Die Mitglieder dieser Gruppe trugen nur echte alte Originalkostüme.

Personalien (Abb. S. 225). Als Nachfolger des Admirals Truppel wurde der Kapitän z. S. Meyer-Waldeck zum Gouverneur des Schutzgebiets Kiautschou ernannt. Er war dort bisher als Chef des Stabes tätig und hat den Gouverneur schon während seines letzten langen Urlaubs vertreten. — Der frühere Intendant des Hoftheaters in Koburg-Gotha Egbert von Frankenberg und Ludwigsdorf wurde zum Hoftheaterintendanten in Braunschweig ernannt.

Todesfälle (Abb. S. 225). Auf seiner Farm in Transvaal starb General Piet Cronje, der „Löwe von Südafrika". Der berühmte Burenführer hat bis zur Katastrophe von Paardeberg, die seiner Laufbahn ein Ende setzte, eine Reihe großer Siege errungen, die sein Volk nie vergessen wird. — In Colombo starb der Großhändler Philipp Freudenberg, der als deutscher Konsul der Freund aller auf Ceylon reisenden Deutschen gewesen ist. — Geh. Baurat Prof. v. Großheim, der berühmte Architekt, der seit wenigen Monaten an der Spitze der Berliner Akademie der Künste stand, ist im 70. Lebensjahr verschieden. — In Stuttgart starb die letzte Trägerin des Namens v. Schiller, die greise Witwe des Enkels unseres Nationaldichters. Ihr Gatte ist schon vor 34 Jahren verschieden.

Die Toten der Woche

General **Piet Cronje**, bekannter Führer der Buren, † auf seiner Farm Makensfoles (Südafrika) am 4. Februar im Alter von 73 Jahren (Portr. S. 225).

Konsul **Philipp Freudenberg**, † in Colombo auf Ceylon im Alter von 68 Jahren (Portr. S. 225).

Geh. Baurat Professor **Karl von Großheim**, Präsident der Akademie der Künste, bekannter Architekt, † in Berlin am 5. Februar im 70. Lebensjahr (Portr. S. 225).

Mathilde Freifrau von Schiller, die letzte Trägerin des Namens des Dichters, † in Stuttgart am 6. Februar im 75. Lebensjahr (Portr. S. 225).

Bilder vom Tage

Hofphot. Bouze.

Die Königin mit ihren Kindern, dem Herzog von Brabant, Grafen von Flandern und der Prinzessin Marie.

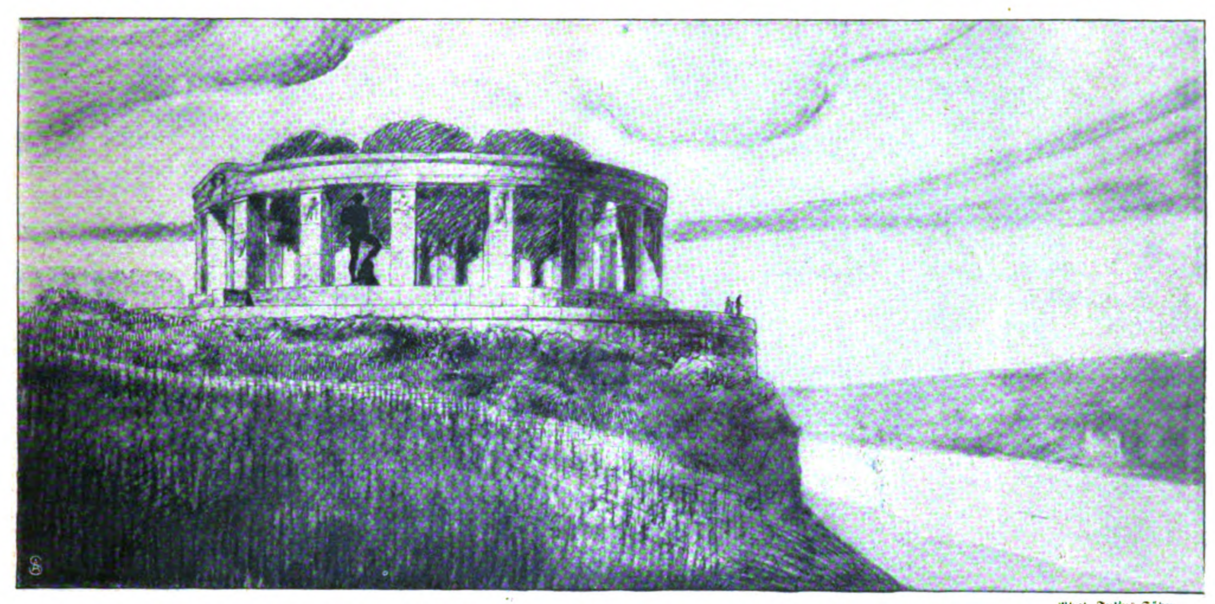
Zur bevorstehenden Erholungsreise der Königin der Belgier nach dem Süden.



Von der Ausstellung „Die Orientreise des Prinzen und der Prinzessin Eitel-Friedrich von Preußen“ in Berlin:

Amateuraufnahmen der Frau Prinzessin Eitel-Friedrich.

1. Der Tempelplatz in Jerusalem.
2. Prinzessin Eitel-Friedrich (×) und Frau v. Alten, Teilnehmerin an der Orientreise, in der Ausstellung.
3. Singen der Kinder der deutschen Schule in Jerusalem.
4. Straßenbild aus Nazareth: Eine Eselin mit Füllen.



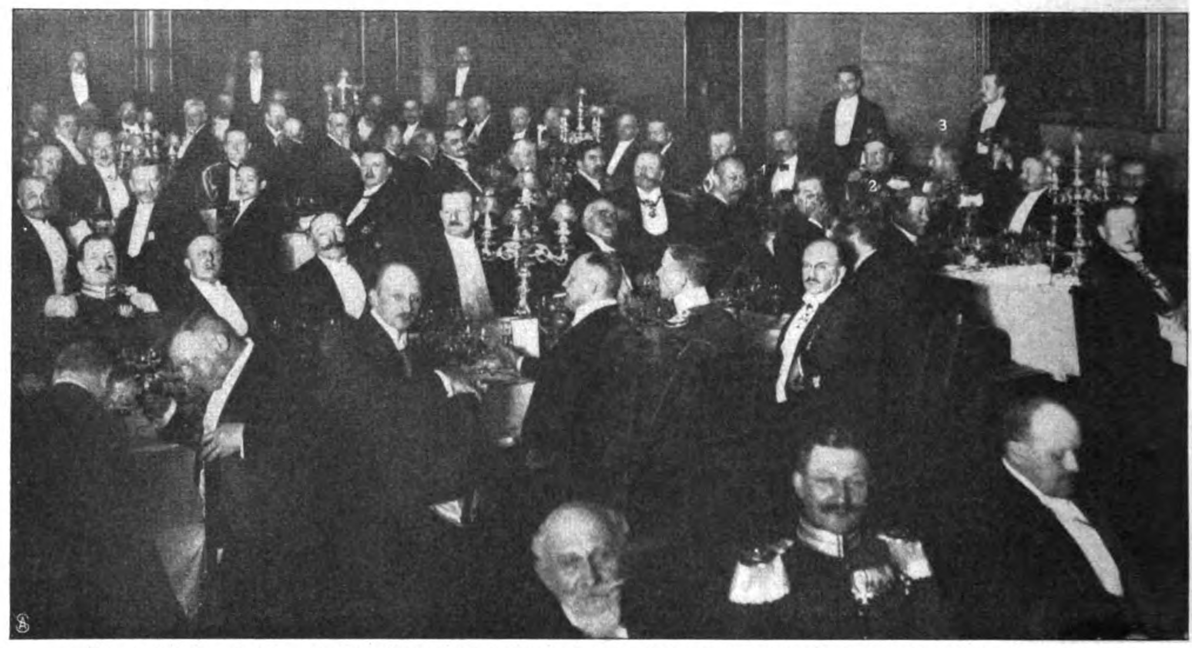
Phot. Julius Söhn.

Mit dem 1. Preis gekrönter Entwurf des Bildhauers Prof. Hahn und des Architekten Prof. Bestelmeyer (München).

Zur Errichtung eines Bismarck-Nationaldenkmals bei Bingerbrück am Rhein.

Dr. Molina (×), argentinischer Gesandter in Deutschland, vollzog den Taufakt.

Taufe und Stapellauf des argentinischen Torpedobootzerstörers „Catamarca“ auf der Kruppschen Germaniawerft in Kiel.



1. Prinz Heinrich von Preußen. 2. Generalfeldmarschall Freiherr v. d. Goltz, Präsident der Gesellschaft. 3. Prinz Karl Anton von Hohenzollern.

Das Jahresfest der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft in Berlin: Die Teilnehmer beim Bankett.

Blick auf Tsinanfu, die dem deutschen Schutzgebiet am nächsten liegende größere chinesische Stadt.

Nebenstehend: **Straße in Tsinanfu.**

Die Schrecken der Pest in China.






Piet Cronje †
Der berühmte Führer im Burenkrieg.

Hofphot. van Bosch.
Philipp Freudenberg †
Kaiserl. Deutscher Konsul in Colombo.

Hofphot. Reichard und Lindner.
Geh. Baurat Prof. v. Großheim †
Präsident der Berliner Kgl. Akademie der Künste.

Mathilde Freifrau v. Schiller †
Die Witwe eines Enkels des Dichters. Phot. Sanden.



Hofphot. Fellner.
E. v. Frankenberg u. Ludwigsdorf,
der neue Intendant des Braunschweiger Hoftheaters.







Kapitän z. S. Meyer-Waldeck,
der neue Gouverneur von Kiautschou.




1. Der Verteidiger Dr. Niemeyer (×). 2. Der Leiter des Prozesses Landgerichtsdirektor König. 3. (Von links): Die drei rehabilitierten Angeklagten Thiele, Schröder und Beckmann. 4. Der Angeklagte Meyer.

Vom Meineidsprozeß Schröder in Essen: Die Beteiligten nach dem Freispruch. — Illustrationsphoto.





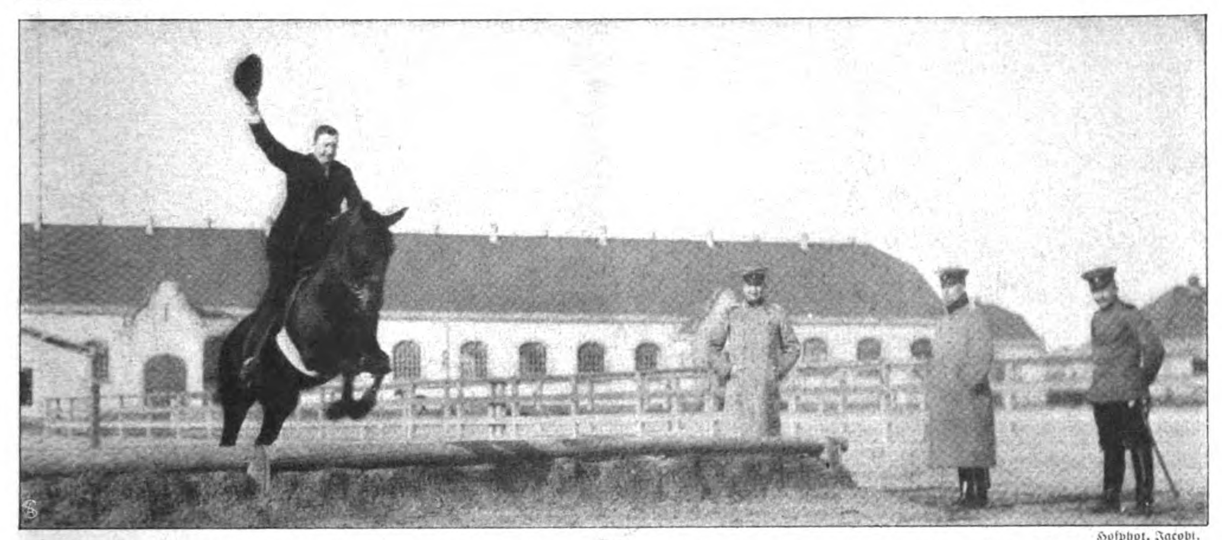
Vom Winterfest der Sektion Berlin des deutsch-österreichischen Alpenvereins: Die Schuhplattlgruppe beim Tanz.



Von links: „Graf Waudemont" ([illegible]ai Hassing); „Robert Herzog von Burgund" (C. A. Holmquist); „Jolanthe" (Gräfin Hoyos).

Eine Wohltätigkeitsaufführung bei der Gräfin Gabriele Hoyos in Berlin: Szene aus der lyrischen Oper „Jolanthe" von Tschaikowsky





Hofphot. Jacobi.

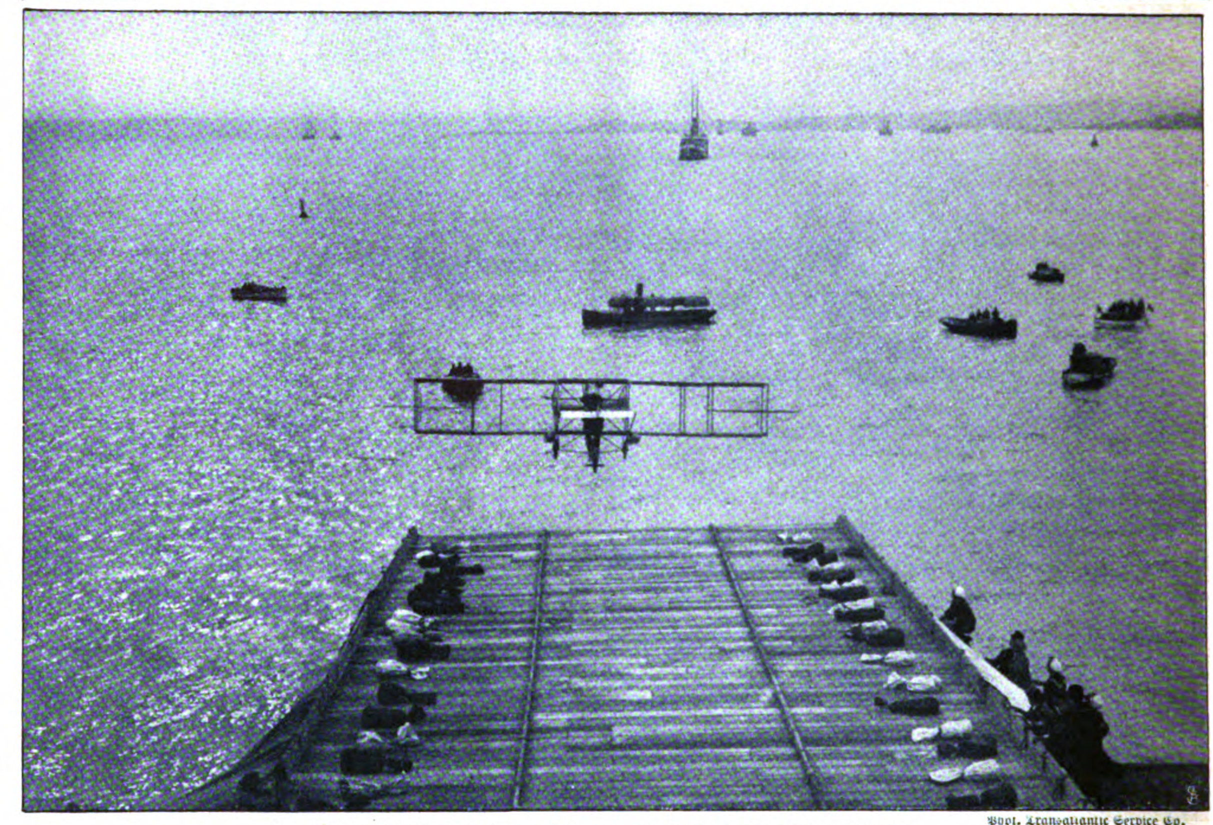
Walter Kirchhoff bei seinen alten Regimentskameraden in Metz: Der berühmte Tenor auf seinem ehemaligen Dienstpferd „Lili“.

Verbandswettlaufen des deutschen Skiverbandes in Oberwiesenthal im Erzgebirge.

Phot. Bohr.

Start zum Damenlauf: Nr. 3 Siegerin in Klasse A (Frl. Asta Gäbler.) Nr. 4 Siegerin in Klasse B (Fräulein Erna Gäbler.)

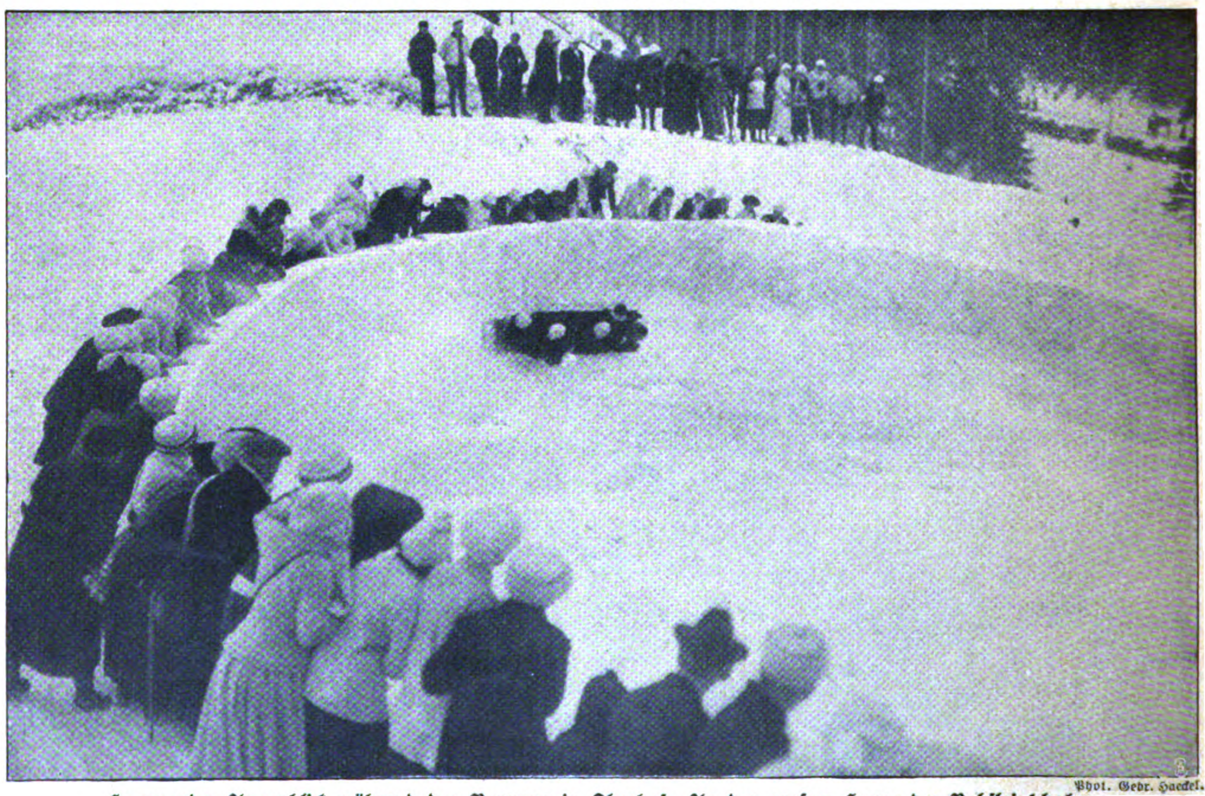
Nebenstehend: Der Sieger im Langlauf um die Meisterschaft von Deutschland Herr Karl Böhm-Hennes. — Unteres Bild: Start zum Offizierslauf: Nr. 136 I. Sieger (Lt. Wülfert.)



Durch Sandsäcke straffgehaltene Taue hemmen die Geschwindigkeit der Laufräder. Phot. Transatlantic Service Co.

Mr. Ely landet mit seinem Doppeldecker auf dem vor San Franzisko verankerten Kreuzer „Pennsylvania".

Meeresflug eines amerikanischen Aviatikers.



Phot. Gebr. Haeckel.

Spannender Augenblick während des Rennens in Oberhof: An der großen Kurve der Bobsleighbahn.

Wintersport im Thüringer Wald.



Die schöne Melusine.

Roman von

Viktor v. Kohlenegg.

13. Fortsetzung.

Oskar folgte Melusine und schloß die Tür. Kurz vor dem Hof wandte sie sich um und legte erschöpft die Arme um seinen Hals. „Komm mit. Komm mit hinauf. Wir trinken noch eine Tasse Tee. Papa ist in der Loge und kommt nicht vor vier, fünf. Er sieht nie nach mir. Du!"

Oskar biß die Zähne zusammen; es sah aus, als wollte er eine Antwort zerbeißen und mit Macht zurückhalten.

Aber es war wohl nicht nur ein Kampf gegen die Stimmen des eignen Herzens und die Sinne; auch gegen sie, gegen die Frau, gegen Melusine....

„Mein kleiner, sichrer Mann!" sagte sie wieder mit leisem Lachen und schmeichelte mit ihren Lippen.

„Melusine! Wir sind nicht unerfahren genug. Wir sind keine Kinder. Wir wissen und wünschen!"

„Und wenn." — Es klang heimlich und doch rauh.

Er packte ihre Hände mit festem Griff, er preßte die wehrlose Gestalt an sich. „Melusine, sei vernünftig!" raunte er. „Treib mich nicht von mir fort. Wir wollen nicht bereuen. Wir wollen nichts entblättern. Waren wir nicht immer fest."...

„Du! Du!"

„Auch du. In Unsicherheit. In ängstlichem Stolz. Du bist heute erregt! Du bist außer dir. Du bist heute wie gewandelt und erwacht. Du bist nicht bei dir. Du weilst in Fernen, und so hat das Leben Macht."

„Das süße Leben!"

„Wie sprichst du? Was spricht aus dir? Ich verstehe die Stunde nicht mehr. Du stehst mir so hoch. Nichts soll an dich heran — auch nicht durch mich! Nichts soll dich herabziehen! Nichts, nichts — nicht die eigne Hand. Ich würde sie mir abschlagen. Ich will mit freier Stirn einmal zurückblicken, nichts soll entweiht sein, wenn ich zurückblicke. Verstehst du mich nicht? Was lebt in dir, du Süße? Ich will kein Spiel. Wir wollten es beide nicht, vor innigstem Ernst, in Furcht vor einem Spiel! Ich will intakt sein vor meinem späteren Leben...."

„Mein geliebter Bürgersmann", sagte Melusine leise und schloß die Augen, als wollte sie im Stehen an seiner Brust einschlafen.

Er hielt sie mit dem Arm, seine Hand streichelte über ihr Spitzentuch, das halb von ihrem Haar geglitten war. So, als wollte er sie beruhigen. Und in dieser Ruhe, in diesem Sieg, der ihm alle Entscheidung zuschob, schwoll die Süße wieder übermächtig in ihm hoch. Die Muskeln seines Armes strafften sich, und er zog die Willenlose langsam und mit wachsender Kraft an sich.

„Mach mich nicht verrückt! Ich will nicht bereuen. Du bist mein. Du wirst mein. In wenigen Wochen, wenn du willst! Es liegt nur an dir!" Ihr Kopf sank unter seinem wilden Griff zurück.

„Ich werde keine Frau... ich bin keine Frau für dich.... Ich weiß es fast. Man sollte rücksichtslos sein. Nehmen. Man ist nur halb. Wie verriegelt in sich, Empfindung und Begabung. Ein Wesen wie ich sollte erleben — in mir ist alles so wach geworden... auch die Sinne.... Verachtest du mich? Dann tu es. Es war ja schon lange zwischen uns wie ein Knospen, Drängen und Blühen; es hat schon lange zwischen uns gerufen. Du mußt nur ehrlich sein wie ich. Wir hüteten uns. Ich war etwas versteint vom Leben und hatte die Härte, die Furcht des Alltags. Aber nun — nun — es ist, als wären Hüllen gefallen durch eine — Befreiung. Denkst du schlecht von mir? Komm! Wer weiß, was morgen ist. Vielleicht ist das der Weg...." Ihr Kopf sank wieder wie müde nieder.

Oskar aber faßte ihre Hände und küßte sie, lange, hart, inbrünstig und anbetend. Es waren Minuten des innersten Kampfes, der suchenden, wühlenden Qual. Tu's nicht! Du bindest dich mit stärksten Fesseln!.. Er küßte ihre Hände, damit sie erkannte und bis ins Herz hinein fühlte, daß er nichts — nichts Schlimmes von ihr dächte, daß er sie verstünde, daß er sie anbete! — „Du bist außer dir. Du bist krank heute. Es ist so natürlich. Du mußt es sein! — Ich hab dich lieb, mit ganzer Seele. Ich hab dich lieb — lieb" — raunte er und küßte sie wieder.

„Wie vernünftig du bist. Immer korrekt...." Er fühlte es, daß ihre Lippen in einem müden, heißen Weh lächelten. „So korrekt! Ich habe Angst davor — vor dir. Du einziger, du Törichter. Weißt du, ob uns etwas anderes gehört?" — Sie schlang wieder die Arme um ihn, preßte sich vergehend an ihn, und dann trat sie zurück.

„Gute Nacht, du Lieber. Ja, ich bin krank und wirr — vergiß es; du bist stark. Und ich dank es dir. Du hast mich lieb. Aber vielleicht hab ich dich doch noch lieber... aus meinem ganzen Wesen.... Leb wohl. Hab Dank." Und sie nickte, die Hand, die er noch einmal faßte und mit den Lippen preßte, ihm entziehend, und verschwand im Dunkel.

Er wartete. Er hörte ihre Schritte auf dem Hof und eine Weile auf der Treppe.

Er hätte sie rufen, hätte schreien mögen. Eine wahnsinnige Angst und Not würgten ihn am Hals. Er lehnte sich gegen die Tür und packte sie mit den Händen, rüttelte daran. Nein! — er wollte nicht mehr warten — er wollte das Licht da oben nicht aufflammen sehen, und doch stand er wie angewurzelt, und plötzlich ging er dennoch und schloß hart und hastig das Tor ab. Er irrte durch die Straßen mit rauschendem Blut, aber er sah nichts von Menschen und Dingen. Er kehrte wieder



zurück, stand verzweifelt und dumpf und schloß wieder auf. Ja — da war das Licht. Seine Zähne knirschten. Er rief in Sinnlosigkeit ihren Namen. Aber der Klang weckte ihn, daß ihn die Ernüchterung durchfröstelte.

„Du hast es dir verscherzt, und nun willst du es dir rauben? Du bist ein Pfahlbürger — ja! Vor ihr, vor der Gefahr warst du stark — voll Furcht und Feigheit. Jetzt lebt dir der Mut. — Was bist du für ein Mensch, Melusine ... wer bist du? Ich habe dich lieb! — Und wenn das auch immer in dir lag, und wenn du auch stärker bist als ich, stark wie das Element — ich habe dich lieb!" —

Da erlosch oben das Licht, und wie ein Entsetzen durchschlug ihn das rasche Verglimmen. Und da ging er endlich heim.

* * *

Oskar hatte Melusine nur an den Abenden wiedergesehen. Am Vormittag fanden die öffentlichen Proben statt; dazwischen aber war Melusine Ruhe vonnöten.

Aber auch am Abend sprach man sich nur kurz und zwischen andern.

Und nun waren diese vier Tage, die inhaltschwer wie ein Geschick herangekommen waren, endlich vorüber.

Der letzte, der einer Unpäßlichkeit Kränzlins halber, die aber im Lauf des Abends verflogen war, beinah in Frage gestellt wurde, hatte wirklich die schmerzhaft aufregende „Gespenster"-Vorstellung gebracht; und an diesem Abend hatte Oskar noch in letzter Stunde daheim bleiben wollen, nicht in Furcht und Abwehr gegen die Dichtung; aber etwas in ihm hatte sich dagegen gesträubt, es wieder und noch einmal zu beobachten, wie Melusine sich verwandelte. Dann aber hatte es ihn gelockt, sie gerade als Frau Alving zu sehen, als reife, gütige und mütterliche Frau, an Erfahrung und Erscheinung älter, als ihre Jahre waren. So ging er hin, peinlich, unsicher darüber, ob sie diesmal bestehen würde, und auch in seiner Menschlichkeit neugierig auf gewisse Enthüllungen ihrer Seele, als könnte er abermals neue Blicke in sie hineintun.

Die Casparijungen waren nach der Vorstellung verstört an ihm vorübergeeilt; George hatte rote Fleckchen auf den Backen und schien außer sich; Fritz rauchte kräftig und sah energisch nach einer Fahrgelegenheit aus ... der gute Junge sehnte sich wohl nach einem Glas Bier und einem saftigen Filet, um die Eindrücke durch eine gesunde Gegenwirkung wieder loszuwerden!

Kränzlin war zum Schluß fürchterlich gewesen in seinem Realismus; man hatte sich still und scheu, ohne den Blick zueinander zu heben, und mit krummem Rücken hinausgedrückt.

Meinhard aber hatte zu Oskar gesagt: „Kolossal!"

„Das Stück?"

„Es überwältigt durch seine Konsequenz, und es entsetzt. Die alte Tragik, die niederschmettert, trifft Ausnahmemenschen. Diese hier trifft uns alle, kann uns alle treffen. Darum folgt der Erschütterung keine Befreiung, sondern Angst vorm Leben und ängstliche Vorsätze fürs Leben ... Und doch umblüht ein inniges Leben alle schneidende Konsequenz. Aber ich glaube, man wird die darunterliegende berechnete Struktur des Ganzen später doch mal als erkältend und abschwächend empfinden ...."

Trossel hatte ihn dabei mit tiefleuchtenden Augen angesehen. Er hatte mit seinem zarten Körper Qualen gelitten, wie schulderfüllt; er antwortete ja so stark auf alles, was ihn geistig und seelisch berührte. Da war ihm auch die menschlich vertraute Melusine ein wahres Labsal gewesen mit ihrer allgemach wachsenden oder erwachenden Innigkeit und still herben Traurigkeit. Wie reif sie schließlich war — und wie schön —! So schön —! Man verzieh dieser Helene Alving nicht, daß sie nicht wieder geheiratet hatte...

Meinhard hatte sich schon am dritten Tage, als die Freunde noch spät bei einem Glas Wein beisammensaßen, mit einer kleinen Allwissenheitgeste, die besonders dem kleinen Trossel galt, ausgesprochen; denn der wollte wieder mal zu viel sehen und ergründen und kam deshalb vor lauter Analyse zu keinem klaren Gedanken.

Oskar verhielt sich mehr zuhörend und stillwissend. Es war ja nun alles so selbstverständlich und unabänderlich, und die Spur, die nach rückwärts führte, lag wie ein helles Band, wie ein klarer, gerader Weg da; es war nur eins verwunderlich, daß man erst jetzt diesen unerwarteten Anblick besaß oder auch genoß. Er gab Meinhard recht und zog von dessen sicherer Weisheit das ab, was lediglich für Trossel und sein geistiges Hin- und Herspringen berechnet war.

„Ja," meinte der Philosoph, „was wollt ihr. Ich war überrascht und war es nicht. Du mußt jetzt! Du mußt! Du mußt! Ach, Trossel, das ist stärker und aufschlußreicher als alle Wenn und Aber! Es ist die große Synthese, die auch du im Grunde liebst.... Und siehst du, Kleiner, daß ihr ein M a n n den Anstoß gegeben hat, das ist nahezu alltäglich, wenn es nicht zugleich einen neuen Beweis für die Überlegenheit unserer Rasse brächte. Nichts ohne uns!"

„Na ja — ja", sagte Trossel ärgerlich und den Spott überhörend.

„Item, sie hat sich als Melusine erwiesen, und wir standen gespannt allabendlich hinter der Tür des Geheimnisses, wissend und doch erschrocken, denn solche Dinge sind und bleiben immer ein wenig märchenhaft. Verzeih, Demuth."

Der Doktor sah weg.

Auch am vierten Abend hatten sie sich nur kurz gesprochen. Die Rolle hatte ihr übrigens zu Anfang gar nicht gelegen. Sie war fast steif, jedenfalls befangen und unfrei im Sprechen gewesen; äußerlich pointierend, daß die Dialektik kalt von den Lippen floß. Sie schien zu frieren und zu frösteln, in einer unlebendigen, verstandesgrauen Atmosphäre. Sie mußte in diesem Stück zu sehr Gegenwarts- und Alltagsmensch sein, stand seelisch unmaskiert auf der Bühne. Aber dann war sie unversehens auch in diese Form hineingeglitten, so daß der Druck und das eigentümlich lähmende Entsetzen von Oskars Brust gewichen war und Meinhard sich langsam wieder vorneigte und den dunkeln Bart mit bedächtiger Rastlosigkeit durch die hohle Hand gleiten ließ.... Sie mußte noch gleichmäßiger werden! Ent-



schiedener! Sicherer! Es lag gerade auf dieser Gestalt eine Befangenheit, die oft ein inneres Stocken verriet, aber die ihr doch auch etwas eigentümlich Rührendes verlieh. Üben, üben! Und am besten unter dem gleichen Einfluß.

So war denn nun alles wie durch einen Zauberschlag, durch den Spruch eines unbekümmerten Geschickes verändert und verwandelt.

Alle Wege waren mit einem Mal wie verschüttet. Ihre Seelen suchten, tasteten jäh. Standen unversehens ratlos in einer völlig neuen Welt. Nein — — so hatten sie es sich nicht gedacht, besonders Oskar nicht — so doch nicht — die Wirklichkeit war so völlig verschieden von aller Berechnung, die sich ja öfter mit einer solchen Wendung des Geschehens befaßt hatte —: diese Wirklichkeit da draußen und vor allem in ihnen selbst! Sie hielten sich an den Händen, fester — krampfhafter — und fühlten doch schon eigentlich keinen wahrhaften Weg mehr unter den Füßen und mit den Augen. Sie mußten ihn wohl erst von neuem suchen — erst wieder finden.

Als Melusine dann, mit Blumen in der Hand, zu Oskar trat, hatte sie Schatten unter den Augen. Es war wohl etwas von der Resignation Helene Alvings in ihr zurückgeblieben.

„Da bist du, Oskar. Ich konnte dich drin nicht sehen", sagte sie mit eigentümlich ernster, müder Stimme.

„Nun hast du Ruhe. Es waren schwere Tage."

„Schöne Tage, Oskar! Aber ich glaube, man wird mir nicht Ruhe lassen. Und ich möchte es im Grunde auch nicht mal wünschen. — Eben als ich durch diesen dunkeln Torgang da schritt, da war mir, als träumte ich. Wer war ich, wer bin ich."

„Meine süße Frau."

Ihr Blick erwachte und tauchte heiß in den seinen. Wieder lächelte sie, und es schimmerte plötzlich ein Spott in ihrem Blick auf. „Deine süße Frau! ... Es ist mir augenblicklich nicht gewiß, mein guter Schatz!" Es klang wie Lachen, und sie nahm seinen Arm. „Ach, man lebt nicht — es lebt in uns, und mitunter fühlt man es erschreckend klar. — — Wo hast du übrigens gesessen? ... Sage mir, wie war ich drin — ich will es von dir wissen, zum letztenmal; von deinen mißtrauischen, eifersüchtigen, widerstrebenden Augen!"

Da sah er ruhig zu Boden. „Ich saß still und ohne Anrecht an dich ... irgendwo gedemütigt."

Sie preßte seinen Arm leidenschaftlich. „Du willst und willst nicht. Erinnerst du dich? — Wenn man doch alles vereinigen könnte! Leben und Streben! Ich möchte alles ganz sein. Aber das kann man wohl nicht. Oder es liegt an deinem höchst respektablen Wesen. — Weißt du, Oskar: — ich fürchte mich manchmal, ach, eigentlich immer vor deinem Willen, der dies will und jenes nicht. Ich glaube, wir fürchten uns voreinander, Oskar!"

Ja! Nun war alles mit einem Schlag anders geworden. Anders, als sie es sich je gedacht hatten für den Fall, daß es einmal so kommen könnte. Unabsehbar und verwirrend anders in ihren Seelen.

* * *

Die Presse aber war voll von dem Ereignis.

Besprechungen wechselten mit Interviews mit hübschen kleinen Artikeln: Sturm an der Kasse. Im Zuschauerraum. Kränzlin bei der Probe — Kränzlin und seine Zukunft, Kränzlin als Regisseur, als Mensch, als Lehrer, als Berliner. Man sang ihm Hymnen oder verriß ihn schonungslos. Jedenfalls Lärm — Lärm — ein Erfolg. Aber nicht nur auf ihn, auch auf seine Partnerin fielen im Anschluß an seine Würdigung allerlei grelle Lichter aus den Laternen der kritischen Männer. Wer war das? hieß es. Woher kam die? In welchem dunkeln Winkel hatte die bislang gestanden? ... Ein Blender? Ein Phänomen? Gab es hier etwas zu entdecken und ans Licht zu schieben? Die Federn regten sich, und die Worte schwirrten; wie aus lautloser Stille stiegen vereinzelte Stimmen auf, scharfe Augen spähten zur Bühne; man wartete, zweifelte, war unbedacht widerwillig, witzelte und empfand doch wohl eine versteckte Lust, sich fangen und bezwingen zu lassen, eine kitzelnde Lust, vielleicht Neues zu erleben, zu erfassen und unter den Strich zu setzen: hier — Attention, meine Liebe! — hier tut sich was! — hier entsteht am Ende etwas — ich — ich sage es, daß da möglicherweise etwas ist, etwas wird, etwas aufsteigt! Eine Sensation? Ach was — eine Kraft — — ein Talent. Man konnte es vielleicht mal wieder genießen, Schatzgräber und Prophet zu sein, man war vielleicht sogar der erste, der den Zeigefinger ausstreckte und sein Ecce! rief.... Man saß auf der Lauer und schliff die Federn. Holla, mein Fräulein ... das war nicht übel. Sie haben etwas an sich und in sich, das Wellen ausschickt, das einen Rapport ausstrahlt. Sie sind ein bißchen traumwandlerisch, und die Furcht macht sie blaß — aber bei Gott — — Die Julia denkt man sich unbedingt anders — nordisch blond und vergehend wie Käthchen Heilbronn, eigentlich eine Dummheit ... wir sind im Süden, meine Herrschaften! Jaa — es ist doch eine Julia, eine reife, tragische, tropische, eine dunkle, innigherbe Julia. Es ist erschütternd, wie sie sich als Lady Macbeth die befleckten Hände im Mondlicht reinspült, so scheu, so zag, man atmet nicht mehr, um die Traumwandlerin nicht zu wecken — sie ist es hier mit wundervollem Recht. Und ihre Eboli hat Töne, in denen eine fieberheiße Campagnanacht schweigt — — Beseeltheit, fürwahr Beseeltheit, eine ganz eigentümliche, flüssige Kraft und Empfindung bergende Ruhe. Selbst als Helene Alving, die klaffende Sprünge aufwies, zuletzt — — Und da sprach man denn mit weisem Bedacht oder jugendlichem Temperament von Zukunft, sogar von großer Zukunft. Manch Eifriger, wenn er Kränzlin so recht am Zeuge geflickt hatte, beschäftigte sich fast ebensoviel oder noch ein paar Zeilen mehr mit der Debütantin als mit dem Gast. Man ermahnte sie väterlich und mit harter Strenge, man reckte mit zärtlichem Zorn die Arme hoch und wies ihr mit beiden Händen ein Bild ihres Ziels. Arbeiten um einer letzten Vollendung willen! Arbeiten, du Ernste, Dunkle! ... Andere freilich zweifelten und verneinten. Doch das gab es immer und überall: Mißwollende und Tadler.

— — — — — — — — — — —



Am Nachmittag darauf kam Oskar in die Friedrichstraße und brachte ihr Geschenke und einen Pack Zeitungen.

Die schwarze Meyrink war gerade da und erfüllte das Zimmer mit ihrer starken Stimme. Sie hatte im Theater mit schwarzbrennenden Augen und wie zusammengeballt gesessen; und dann hatte sie rasend geklatscht, war aufgestanden, unbekümmert um alle Blicke, ja, sie herausfordernd, und hatte gerufen. Oskar war ihr mit Absicht ferngeblieben, er liebte auffallendes Wesen in keinem Fall und hatte der Ekstase der andern nicht standhalten mögen.

Melusine wies die Stürmische mit einer trägen Geste ab. Sie war von den Erlebnissen übersättigt und nach einer schlechten Nacht nicht weiter übermütig. Sie meinte, alles hinge mit Kränzlin zusammen. Mit seiner Gegenwirkung und seinem Vorwärtstreiben, da wäre sie eben ein bißchen aufgeflattert. Man hinge immer vom Mann ab — im Guten und Schlimmen! Der Mann wäre der Herr, und die Frauen wären seine Geschöpfe, meinte sie mit starrem Lächeln und nickte Oskar zu und gab ihm die Hand.

Die Meyrink schäumte.

Doch Melusine lachte sie aus mit einem gläsernen Ton in der Stimme; dieser Ton schien ihr jetzt zu gefallen, so, als stände sie noch immer auf der Bühne.

„Sie Kind! Vielleicht sind Sie ein Genie, so ein ganz großes Talent. Ich bin keins. Frauen können überhaupt nichts aus sich. Nur hintreiben, und es kommt darauf an, w e r sie treibt." Sie strich sich über die Stirn. Es war nicht ganz echt, was sie sagte.

Sie spielte wohl ein wenig auch im Leben, bewußter als früher und als andere Menschen, als wäre auch das ein Rest, eine Erinnerung oder eine Folge und Wirkung ... ein Symptom, daß sie auf ihrem Boden stünde.

Die Meyrink ging. Oskar und Melusine waren wieder allein. Sie schwiegen und sahen sich an.

„Es ist lieb von dir, daß du gekommen bist, Oskar", sagte sie mit ihrer fremden Stimme. „Und was du mir da bringst — —" ihr Blick wurde größer und wärmer. „Du Lieber! Ja, heute bin ich frei und morgen und übermorgen —! Unbesetzt. Soll man es glauben, ich habe dies nun durch Jahre genossen, bis zum Überdruß und zur Verzweiflung; und nun das andere mit einem Mal da ist, nun ist es einem schon wieder zu viel!"

„Es kam zu jäh."

„Auch dir?"

„Auch mir vielleicht. Aber das ist unbeträchtlich."

„Sage das nicht —" Dann brach sie ab und nahm von dem Konfekt, das er ihr mitgebracht hatte; sie biß die gefüllten Schokoladenstückchen mit entblößten Zähnen langsam durch und zerdrückte sie behaglich mit der Zunge. Dabei sah sie immer wieder auf Oskar. Aber ihr Blick, all ihr Wesen schien zerstreut oder hinterhältig, sie wußte es indes selbst wohl kaum. Sie war ja nun schon lange so sprunghaft und unberechenbar. Ganz anders wie etwa — Lily, dachte Oskar plötzlich auffässig und unwillkürlich abschweifend.

„Ich habe dich noch gar nicht ordentlich begrüßt. Du sitzest steif wie ein Besuch da, in respektvoller Entfernung. Nimmst du dir nicht, was dir von Rechts wegen zukommt? Du darfst! Aber du willst es vielleicht so. Nun, wir haben noch Zeit." Sie dehnte sich und zog sich zusammen wie eine geschmeidige Katze. „Wir haben noch Zeit — — Ah, wie tut das wohl. Gib mir die Hand. Küsse meine Hand! Küsse mich, Oskar — — Weißt du, daß heute schon Briefe gekommen sind? Aber es interessiert dich vielleicht nicht."

„Ja, mein Lieb."

„Rate, von wem?"

„Von unserm Hoven?"

Melusine lachte herzlich.

„Ein Mann ohne Intensitäten."

„Ich weiß nicht —"

„Nein, mein Bester. Hoven gibt nichts Schriftliches oder nur gegen bindende Versprechungen. Dann eher Trossel — der schriebe zehn Seiten, eine ganze Abhandlung. Nein, höre! — — von Kränzlin. Er wollte erst selbst kommen; er hat aber wohl bis zum Mittag geschlafen, und nun haben ihn die Freunde. Er hat gestern nacht noch Abschlüsse gemacht. Und da schreibt er, ich solle ihm Widerpart halten — müsse — müsse — nichts anderes könne gelten, und komme, was da wolle! — — Ob ich's tue? Nicht überall natürlich ... nur ein paar gute Sachen. Und dann ... ja — —" sie biß wieder langsam ein Stück durch; „... dann sind noch andere Briefe da. Papa hat sie an sich genommen. Er ist voll Eifer, sage ich dir. Es macht ihm, glaub ich, mehr Spaß als mir."

„Was sind das für Briefe, Melusine?"

Sie lächelte ihn an. „Ich bin nun wohl schon ein bißchen ‚wer', mein Lieber; — seit gestern und vorgestern. Ein kleines Etwas mit mehr Zukunft als Gegenwart. Ich bin nun eine ganz kleine Nummer, solange es eben dauert, so lange vielleicht, als es neu ist. Angebote und so was nach verschiedenen kleineren und mittleren Städten. Ich danke bestens!"

„Nein, das ist wohl nichts für dich. Aber es ist doch immerhin ein hübsches Zeichen."

„O, Ähnliches konnte ich auch früher schon haben! Hier und da. Erscheinung, Toilette tun mancherlei, und ich kann mich, denk ich, sehen lassen, wie? — — Nein, nicht der Rede wert, mein Schatz; ich erzähle es dir so. Es ist aber auch eine bessere Sache da, sogar eine sehr gute, ein Berliner Theater ... man will mich in noch unbestimmter Zeit da mal probeweise spielen lassen."

„Und du möchtest?"

„Hm. — Ich weiß nicht. Natürlich möcht ich! — Brennend gern sogar! — Aber es wird noch einige Zeit vergehen müssen. Ich muß mich noch besinnen. Und wenn ich dann den Schaden besehe, wird alles wieder fort sein. Es wäre entsetzlich, und ich möchte die Probe aufs Exempel gar nicht machen."

„Unsinn, Melusine. Was da ist, ist da. Wo soll es denn plötzlich wieder hin sein?"

„Wo war es vorher?"

„Ebenfalls da. Als ich dich am ersten dieser Abende sah, fragte ich mich, ‚wo hattest du bislang deine Augen und deinen Verstand? Du hast es ja im Grunde i m m e r gewußt'. Da muß man vertrauen."



„Ja du. — — Und hier liegen noch andere Kritiken, gute — schlimme — abwartende — nun ja, die hoffnungsvollen und frohen überwiegen. Aber nun Kränzlin, siehst du. Er kommt mir auch dazwischen. Er ahnte so was und bittet.... Schließlich bin ich ihm doch verpflichtet, wie? Meinst du nicht? Und am Ende kann ich immer noch lernen, gerade durch ihn, gerade in seinem Bann. Ich muß ja — muß es, bis ich sicher werde, ganz und gar sicher bin. Ich bin am sichersten in seiner Nähe, daß ich es sage!"

„Dann tu es doch, Melusine. Der Weg scheint mir klar. Und die andere Sache läßt sich gewiß verschieben und arrangieren....."

„Meinst du? Papa ist ähnlicher Ansicht, obwohl er nicht gerade gut auf Kränzlin zu sprechen ist. Papa wollte ihn auf ein paar Unarten seines Spiels aufmerksam machen, malitiös und unbekümmert, du kennst ihn; Kränzlin aber drehte ihm kurz den Rücken: ‚Ach was! Lassen Sie Tonleitern üben, Maestro!'" Sie lachte. „Ja — — was tut man. Man sitzt wieder da und wartet und preßt die Hände zusammen und hat wenig zu entscheiden. Und manchmal ist mir, als ginge all das mich gar nichts mehr an, als ginge es über mich hin. Verrückt. — Ob du daran schuld bist, Darling? Du — du — —??" Sie neigte sich plötzlich vor und über seine Hand und ließ den Mund darauf liegen. „Ich hab mich gesehnt und sollte es vielleicht nicht; — ich verstehe zuletzt auch meine Liebe nicht mehr, nicht völlig. O, wer versteht so etwas überhaupt. Keiner. Auch du nicht, wenn du alles zerlegst. Gefühl ist alles und Mutmaßung! Ich liebe deine Leidenschaft, ich liebe deine Ruhe; deine Innigkeit. Deine liebe, feine, kostbare Bürgerlichkeit — —." Sie hob den Kopf, ihr Antlitz war gerötet. „Besorgt es dich gar nicht, daß ich vielleicht weggehe... daß ich am Ende gar — fortgleite, Oskar?"

„Du sagtest schon gestern etwas Ähnliches, Melusine."

„Und du hörtest es würdig wie ein Quäker an."

„Man muß dir jetzt manches zugute halten", sagte er ernst und freundlich. „Auch du wirst dich an das Neue gewöhnen müssen."

„Vielleicht zu sehr! Fürchtest du gar nichts?" — — Sie lehnte sich an und strich mit beiden Händen ihr Haar zurück, und dann atmete sie auf.

„Wir sind wieder allein, Oskar. Fürchtest du auch das nicht?" Und sie lachte abermals spöttisch und faltete die Hände im Schoß und senkte in jäher, wilder Scham und in Schmerz und Groll und im heißen, lähmenden Bann der Erinnerung die Lider.

„Ich kenne dich besser."

„Du kennst mich nicht — —!" sagte sie hart. Dann stand sie auf. Aber da sah sie plötzlich, daß sie im Morgenrock war, und der war eigentlich nicht mehr präsentabel, sie war vorhin zu bequem gewesen.... Oskar hatte Ähnliches schon öfter an ihr beobachtet — mal war sie hochelegant und zuweilen ein bißchen liederlich; gerade wie sie gelaunt war und wie die Stunde es gab.

Er war so korrekt! Er würde empfindlich sein, wenn sie das späterhin einmal täte! Er würde es ihr kurz und bestimmt verweisen, wenn seine Bitte nicht fruchtete. Und darunter diese kostbare Schönheit- und Delikatesse. Nein, sie sollte und durfte keine Zigeunerin sein.... dachte er seltsam gereizt. Er sah fort.

„Was hast du? Mußtest du mich in diesem Kittel ertappen —?" Und sie wurde rot bis an die Haarwurzeln. Sie hob den Kopf, und dann raffte sie rasch das Gewand und ging zur Tür. Dort aber wandte sie sich nochmal zurück: „Bürger!... Jetzt will ich mich strahlend schön machen, daß du niederkniest und den Boden küßt, den ich betrat. Und dann wollen wir gehen. Ich sehne mich nach Luft, Freiheit, Möglichkeit. Harmlos sein, es ist das beste! — Mache indes ein Programm. Ich bin zu allem bereit." Und sie ging durch die Tür und riegelte sie fest hinter sich ab.

Auf Oskar aber, der zurückblieb und wartete, senkte sich nun mit einem Mal der Druck dieser Tage zentnerschwer nieder. Er lehnte sich tief und betäubt in den Sessel zurück. Das Zimmer, das ihm so vertraut geworden, sah ihn kalt und abweisend an. All dies war verwandelt — wie das ganze Leben —; ja, in dieser Minute erfaßte er es plötzlich nicht mehr, wie man dieses Wissen nun weiterhin in die Wochen und Monate hineintragen sollte. Es dünkte ihm im Augenblick schier eine zu schwere Last. Schwer wie Lüge! Und die breite, starke Mauer zwischen ihm und diesem allem begann geheimnisvoll zu wachsen und zu steigen; aber er vermochte keine Hand dagegen zu rühren.

* * *

Nun war wieder eine geraume Zeit vergangen.

Und nicht viel später, nach allerlei Verhandlungen und nach vielerlei Gesprächen zwischen Melusine und Oskar und dem Papa, da reiste Melusine in der Tat einmal ab. Es war eine natürliche Folge des andern. Man konnte nicht viel dazu oder dagegen sagen.

Die Dinge hatten sich nach dieser Richtung hin geklärt, hatten Gestalt angenommen; es war abermals ein Versuch, zu dem man sich aus mehr als aus einem Grund, auch dieses Kränzlin wegen, verpflichtet fühlte; und den man wohl oder übel auch für sich selbst wagen mußte. Das Neue lockte wieder, und der Stein, der gegen so mancherlei Berechnung und Voraussicht angestoßen worden war, rollte weiter. Es war eine erste Trennung. Schon wenige Tage später kam Melusine zurück. Und eine Weile darauf reiste sie abermals für kurze Zeit fort.... (Fortsetzung folgt.)

Späte Stunde.

Der Abend neigt sich groß und stumm
zum Haus, das seine Hände schatten.
Was wir sonst still verschlossen hatten,
geht suchend in den Stuben um.

Die Diele knarrt von leisen Schuhen.
Ein Arm greift aus sternlichten Welten
und trägt uns durch die Ewigkeiten
hinüber in traumleeres Ruhen.

Hugo Wolf.





Er.

Von Dr. Ernst Kliemke, Berlin.

Ich meine nicht das männliche Fürwort der dritten Person der Einzahl, sondern alles, was der Laut „er“ bedeuten kann. Dabei stoße ich gleich auf eine Ungenauigkeit, die mit unserer Schrift zusammenhängt, denn die Buchstabenverbindung e-r wird verschieden ausgesprochen in: er, erlaubt und Maler. Anderseits wird der gleiche Laut verschieden geschrieben: Hab die Ehr, sagte er, ich konnte nicht eh'r kommen. Im Deutschen geht's noch einigermaßen mit der „Recht“schreibung. Immerhin gibt es Menschen, die so unzufrieden mit ihr sind, daß sie es für nötig hielten, einen „Ferain für lautgetroie Rechtschraibung“ zu gründen, der sogar eine eigene Zeitschrift herausgibt unter dem Titel „Der Ortograf“. Ich glaube, daß die Kulturwelt vorerst wichtigere Aufgaben zu lösen hat. Schlimmer ist es schon mit der englischen Sprache bestellt, die geradezu Ungeheuerliches leistet in der Verschiedenheit von Schrift und Laut. Wenn die Engländer die viele Zeit, die sie in der Schule auf das spelling, die Rechtschreibung, verwenden müssen, wertvolleren Dingen widmen könnten, so brauchten sie nicht in der durchschnittlichen Schulbildung hinter uns zurückzustehen. Freilich verlieren sie auch viel Zeit mit anderen unpraktischen Sachen; ihr vertracktes Maß-, Münz- und Gewichtsystem kostet die Kinder manche Träne. Natürlich ist es schwer, von alten Gewohnheiten zu lassen, und was man unter besonderen Schwierigkeiten erworben hat, das hält man besonders fest. Es bilden sich Gefühlswerte heraus, die man anders beurteilt, als wenn nur der nüchterne Verstand spräche. Die natürliche, d. h. unvernünftige, weil zufällige Entwicklung schafft einen Zustand, den man heilig hält, weil er nun einmal durch die Jahrhunderte so geworden ist. Würde er durch irgendein Wunder aus dem Leben verschwinden, so daß er von Grund aus neu geschaffen werden müßte, würden dann die Menschen — Menschen der heutigen Kultur — nicht alles viel einfacher und zweckmäßiger machen? Sicher würde es keinem einfallen, für verschiedene Gegenstände verschiedene Gewichtseinheiten zu schaffen und diese noch dazu verschieden einzuteilen, wie z. B. den englischen stone gerade in 14 Pfund und jedes Pfund in 16 Unzen! Die Schrift würde anders werden, man würde den für irre halten, der vorschlüge, den Laut „reit“ statt mit drei Zeichen mit sechs zu schreiben: wright. Und die Sprache? Davon will ich besonders reden. Man kann sicher sein, daß man nicht anders handeln würde, als wenn eine jahrhundertalte Stadt völlig abbrennte; mit allen den Winkeln und Gäßchen, so wie sie sich „natürlich“ entwickelt hat, wird sie nicht wieder aufgebaut.

Was in der geschriebenen Sprache der Buchstabe ist, das ist in der gesprochenen die Silbe. Wo sie nicht Stammteil ist, sondern als Vor- oder Nachsilbe den Sinn des Wortes bestimmt, da liegt die Annahme nahe, daß dieses Zeichen unter gleichen Umständen auch immer die gleiche Bedeutung hat. Das trifft aber leider nicht zu.

Die häufigste Bedeutung der Vorsilbe „er“ drückt das Zuendeführen einer Tätigkeit aus, das Ergebnis, das Erreichen eines Zieles. Wenn das Stammzeitwort eine Tätigkeit im allgemeinen bedeutet, so gibt die Vorsilbe dieser Tätigkeit eine bestimmte Richtung: bauen, erbauen, denken, erdenken, eilen, ereilen, blicken, erblicken, raten, erraten, drücken, erdrücken, werben, erwerben, flehen, erflehen. Dabei gibt es viele größere und kleinere Unterschiede, nicht nur in der Bedeutung verschiedener Wörter, sondern auch des gleichen Wortes. Was ich erdacht habe, ist das Ergebnis meines Denkens. Das Denken ist eine bewußte Tätigkeit. Entsprechend müßte es nicht erfunden heißen, sondern ersucht, jedenfalls bei einer Erfindung, die nicht zufällig gemacht worden ist. Nach dem allgemeinen Sprachgebrauch kann man nur etwas finden, was da ist, erfunden wird etwas, was noch nicht da war. So steht es im Gegensatz zu entdecken. Ent- bedeutet wegnehmen: entwaffnen, enthaaren, manchmal das Gegenteil von „er-“: ermutigen, entmutigen. So bedeutet entdecken die Decke von etwas wegnehmen, genau so wie enthüllen. Die launenhafte Sprache läßt entdecken aber nur im bildlichen Sinn zu, enthüllen auch im körperlichen. Man nimmt die Tischdecke ab, aber entdeckt nicht den Tisch. Auch im bildlichen Sinn wird die Bedeutung von entdecken eingeschränkt. So wird es für unzulässig gehalten, den Nordpol zu entdecken. Kolumbus wußte weder, wo Amerika lag, noch daß es diesen Erdteil gab. Vom Nordpol weiß man aber, daß er da ist, und wo er liegt. Man kann ihn also erreichen, erforschen, aber nicht entdecken.

Erblicken verhält sich auch nicht immer zu blicken wie erdenken zu denken. Ich kann um mich blicken, bis ich das Gesuchte erblickt habe, das Kind aber, das soeben das Licht der Welt erblickt hat, fängt erst an zu sehen. Das sind zwei ganz verschiedene Bedeutungen. So vergleiche man ereilen und erblühen. Hier das Ende des Eilens, dort der Anfang des Blühens. Ebenso erglänzen, ertönen, erklingen, erzittern. Es ist ebenso klar, daß Erkranken einen Anfang bedeutet, wie daß Ersticken oder Erfrieren ein Ende ist. Es gibt Künstler, die sich ihren Ruhm erhungern müssen, manchem gelingt es, ohne zu verhungern. Man kann auch etwas erstreben, ohne es zu erreichen. Wenn ich etwas erhalte, so fange ich entweder an, es zu haben, oder verhindere, daß es zugrunde geht. Ich bekomme es oder sorge dafür, daß es ihm bekommt. „Gott erhalte Franz, den Kaiser“ kann ein sehr böser Wunsch sein.

Gelogen ist eindeutig, erlogen zweideutig. Die Geschichte ist gelogen oder erlogen, ist das gleiche, aber er hat sich die Belohnung erlogen, heißt wieder etwas ganz anderes. Aehnlich ist es mit erdichten. Bodenstedt hat die Lieder des Mirza Schaffy gedichtet, den Mirza Schaffy hat er erdichtet, das Geld, das er sich damit erdichtet hat, war aber wirklich.

Oft läßt sich ein Zeitwort mit „er-“ durch „machen“ mit einem Eigenschaftswort wiedergeben. Erheitern — heiter machen, erfrischen, ergänzen, erhellen, erklären, erwärmen. Erröten heißt aber nicht rot machen, sondern rot werden, ebenso erbleichen, erkranken, erlahmen, ergrauen. Erschrecken kann heißen, in Schrecken versetzen oder versetzt werden, ebenso erstaunen. Erübrigen heißt übrigmachen, sparen, nicht übrigbleiben. Manche Schriftsteller sagen: „es erübrigt, zu erwähnen“, in dem Sinn, man muß noch erwähnen; andere: „es erübrigt sich“, und meinen das Gegenteil. Nebenbei: was hat erwähnen mit wähnen zu tun?



Wie mit „er" — verhält es sich auch mit anderen Vorsilben. Um nur auf das schon erwähnte „ent-" zurückzukommen, so sei darauf hingewiesen, daß z. B. entflammen nicht wie entblättern, enthaupten bedeutet, der Flammen berauben, sondern das Gegenteil. — Entblößen müßte eigentlich heißen erblößen — bloß machen, und entleeren müßte entweder erleeren oder entfüllen heißen.

Man sieht aus dieser Zusammenstellung, die, um den Leser nicht zu erschöpfen, keineswegs erschöpfend ist, wie einfach und regelmäßig die deutsche Sprache ist.

Bei anderen Sprachen ist es natürlich ähnlich.

Aber die Lautgruppe — er — hat noch andere Tücken. Auch als Endung ist sie recht vieldeutig, und ein Ausländer, der aus ihr den Sinn des Wortes erkennen möchte, mag oft im Zweifel sein, ob er den Komparativ eines Eigenschaftswortes vor sich hat, ein Werkzeug, eine Berufsperson oder was sonst. Ein Glück, daß wir die Hauptwörter groß schreiben, so daß man von vornherein sieht, Wasser und Messer sind keine Komparative. Schlimmer ist es beim Hören, wo man z. B. leerer und Lehrer nicht unterscheiden kann. Und wenn man überhaupt nur immer wüßte, ob „er" Endung ist oder nicht etwa zum Stamm gehört. In Wetter kann es zum Stamm gehören (Regen-Wetter) oder Endung sein (jemand, der wettet). — In Feder, Leder, Moder, Vater, Fuder, Mieder ist es Stammteil. — Hängt Köter mit Kot zusammen? Jedenfalls ist es nicht Mehrzahl wie Bäder von Bad, Güter von Gut. — Mörder ist nicht die Mehrzahl von Mord wie Wörter von Wort, auch ein Beruf wird hier nicht durch das —er ausgedrückt, wie in Lehrer, Händler, Arbeiter, Maler. Wer einmal gelogen hat, ist noch kein Lügner, wer sich einmal betrunken hat, noch kein Trinker, aber wer einmal gemordet hat, ist ein Mörder. — Bei den Jüngern Christi ist das Komparativ —er halb Stamm- halb Berufs-er geworden. — Jüngerer ist weder ein doppelter Komparativ noch eine doppelte Mehrzahl; es ist die Einzahl, wie sie beim Adjektiv mit dem unbestimmten Artikel gebraucht wird; ein höherer Berg, ein jüngerer Bruder. — Dieses —er kommt aber auch bei dem sehr bestimmten dieser und jener vor. — Das doppelte —er trifft man übrigens nicht nur bei Komparativen, wie jüngerer, größerer, sondern auch bei anderer. — In sicherer gehört das erste —er zum Stamm; wir können also zu drei —er kommen: ein sichererer Gewinn. Auch bei Hauptwörtern können sich zwei —er ergeben, wenn der Ausüber einer Tätigkeit bezeichnet wird und das erste —er entweder zum Stamm gehört, wie in Förderer, oder den Komparativ bezeichnet, wie in Weltverbesserer.

Das Wort Messer hat drei Bedeutungen; in der einen gehört das —er zum Stamm, in der anderen bezeichnet —er eine Person, die mißt: Landmesser, in der dritten ein Mittel zum Messen: Gasmesser.

Fritz Mauthner sagt: im Anfang war der Satz. Das einzelne Wort oder gar eine unselbständige Lautgruppe erhält erst durch den Zusammenhang seinen Sinn. Im Zusammenhang hören wir den gleichen Laut verschieden. Die Schallwellen, die an unser Ohr dringen, mögen die gleichen sein, in unserem Gehirn wirken sie verschieden, je nach dem Erinnerungsbild, das durch den ganzen Zusammenhang lebendig wird. — Wenn man vom Café Bauer spricht, so hat man ein ganz bestimmtes Bild, neben dem weder die Vorstellung von einem Vogelkäfig noch die von einem Landmann auftaucht. — Man nehme den Laut der: der Sohn der Frau, der das Haus der Künstler gehört. Jedesmal hat der gleiche Laut einen anderen Sinn; mit unserem Gefühl begleiten wir die Verschiedenheit des Geschlechtes, des Falles, der Zahl. Es ist das Gefühl, das sich durch die stete Gewohnheit bei uns herausgebildet hat. Wir haben unsere Muttersprache im Zusammenhang gelernt, immer gehört, immer gesprochen. Wir sind mit ihr zusammen aufgewachsen, unsere Erlebnisse, unsere Erinnerungen decken sich mit ihr. So ist sie ein Teil unseres Lebens geworden. Wir beherrschen sie gefühls-, nicht verstandesmäßig. Darum ist auch jedem seine Muttersprache lieb, so häßlich sie einem Fremden auch erscheinen mag. Die chinesische Sprache hat überhaupt keine Grammatik in unserem Sinn, sie unterscheidet nicht durch gewisse Formen die einzelnen Wortarten voneinander, Hauptwörter von Zeitwörtern, Eigenschaftswörter von Umstandswörtern usw., wandelt die Wörter nicht ab, um die Unterscheidungen unserer Deklination, Konjugation, Steigerung, auszudrücken. Und doch beherrschen die Chinesen die ganze Begriffswelt in ihrer Sprache genau so gut wie wir in unserer. Die Art, wie sie die im einzelnen oft bedeutungslosen oder unverständlichen Laute zusammenstellen, der engere und weitere Zusammenhang bringt das Verständnis. Zu dem Zusammenhang gehört auch der Tonfall wie bei uns: Hinster-bender, Hin-sterbender, Enter-bender, Enterbender. Deshalb muß man mit jeder Sprache aufwachsen, um alle ihre Geheimnisse zu kennen. Keine ist nach bestimmten Regeln bewußt und nach Erkenntnissen der Vernunft geschaffen worden, so daß man nur die Regeln zu lernen braucht, um sie zu beherrschen. An der Wiege jeder Sprache haben Zufall und Willkür gestanden. Für die Möglichkeit einer gegenseitigen Verständigung war sklavische Nachahmung notwendig, Gewohnheit wurde Gefühl, und dem Gefühl gegenüber schweigt die Vernunft.

So finden wir in jeder Sprache die größten Unregelmäßigkeiten, die größte Willkür bei den ältesten Begriffen, bei den Dingen, die unseren frühesten Vorfahren schon bekannt waren. Der Begriff der Freundschaft ist jünger als der der Elternschaft, deshalb haben wir in Vater und Mutter zwei verschiedene Wörter, in Freund und Freundin nur eins, bei dem nur die Endung auf das verschiedene Geschlecht hinweist. — Ich bin, er ist, wir sind, ich war ist so unregelmäßig in jeder Sprache, wie ich liebe, du liebst, ich liebte regelmäßig. Der Begriff der Liebe scheint überall sehr spät entstanden zu sein. Wo überhaupt eine Entwickelung in der Sprache vorhanden ist, da ist das Streben nach Regelmäßigkeit und Einfachheit nicht zu verkennen. Alle Wörter, die wir jetzt neu bilden, bilden wir einfach und regelmäßig. Es fällt keinem ein, das Wort drahten (für telegraphieren) etwa wie raten oder braten zu konjugieren: ich drieht, ich habe gedrahten. Das Wort Schule hat mit dem Begriff lernen nichts zu tun, so wenig wie Kirche mit beten. Jetzt bilden wir Konditorei, Auskunftei, statt besondere Wörter dafür zu nehmen, weil wir ja auch Bäckerei und Brauerei sagen. Sobald man anfängt, die Sprache bewußt zu bereichern, fragt man nach Sinn und Zweck. Man stößt nicht irgendeinen Laut aus, um ein Ding zu bezeichnen, sondern sieht zu, was man nach dem Wesen der Sprache für den bestimmten Zweck am besten verwerten kann. Hier ist die Grenze



zwischen natürlicher und künstlicher Sprache, die Grenze zwischen dem unbewußten Werden und dem bewußten Schaffen. Es ist der Uebergang zur Kultur wie von der wilden Urproduktion in Wald und Feld zum Anbau in Forst, Acker und Garten. Sowie wir um die erratischen Blöcke in unserer Sprache immer mehr Gärten der Regelmäßigkeit anlegen, so können wir für bestimmte Zwecke, nämlich die der internationalen Verständigung, eine ganze Sprache künstlich schaffen, und die Kultur- und Verkehrsentwicklung wird uns mit Notwendigkeit dazu drängen.

Verschiedene Völker können nicht eine Muttersprache haben, sie können nicht ihre ganze Vergangenheit auslöschen. Aber sie müssen sich untereinander verständigen können; das erfordert Vernunft und Lebensbedürfnis. Ist der Zweck erkannt, so ist auch das Streben nach dem einfachsten Mittel gegeben. Sollen wir uns mit erratischen Blöcken schleppen, sollen wir uns mit Urwäldern plagen, wo wir in freier Ebene fruchtbare Aecker und blühende Gärten anlegen können? Der Gedanke einer künstlichen Sprache mag den schrecken, der sich etwas Totes darunter vorstellt, der da glaubt, sie verhalte sich zur natürlichen Sprache wie die Gärten auf der Theaterbühne aus Papierblumen und Pappbäumen zu den lebendigen Pflanzen unter Gottes freiem Himmel. Aber das ist eine ganz falsche Vorstellung. Ist das Wort Auskunftei aus Pappe? Sind der Photograph, der Telegraph, der Radler, der Automobilist aus Papier? Es kommt wirklich nicht darauf an, wie ein Wort gemacht ist; wenn es im Verkehr zur allgemeinen Verständigung dient, so ist es nicht tot, sondern lebendig. Wir brauchen uns nur das, was unsere Zeit den natürlichen Sprachen an Zuwachs bringt, verallgemeinert und auf die Urbegriffe ausgedehnt vorzustellen, und wir haben eine Sprache, die sich in ihrem Wesen durch nichts von den natürlichen unterscheidet, in ihrer Form allerdings viel, nämlich darin, daß sie die andern an Einfachheit und Regelmäßigkeit, an Klarheit und Reichtum so weit übertrifft wie unsere Vernunft die Vorstellungswelt unserer Urahnen.

Eine Sprache lebt, so lange Menschen leben, die sie sprechen und weiter entwickeln. Sie hat kein eigenes Dasein, noch weniger eine von den Menschen losgelöste Entwicklung. Sie gleicht einer Korallenbank. Tausend und aber tausend Tierchen sterben, und tausend und aber tausend kommen und bauen weiter auf dem geschaffenen Grund. Die Sprache als solche, ihre Form, der Wortschatz, ihre Grammatik und Syntax, alles, was von ihr in der Literatur niedergelegt ist, das sind nicht die lebendigen Tierchen, sondern das ist das bunt gezackte Korallengestein. Freilich ist es „natürlich“ geworden, aber doch ist es totes Gestein.

Wäre Latein oder Griechisch oder eine andere tote Sprache so leicht zu lernen, daß sie jeder Volksschüler in wenigen Monaten beherrschen könnte, und genügte sie allen Anforderungen des heutigen Lebens, so würde sich kein vernünftiger Mensch auf dem Erdenrund dagegen sträuben, sie zum allgemeinen internationalen Verständigungsmittel zu machen, und kein Mensch würde daran denken, zu erfinden, was schon da ist. Und doch wäre es eine tote Sprache, wäre nichts anderes als eine aus der vorhandenen Literatur, aus toten Buchstaben geschöpfte Sammlung von Wörtern und Regeln, der man nur künstlich durch Vereinbarung und Gebrauch ein neues Leben verschaffen könnte. Ein etwas anderes Leben als das alte, da diese Sprache für jeden eine fremde, für keinen Muttersprache sein würde. Ob man nun den Rohstoff, aus dem man durch Vereinbarung und Gebrauch eine Sprache schafft, aus einer natürlich gewordenen Korallenbank nimmt, oder, da man eine für alle Zwecke geeignete nicht hat, ihn zum Teil wo anders hernimmt, was macht das aus für das Wesen der Sprache, das doch nicht in dem Stoff, sondern in den Menschen liegt. Es kommt doch für die Pfeiler einer Brücke nicht darauf an, ob sie aus „gewachsenem“ Gestein sind oder künstlich gebaut werden mußten, wenn sie nur halten, und bei einer internationalen Sprache handelt es sich um eine Brücke von Volk zu Volk. Der weitverbreitete Widerstand gegen eine künstliche Sprache ist also durchaus unbegründet. Er ist deshalb so schwer zu brechen, weil er im Gefühl wurzelt, in einem Gefühl, das mit der Muttersprache verwachsen ist.

Wer wollte daran zweifeln, daß es ein idealer Zustand wäre, wenn jedes Volk seine Sprache, in der ja auch seine Geschichte liegt, pflegen und heilig halten würde, daneben aber eine denkbar einfache Sprache bestände, durch die jeder mit jedem auf der ganzen Erde sich leicht verständigen könnte? Keine der am meisten verbreiteten lebenden Sprachen ist zu dieser allgemeinen zweiten Sprache geeignet, weder sind sie einfach und leicht genug, noch kann es das Machtstreben eines Volkes gestatten, sich unter die Sprachherrschaft eines andern Volkes zu beugen. Unter den toten Sprachen findet sich keine, die nach jeder Richtung hin geeignet wäre. Vielleicht gibt es irgendwo eine Sprachinsel, irgendeinen kleinen Stamm, der eine Sprache spricht, die kinderleicht ist und so reich, daß sie unser ganzes Kulturleben umfaßt? Sicher könnte sie international eingeführt werden, auch wenn sie und gerade weil sie die Muttersprache von nur 300 Menschen wäre.

Aber das gibt es leider nicht. Dagegen gibt es eine Sprache, und zwar nicht auf einer Insel, sondern auf der ganzen Erde, eine Sprache, die lebend ist, weil sie von lebendigen Menschen gebraucht wird in Wort und Schrift, in mündlicher Unterhaltung und in Briefen, in Zeitungen und in Büchern, und mit der man alles ausdrücken kann, was unser Leben verlangt. Wenn man sie hört und nicht kennt, zweifelt man, ob es Italienisch, Spanisch oder Portugiesisch ist. Diese Sprache baut sich auf den Korallen der natürlichen Sprache auf, hat sie aber so verarbeitet, daß alle Unregelmäßigkeiten, alle Auswüchse der Zufallsbildung beseitigt sind, so daß diese völkerverbindende Brücke auf glatten, einfachen und sicheren Pfeilern ruht.

Es ist eine Sprache, deren Grundzüge zwar ein einzelner Mensch festgelegt hat, die sich aber in den zwanzig Jahren ihres Lebens durch das Zusammenwirken der Tausende, die sie in Gebrauch genommen und weiter entwickelt haben, zu einer wirklichen Sprache ausgebildet hat. Sie kennt nicht die Vieldeutigkeiten, die ich an der Lautgruppe „er“ der deutschen Sprache nachgewiesen habe, weil sie eben nicht das Ergebnis einer Zufallsentwicklung ist. Ihre Hauptregel ist: keine Regel hat eine Ausnahme. Was das bedeutet, wissen viele, die sich mit fremden Sprachen beschäftigt haben; wer es aber nach Gebühr schätzen, wer wissen möchte, wie einfach und regelmäßig eine Sprache sein würde, wenn sie nicht blinder Zufall, sondern klar erkennende Vernunft geschaffen hätte, der sehe sich einmal Esperanto an.

Die Mode und ihre Schöpfer.

Von Sybil de Lancey, Paris. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

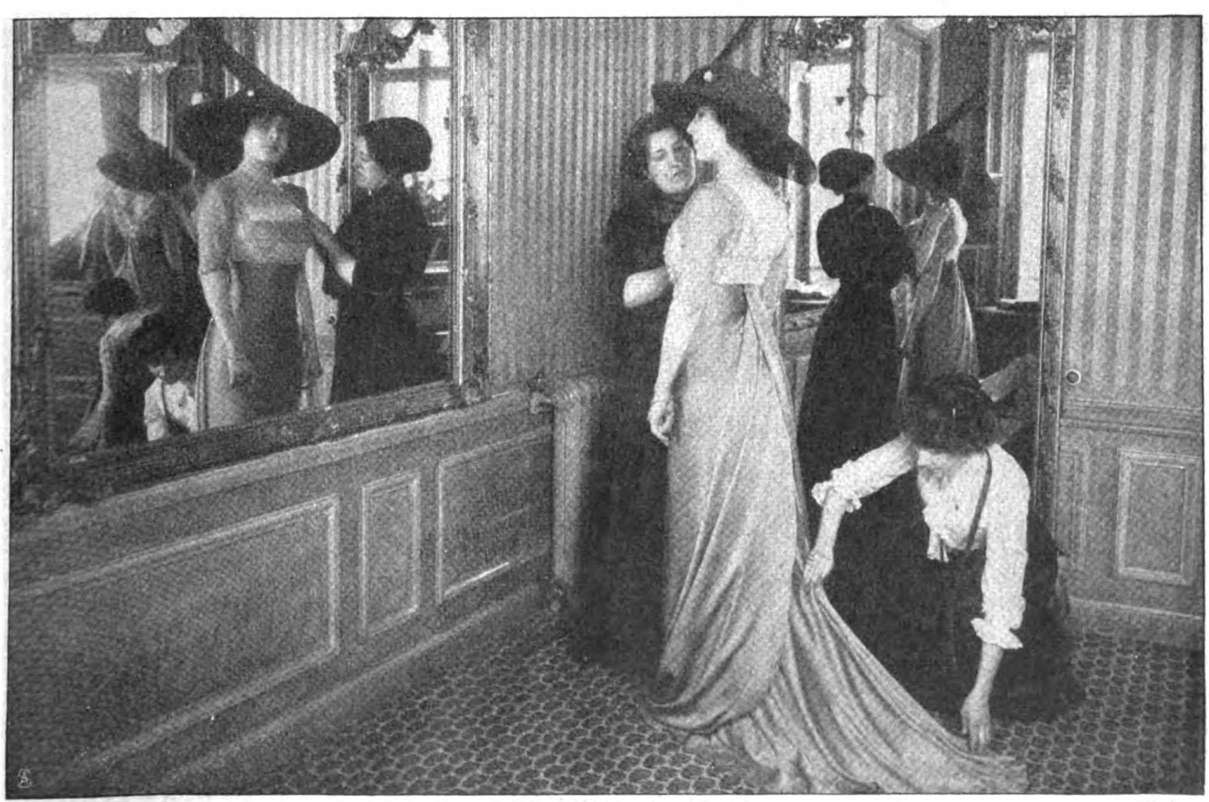
Keine Regierung von allen, die sich seit Anbeginn der Welt in deren Herrschaft geteilt, hat je strikteren Gehorsam gegenüber ihren Vorschriften und zugleich erbitterteren Widerspruch gefunden als die Damenmode. Die im Lauf der Jahrhunderte so oft erlassenen Gesetze gegen den Kleideraufwand waren in ihrer strengen und herrischen Form nichts anderes als der amtliche Ausdruck jener immer wieder lautwerdenden Entrüstung über den Hang zum Putz, der „die Gesellschaft zur Ueberspanntheit und zum Ruin führt".

Das war übertriebene Sittenstrenge. Man darf auch nicht vergessen, daß der Putz zahlreiche wertvolle Künste hervorgerufen, daß er Schönheit geschaffen hat, daß er eine Arbeits- und Lebensquelle für alle die geworden ist, unter deren geschickten Händen zu allen Zeiten die feinsten Gespinste, die seidigsten Gewebe, die abgetöntesten Stickereien, die kostbarsten Kleinodien und die gefälligsten Faltenentwürfe entstanden sind.

Doch das war nicht der einzige ungerechte Vorwurf, den man gegen die Eleganz erhoben hat. Nachdem man gegen die manchmal freilich übertriebenen Ausgaben, zu denen sie verleiten mag, genug gewettert. hat man die Mode auch wegen ihrer unablässigen Entwicklung verklagt. Ihre



Der Modenzeichner bei der Arbeit. Phot. M. Agié.



Bei der Anprobe im Atelier. Phot. M. Agié.



erbittertsten Richter haben sie grotesker Launenhaftigkeit geziehen; die gemäßigteren Kritiker tadelten ihre Unbeständigkeit, die sie ganz vom Spiel des Zufalls abhängig mache und keine Regel kenne. Auch das verdient eine Widerlegung. Aeußert sich nicht in diesen scheinbar nichtigen Abänderungen unbewußt das Bedürfnis nach Vervollkommnung, das die Menschheit einem nie erreichten, weil stetig weitergesteckten Ziel, dem Ideal des Besseren, Schöneren, entgegenführt? Und welches Gepräge geben nicht die Moden, die angeblich so flüchtige und nichtssagende Dinge, so schnell verschollene und vergessene Eintagschöpfungen sind, welchen Stempel geben nicht diese Moden der Zeit, aus der sie hervorgegangen? Bei ihrer bloßen Vorstellung wird ein ganzes Jahrhundert, eine ganze Welt, eine besondere und eigentümliche Art zu sehen, zu denken, zu wissen und zu empfinden, in uns wach und lebendig.

Und will man schließlich wissen, wieviel geduldiges Forschen, wieviel treue Arbeit und eindringende Kunstbetätigung, welche Entdeckungen diese Mode manchmal voraussetzt, die unsere Zensoren als ein Spiel des Zufalls hinstellen möchten? Dann muß man selbst zu den schöpferischen Quellen hinaufsteigen, von denen die Eleganz zum großen Teil ausströmt. Eine schöne Veröffentlichung des Hauses Eggimann in Paris, die vor kurzem unter dem Titel „Die Schöpfer der Mode" (Preis 30 Fr.) herausgegeben wurde, und deren Text der Kunstkritiker Roger Milès verfaßte, während der fein beobachtende Kenner des vollendeten Parisertums, der Zeichner Jungbluth, den aus zahlreichen Stichen in Phototypie und bunten Kunstdrucken bestehenden illustrativen Teil übernommen hat, gewährt manchen hochinteressanten Blick in diese „Kulissen der Mode". Der „Woche" ist es vergönnt, ihren Lesern einige Bilder vorzuführen, die sie in die Werkstätten blicken lassen, wo die Mode von morgen geschaffen wird, und in die Salons, wo sie sich zum erstenmal entfaltet.

Weiß wohl die elegante Dame, wieviel Arbeit und Nachdenken des Erfinders, wieviel fleißige Tätigkeit der Näherin oder des Schneiders in dem Kleidchen steckt, von dem sie selbst so nebenbei wie von etwas Bedeutungslosem spricht? Der Schneider — und das gilt natürlich ebensogut von der großen Schneiderin — ist ein beständiger Neuschöpfer; sein Beruf, seine Existenzberechtigung besteht darin, daß er beständig erfindet und schöpferisch bildet. Er weiß im voraus, daß seinem Werk, mag es noch so wohl gelungen und ein wahrer Triumph sein, nur ein Eintagsleben beschieden ist.



Im Modesalon: Eine Käuferin bei der Auswahl. Phot. M. Agié.

Kaum ist eine Mode lanciert, so muß man auch schon die nächste, die jene ablösen wird, vorausgeahnt haben, und die dritte, die wieder an deren Stelle tritt: eine beständig in der Entwicklung begriffene Arbeit, die ein vorheriges gründliches Studium der Stilarten, die reiflichste Erwägung und Ueberlegung erfordert; und kaum ist auf diese Art ein hübsches, anziehendes Werk entstanden, so muß man es schnell im Gedächtnis verwischen und wieder ein anderes ausdenken.

Das Kleiderkunstwerk kommt nicht bei allen auf gleiche Weise zustande. Der eine Meister arbeitet mit dem Stift in der Hand und wählt erst nach der in der Zeichnung festgelegten Gestalt Stoff und Zierat. Ein anderer dagegen kann nur erfinden, indem er den weichen Seidenstoff selbst auf dem Mannequin drapiert — nicht auf dem Mannequin von Rohr, Karton und Leinwand, sondern auf dem lebendigen Modell von

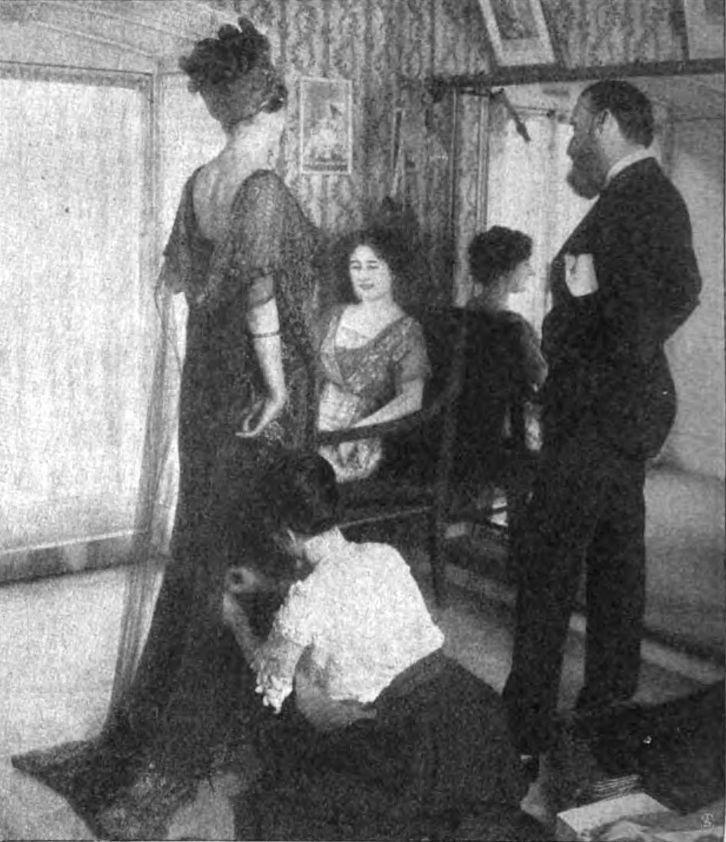
Phot. M. Agié.

Die neusten Toiletten werden vorgeführt.



Fleisch und Blut, das sich bewegt; und hat er dann an dieser lebendigen Statue die harmonische Linie und die endgültige Silhouette gefunden, so kommt der Zeichner an die Reihe. Er bannt die neue Schöpfung auf den Karton, und der Aquarellist verleiht ihr dann schließlich mit der bunten Farbe den letzten Reiz.

Steht das Modell dann einmal fest, so geht's in die Werkstätten, wo die Verteilung der Arbeit ihren Anfang



Phot. M. Aglé.

Anprobe einer Gesellschaftstoilette.



Phot. M. Aglé.



Die Musterung vor dem Spiegel.

nimmt. In diesen Häusern mit den fabelhaften Mietpreisen liegt von Stockwerk zu Stockwerk ein Atelier über dem andern. Da hausen die Taillenarbeiterinnen, die Rocknäherinnen, die Aermelmacherinnen, die Stickerinnen, die Besatzkünstlerinnen — und für jede einzelne Klasse gibt es eine fast hierarchische Rangabstufung: die Vorsteherin, die zweite Leiterin, die ersten Gehilfinnen, die Maschinennäherinnen, die kleinen Gehilfinnen und die „Kleinen" kurzweg, die treppauf und treppab laufen, eine Flut von Seidenmusselin und Samt auf ihren mageren Aermchen tragen und mit geröteten Händchen mühjam umklammern, um nicht darunter zu verschwinden.

Doch die Frauen und Mädchen sind nicht die einzigen Mitarbeiter des Modeschöpfers. Es gibt auch Werkstätten für Zuschneider, Sticker, Fütterer; sie sind gleich wichtig und haben die gleiche Abstufung in der Rangfolge. Aber wenn sie alle eine gewisse Selbständigkeit besitzen, so sind sie doch auch alle von einem Mittelpunkt abhängig, von der Magazinverwaltung, jener Hauptabteilung, wo alle Waren sich kreuzen, wo sich auf den Zettelvermerken mit einem Spielraum von nur wenigen Zentimetern alle an die Werkstätten gelieferten Gewebe wiederfinden. Diese Zentralverwaltung ist in gewissen großen Häusern etwas Aehnliches wie das Bureau eines Ministers.

Bisher haben wir uns nur hinter dem Vorhang bewegt, wo das Stück vorbereitet wird. Wir kommen jetzt an die Kulisse, wenn wir der „Kleinen" folgen, die mit ihrem kostbaren Durcheinander von



Der Modenschöpfer in seiner Werkstatt.

Phot. M. Agié.

Im Salon der Probierdamen.

Phot. M. Agié.

Seide und Spitzen eben in den Probiersalon vordringt. Ruhe und Selbstbeherrschung sind hier an die Stelle der Unruhe und des Atelierfiebers getreten. Obwohl im Grunde ganz in ihr Werk vertieft und mit der Anprobe beschäftigt, weiß die Leiterin dieser Abteilung sich doch den Anschein zu geben, als sei sie nur halb bei der Sache, als interessiere sie sich für die kleinen Geschichtchen, für die Fragen der Kundin, während die Verkäuferin die Unterhaltung im Gange hält, um so über die lange Dauer der Probe und der letzten Verbesserungen hinwegzutäuschen. Vorhergegangen ist schon die Wartezeit, die manchmal endlose Wartezeit in den Salons, die vielleicht unerträglich wäre, hätte man sie nicht durch eine wahre Theatervorstellung unterhaltend zu machen gewußt. Da ließ man die „Kollektion" an uns vorüberziehen — mit dem Namen „Kollektion" bezeichnet man die Gesamtheit der Modelle; — da sahen wir den Zug der Mannequins, denen wir schon begegnet waren, als man an ihnen die kostbaren Kostüme ausstudierte, die sie uns heute vorführen. Sie sind hübsch, wohlgebaut, schlank, ihre Körperformen und ihr Gang müssen die Vorzüge des Kleiderschnitts hervorheben, wie auch die Stoffarbe mit ihrem Fleischton und ihrer Haarschattierung in Einklang stehen muß. Alles ist im voraus berechnet.

Wenn das Defilee der Modelle die Kundin nicht mehr interessiert, weil sie schon alles gewählt hat, was sie wünscht, so kann der Rahmen, der sie umgibt, ihr noch einen wahren Kunstgenuß verschaffen. Und diese Schönheit der Verkaufsräume bei den großen Schneidern — übrigens eine ziemlich junge Gepflogenheit — ist eine Art Einweihung, eine Anleitung zum Schönen. Wie sollte man sich nicht durch die Eleganz dieser ganzen Umgebung, durch den Adel oder die Gefälligkeit der Stilformen beeinflussen lassen, und wie sollte man dann nachher nicht zu unterscheiden vermögen, was einem am besten stehen, was der eignen Persönlichkeit am angemessensten sein wird? Auch hierin hat der Pariser Schneider sich als Künstler gezeigt, und es ist ein anziehendes Studium, zu verfolgen, mit welchem Takt die ersten unter den Meistern der Bekleidungsfakultät es verstanden haben, durch die geschmackvolle und gediegene Ausschmückung ihrer Salons zum Ausdruck zu bringen, auf welchem Gebiet sie das Beste und Schönste leisten.

Karneval in Binche.

Von F. Kester. — Hierzu 6 Aufnahmen des Verfassers und 1 Zeichnung.

Halbwegs zwischen Charleroi und Mons, im Herzen des belgischen Kohlendistriktes, liegt das alte, einst befestigte Städtchen Binche. Inmitten dieser Umgebung von qualmenden Schornsteinen und Schlackenbergen hat sich dieses Provinzstädchen, das heute rund 12,000 Einwohner zählt, nicht nur eine für die Verhältnisse verblüffende Sauberkeit, sondern auch seine industrielle Selbständigkeit gewahrt. Die Spitzenindustrie, die einst hier in Blüte stand, ist allerdings so gut wie erstorben, dafür aber ist Binche — so sonderbar diese Wandlung auch erscheinen mag — zu einem Dorado der Schuster und Schneider geworden, und fast ganz Belgien wird heute von Binche aus mit fertigen Schuhwaren und Kleidern versorgt. Die Ruhe, deren das Städtchen sich erfreut, wird in normalen Zeiten nur durch das Kommen und Gehen der zahlreichen Geschäftsreisenden unterbrochen. Anders aber wird es, wenn alljährlich der Karneval naht. Ist der Tag vom Wetter begünstigt,



Der Festzug der „Gilles" in ihren historischen Kostümen.





Die Jugend von Binche.

dann pflegt in dem sonst so stillen Städtchen eine Menschenmenge zusammenzuströmen, die sich auf 40—50,000 Köpfe beziffert, und das Leben und Treiben, das sich dann auf den paar Hauptverkehrstraßen entwickelt, läßt sich kaum mit Worten schildern.

Was aber dem Karneval von Binche seinen besonderen Reiz verleiht, ist ein gewisser Maskentypus, der sich in seiner Eigenart durch Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Es ist die Figur des Gille, einer dem italienischen Policinello verwandten Hanswurstfigur, deren Kostüm an ganz bestimmte und durch die Tradition geheiligte Vorschriften gebunden ist. Das Kostüm, das in der Hauptsache aus gelbem Segelleinen besteht, ist über und über mit Sternen und dem belgischen Löwen, abwechselnd in roter und schwarzer Farbe, benäht. Die Füße stecken in schweren, mit Rosetten gezierten Holzschuhen, um die Taille schließt sich ein breiter, mit Glocken behangener Ledergürtel, eine große, runde Messingschelle baumelt von der Mitte des aus farbigen Bändern bestehenden Brustlatzes. Das Kostbarste an dem Kostüm aber ist die zylinderförmige Kopfbedekkung, die, mit langen Atlasbändern verziert, von einem halben Dutzend der erlesensten Straußenfedern überragt wird. Diese Federn, die in den verschiedensten Farben gehalten sind, haben in einzelnen Fällen die respektable Länge von 1 Meter, und es



Vater und Sohn in „kleiner Gala“.



Zöglinge einer Klosterschule in ihren Kostümen.



Ein „Gille“ von Binche
in voller Gala.
Nach einem alten Stich.

braucht kaum erwähnt zu werden, daß ein derartiger Kopfschmuck allein einen Wert von einigen hundert Frank repräsentiert.

Faire le Gille, d. h. am Karnevalsdienstag mit unter den Gilles zu sein, das ist der Ehrgeiz eines jeden Eingeborenen von Binche, der es mit dem Geld nicht allzu genau zu nehmen hat. Es ist eine Maskerade, die nicht nur an die Geldbörse, sondern auch an die körperliche Leistungsfähigkeit des einzelnen ganz erhebliche Ansprüche stellt. Wochenlang vorher schon pflegen sich die Mitglieder der einzelnen Gillesvereine des Abends zusammenzufinden, um in Holzpantoffeln und mit dem Schellengürtel angetan den charakteristischen Tanz der Gilles zu üben. Man kann es kaum Tanzen nennen, es ist vielmehr ein Treten und Sichdrehen auf der Stelle, wobei es hauptsächlich darauf ankommt, die Schellen gleichmäßig im Takt der Musik erklingen zu lassen

Die Kostümierung und namentlich das Ausstopfen eines Gille ist eine Arbeit, die verstanden sein will, und es gibt in Binche eine Anzahl Leute, die jeden Mardi-Gras sich berufsmäßig mit dieser Arbeit beschäftigen. Man muß es selbst gesehen haben, um es zu glauben, welche Unmengen von Stroh dazu erforderlich sind, auf Brust und Rücken des Gille den charakteristischen, kompakten Höcker hervorzubringen. Aber auch die Bandagierung des Kopfes erfordert eine gewisse Fertigkeit. Nur kurze Zeit des Tages, nämlich während des Festzuges am frühen Nachmittag, zeigt sich der Gille in seinem pompösen Federschmuck, zu den anderen Tageszeiten erscheint er nur in der sogenannten petite tenue, also sozusagen in „kleiner Gala“. Er trägt hierbei eine Art weißer Nachtmütze, über die noch eine weiße Kinnbinde geknüpft wird, und hierzu kommt am Vormittag noch die traditionelle, einheitliche Gesichtsmaske.

Morgens um vier Uhr schon beginnt der Tag mit dem „Großen Wecken“, bald darauf zeigen sich die ersten Gilles, die sich allmählich in Trupps zusammenfinden, nach und nach erscheinen die Pierrots, die üblichen



Ein Trupp „Gilles“ geht im Tanzschritt durch die Straßen.



Tanzende „Gilles“ mit den Körben voll Orangen, die als Wurfgeschosse dienen.

Bauernmasken, ganze Klubs und ganze Schulen in einheitlichen Kostümen. Extrazüge aus den benachbarten Städten bringen Tausende von Masken nach Binche, Händler mit Schweinsblasen schlagen an allen Ecken und Enden ihre Stände auf, Hunderte von Drehorgelspielern ziehen, von Masken gefolgt, straßauf, straßab — kurz, es entwickelt sich ein Karnevalstreiben, das von Stunde zu Stunde toller und erregter wird. Und durch all dieses Treiben hindurch zieht sich wie ein roter Faden die charakteristische Tanzmelodie der Gilles, die, in Trupps vereint, bald hier, bald dort auftauchen. Nach Eintritt der Dunkelheit aber, wenn der unerläßliche Fackelzug vorüber ist, pflegt das tollste Leben erst zu beginnen. Dann fließt in den Hotels der Champagner in Strömen, während draußen im Freien eine allgemeine Verbrüderung einsetzt und Maskierte, Dominos und Zivilisten in langen Ketten und in eigentümlichen Trippelschritten die Straßen auf und ab marschieren.

Kolombine.

Eine Faschingsepisode von Charlotte Gräfin Rittberg.

Die Geigen schwirren —

Man muß wissen, wie Geigen schwirren können und flirren! Wie das kreisende Blut in den Adern sausen und singen, flammen und flackern sie um den Brummbaß herum, den Herzschlag, der den Takt angibt.

Böhmische Musikanten — hei!

Des Karnevals Werbetrommel rührt ihr. Husch, wie sie fliegen! Maskenredoute.

Die Luft im großen Saal ist schon ganz heiß und dick. Die Bogenlampen surren hinter einem Schleier von Staub, der vom Fußboden aufwirbelt.

Wie rasend treten sie die Dielen im Tanz.

Juhu! Fasching!

Von der Decke hängen Girlanden von künstlichen Rosen ganz tief herunter. Ein dichtes Gespinst von Papierschlangen ist schon hineinverworren, die Enden verknäulen sich an der Erde. Die Konfettischlacht tobt. Wie bunte Schloßenschauer sausen die Papierfleckchen hageldicht und scharf durch die Luft. Da eine Faust voll, hier eine, ach, von allen Seiten! Das kreischt! Das tanzt!

Der Boden ist schlüpfrig vom Konfetti, das die Diele ganz bedeckt.

Ab und zu gleitet ein Paar aus. Dann gibt's einen Zusammenstoß, Gelächter, Geschrei.

„Jessas!“

„Hoppla!“

„Oha! Obacht geb'n!“

Sie krabbeln sich auf, weiter schwenken sie sich im Kreis. Die Geigen schwirren.

Immer neue Paare! Zu allen Türen strömen sie herein und heraus. Wenn sie verschnaufen müssen von dem wilden Springen, dann stibitzen sie sich in die heimlichen Ecken, wo der Lärm vom Saal nur verschwommen herüberdröhnt. Mit spanischen Wänden und allerhand Blattpflanzen sind die Stuben in lauter Winkel zerteilt. Da sitzen sie zu zweien und zu vielen. Große Gläser Limonade schütten sie herunter; die ganz Feinen lassen die Sektpropfen springen.

Die Gesichter glühen unter den Masken, die Lungen arbeiten, atemlose Worte werden geflüstert, die bunten

Gewänder leuchten grell zwischen den bestaubten, welken Gewächsen.

Und im Saal schwirren die Geigen...

Pantalon drückt sich schwitzend durch die Menge, die schiebt und drängt. Ueberall kriegt er Püffe und Knüffe.

Au weh! Eines Landsknechts Sporen an seinem Schienbein! „Malefiznarr, blöder!"

„Lackl, damischer!"

Der ist schon davon mit seiner Marketenderin am Arm.

Jetzt die Pritschen! Ah no! Sein Rücken ist kein Sofa zum Ausklopfen!

Und die Füß drücken ihn, die spitzen Schuh! Seine Kontorpantoffeln, die sind was! Aber das elendige Lackzeug . . .!

Die Narrenspossen überhaupt! Er hat immerfort die Hand an der Maske und lüftet sie, so gut er kann; das Wasser perlt ihm drunter vor.

Seine guten blauen Augen gucken ratlos aus der verzerrten, spanferkelrosa Fratz von Papiermaché.

Wenn's nicht um sie wäre!

Jetzt zu Haus sitzen bei der Lampe mit den lustigen Bildern über der Milchglasglocke, seine Pfeife haben, seine Zeitung und einen behaglichen Plausch — —

Aber das Weiberl! Sie, die nie ein rechtes Vergnügen hat, die Sprühende, Junge, Reizende! Freilich, freilich, sie soll's genießen heut! Lustig sein!

Ho, laß dich puffen, Pantalon!

Wo ist sie jetzt hin?

Er sucht nach ihr den ganzen Abend. Da taucht sie auf und dort — —

Kolombine, Kolombine!

Ja — weg ist sie!

Ihr lichtblaues Kleid schimmert wie ein Falter zwischen dem Maskenhaufen. Wie Flammen sitzen ihr die roten Blumen auf der Brust, ihre Augen blinken feucht hinter der schwarzen Larve.

Jetzt klingen ihre Silberschellen hinter ihm. Er fährt herum.

Kolombine, Kolombine!

„Hör, du — — —"

„Morgen, morgen, guter dicker Pantalon!"

Ihre Stimme springt wie ein Irrlichtlein.

Mit wem tanzt sie da?

Rot ist der Kerl wie Blut und Brand. Ein fliegendes Mäntelchen, eine Hahnenfeder am Hut, Degen zur Seite, Augen wie die ewige Verdammnis.

Hu, Mephisto!

Pantalon, was stehst du? Ist sie fort aus dem Saal? Verbirgt sie der Landsknecht mit seinen Aermelbauschen?

Such sie, such sie!

Die Geigen schwirren...

Die Gläser scheppern aneinander. Ha, die Pulse hämmern ihnen, daß sie die Hände nicht stillhalten können — —

Wie sie anstoßen wollen, treffen sich ihre Fingerspitzen, einmal, zweimal . . .

Sie sitzen geborgen in einer Nische ganz allein. Vorhin im Gewühl war das etwas anderes!

Prickelnd rinnt ihr die Erregung über die Haut.

Mephisto beugt sich über den Tisch.

„Kolombine, wunderschönste!"

„Mir ist so heiß!"

Sie ächzt und streicht sich das Haar aus der Stirn.

„Trink, Allerliebste! Der Sekt kühlt! Reizende Maske —"

Er hebt den Sektkelch an die Lippen. Seine Augen locken und bannen.

Sie gießt das sprühende Naß herunter, achtlos.

Nur Kühlung, Kühlung! Sie brennt schier, ganz ohnmächtig wird ihr zu Sinn . . .

Er bietet ihr den Arm. Sie folgt ihm wie im Fieber. Luft!

Er wird sie nach Hause führen, durch die frische Nachtluft werden sie gehen —. Ah — sie fühlt die kräftige Kälte, die schon von den zugigen Treppenhäusern heraufschlägt.

In der Tür bleibt sie stehen.

Ihre Augen bohren sich in das Maskengewühl, sie weiß nicht warum.

„Pantalon!"

Sie sagt es halb im Traum.

Und Mephisto lächelt.

„Heimgegangen ist er — wir waren halt gut versteckt."

„Heim, ja — — —!"

Sie nickt und läßt sich hinausführen. Sorglich wickelt er sie in ihren Mantel und leitet sie die Treppe hinab.

Hinter ihnen schwirren noch immer die Geigen...

Scharfer Frosthauch weht durch die Straßen; der dämpft allgemach das brausende Blut.

Die Schritte klingen auf der Erde. Der Mond hebt mit seinem bleichen Licht die Häuserreihen aus dem Schatten; die Laternen sind schon zur Hälfte gelöscht.

Masken kommen eiligen Schrittes daher und flitzen klappernd vor Kälte vorbei.

Faschingsgäste in Flaus und Pelz ziehen in Gruppen lachend und schwatzend von irgendeinem Fest ihres Wegs.

Die Mitternachtsglocken heben an zu tönen. Im Herzen der Stadt beginnen sie ernst und fromm, von St. Michael fallen sie ein, von St. Peter und Paul, von St. Jakob und Benedikt. Gewaltig schwingen sie in immer weiteren Kreisen, ein feierlicher Chor, hallt ihre Mahnung durch die Winternacht: „Aschermittwoch, Aschermittwoch! Endet die Tollheit!"

Aschermittwoch!

Die erleuchteten Scheiben zwischen schwarzen Fensterreihen werden immer seltener; knarrend öffnen sich die Haustüren, Gäste hinauszulassen; dann klirrt das Schlüsselbund wieder von drinnen, ein einsames Lichtlein schwankt im Hausflur die Treppen hinauf und verschwindet.

Aschermittwoch!

Die Glocken sind stumm geworden, die Straßen werden immer menschenleerer.

An der Seite des Roten schleicht Kolombine durch die Gassen der alten Stadt.

Seine Stimme lockt ihr ins Ohr, sein Arm hält den ihren, daß sie nicht fällt, und preßt ihn an sich. Sein kaltes Auge blitzt durch die Maske — sie traut sich nicht mehr, ihn anzuschauen.

Ihr ist elend zumut; sie kann sich kaum auf den Füßen halten; ihr Kopf ist dumpf, sie will nichts und denkt nichts, sie trippelt nur so daher neben dem Roten, dessen Schritt immer eiliger wird.

Erst war es so lustig! Sie sog die Kälte ein wie den kühlen Sekt zuvor, und Mephisto trug sie fast durch die weiten Straßen, in denen ihr Lachen widerhallte.

Jetzt friert sie; sie ist matt und bringt die Füße kaum voreinander. Und der Rote ist ihr so unheimlich, der Weg so weit — —

Ah! Sie schrecken auf.



Fast wären sie in das Gefährt hineingelaufen. Nun stehen sie und lassen es vorbei.

Die Gassen sind so eng hier drinnen; grad um die Ecke kommt der schwarze Zug, um die sie biegen müssen.

Kolombine reißt ihren Arm aus dem des Roten und schlägt ein Kreuz — die Mütze mit der Hahnenfeder nimmt er langsam vom Kopf — —

Da stehen sie, und ihre Augen starren hinter den schwarzen Masken hervor auf den armseligen Leichenwagen.

Ein Kind bringen sie in seinem schmucklosen Särglein nächtens zur Kapelle. Im kleinen Trauergeleit geht eine schluchzende Frau; ihr Weinen tönt von den Häusermauern wider und erstirbt im Wagengerumpel auf dem ungleichen Pflaster.

Kolombine, Kolombine! Was sieht sie?

Sie sieht eine weiße Wiege mit blauen Schleifen, ein kleines Menschengesicht drin, das schlummert so süß und wimmert im Traum nach der Mutter —

Einen Mann sieht sie und Tränen in seinen guten blauen Augen, wie er ihr zum hundertstenmal dankt für das lebendige Geschenklein ihrer Liebe —

Sie sieht an sich selbst herunter, an ihrem klingelnden Narrenkleid, das zwischen den Mantelfalten hervorlugt, sieht die Flecken vom Straßenschmutz auf ihren weißseidenen Schuhen, und sie meint, die Flecken müßten an ihr heraufkriechen, sie besäen über und über — so kommt sie sich vor.

Sie schüttelt sich. Sie starrt auf den Weg, der so weit, weit ist von da, wo sie zu Haus ist.

Sie stehen noch immer an der Straßenecke, und Mephisto murmelt unzusammenhängende Sätze, die sie nicht versteht —

Plötzlich rafft sie ihren Mantel eng, damit sie ihre Schellen nicht hören muß, und läuft, läuft den Weg zurück und schaut sich nimmer um.

Nach einer Stunde schlüpft sie atemlos und verängstet in die kleine Stube, in der auf dem Tisch ein heimeliges Lämpchen brennt.

An der weißverhangenen Wiege sitzt Pantalon; die Maske hat er abgetan, und er beugt sein gutes, betrübtes Gesicht über das schlafende Kind.

Wortlos streckt er ihr die Hand entgegen.

Es ist ganz still im Zimmer und so friedlich.

Ein schwedischer Bildhauer.

Von Alfred Georg Hartmann. — Hierzu 11 Abbildungen.

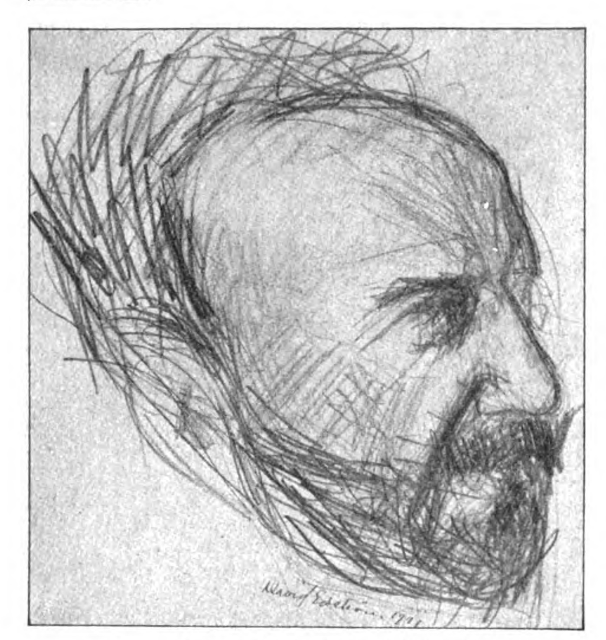
David Edström, von dem ich hier in der „Woche" erzählen will, stammt aus der südschwedischen Provinz Smaland. Dort ist er am 27. März 1873 geboren. Welch seltsame Wege ihn das Leben führte, zeigt ein Blick auf seinen mehr als außergewöhnlichen Entwicklungsgang. Dieser ist so grotesk, daß ein Romandichter die „Stationen" für einen richtigen Helden eigens erfunden haben könnte. Doch wir wissen es ja zur Genüge, was sind alle Dichterträume gegenüber den seltsamen Zufallspielen einer unerbittlichen Wirklichkeit!



Phot. Harry G. Guis.

„Wolken". Symbolische Plastik von David Edström.





Kammersänger d'Andrade. Bleistiftzeichnung.



Phot. Franz Kullrich.

Der kleine Herkules.

Der junge Edström zieht im Jahr 1880 mit seinen Eltern nach Amerika (nach Jowa) und wird schon als Dreizehnjähriger in den Daseinskampf hinausgestoßen. Mit dem Hunger lebt sich's schlecht. Glücklos gehen die Tage dahin. Und die These, daß über der Jugend immer ein Sonnenstrahl lache, erscheint ihm eine hohle Farce. Es bleibt ihm kein anderer Ausweg als der der Selbsthilfe; er wird — Zeitungsjunge und später, als die Kräfte wachsen, Arbeiter. So verdient er sich in Eisenbahnwerkstätten und in Schlächtereien schlecht und recht sein Brot. Das geht Jahre so weiter, trübe, zermürbend, aussichtslos, bis er 21 Jahre alt ist.

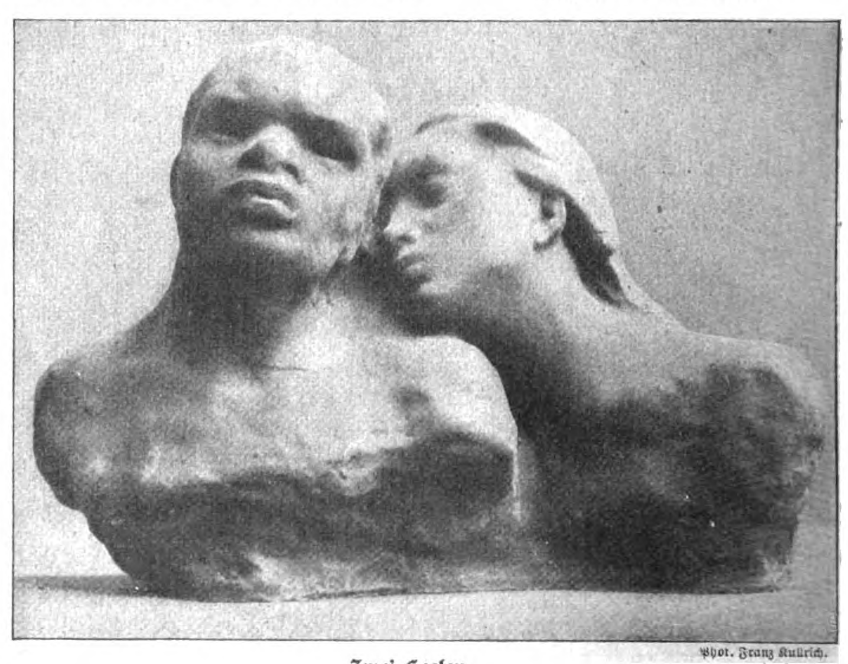
Dann kommt die Wendung, die seine Tatkraft selbst herbeiführt. Der Künstler in ihm wird immer stärker und verlangt despotisch nach seinem Recht. Edström will Bildhauer werden, selbst auf die Gefahr hin, den Traum mit seinem Leben zu bezahlen. Die Sehnsucht nach der Heimat erwacht. Trotzdem er keinen Heller sein Eigen nennt, kommt er schließlich von Jowa nach Neuyork, um sich von dort aus als — Heizer auf einem dänischen Dampfschiff nach Schweden einzuschiffen.

Nun beginnen in Stockholm die beglückenden Jahre der eigentlichen Studien: zwei Jahre arbeitet er auf dem dortigen Polytechnikum und drei Jahre auf der Akademie der Bildenden Künste. Reisen schließen sich an diese Lehrzeit an. Werk um Werk entsteht. Er sieht die Wunderpracht Italiens: Venedig, Florenz, Rom und Neapel und dann auch Paris, das er wie seine zweite Heimat liebt.



Bildhauer David Edström.

Heute steht Edström auf der Lebenshöhe. Seine Werke schaffen sich einen immer weiteren Kreis von Freunden. Im Gothenburger Museum, im Nationalmuseum in Stockholm und in der Sammlung Thiel in Stockholm werden Werke von ihm aufbewahrt. Und als im Oktober 1910 der Konstnärs-Förbundet Stockholm in der Berliner Sezession ausstellte, da fiel ein gut Teil des Erfolges auch auf den Namen Edström ab. Wer



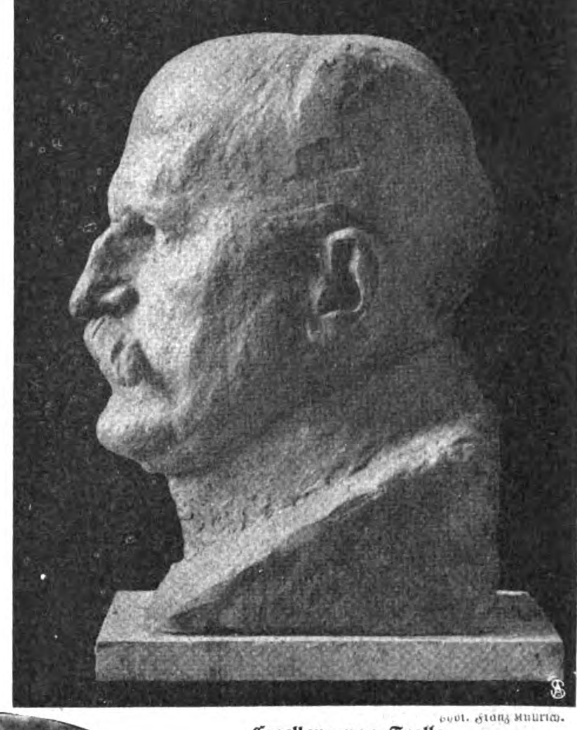
Phot. Franz Kullrich.

Zwei Seelen.



Phot. Franz Kullrich.

Franzisco d'Andrade,
Königl. Bayrischer Kammersänger.



Phot. Franz Kullrich.

Exzellenz von Trolle,
schwedischer Gesandter in Berlin.

den hochgewachsenen, breitschultrigen Künstler kennt, der weiß, daß in diesem Herzen Brände lodern, die nur das Schicksal wieder zuschütten kann. Edström ist Bildhauer aus reinstem Ideal heraus, so wie man sich nur einer Sache hingibt, die ganz auf Ehrgeiz und Ruhm gestellt ist, und für die man willig sein Leben in die Schanzen schlägt. Was er immer tut, alles trägt den Stempel persönlicher Auseinandersetzung an der Stirn. Er porträtiert den Gesandten Erik von Trolle oder den Sänger d'Andrade nicht eher, als bis er in die Tiefe gestiegen ist und ihm das Wesen dieser Männer klar vor Augen liegt. Dies Studium treibt er äußerlich so weit, daß er, ehe er an das eigentliche Modellieren geht, immer Dutzende von Studienzeichnungen nach seinen Modellen anfertigt, um ihnen innerlich ganz nahe zu kommen. Er zeichnet sie **immer wieder, ganz einfach, nur mit ein paar Strichen** das festhaltend, was der Kopf an charakteristischen Formmerkmalen aufweist, oft zahm und absichtslos, oft gewalttätig und outriert, wie es die Versenkung in die Aufgabe gerade mit sich bringt. Er drückt das so aus: „Der Bildhauer muß die Logik der konstruktiven Form kennen, um fähig zu sein, das Bild mit dem Mantel des Lebens zu umkleiden."

Phot. Harry C. Ellis.

Rhapsodie. Von David Edström.

Edström strebt als Künstler über den reinen Impressionismus hinaus, und man darf ihn wohl mit Rodin in einem Atem, aber nicht dessen Schüler nennen. Er steht gleichsam zwischen diesem und den modernen Belgiern Meunier und van der Stappen. Zuweilen wird man auch, wie vor dem S. 250 abgebildeten entzückenden Kinderporträt, an den Italiener Medardo Rosso erinnert. Mit solcher Technik suchte Rosso nach einem Gefäß für das Leben. Und trotzdem **sind Edström und Rosso zwei ganz verschiedene Naturen.**



Bleistiftstudie.

Edström ist viel tiefer, phantasievoller und leidenschaftlicher. Die Porträte sind ja nur ein Zweig seines großen Könnens. Er sucht letzten Endes nach weiteren, beziehungsvolleren Symbolen. Mit echt Strindbergschem Mystizismus vergräbt er sich in die Probleme. Wie er selbst sagt, wollte er in der „Rhapsodie“ (Abb. S. 249) darstellen, wie sich das organische Leben nach der Sonne reckt. „Die Figur ist für einen Park bestimmt, wo das durch die Blätter fallende Licht auf dem aufwärts gewendeten Gesicht spielt. Ich habe die Linien konstruiert, wie der Dichter die Versfüße in seinem Gedicht konstruiert, um den Gedanken des Aufschwungs wiederzugeben. Die Seele der Blume, die durch den harten Boden dringt und ihren Duft ausströmt, als heiliges Opfer für das Licht.“ Und die „Wolken“ sieht er in seiner Phantasie als ein durch den Aether rasendes Liebespaar (Abb. S. 247). Und wie er reine Bewegungsmotive gestaltet, so bannt er auch ganz superlativische Empfindungen, wie die Angst, das Grauen und den Schrecken, in plastische Form. Gestalten-Komplexe und Gesichte, die immer größere Dimensionen annehmen, aufgebaut auf immer wuchtigeren Akkorden. So entstand der Entwurf zu einem Brunnen der fünf Erdteile, und so entstand der Entwurf zu einem Industriedenkmal, wo er sein ganzes Leben wie im Spiegel am Beschauer vorüberziehen läßt. Es ist bekrönt von den drei Titanen: „Initiative“, „Konzentration“ und „Ausdauer“.



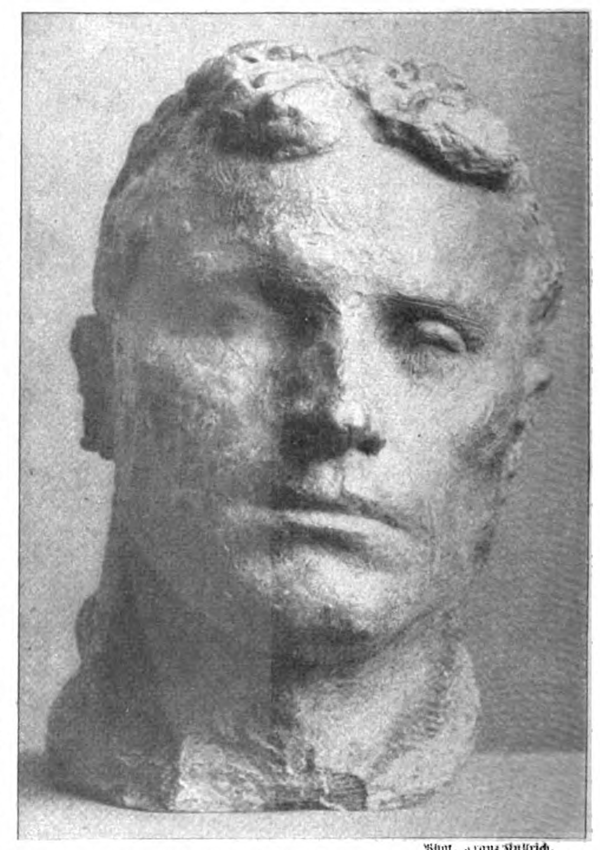
Phot. Franz Kullrich.



Kinderporträt.

Wo er geht und steht, erweist er sich als ein denkender Künstler, als ein Künstler mit Ideen und neuen Impulsen. Selbst dort, wo wir dem Flug seiner Gedanken nur ungern folgen, zwingt er uns noch Hochachtung ab. Weil er einer ist, der etwas zu sagen hat, der sich abquält in heißem Mühen um die goldene Frucht, die die Hesperiden dem Auserwählten darreichen.

Man vertiefe sich in die Zeichnungen, in die zahlreichen weiblichen und männlichen Akte, die jetzt bei Keller und Reiner in Berlin gezeigt werden. Jede dieser Arbeiten sagt uns, wie sehr Edström am Leben hängt. Sein Inneres ist immer in Spannung, und kaum hat sein Auge ein Atom von Schönheit erhascht, ist auch schon die Hand bereit, das unsicher bewegte Fluidum keck und sicher einzufangen. Freilich sind diese Zeichnungen nur Gelegenheitsnotizen, rasch hingeschriebene Tagebuchblätter, wie sie der Dichter oder der Philosoph füllt,



Phot. Franz Kullrich.

Studie zu einem Industriedenkmal (Stockholmer Nationalgalerie).

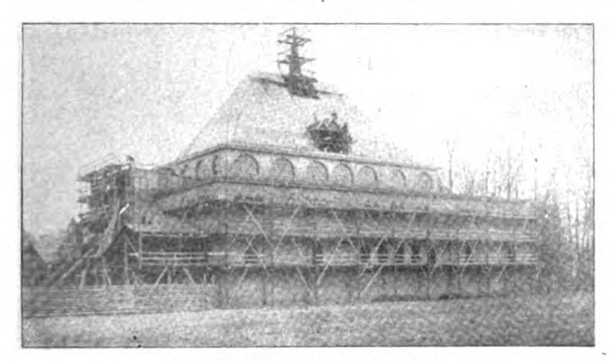
um sein Inneres von momentanen Bedrängnissen frei zu machen. Aber da sie wirklichen Erlebnissen zum Ausdruck dienen, fragen wir nicht nach dem Wozu oder nach dem Warum. Wir nehmen sie hin als die Aeußerungen eines Künstlers, der uns in diesen Blättern willkommene Ergänzungen zu seinen Plastiken gibt.

Die Internationale Hygieneausstellung in Dresden.

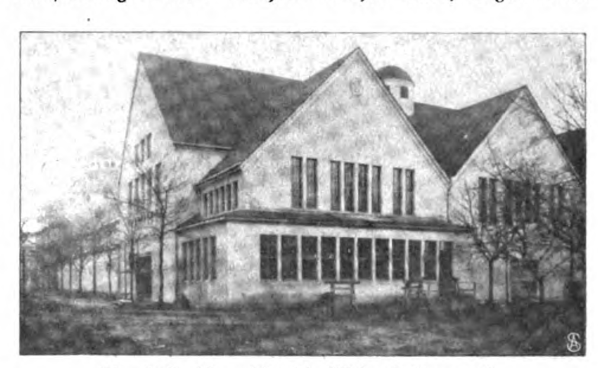
Von Max Bewer, Laubegast. — Hierzu 6 Aufnahmen.

Im Mai dieses Jahres wird sich in der schönen Residenz an der Elbe ein Gesundbrunnen für alle Völker auftun. Schon jetzt staunt der Fremde, der nach Dresden kommt, über die gewaltigen Vorarbeiten für die große Internationale Hygieneausstellung, die vom Frühjahr bis zum Oktober das kulturelle Interesse des In- und Auslandes beherrschen wird.

Wie von künstlerischen Heinzelmännchen hervorgezaubert — nicht weniger als 21 der ersten Dresdner Architekten sind an der Arbeit — zieht sich am Saum des weltbekannten Königlichen „Großen Gartens" und tief in die Lindenschatten der berühmten „Herkules-Allee" eine ganze Stadt mächtiger und reizvoller Baulichkeiten. Das 40. Geburtsjahr des Deutschen Reichs konnte nach der großen Schöpfung unserer Staats- und Kriegsmänner sich wahrlich nicht sinnreicher auszeichnen als durch dies Segenswerk deutscher Kultur- und Friedensmänner, deren Ruf alle Völker der Erde zur gemeinsamen Arbeit am Wohl der Menschheit gefolgt sind!



Der Russische Staatspavillon.



Die Halle für wissenschaftliche Instrumente.

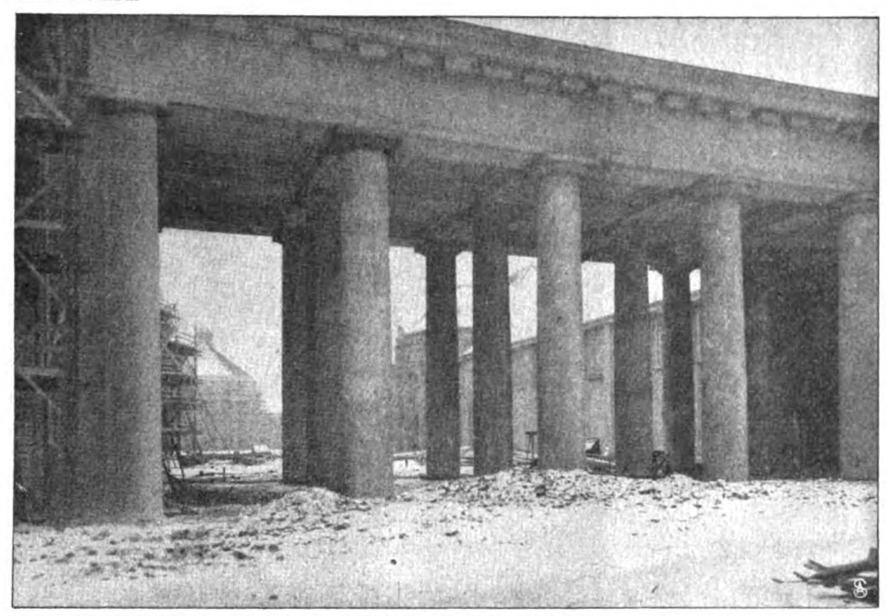
Wir können unseren Lesern in der heutigen Nummer eine kleine Auswahl aus dem Reichtum der fast fertigen Gebäude im Bild vor Augen führen. Trotz der abwechslungsreichen Mannigfaltigkeit ihrer architektonischen Formen stehen sie alle untereinander in einer künstlerisch fein abgedämpften Harmonie. „Ernst und Würde" scheint das Leitwort gewesen zu sein, unter dem sie aus dem Grün der Wiesen und Baumgruppen wie Geschwister emporwuchsen.

Die Ausstellungsleitung schrieb für das große Werk eine Gesamtanlage vor, in die sich jeder Einzelbau ohne Aufdringlichkeit wie in einen festgezogenen Rahmen einzuordnen hatte. So entstand ein Baubild von überaus wohltuender Einheit, in dem sich Gefälligkeit und Zweckmäßigkeit auf das angenehmste vereinigten. Große Ausstellungsbauten machten bisher durch Eigenwillen und willkürliches Uebertrumpfen leicht den Eindruck architektonisch-chaotischer Zerrissenheit, während hier aus planvoll gemäßigtem Geist ein Werk aus einem Guß entstand. Wie stark der Wille zu dieser künstlerischen Ein- und Unterordnung war, möge aus dem Größenverhältnis ermessen werden, in dem die Dresdner Hygieneausstellung zu der letzten im Jahr 1883 in Berlin abgehaltenen steht. Die Berliner erstreckte sich über eine Fläche von 70000 Quadratmeter, von denen 27000 überbaut waren, während die Dresdner 320000 Quadratmeter umfaßt, von denen, wie Cornelius Gurlitt in einer sachkundigen Abhandlung berechnete, ungefähr 70000 mit Baulichkeiten bedeckt sein werden. Diese riesigen Anlagen in eine geschmackvolle Uebereinstimmung zu bringen, dazu gehörte gewiß ein

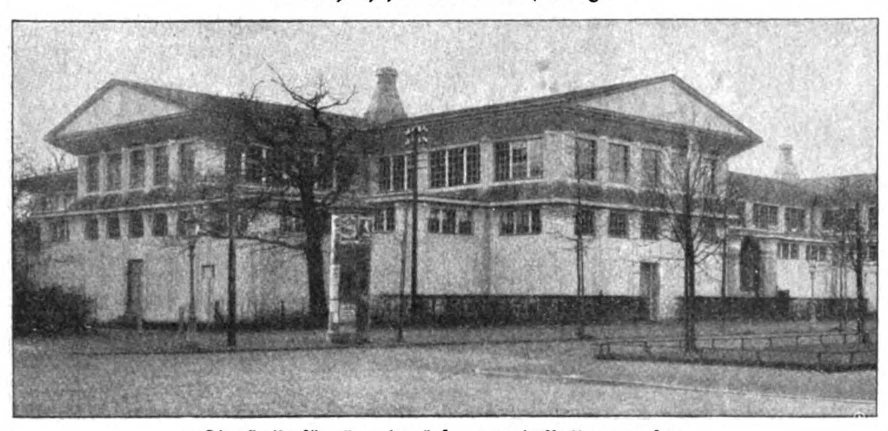


Die Halle für Nahrungs- und Genußmittel.

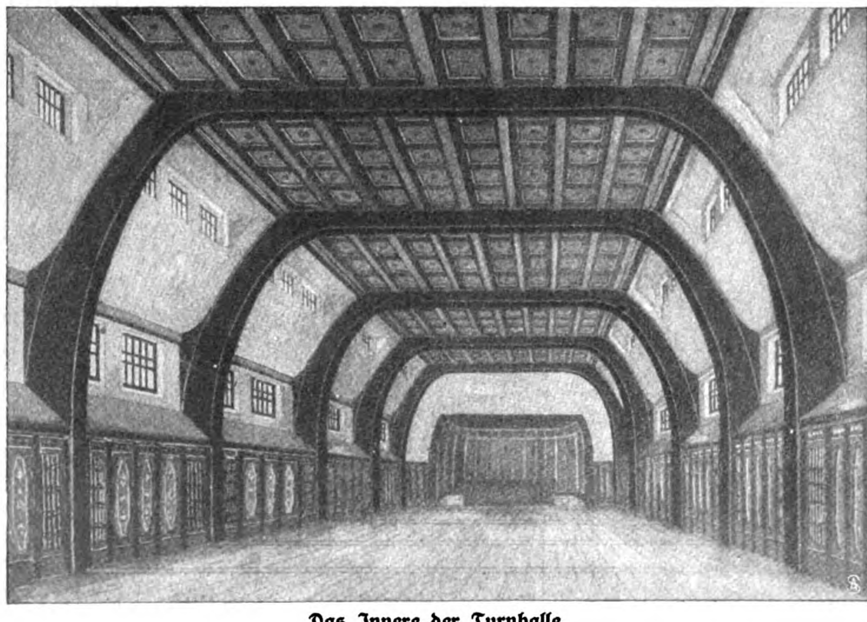




Das Hauptportal der Ausstellung.



Die Halle für Krankenfürsorge und Rettungswesen.



Das Innere der Turnhalle.

künstlerisch fest auftretender, sich selbst und — andere kräftig beherrschender Wille. Trotzdem herrscht nirgends Eintönigkeit auf dem landschaftlich so reizvoll gelegenen Gelände. Wie im Orchester unter der leitenden Hand des Kapellmeisters jeder Musiker ein anderes Instrument spielt, so bauen auch hier ganz auf ihre Art, doch dem Geist des Ganzen sich anschmiegend, die meisten der großen Kulturstaaten ihre eigenen Paläste: Oesterreich-Ungarn, Frankreich, die Schweiz, Rußland, Amerika, Japan und China! Und daß dem Ernst und der Würde nicht auch die Anmut und die Heiterkeit fehle, dafür wird der weitangelegte Erholungspark sorgen. Und auf einem stadionartig angelegten Sportplatz werden die reizvollsten Spiele und spannendsten Kämpfe des Sports den ganzen Sommer hindurch die Zuschauer in Atem halten.

Von dem gewaltigen Interesse, das sich in der gesamten gebildeten Welt für die Dresdner Ausstellung zeigt, zeuge die Tatsache, daß bis heute schon 250 deutsche und ausländische Kongresse und Vereinsversammlungen ihre Tagung in diesem Jahr im Anschluß und im Rahmen der Dresdner Ausstellung abhalten werden. Der Aufklärung geneigt, scheinen wie zu einem fern winkenden Licht die Geister zu dieser Stätte der Erhellung unserer oft noch so dunkel gebliebenen Lebensprobleme zu eilen, neue Strahlen der Erkenntnis wieder zurück in ihre Heimat tragend. Stadt- und Landgemeinden zeigen das gleiche Verlangen, hier am Zusammenstrom von Industrie und Wissenschaft segensreiche Errungenschaften für ihre Bewohner nutzbar zu machen; denn Stadt und Gemeinde seufzen oft unter einer dank mangelhafter hygienischer Erfahrung immer mehr anwachsenden Kranken- und Armenlast! Aber auch jeder einzelne, der sich von der „süßen Gewohnheit des Daseins“ wie Egmont noch nicht trennen mag, wird gern hier

neue Fingerzeige für die Erhaltung und Erhöhung seiner eigenen Lebenskraft empfangen! . . .

So wird sich in Dresden auf der Grundlage ernster Lebensweisheit ein anschauliches und zugleich interessantes, hochmodernes Bild zunehmender Lebensfreude entfalten; man kann diese alle Geheimnisse des Daseins berührende Ausstellung, die Krankheit und Leiden verscheuchen und Gesundheit wecken will, mit Recht die „Wohltäterin aller Völker" nennen, die uns mit gütigem Lächeln das wiedergeben will, was uns durch Schuld oder Verhängnis am meisten verloren ging: den Frohsinn an der Schönheit der Welt, die Lust und das Glück am eigenen Leib und der eigenen Seele! Edle Tempelsäulen bilden ihren Eingang, als mahnten sie jeden Besucher, auch selbst ein edler Priester im heiligen Hain des Lebens zu sein! . . .

Am Kreuzweg.

Du gabst mir lieb und innig deine Hand.
So schritten wir den Weg zusammen weiter,
Und wo du gingst, war Märchenlicht und -land.

Wie lang und selig waren wir im Strahl,
Als ging ich seit der Kindheit dein Begleiter
Und wüßte nichts von Abschiedschmerz und -qual.

Bis unser Pfad auf einen Kreuzweg stieß!
Und wieder gabst du mir die kleinen Hände.
Daß ich sie je aus meinen Händen ließ.

Du gabst sie traurig meinen Lippen hin.
Ich küßte, küßte sie und fand kein Ende
Und keine Träne, blonde Königin.

Dann schrittest du ganz leise von mir fort
— es lag um dich ein lichter Frühlingschimmer.
Du sprachst vom Wiedersehn ein letztes Wort.

Ich aber weiß es wohl: Du gingst für immer.

Edwin Krutina.

Bilder aus aller Welt

Auf dem Reichspostdampfer „Prinz Ludwig", dem durch die Kronprinzenreise bekannt gewordenen Lloydschiff, kehrte der Direktor des Norddeutschen Lloyd Ph. Heineken von seiner Inspektionsreise nach Ostasien, Neuguinea und Australien zurück. Zweifellos ist diese Reise für die überseeischen Beziehungen der großen Schiffahrtgesellschaft von großer Bedeutung gewesen.

Nach einem sehr gelungenen Gastspiel als Georg im „Goetz" wurde Frl. Helene Thimig vom Herzoglichen Hoftheater in Meiningen für das Schauspielhaus in Berlin verpflichtet.

Der Badedirektor von Borkum Herr Apotheker Bakker feierte vor wenigen Tagen sein 25jähriges Jubiläum als Badedirektor der vielbesuchten und beliebten Nordseeinsel.

In Braunschweig wurden vor wenigen Tagen die von dem Direktor des Hoftheaters Leopold Adler verfaßten Einakter „Drei Siege" zum erstenmal aufgeführt. Die drei Einakter sind innerlich zusammenhängende Charakterbilder aus dem Leben Friedrichs des Großen. Die Aufführung gestaltete sich zu einem großen Erfolg. Die Darsteller waren ausgezeichnet.



Frl. Helene Thimig,
wurde dem Berliner Schauspielhaus verpflichtet.



Der Direktor des Nordd. Lloyd Ph. Heineken (×) an Bord des R.-P.-D. „Prinz Ludwig"
auf der Rückkehr von seiner ostasiatischen Inspektionsreise.



Badedirektor Bakker, Borkum,
beging sein 25jähriges Jubiläum.





Drei Einakter aus friderizianischer Zeit: Szenenbild von der Erstaufführung der „Drei Siege“ von L. Adler in Braunschweig.

Als Ersatz für Fräulein Terwin wurde Fräulein Lisa Michalek von der „Neuen Wiener Bühne“ nach erfolgreichem Gastspiel im „Baumeister Solneß“ an das Münchner Hoftheater auf fünf Jahre verpflichtet.



Frl. Lisa Michalek,
wurde dem Münchner Hoftheater verpflichtet. — Phot. Gutmann.



Frl. Charlotte Uhr,
wurde als dramatische Sängerin an die Oper in Frankfurt a. M. engagiert.



Fr. Lucy Boennecken,
wurde als Opernsoubrette an die Oper in Frankfurt a. M. engagiert.



G. Fiene,
der Vorsitzende des Zweigvereins London.

Festbankett in London.
Deutscher Bankbeamtenverein, Berlin, Zweigverein London.

Phot. Fradelle & Young.



Phot. Manuel.

Die Pariser Schauspielerin Frl. Mistinguett,
die für die Hauptrolle in der Komödie von Artus „les Midinettes" in Pariser Modesalons Studien machte.

Auf Engagement gastierte Frl. Charlotte Uhr vom Stadttheater in Königsberg an der Frankfurter Oper als „Manon“ und „Pamina“ mit außergewöhnlichem Erfolg. Die Künstlerin wurde dem Opernhaus in Frankfurt a. M. verpflichtet.

Die Opernsoubrette des Königl. Landestheaters in Prag Frau Lucy Boennecken wurde nach einem erfolgreichen Probegastspiel als Frau Fluth und Aennchen ebenfalls an die Frankfurter Oper engagiert.

Der Deutsche Bankbeamtenverein Berlin hat einen Zweigverein in London, der sich einer großen Beliebtheit erfreut und etwa 300 Mitglieder umfaßt. Dieser wird von Herrn Fiene geleitet. Die Gründung eines Zweigvereins Paris steht demnächst bevor.

Fräulein Mistinguett, die augenblicklich im „Théâtre des Variétés“ in der vieraktigen Komödie von Louis Artus „Les Midinettes“ Triumphe feiert, hat ihre Studien zu dieser Rolle in Pariser Modesalons gemacht. Frl. Mistinguett gilt als besonders graziöse Trägerin der vielbesprochenen sogenannten Poirettoiletten.



Frau Dr. v. Brennerberg,
Trägerin des Ersten Preises für Frisuren.

Die Wiener Fächer- und Frisurensoiree in den Musikvereinssälen.
Der Clou des Wiener Faschings 1911.



Zum Verladen fertige Skier auf einem Bahnhof in Norwegen.
Aus der Heimat des Skisports.

Als Clou des Wiener Faschings wurde eine Fächer- und Frisurensoiree veranstaltet, bei der Frau Dr. v. Brennerberg den Ersten Preis für Frisuren davontrug.

Im Dorado des Skisports, in Norwegen, bieten in der Saison die Bahnhöfe oft ein eigenes Bild, wenn Hunderte von Skiern verladen werden. Die Bahnbeamten der norwegischen Touristenstationen sind auf dieses etwas ungelenke Gepäck schon eingeübt und die Expedition geht ohne Schwierigkeiten vor sich.

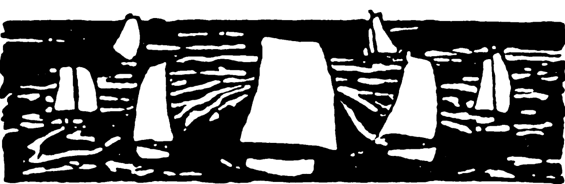
Zu unserm Bild in Nr. 1 Seite 42, den Brunnen in Lüdenscheid darstellend, bemerken wir, daß in der Beschreibung insofern ein bedauerlicher Irrtum unterlaufen ist, daß der Kopf der Brunnenfigur nicht die Züge des Stifters, wie wir angaben, sondern des Vaters des Stifters trägt, und zwar auf beifällig aufgenommenen Vorschlag des verstorbenen Amtmanns der Gemeinde Lüdenscheid.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 7. | Berlin, den 18. Februar 1911. | 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 7.



Die sieben Tage der Woche.

9. Februar.

Die Kommission des Reichstags für die elsaß-lothringische Verfassung beschließt die Erhebung des Reichslandes zum selbständigen Bundesstaat mit Vertretung im Bundesrat. — Der Landesausschuß für Elsaß-Lothringen nimmt einen Antrag in dieser Richtung mit allen gegen eine Stimme an.

In Weimar verübt der frühere Leiter des Goethe-Schiller-Archivs Professor Dr. Bernhard Suphan Selbstmord.

Der Bundesrat stimmt dem Zuwachssteuergesetz in der vom Reichstag beschlossenen Fassung zu.

Das englische Unterhaus lehnt ein von der Opposition eingebrachtes Amendement zur Adresse auf die Thronrede mit 324 gegen 322 Stimmen ab.

10. Februar.

Der „Große Ausschuß" der konservativen Partei wählt an Stelle des Herrenhauspräsidenten von Manteuffel, der sein Amt als Vorsitzender niedergelegt hat, einen Vorstand, der aus den Abgeordneten von Heydebrand und der Lasa und von Normann und dem Regierungsrat Dr. Stackmann besteht.

Bei der Landtagsersatzwahl in Elbing-Marienburg wird an Stelle des Abgeordneten von Oldenburg-Januschau, der sein Mandat niedergelegt hat, der konservative Gutsbesitzer Baerecke-Spittelhof gewählt.

Der türkische Minister des Innern Talaat-Bei gibt seine Entlassung, sein Nachfolger wird Halil-Bei.

11. Februar.

In Wien stirbt, 66 Jahre alt, Baron Albert von Rothschild, der Chef des Wiener Bankhauses S. M. von Rothschild. (Portr. S. 266.)

Der russische Generalkonsul in Ispahan wird im Brunnen seines Hauses als Leiche aufgefunden.

An der Warschauer Universität beschließen 600 Studenten als Protest gegen die russische Regierungspolitik bis zum Jahresschluß den Besuch der Vorlesungen einzustellen.

12. Februar.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß die Revolutionäre die an die Regierungstruppen verlorene Stadt Mezcala wieder eingenommen haben.

13. Februar.

Die chinesische Zentralregierung genehmigt den Antrag des Generalgouverneurs der Mandschurei, sich durch Verkauf von Titeln und Aemtern die Mittel zur Bekämpfung der Pest zu beschaffen.

Der Landesdirektor der Provinz Brandenburg Freiherr von Manteuffel reicht seine Entlassung ein.

Aus Deutsch-Südwestafrika wird amtlich gemeldet, daß ein Teil der nach der Kapkolonie geflohenen Simon-Kopper-Leute die deutsche Grenze bei Petta und Romansdrift überschritten habe.

Aus Nikaragua wird der Ausbruch einer neuen Revolution gemeldet. Der Präsident Estrada und seine Familie befinden sich im amerikanischen Konsulat in Managua.

14. Februar.

Rektor und Prorektor der Universität Petersburg legen wegen andauernder Studentenkonflikte ihre Aemter nieder.

König Peter von Serbien tritt von Belgrad eine Reise nach Rom an. Während seiner Abwesenheit führt der Kronprinz Alexander die Regentschaft.

In Berlin tritt der Deutsche Landwirtschaftsrat unter dem Vorsitz des Reichstagspräsidenten Grafen Schwerin-Löwitz zusammen.

15. Februar.

Das amerikanische Repräsentantenhaus nimmt den Reziprozitätsvertrag mit Kanada an.

Die Europäer in Argentinien.

Reisetagebuch aus Südamerika.

Von Georges Clemenceau.

IV.

Während das Aussehen der Straßen in Buenos Aires echt europäisch ist, sowohl hinsichtlich der Verwaltung und der allgemeinen Physiognomie, als auch in bezug auf Moden und Gesichtsausdruck, ist doch diese ganze argentinische Welt bis ins innerste Mark hinein — ausschließlich argentinisch. Neuyork ist näher an Europa gelegen, und Neuyork ist trotzdem in innerster Seele Nordamerika ebenso vollständig, wie Buenos Aires argentinisch ist. Der Unterschied besteht darin, daß in Neuyork wie auch in Boston oder in Chikago das Nordamerikanertum im Menschentypus, im Blick, in der Gangart und Stimme ebensosehr wie in Empfindung und Denkweise jedem in die Augen springt, während es die bekannte Eigentümlichkeit von Buenos Aires ist, daß es uns unter europäischer Hülle ein auf die äußerste Spitze getriebenes Argentiniertum vorführt. Und vielleicht das allermerkwürdigste liegt darin, daß dieser eingefleischte Chauvinismus, der sich bei so vielen Völkern, die ich nicht nennen will, gern auf eine verletzende Art äußert, hier so liebenswürdige, ich möchte fast sagen so treuherzige Formen annimmt, daß man sich recht schnell zu dem Wunsch hinreißen läßt, ihn gerechtfertigt zu sehen. Nicht zufrieden damit, von den Sohlen bis zum

Scheitel selbst Argentinier zu sein, würden diese Teufelskerle, wenn man sie gewähren ließe, auch uns im Handumdrehen verargentinern.

Ich sagte schon, daß viele Italiener über das Meer gingen, um in Argentinien die Ernte mitzumachen und dann, dank des Unterschieds in den Jahreszeiten, wieder zum Mähen des Getreides in die Heimat zurückzukehren. Dieses regelmäßige Hin und Her hat eine große Ausdehnung gewonnen. Aber die mächtige Anziehungskraft eines Landes, das von Energien strotzt, trägt schließlich doch früher oder später den Sieg davon über die atavistische Gewalt jahrhundertalten Haftens an der Scholle. Und sobald der Einwanderer aus Italien oder anderswoher erst einmal als Eigentümer auf dem neuen Boden Fuß gefaßt hat, ist er für Europa unrettbar verloren.

Ich habe nicht verhehlt, daß die größte Zahl der Auswanderer sich leider in Buenos Aires aufhält, und durch sie schwillt dann die Einwohnerschaft dort in einer Weise an, daß sie in gar keinem Verhältnis mehr zur Entwicklung der Kolonisation im argentinischen Gesamtgebiet steht. Diese Arbeitermasse, die notwendigerweise für die Einflüsse des europäischen Geistes sehr zugänglich bleibt, scheint der revolutionären Propaganda ein weites Feld der Betätigung zu bieten. Anarchisten und Sozialisten im eigentlichen Sinn scheuen keine Anstrengung, dort Wirksamkeit ihrer Gruppen zu finden und den gewonnenen Einfluß zu verstärken. Rednerische Ausschreitungen und Gewalttätigkeiten haben gewissen Ausständen einen echt europäischen Anstrich gegeben. Es scheint aber, daß in einem Land, wo beständiges Arbeitsangebot vorhanden ist, eine Agitation, die vielmehr auf Doktrinen als auf einer mißlichen sozialen Lage beruht, auf unabsehbare Zeiten hinaus keine Einwirkung auf ansehnliche Gebietsteile gewinnen kann.

Schenkt man den Behauptungen Glauben, die man überall wiederholen hört, so hätten die russischen Anarchisten in Buenos Aires eine besonders furchtbare Organisation. Fest steht, um bei Ereignissen der jüngsten Vergangenheit zu bleiben, daß einer der letzten Chefs der Polizei, der schonungslose Repressalien geleitet hatte, von einem jungen, durch sein Alter vor der äußersten Strenge des Gesetzes geschützten Russen auf der Straße durch eine Bombe ermordet wurde.

Zweifellos ist die argentinische Regierung entschlossen, mit allen Mitteln den Attentaten ein Ende zu machen, die in der ganzen zivilisierten Welt nur das gleiche Gefühl des Abscheus erwecken können. Im Verlauf eines eiligen Besuchs, den ich in Begleitung des verehrten Stadtintendanten Herrn Guiraldès beim Polizeidepartement machen durfte (gerade in dem Augenblick, wo man den des Bombenattentats im Theater Colon verdächtigen Anarchisten verhaftet hatte), konnte ich mich überzeugen, daß die Polizeiverfassung von Buenos-Aires auf sehr starken Füßen stand und zugleich von tatkräftigen Leitern sehr nachdrücklich gegen die Apostel der Gewalttätigkeiten — die übrigens mit der argentinischen Nationalität nie oder fast nie etwas zu tun haben — angewandt wurde.

Als interessanter Zug sei nebenbei erwähnt, daß die argentinische Polizei die Anwendung der Daumenabdrücke zur Identifizierung der Verbrecher eingeführt und vervollkommnet hat. Zunächst nimmt sie den Abdruck aller zehn Finger, um ja jede Möglichkeit eines Irrtums zu vermeiden. Ferner geht sie von dem Grundsatz aus, daß es ebenso nützlich sein kann, die Persönlichkeit eines ehrlichen Menschen wie die eines Banditen festzustellen; sie hat darum Identitätshefte eingeführt und gegen sehr mäßiges Entgelt dem Publikum zur Verfügung gestellt, in denen sich der vergrößerte Daumenabdruck eingetragen findet.

Eine Menschenansammlung vor der Tür des Amtszimmers, wo die Büchlein mit der Personalbeschreibung ausgegeben werden, bewies mir, daß die Einwohnerschaft die Vorteile eines solchen Identitätsnachweises zu schätzen wußte. Junge wie alte Leute gaben sich schweigsam dem Vergnügen hin, ihre zehn Finger mit einer Art Stiefelwichse zu beschmieren, die nach vollzogener Operation nur schwer mit warmem Wasser und Seife zu entfernen war. Und jeder war beim Weggang glücklich in dem Gedanken, daß seine Familie, wenn ihm ein Unglück zustoßen sollte, nicht in die unangenehme Lage versetzt sein würde, einen ihrer Angehörigen unter der ruhmlosen Bezeichnung „eine unbekannte Leiche" in den Zeitungen auftauchen zu sehen. Die Mode scheint es von jetzt an zu fordern, daß man vor Antritt einer Reise seinen Daumen polizeilich eintragen läßt. Herr Guiraldès erzählt, daß sein Sohn sich nicht nach Europa eingeschifft habe, ohne vorher diese Vorsichtsmaßregel gegen die Unzuverlässigkeit der Elemente oder die wenig umständlichen Lebensgewohnheiten der Apachen in der Alten Welt zu treffen.

Nach dieser Abschweifung, die durch ihren interessanten Gegenstand gerechtfertigt ist, möchte ich aber meine Ausführung über den hochgespannten Argentinismus unserer Argentinier zu Ende führen. Es war für mich ein Gegenstand recht großen Erstaunens, als ich mit Hochachtung von den edlen Eigenschaften des spanischen Volkes sprach und dabei von Männern unterbrochen wurde, die europäische Bildung besaßen und doch die Nation — wenn auch nicht gerade den Stamm, aus dem sie hervorgegangen — mit einer Schärfe beurteilten, die ich eher von einem Angelsachsen als einem Angehörigen der lateinischen Völker erwartet hatte. Man glaube also bitte nicht, daß die Argentinier nichts weiter seien als auf amerikanischen Boden verpflanzte Spanier. Nein. Der echte Argentinier scheint mir, vielleicht unbewußt, davon überzeugt zu sein, daß eine magische Verjüngungskraft, die aus der tiefsten Tiefe seines Bodens stammt, ihn zu einem vollständig neuen Leben erweckt, ihn völlig wiedergeboren und in einen andern Menschen umgewandelt habe, der von keinem Menschen abstammt, aber der geborene Vorfahre erstaunlicher Zukunftsgeschlechter ist.

Und eins könnte wirklich für die Regenerationskraft dieses jungen Bodens zeugen: nämlich, daß sie gleich blitzschnell auf die Ankömmlinge von verschiedener Herkunft wirkt. Besonders der Italiener wird hier viel schneller zum Nationalisten als zum Kapitalisten. In den Provinzen wie in Buenos Aires habe ich hierfür tausend Beispiele gefunden, die alle miteinander übereinstimmen.

Ich frage einen Knaben, den Sohn eines Auswanderers, ob er Italienisch oder Spanisch spreche. Er antwortet uns stolz: „Im Hause sprechen wir alle Argentinisch." Ein anderer Schüler muß zugeben, daß er in Genua geboren ist, obgleich er seine Nationalität stolz als argentinisch angegeben hat; er bringt murmelnd die Entschuldigung vor: „Ich war damals noch ganz klein." Ich muß hinzufügen, daß in den Elementarschulen, wo ich diese Antworten erhielt, der Unterricht



hauptsächlich in der Pflege des argentinischen Patriotismus besteht, wie das durch die Bilder und die Inschriften an den Wänden bezeugt wird*).

Und da ich versprochen habe, ganz aufrichtig zu sein, muß ich zugeben, daß auch selbst unsere Franzosen dem argentinischen Einfluß mit überraschender Bereitwilligkeit entgegenkommen. Gewiß würde ich mich einer unverzeihlichen Beleidigung unserer vortrefflichen Kolonie schuldig machen, wollte ich nicht ihrer glühenden Vaterlandsliebe gerecht werden. Die Liebe wächst und läutert sich, wenn sie auf die Probe gestellt wird. Fernsein macht das Vaterland um so kostbarer und teurer, weil das Band der innigen Empfindungen, das die Seele mit dem heimischen Herd verbindet, dann durch die stets wache Erinnerung an gemeinsame Leiden, aus denen wenigstens die Ehre unversehrt hervorgegangen ist, desto stärker erschüttert wird.

Und doch: wie vielen Söhnen von Franzosen begegnet man auf Schritt und Tritt, die sich mit Haupt und Herz unwiederbringlich von Argentinien erobern ließen! Einer der Großindustriellen am Hafen von Buenos Aires ist der Neffe eines Mitglieds unserer Nationalversammlung von 1871. Bei einem Besuch, den ich seinem bemerkenswerten Etablissement abstattete, habe ich feststellen können, daß er weniger geläufig Französisch als Spanisch spricht; und seine beiden Brüder, die Paris häufig besuchen, sind nichtsdestoweniger echte Argentinier geworden.

Ich könnte noch den Fall eines ganz besonders hervorragenden Landsmanns anführen, der nach Argentinien kam, als er sich dem zwanzigsten Lebensjahr näherte, und nach Denkweise und Empfindungen Franzose bis ins Mark geblieben ist; sein Sohn ist heute ein hoher argentinischer Beamter. Die Verheiratung mit einer Argentinierin legt natürlich den Grund zu einer südamerikanischen Familie. Der häusliche Herd wird täglich von den Einflüssen der Umgebung bestürmt, und während eine berechtigte Interessengemeinschaft den Mann und die Seinigen mit dem Boden verknüpft, der sie ernährt und ihn nach den Sitten einer Gesellschaft formt, in der sich neue Bräuche herausbilden, wird auch das Leben selbst in seiner Denkart und im Handeln unmerklich umgestaltet.

Ich möchte nur wissen, warum es anders mit den Franzosen steht, die in Nordamerika ihr Glück versuchen; warum die beiden Rassen in Kanada in gutem Einvernehmen leben, aber es nicht zu einer Vermischung und gegenseitigen Durchdringung bringen. Es liegt wohl daran, daß Blut dicker ist als Wasser, wie das englische Sprichwort sagt, und daß jedes lateinische Element leichter in einer lateinischen Völkerfamilie als in einem angelsächsischen Gesellschaftskreis aufgeht. Denn ich habe allenthalben in Argentinien feststellen können, daß nach zwei oder drei Generationen vom ursprünglichen Stamm nichts übriggeblieben war als der Name, der erloschene Erinnerungen wachrief.

Ich muß bemerken, daß die strenge Anwendung des französischen Militärgesetzes unsern Franko-Argentiniern gegenüber allzu oft dazu beiträgt, sie ihrem Stamm- und Vaterland zu entfremden. Die Argentinier, die es eilig damit haben, ihr Land zu bevölkern, erteilen den Söhnen von Ausländern, die innerhalb der Grenzen der Republik geboren sind, die argentinische Nationalität und legen ihnen damit zugleich die militärische Dienstpflicht auf. Es ist dies das gleiche Gesetz, das wir für die spanischen Familien in Algerien zur Anwendung bringen. Das Ergebnis hiervon ist, daß der Sohn eines Franzosen, den sein Vater, um ihm die eigene Nationalität zu sichern, absichtlich in die Listen des französischen Konsulats hat eintragen lassen, gleichzeitig auf beiden Seiten des Weltmeers unter die Fahnen gerufen wird. Was soll er nun machen? In Argentinien, wo der Dienst nur von kurzer Dauer ist, liegen alle seine Zukunftshoffnungen, während ihm im Rahmen des französischen Lebens kein Platz vorbehalten ist. Wenn Frankreich in Gefahr wäre und seine Hilfe beanspruchte, würde er nicht zaudern. Aber so steht es doch nicht. Die Umgebung hält den schwankenden, unentschlossenen jungen Mann mit allen Mitteln fest. Die meisten folgen dann dem Ruf des argentinischen Banners, und in dem gleichen Augenblick gelten sie dann auf französischem Boden als unsichere Kantonisten; das ist immer der Fall, wenn der Vater nicht etwa aus wenig empfehlenswerter Vorsicht die Rekrutierungsbehörde bezüglich seines Sohnes in Unkenntnis gelassen hat, indem er die Formalität der Eintragung in die Konsulatslisten verabsäumte.

Wenn mein Gedächtnis mich nicht im Stich läßt, verlassen jährlich ungefähr zehn junge Leute von etwa vierzig Gestellungspflichtigen Buenos Aires, um unter französischer Fahne zu dienen. Ist dieses Ergebnis es

*) Es scheint sogar, daß man gelegentlich des Nationalfestes die Schulkinder eine Art Fahneneid schwören läßt. Das ist der sogenannte „Juro de la Bandera", der mit Reden und patriotischen Liedern verbunden zu sein pflegt, was natürlich seine Wirkung auf die kindlichen Gemüter nicht verfehlt.

wert, daß man seinetwegen die Beziehungen der französischen Kolonie mit ihrem Heimatland in eingreifender Weise stört? Der junge unsichere Kantonist kann nämlich nicht mehr den Fuß auf französischen Boden setzen, ohne daß die Gendarmerie ihn sucht. Wohin wird er seine Bestellungen richten, wenn Frankreich ihm verschlossen ist? England, Belgien, die Schweiz, Deutschland stehen ihm offen. Man hat mir den Namen eines Franzosen aus Buenos Aires genannt, der unlängst glaubte, sich nach Lille wagen zu können, und der auf den rechtzeitigen Rat eines Freundes noch knapp die Zeit hatte, über die Grenze zu gehen.

Ich brauche nicht näher darauf einzugehen, man versteht schon, in welchem Grad ein solcher Zustand für die in Argentinien, Brasilien und allen andern Ländern Amerikas lebenden französischen Familien wie auch für Frankreich selbst von Nachteil ist. Wir erreichen es so, durch übertriebene Strenge jene jungen Leute aus dem Schoß der Nation zu verbannen, die im Fall der Not auf den Ruf des bedrohten Vaterlandes zuerst herbeieilen würden. Darum habe ich überall, wohin ich kam, nur eine einzige, und zwar eine sehr lebhafte Klage gehört. Die französischen Konsuln und der Gesandte können darauf nur antworten: „So will es das Gesetz." Aber der Franzose, der in fremdem Land auf seine Art das Banner hochhält, verlangt, daß man das Gesetz mildere, das nicht gleichlautend sein dürfte für den jungen Mann, der in Basel, Brüssel oder Genf lebt, wie für den, der in überseeischen Ländern sein Feld produktiver Betätigung gefunden hat.

Mir würde es gerecht erscheinen, auf gesetzgeberischem Weg zwischen diesen beiden Kategorien von Franzosen, die im Ausland wohnen, eine Unterscheidung zu treffen, um so mehr, als die Praxis zu erstaunlichen Widersprüchen führen kann.

Von Deutschen oder Engländern, die den argentinischen Umwandlungsprozeß in gleichem Maß wie Franzosen oder Italiener durchgemacht hätten, habe ich nirgends reden gehört.

Das einzige Vergnügen der Engländer besteht darin, sich zu individualisieren. In Patagonien, wo sie die Schafzucht in einem Maßstab betreiben, der Australien hinter sich läßt, wohnen sie in bequemen Häusern, ziehen jeden Abend für das Familiendiner den Smoking an und verabsäumen es nie, alljährlich zwei oder drei Monate im Heimatland zuzubringen. Das werden nie Argentinier.

Dadurch wird aber nichts an der Tatsache geändert, daß England an der Spitze der geschäftlichen Unternehmungen im La-Plata-Gebiet steht und eine mächtige Wirkung auf das industrielle und kommerzielle Leben dieses Landes ausübt.

Der Besuch, den Feldmarschall v. d. Goltz kürzlich in Argentinien abstattete, ist sicher nicht ohne Nutzen für den deutschen Einfluß geblieben. Die Deutschen haben bekanntlich die Reorganisation des argentinischen Heeres durchgeführt. Ihre Regierung, die besser beraten ist als andere, scheut sich nicht, Männer von hoher Autorität nach dem La Plata zu entsenden, wo sie bei der argentinischen Gesellschaft natürlich die Aufnahme finden, die ihnen gebührt.

Der hervorragende Professor der Rechtswissenschaften Enrico Ferri, der kürzlich noch Deputierter auf Monte Citorio war, und dessen Meinungen denen unserer „unabhängigen Sozialisten" entsprechen, ist schon seit recht langer Zeit infolge seiner häufigen Wanderreden in Argentinien der anerkannte Wortführer der italienischen Kolonie. Seine ausgesprochene Liebenswürdigkeit, seine geistige Geschmeidigkeit, die Höhe seiner Gesichtspunkte und seine begeisternde Beredsamkeit, alle diese Vorzüge zusammen besiegten die öffentliche Stimmung trotz eines gewissen Widerstandes von der äußersten Rechten, wo man den Sozialisten fürchtete, und von der äußersten Linken, die es nicht verzeihen konnte, daß alte Bande der Solidarität zerrissen waren. Die Regierung des Herrn Saënz Peña hat sich selbst damit geehrt, daß sie Enrico Ferri zum Generaldirektor des Gefängniswesens ernannte.

Mozarts Zauberflöte im Wandel der Jahrhunderte.

(1791—1911).

Von Gerhard Amundsen-München. — Hierzu die Abb. auf S. 268.

Bei seinem letzten Aufenthalt am Hof Friedrichs des Großen 1753 schrieb Voltaire: „Hier ist alles französisch, das Leben und die Menschen; nur das Gesinde und die Pferde sind noch deutsch!" In dieser Zeit welscher Lebensführung in deutschen Landen wurde Mozart geboren. Er jedoch war durch und durch Deutscher. Zu einer Zeit, da Salieri und die andern Welschen die deutsche Opernbühne beherrschten, mußte auch Mozart italienische Opern schreiben, nur damit das Wiener Hoftheater sie aufführte. An den kleineren Bühnen waren in damaliger Zeit Zauberopern ohne Zahl in Mode. Schikaneder, der Direktor des k. k. priv. Theaters an der Wien, bittet Mozart, seinen Freund von Salzburg her und jetzigen Logenbruder, ihm die Komposition einer Prunkoper zu fertigen. Das Kärntner-Theater, das Konkurrenzunternehmen Schikaneders, brachte damals unter dem Beifall der Menge allabendlich die „Zauberzither". Was lag näher, als daß Schikaneder eine „Zauberflöte" schrieb, natürlich unter Benutzung aktueller Tagesereignisse, wie des Verbots der Freimaurerlogen in Oesterreich. Entschieden geht das zu weit, was eine spätere Zeit in das Werk Schikaneders hineingeheimnißt sehen wollte: Tamino, der Inbegriff aller Tugenden, sollte Kaiser Franz, die Königin der Nacht mit den drei Damen die katholische Kirche und ihre Macht, Sarastro und sein Sonnenreich das gesamte Logenwesen bedeuten. Ob die drei Damen nicht viel eher komisch aufzufassen sind in ihrer echt „Weaner Plauscherei" um den Besitz des „schönen Jünglings!" Ohne Mozarts Musik wäre Schikaneders Werk wohl längst wieder verschwunden wie all seine andern Stücke.

Von außen her durch die italienische Kunst befruchtet, innen ganz und gar deutsch, war es Mozarts phänomenaler Begabung vorbehalten, diese grundverschiedenen Elemente organisch miteinander zu verbinden, ohne





Die Uraufführung der Zauberflöte in Wien 1791: Erste Szene des ersten Aktes.
Nach einem alten Stich gezeichnet.

eigentlich ein Kompromiß einzugehen. So erscheint uns die Mozartsche Kunst als ideale Vermählung romanischer und germanischer Kunst. Schikaneders naives Textbuch hat ihn zu Höhen der Tonkunst beseelt, vergeistigt und erleuchtet wie in keiner Oper zuvor.

Die gesamte Theater- und Operngeschichte kennt kein Werk, das im Wandel der Zeiten eine solche Fülle von Wandlungen erfahren hat, wie gerade die Zauberflöte. In diesen Tagen ersteht sie wieder in prunkvollem Gewand unter Graf Hülsens Leitung an der Berliner Hofbühne als Märchenoper. London läßt in diesem Jahr die Zauberflöte in His-Majestys-Theater durch Professor Wirk-München in Szene setzen, deren Gestaltung für die nächstjährigen Münchner Festspiele unter Mottl maßgebend sein soll.

Und blicken wir zurück. Gerade 120 Jahre sind ins Land gegangen, seit die Erstaufführung im Theater an der Wien unter Schikaneder stattfand. Damals wurde die Zauberflöte, wie aus der obigen Skizze ersichtlich, noch im Reifrock gespielt. Goethe selbst inszenierte 1794 die Weimarer Aufführung und schrieb „der Zauberflöte II. Teil". Seine Dekorationsentwürfe bewahrt das Goethe-Nationalmuseum. Goethes Schwager, der „Rinaldo"-Dichter Vulpius, hatte für 30 Gulden eine textliche Ueberarbeitung „zur besseren Singbarkeit" besorgt.

Im selben Jahr 1794 ergötzten sich die Einwohner der preußischen Residenz im Königlichen Nationaltheater an dem kindlich heiteren Werk Mozart-Schikaneders. Bereits 1815 wurde der Hofarchitekt Friedrich Schinkel mit einer Neugestaltung der Zauberflöte beauftragt. Diese Dekorationen waren bestimmend für die szenische Ausgestaltung der Oper im Verlauf des Jahrhunderts, bis Possart Ende der neunziger Jahre unter Richard Strauß, der damals als Kapellmeister in München tätig war, ein Pharaonenreich in buntester Farbenpracht erstehen ließ, zu dem Lautenschläger die Dekorationsbilder geschaffen hatte. Die Wiener Hofoper folgte unter Mahlers Taktstock mit einer Neuinszenierung Professor Rollers. Paris brachte nach den „Mystères d'Isis" die „Flûte enchantée" unter Carrés Leitung an der Opéra comique. Darauf erschien an dem Leipziger Stadttheater 1909 zu der dreiaktigen Löwenfeldschen Bearbeitung eine szenische Neugestaltung Professor Leslers. Graf Hülsen hat nunmehr zum erstenmal den großen Stil der alten Märchenoper wiederhergestellt. Bereits die Galaaufführung zu Kaisers Geburtstag zeigte eine Fülle des Schönen.

Diese Inszenierung bildet den Mittelpunkt eines Prachtwerkes: „Mozarts Zauberflöte im Wandel der Jahrhunderte", das der Verlag Julius Bard herausgibt. Sämtliche bedeutenden Gestaltungen seit der Uraufführung der „Zauberflöte" 1791 über Goethe, Schinkel, Possart, Roller und Lesler hinweg bis zur jüngsten Inszenierung Graf Hülsens sind in zum Teil unveröffentlichten Stichen, Handzeichnungen Goethes, Dekorationsentwürfen der jeweiligen Künstler, den Kostümbildern und Theaterzetteln verflossener Zeiten vertreten. Ein Bodo von dem Knesebeck, Erich Schmidt, Cornelius Gurlitt, Ernst von Possart, Felix Mottl, Max Kalbeck arbeiten mit einer Reihe namhafter Fachleute an der Vollendung dieses Werkes.

Das Ganze wird nicht nur die Geschichte der szenischen Entwicklung der Zauberflöte, sondern ein kulturelles Spiegelbild dreier Jahrhunderte sein, zu neuen Taten weisend.

Was man sich erzählt.

An der Riviera, den 12. Februar 1911.

Die Sehnsucht nach dem Süden erreicht bei uns Nordländern im Februar ihren Höhepunkt. Bis dahin hält man den grauen Himmel und die unfreundliche Atmosphäre aus. Dann aber kommt es mächtig über alle, die den Süden gekostet haben, und es beginnt ein Sehnen nach dem Frühling, nach milderer Umgebung, das sich bei denen, die es ermöglichen können, in die Tat umsetzt und alle Züge zur Riviera füllt. Noch ist die „haute saison" zwar nicht ganz im Gange, aber schon wandeln unzählige nordische Gäste, deutsche Landsleute — am Schritt und Schnurrbartschnitt der Männer, an Haltung und Kleiderwahl der Damen leicht erkennbar — am Meeresstrand entlang. Tief aufatmend, um so viel wie möglich Himmelsbläue und Seeluft in die Lungen zu führen, schreitet man wie verzaubert dahin. Ist es denn auch nicht zauberhaft, durch kaum ein paar Dutzend Stunden Fahrt den Winter abgestreift zu haben und plötzlich all das Beglückende des Frühlings genießen zu können?! Um 7½ Uhr morgens beginnt hier bereits die Sonne aus dem rosigen östlichen Horizont emporzusteigen, und um 8 Uhr stippt sie in die Frühstückstasse, leuchtet blendend auf das Meer. Und daran sind die Eingeborenen so gewöhnt, daß sie nicht einmal dankbar dafür sind. Sie tragen schwere Bündel goldstrotzender Mimosenzweige ganz selbstverständlich auf dem Buckel, wie bei uns die Armen trockenes Holz tragen. Mimosa!! Eukalyptus!! Mandarinenbäume mit Hunderten von Früchten!! Traumhaft ist es! Goldgelbe Wälder durchstreift man schlendernd oder leicht ansteigend, denn die Küste ist, sobald man das Meer verläßt, hügelig. Aber nicht alle Rivierabesucher begnügen sich mit ihren von der Natur gegebenen Fortbewegungswerkzeugen. Es wird hier gräßlich viel „geautot". Die Cooktravellers mittels

Etagenauto, verkappt wie Mitglieder der heiligen Feme, jagen durch alle besternten Bädekerorte am Meeresstrand entlang. Und die vornehme Sportwelt von einem Golf-, Tennis- und Taubenschießplatz zum andern, in eleganten, schön lackierten, elektrischen Coupés oder Kaleschen.

Das Tonkünstlerorchester aus München mit seinem Dirigenten Lasalle geigt Isoldens Tod und Boccherinis Menuett abwechselnd in den Kasinos von Nizza und Cannes. In Monte Carlo streiten sich die Schützen aller Nationen Europas um den Großen Kasinopreis von 25 000 Frank beim Taubenschießen. Da sinken Hunderte von unschuldigen Tierchen beim vergnügten Büchsenknallen tot zu Boden, während Tausende von weißen, wilden Möwen, durch Wächter am Ufer geschützt, von der Menge an Cannes' Promenade gefüttert werden.

Das Erbprinzlich Meiningensche Paar „autot" zum Frühstück nach Kap Martin, um dort mit dem greisen Herzog von Meiningen, der Freifrau von Heldburg und der Prinzeß Adelheid von Meiningen zusammenzutreffen. Teekonzerte, Bälle, Sportturniere blühen mit den Mimosen um die Wette. Die Einheimischen blicken mit ihren spitzbübischen, dunklen Augen blasiert auf die ankommenden Gäste, sie recken sich träge und sonnen sich auf den Bänken am Meeresstrand, denn die Saison hat noch nicht voll begonnen. Anna Jules Case.

▽

Wien, 13. Februar 1911.

Augenblicklich sind wir noch ewig lange — etwa 14 Tage — von dem drohenden Ende entfernt, und der Fasching hat just den Höhepunkt erreicht. Sein glänzendstes Fest ist natürlich der Hofball. Der Ball bei Hof, der eine noch intimere und exklusivere Veranstaltung bedeutet, entfällt heuer um der Festlichkeiten willen, die den Kaiser und die Schar tanzfreudiger Erzherzoginnen nach Budapest führen. Diese Erzherzoginnen sind übrigens der ganze Gram der Komtessenwelt. Am Hofball erschienen heuer vierzehn, jung, schüchtern, reizend, für die Komtessen blieben keine Tänzer übrig. Unter den Debütanten sah man die älteste Tochter der Erzherzogin Valerie mit einem zauberhaften Lächeln, der schlanken, hohen Gestalt und der unvergleichlichen Haltung unserer verewigten Kaiserin. Was aber am Hofball ganz fehlte — war der Humpelrock. Man ist in der Wiener Gesellschaft konservativ und ein bißchen prüde. Man dekolletiert sich, aber den engen Rock findet man nicht comme il faut. Auch soll ein sehr hoher Herr geäußert haben, er spräche keine Dame im engen Kleid an. Auf unserem Hofball ist die Courschleppe nicht de rigueur. Vor vielen Jahren jedoch gestaltete sie sich in einem besonderen Fall zur Notwendigkeit. Da war eine entzückende Botschafterin aus dem fernsten Osten, die sich kaprizierte, nicht im Nationalkostüm, sondern in Pariser Toilette zu erscheinen. Die Pariser Toilette wurde in Wien angefertigt. Aber bei der ersten Probe fielen die Schneiderin und der Stab ihrer Helferinnen beinah in Ohnmacht. Madame hatte ein zartes, zitronengelbes Dekolleté. Nur den Rücken — es war pikant, aber doch ein wenig ungewöhnlich — den Rücken bedeckte ein dunkles Fellchen, und so mußte der Courmantel dazu dienen, die Schultern der exotischen Schönen zu verhüllen. Wundervoll, blendend, einzig ist der Schmuck, den man am Wiener Hofball zu sehen bekommt. Lauter alter angestammter Familienbesitz, und selten mag sich hin und wieder eine Perlenschnur dazwischenschmuggeln, wie man sie jetzt in Paris so täuschend erhält. Von einem ältlichen Don Juan wird behauptet, daß es seine Gepflogenheit ist, als Abschiedsgeschenk ein Perlenkollier zu überreichen (Perlen bedeuten bekanntlich Tränen), und Fama erzählt weiter, daß dieses je nach der Gelegenheit nicht immer echt sei. „Aber mir hat er echte gegeben!" äußerte sich eine junge Gräfin empört, aber naiv im Kreis ihrer Freundinnen. Auch in der bürgerlichen Gesellschaft ist im letzten Jahrzehnt der Sinn für Schmuck und Toilettenprunk erwacht. Aneifernd wirkten die Damen des Hochadels, die dem Patronessenkomitee von Bällen beitraten, deren Reinertrag der Wohltätigkeit diente. Man tanzt in Wien für Waisen und Invaliden, Ferienhorte oder Krankenanstaltsfonds. Das Wofür ist im Grunde recht gleichgültig. Was jedoch die wahren Patronessenfreuden betrifft, so bestehen sie darin, in einem Atem mit Fürstinnen und Gräfinnen genannt zu werden, ja selbst ein Wort oder einen Händedruck dieser exklusiven Damen zu erhaschen, eine Toilette zu tragen, die in jeder Zeitung anders beschrieben steht, und endlich auf jedem Ball von neuem dem gleichen Erzherzog vorgestellt zu werden. Dafür haben die Damen den Beutel recht weit aufzutun, um alle Karten einzulösen, die sie nicht an die mißtrauische und fluchtbereite Schar ihrer Bekannten anzubringen vermochten. Die vornehmsten Bälle dieser Art sind der Ball der Stadt Wien, der Industriellenball, der heuer seine fünfzigste Wiederkehr feierte, die Premiere des Hausindustrieballes, der Konkordiaball, der weiße Kreuzball, der Jägerball, wo Balltoilette und Dirndlkostüm durcheinanderwirbeln, die Herren in Jagdjoppe erscheinen und in die Tanzmusik das Knallen des Preisschießens knattert. Eine Veranstaltung anderer Art ohne humanitären Vorwand, ohne Patronessen und gleichsam mit dem Charakter eines Hausballes ist das schicke Theresianistenpicknick, wo die ehemaligen Zöglinge der Ritterakademie in Rang und Würden sich unter die jungen Blanc-becs mischen und an einer Teerose kenntlich sind. Es gibt noch Künstlerbälle und Gschnasfeste, die an die Münchner Malerbohème anklingen, und eine Unzahl von Redouten. Die reizvollste und interessanteste mit dem anziehendsten Maskentreiben, die Faschingsdienstag-Opernredoute, ist seit Jahren schon, angeblich aus Gründen der Feuersicherheit, nach dem großen Musikvereinssaal verlegt worden. Aber es will nicht damit gesagt sein, daß dieser Saal den gestellten Anforderungen entspricht, groß und elegant genug ist, die Fülle der Gäste aufzunehmen und ein Intrigenspiel des Lockens und Meidens und endlicher Flucht zu begünstigen. Wahr und unumstößlich ist vielmehr, daß Wien, das wie ein alter, schöner, kostbarer Pokal den Trank einer brausenden Faschingsfreude umschließt, Wien, wo die süßesten, heißesten Walzer geboren werden, Wien, wo man tanzt in hinreißender Leidenschaft wie nirgends sonst auf der Welt — überhaupt keinen Tanzsaal besitzt. Baronin Emanuela Mattl-Löwenkreuz.

▽

Petersburg, am 11. Februar 1911.

Die „Saison" ist im Zenit! Was das bedeutet, wissen Sie ja. In Petersburg bedeutet es vielleicht noch etwas mehr in Anbetracht seines internationalen Charakters. Die Zeit drängt, die großen Fasten sind in Sicht, und bis dahin müssen die „rauschendsten" Vergnügungen vorüber sein. Alles tanzt. Da gibt es



Bälle, Five o'clocks mit Tanz, Bridgepartien mit Tanz, intime Konzerte mit Tanz, kurz, wir stehen im Zeichen des Tanzes, der uns überflutet. Es scheint, als ob man sich in diesem Jahr für die letzten fünf Jahre nach Krieg und Revolution entschädigen wollte, das merkt man besonders bei der Hofgesellschaft. Da sind inzwischen zwei liebliche Prinzeßchen herangereift, die einzige Tochter des Großfürstenpaars Konstantin, Tatjana, und des Großfürstenpaars Peter Nikolajewitsch, Marina, die reizende Enkelin des montenegrinischen Königspaars. Die werden in dieser Saison „ausgeführt"; von den Zarentöchtern ist noch keine so erwachsen. Die älteste Prinzessin Olga, ist erst 15 Jahre alt, sitzt noch wie andere Backfische in ihrem Alter „hinter" den Büchern und läßt sich von den Triumphen ihrer Cousinen erzählen, denen zu Ehren zahllose Knospenbälle arrangiert werden.

Der Luxus, den die Petersburger Gesellschaft in diesem Jahr entfaltet, geht ins Fabelhafte. Diese Pracht und diese Extravaganz! Meister Poiret würde seine Freude haben, wenn er die tanzende Damenwelt in Futteral- und Humpelrock bewundern könnte. Kostspielig, aber nicht schön! In der beau monde wird die interessante Gräfin von Nostitz viel bewundert, die der Berliner Gesellschaft als Frau von Nimsch bekannt ist. Die rassige Amerikanerin hat sich am Newastrand viel Freunde und Bewunderer geschaffen, trotzdem das Ehepaar Nostitz hier nur jährlich vier Wochen zur Saison erscheint. Viele neiden auch ihr Glück, denn Graf Nostitz war der reichste und glänzendste Kavalier, nach dem die aristokratischen Mütter am Newastrand angelten, und nun hat er eine — Amerikanerin beglückt.

Während die Gesellschaft die Saison feiert, sieht es in bürgerlichen Kreisen wieder einmal recht trübe aus. Die Hochschulkrisis und die beginnenden -streiks bringen über sehr viele Eltern Kümmernis und Sorgen. Die Gärung in den russischen Hochschulen währt nun gerade ein halbes Jahrhundert, seitdem die russische Jugend „in Politik macht". Die Gärungen brechen in regelmäßigen Zwischenräumen immer wieder aus. Die russische studierende Jugend leidet an zu großem Idealismus, der sie nicht zur Ruhe kommen läßt. Was die jungen Herren eigentlich wollen, wissen die meisten gar nicht, doch eins sind sie sich bewußt, daß ab und zu eine Lernpause und Radau gemacht werden muß. Nachdem dann eine stattliche Anzahl „Märtyrer" ins Gefängnis gewandert oder relegiert wurde und die „Nagaika" noch Beschäftigung gefunden, wurde es gewöhnlich ruhig. Das Eingreifen der „Nagaika" war wohl eine Schmach seitens der russischen Regierung, die schließlich auch andere Mittel finden konnte, um renitente Studios gefügig zu machen. Jetzt hört man noch nichts von der „nationalen" Nagaika, die Regierung scheint sich ihrer allmählich zu schämen. Daß die weibliche studierende Jugend mit ihren männlichen Kollegen stets solidarisch ist, darf nicht wundernehmen. Beim heutigen Streikaufruf scheinen aber doch Bedenken aufzutreten, nachdem bekannt wurde, daß die Regierung den Wissensdrang der weiblichen Studenten auf einige Jahre durch Schluß der Kurse brachlegen könnte. . . .

Lustige Wetten werden hier augenblicklich entriert, die mit dem edlen Sport nichts zu tun haben. Man wettet auf Dr. Pantschenko und den letzten Sprossen eines irischen Königsgeschlechts O'Brien de Lacy, die beiden Genossen, die des Giftmordes des jungen Millionärssohns Buturlin angeklagt sind. Ob sie nach Sibiriens unwirtlichen Gefilden wandern oder freikommen? Ganz hohe Summen werden darauf verwettet. Das Interesse am hier eben tagenden Sensationsprozeß ist ein ganz außerordentliches, speziell seitens der Gesellschaft. Die Ausdauer der eleganten Damen, die tagaus, tagein von elf Uhr morgens bis gegen Mitternacht in der dumpfen Luft des Gerichtssaals aus angeborener „Wißbegierde" ausharren, ist mehr als bewundernswert. Freilich spielt ja der Nervenkitzel die größte Rolle dabei. Die literarische Kunst schafft ihn nicht mehr; ein Mordprozeß in vornehmen Kreisen bringt mehr Aufregung. Wer auf Freisprache der beiden Giftmordgesellen gerechnet hat, dürfte zu kurz kommen. Die russischen Geschworenen kranken wohl von jeher an Gefühlsdusel, doch diesmal darf man mit ihm nicht rechnen. Die Empörung, über drei Wochen die Geschworenenbänke drücken zu müssen, ist allgemein, mithin auf Milde gegenüber den beiden „Gesellschaftsfreunden" nicht zu rechnen.

Des Giftmordprozesses Buturlin harrt bereits die Ablösung des Testamentfälschungsprozesses Wonljarljarski. Der Stallmeister des Zarenhofes Exzellenz Wonljarljarski und sein Sohn, ein Gardehauptmann, wollten gern die vielen Millionen des kinderlos verstorbenen polnischen Fürsten Oginski erben, und siehe da, sie präsentierten ein eignes gefälschtes Testament. Der Prozeß interessiert die Hofgesellschaft mehr noch als der andere. Beide „Erben" sollen sich in der Einzelhaft recht ungemütlich fühlen. Man ist schon heute begierig, wie sie sich auf dem Armensünderbänkchen ausnehmen werden ohne die glänzende Uniform. Ja, hier gibt's noch Sensationen. In letzter Zeit sorgen, wie Sie hören, die vornehmen Kreise dafür.

A. von Aurich.

Unsere Bilder

Die Eröffnung des britischen Parlaments (Abb. S. 266 u. 267) war die erste große Staatszeremonie, die König Georg V. während seiner Regierungzeit zu vollziehen hatte. Der König wie die Königin zeigten sich an diesem Tag auch zum erstenmal im großen Ornat. Der König trug die feierliche Robe über der Feldmarschallsuniform, die Königin über einer wegen der Hoftrauer schwarzen Toilette. Königin Mary war mit den „Sternen von Afrika" geschmückt, den herrlichen Diamanten, die aus dem riesigen „Cullinan" geschnitten worden sind und für gewöhnlich ihren Platz im Zepter und in der Krone des Königs haben. Das Königspaar fuhr in feierlichem Aufzug zum Parlamentgebäude. Im House of Lords fand dann die Eröffnungsfeier unter den üblichen prunkvollen Förmlichkeiten statt; zugleich unterzeichnete der König das traditionelle öffentliche Bekenntnis der englischen Monarchen zum protestantischen Glauben. Die Londoner Bevölkerung, der an jenem Tag ein glänzendes Vorspiel zu den kommenden Krönungsfeierlichkeiten geboten war, begrüßte die Majestäten auf der Fahrt zum und vom Parlament mit begeisterten Kundgebungen.

Die bosnische Redoute in Wien (Abb. S. 271). Fürstin Pauline Metternich gibt sich seit Jahren in jedem Winter Mühe, eine neue gute Idee für eine große Wohltätigkeitsredoute zu finden. Die „Metternich-Redoute" ist ein ständiger Faktor im Wiener Gesellschaftsleben, aber nie gleicht eins dieser Feste dem andren, stets weiß die Fürstin neue Farben in das glänzende Bild zu weben. Diesmal versetzte sie Bosniens Herrlichkeiten in den Wiener Sophiensaal. Alle Festteilnehmer erschienen in den reichen Trachten der türkischen, serbischen, kroatischen, griechischen, slowenischen Bewohner Bosniens und der Herzegowina. Die Herren, die sich vom Frack nicht trennen konnten, trugen wenigstens den Fes. Die Damen, denen die Fürstin „Paulin" mit dem besten Beispiel voranging, hatten sich in wunderbar phantastische und doch echte Gewänder gehüllt, und viele von ihnen trugen den Schleier der Orientalinnen, der auf dieser Redoute das Amt der Karnevalsmaske versah.



Der neue Gesandte in Peking (Abb. S. 265). Der Kaiser hat an Stelle des Grafen Rex den Ministerresidenten in Bolivien Herrn v. Harthausen zum Gesandten in Peking ernannt. Der neue Gesandte ist 53 Jahre alt und steht seit dem Jahr 1888 im diplomatischen Dienst. Er hat den größten Teil seiner Dienstzeit als Konsul und Generalkonsul auf den verschiedensten Posten zugebracht. In den Jahren 1895—1900 arbeitete er im Auswärtigen Amt, wo er 1897 zum Vortragenden Rat ernannt wurde. Im Jahr 1906 wurde er aus Warschau, wo er damals als Generalkonsul wirkte, als Ministerresident nach La Paz versetzt. Drei Jahre darauf erhielt er Rang und Titel eines Gesandten. In den letzten Monaten war er wieder im Auswärtigen Amt tätig.

Die Vermählung der Miß Vivian Gould (Abb. S. 269) mit dem Lord Decies hat der amerikanischen Gesellschaft wochenlang Stoff zu vielen Gesprächen geliefert. Zuerst hat man sich weidlich darüber aufgehalten, daß die noch nicht 19jährige Milliardärstochter wie so viele ihrer Mitschwestern samt ihren Millionen über das große Wasser zieht. Jung-Amerika ist so empört darüber, daß dem Bruder des Bräutigams Boxzweikämpfe angetragen wurden, die er sämtlich auch ausfechten wird. Dann erregte die Hochzeit selbst das größte Aufsehen. Auf dem Weg vom Palast der Goulds zur Bartholomäuskirche standen 10000 Neugierige, die von 300 Polizisten kaum in Ordnung gehalten werden konnten. Um besser zu sehen, führten die Zuschauer ernstliche Kämpfe aus. Frauen, die sich vordrängten, wurden Hüte und Haarfrisuren fortgerissen.

Albert Freiherr v. Rothschild † (Abb. S. 266) Der Chef des Wiener Bankhauses S. M. von Rothschild, der am 11. Februar im 66. Lebensjahr verschieden ist, war nicht nur der erste Kaufmann der österreichisch-ungarischen Monarchie, nicht nur ein erfolgreicher Mehrer seines Milliardenbesitzes, sondern auch ein wegen seiner Persönlichkeit angesehenes Mitglied der Gesellschaft, ein Privatgelehrter mit reichem Wissen und ein Wohltäter allergrößten Stiles. Er wäre nach seinem Tod glücklich zu preisen, wenn nicht eine schwarze Serie von Unglücksfällen in seiner Familie sein Leben getrübt hätte. Er verlor seine junge Frau, einer seiner Söhne erschoß sich, und ein anderer wurde wahnsinnig.

Parforcejagd in Irland (Abb. S. 272). Die Engländer haben ihren aristokratischen Lieblingsport, die Parforcejagd, auch auf die „grüne Insel" Irland verpflanzt, deren weite Ebenen zu freien Ritten förmlich einladen. Die Eigentümer der zahllosen vornehmen Landsitze und ihre Gäste kennen kein größeres Sportvergnügen als die Parforcejagd, die so recht die Kunst des Reitens und die Güte der edlen Pferde zur Geltung bringt. Bekanntlich folgen auch die Damen mit besonderer Vorliebe der Meute, und sie finden sehr oft Gelegenheit, dabei zu beweisen, daß Mut und Kraft keineswegs das ausschließliche Erbteil des „starken" Geschlechts sind.

Wintersport in der Schweiz (Abb. S. 271). Die modernen Triumphe des Schneesports haben die Pflege des älteren, aber nicht minder schönen Eislaufsports in keiner Weise beeinträchtigt. Wie tüchtige Schlittschuhläufer es heutzutage in aller Welt gibt, bewiesen Frl. Ludowika Eilers und Herr Walter Jakobsson aus Berlin, die die Weltmeisterschaft im Paarlaufen errangen.

Ein Brand auf Bornholm (Abb. S. 270). Die vielen Deutschen, die alljährlich die dänische Insel Bornholm besuchen, kennen das alte Fischerstädtchen Gudhjem. Auf ein Haar hätten sie die Stadt bei ihrem nächsten Besuch nicht wiedergefunden, denn ihre Existenz wurde durch einen großen Brand schwer bedroht. Das Feuer brach in einer Scheune aus; der heftige Ostwind trieb die Flammen auf die nächsten Häuser und brachte so auch den großen, alten Gasthof, das Rathaus und das Postgebäude in Gefahr. Ganz Gudhjem half beim Löschen mit, und aus der ganzen Umgebung, ja sogar von der schwedischen Küste traf Hilfe ein. So konnte schließlich der Brand erstickt werden, nachdem er eine größere Zahl von Häusern vernichtet und großen Materialschaden angerichtet hatte. Zum Glück kam bei der Katastrophe kein Mensch ums Leben.

„Modetorheiten" (Abb. S. 271), das war die Devise eines lustigen Balles, den die Berliner Kunstgewerbler in den Räumen des Berliner Zoologischen Gartens veranstaltet haben. Alle Uebertreibungen und Scherze, die sich die Mode seit dem Jahr 1700 geleistet hat, wimmelten fröhlich durcheinander. Die Damen aber brachten es fertig, in den allerverschrobensten Toiletten am allerhübschesten auszusehen.

Personalien (Abb. S. 266 u. 270). Oberst Freih. v. Seebach der als Nachfolger des Generals Nickisch v. Rosenegk zum Kommandeur des Kgl. Preußischen Kadettenkorps ernannt worden ist, war bisher Kommandeur des Landwehrbezirks IV Berlin. — Nach 51 jähriger Militärdienstzeit hat General der Infanterie Remus v. Woyrsch, der Kommandierende General des VI. Armeekorps, seinen Abschied genommen. Er hat die Kriege von 1860 und 1870 mitgemacht und sich bei Metz das Eiserne Kreuz errungen. Sein Armeekorps führte der verdiente General seit dem Jahr 1903. — Die Stadtväter des blühenden Berliner Vororts Schöneberg haben ihrer Stadt ein Oberhaupt gewählt. Regierungsrat a. D. Alexander Dominicus hat seit dem Jahr 1900 im Verwaltungsdienst seiner Vaterstadt Straßburg gestanden, die diesem Beigeordneten eine Fülle großer kommunaler Reformen auf dem Gebiet der Schule, des Armenwesens, der städtischen Sozialpolitik und des Bauwesens verdankt.

Die Toten der Woche

Hofrat Professor Dr. Gustav **Braun**, bekannter Frauenarzt, † in Wien im Alter von 82 Jahren.

Generalmajor z. D. Graf v. **Bruehl**, † in Berlin am 13. Februar im 60. Lebensjahr.

Professor Dr. Julius **Brühl**, bekannter Chemiker, † in Heidelberg im 61. Lebensjahr.

Oberkonsistorialpräsident a. D. Wirkl. Geh. Rat Dr. Adolf **Buchner**, † in Darmstadt am 12. Februar im Alter von 82 Jahren.

Lord Federick **Cawdor**, ehemaliger Minister, † in London im Alter von 64 Jahren.

Oberlandesgerichtspräsident a. D. Dr. Friedrich **Conradi**, † in Darmstadt am 8. Februar im Alter von 63 Jahren.

Gustav **Fröding**, bekannter schwedischer Dichter, † in Stockholm am 8. Februar im Alter von 50 Jahren.

Dr. Emil **Jacobsen**, bekannter Chemiker, † in Berlin im Alter von 75 Jahren.

Wirkl. Geh. Oberfinanzrat Dr. Gustav **Lacomi**, † in Berlin am 10. Februar im 61. Lebensjahr.

Baron Albert von **Rothschild**, Chef des berühmten Bankhauses, † in Wien am 11. Februar im Alter von 66 Jahren (Portr. S. 266).

Franz Ernst **Schütte**, bekannter Großindustrieller, † in Bremen am 11. Februar im Alter von 75 Jahren.

Geh. Hofrat Professor Dr. B. **Suphan**, ehemaliger Leiter des Goethe-Schiller-Archivs, † in Weimar am 8. Februar im Alter von 66 Jahren.



Bilder vom Tage

Gesandter von Haxthausen.

Der neue diplomatische Vertreter des Deutschen Reiches in China.



Oberst Freiherr v. Seebach,
der neue Kommandeur des Kadettenkorps in Groß-Lichterfelde.



Phot. Kosel.

Albert Freiherr v. Rothschild †
der Chef des Bankhauses „S. M. v. Rothschild“ in Wien.



General d. Inf. v. Woyrsch, Hofphot. Hoeffert.
der bisherige Kommandierende General des 6. Armeekorps, nimmt seinen Abschied.

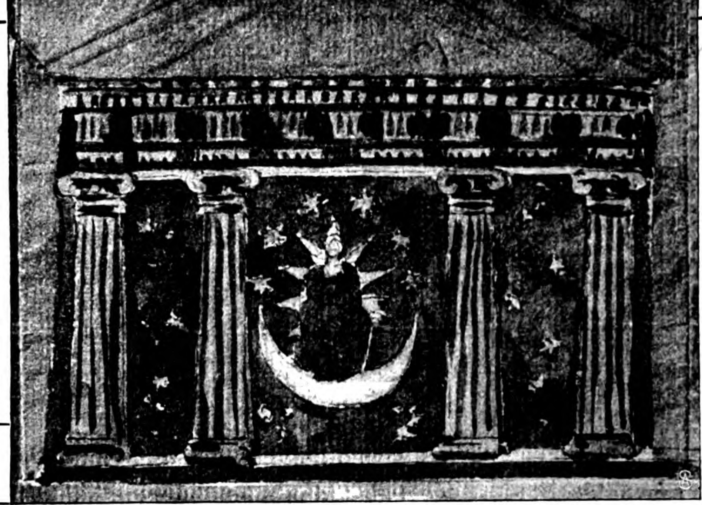
König Georg V. im Staatsgewand.
Zur ersten Parlamentseröffnung unter König Georg V. von England.
Hofphot. W. & D. Downey, London. Published by Gracious Permission of their Majesties.

Königin Mary in großer Staatsrobe.

Zur ersten Parlamentseröffnung unter König Georg V. von England.

Hofphot. W. & D. Downey, London. Published by Gracious Permission of their Majesties.

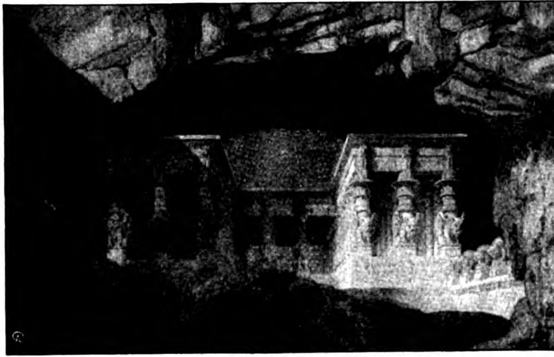
Ein theatralisches Ereignis in der Reichshauptstadt.



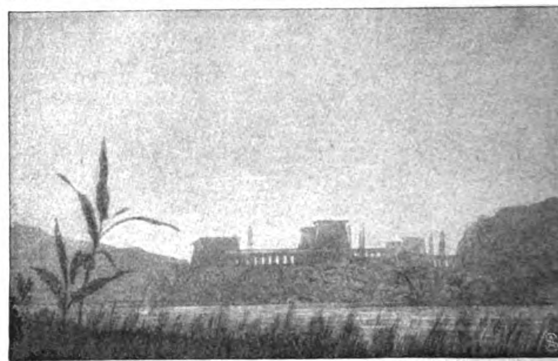
Original-Aquarell Goethes

Zur Neueinstudierung und Neuinszenierung der „Zauberflöte“ im Kgl. Opernhaus in Berlin.

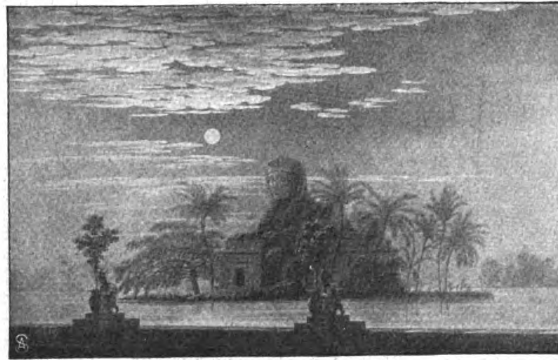
mit der Erscheinung der Königin der Nacht.



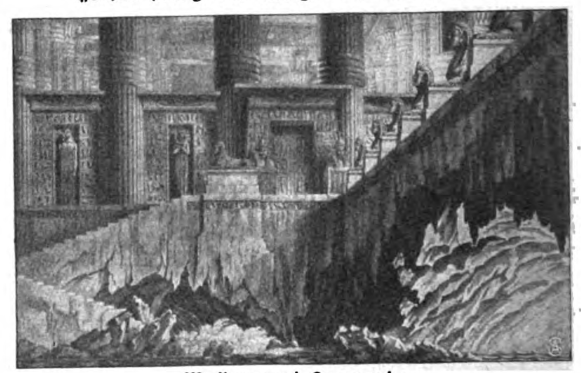
Erste Szene des ersten Aktes.



„Schon prangt den Morgen zu verkünden . . .“



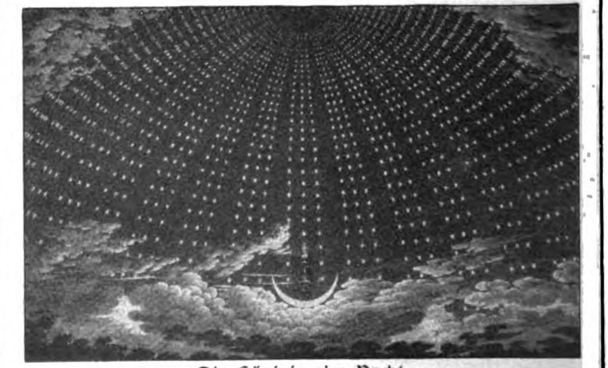
Der Garten des Sarastro.



Wasser- und Feuerprobe.



Der Sonnentempel.



Die Königin der Nacht.

Szenenbilder von Fr. Schinkel zur Berliner Aufführung der „Zauberflöte“ im Jahre 1815.



Phot. Campbell Studio.

Lady Decies, geb. Miß Vivian Gould, eine der reichsten amerikanischen Erbinnen, und ihr Gemahl Lord William Decies.
Eine englisch-amerikanische Vermählung, um die Boxkämpfe vollführt wurden.





Phot. Maurique.

Regierungsrat Dominicus
(Straßburg) wurde zum Oberbürgermeister von Schöneberg gewählt.



Die Brandstätte in Gudhjem. — Oberes Bild: Trümmer der niedergebrannten Häuser.

Von der großen Feuersbrunst auf Bornholm.





Ludowika Eilers und Walter Jakobsson,
kämpften um die Weltmeisterschaft im Eispaarlauf.



Phot. D. Illustrations-Ges.
Directoirekostüm und die letzte Modeschöpfung 1911.
Vom „Modetorheitenfest" der Berliner Kunstgewerbler.



Phot. Heinrich Sander, L.
Ein aktuelles Faschingsfest der Fürstin Metternich (×): Die Patronessen der bosnischen Redoute in Wien.



Phot. Sport & General.

Parforcejagd auf schwierigem Gelände in Irland.

Jagdreiterin nimmt einen verdeckten Graben im Klettern.

Die schöne Melusine.

Roman von

Viktor v. Kohlenegg.

14. Fortsetzung.

Oskar konnte nicht abkommen.

Aber er wollte auch nicht!

Er würde es auch später nicht tun, wenn sie einmal einander angehören sollten.

Er paßte nicht für die Rolle des Mannes seiner Frau. Wenigstens legte er sich das so zurecht. Jetzt aber stand obendrein immer noch ein anderes — stand die Gefahr — stand die Versuchung zwischen ihnen, heiß und lockend, unbeschreiblich gefährlich und doch trennend, und dieses Wissen war für sein Empfinden wie ein starkes, allerstärkstes Band.

Ja — es lag nun oft fast ein Schatten für ihn auf Melusinens Wesen, der ihn störte.

Aber in anderen Momenten stand sie desto klarer und reiner vor ihm, und er schmähte sich selbst und begriff nicht, was sie an ihm hätte. Er war zu wenig für sie! Und mitunter hatte ihr Wesen für seine Augen den Demantglanz einer stählernen Härte.

Aber dann wiederum verschmolz das alles, und sie erhob sich wie ein schönes, dunkelblickendes Rätsel vor ihm in ihrer glühenden Süße und sorglos schweifenden Kraft.

Sie selbst hatte ihm zugerufen —: „Du kennst mich nicht!" Wie vermessen und töricht klang ihm jetzt sein Sprüchlein im Ohr: „Ich kenne dich." „Du kennst mich nicht!" Das Wort ging ihm nach, ging ihm, gerade wenn sie fern weilte, unablässig nach.

Er brachte sie zur Bahn und holte sie ab.

Und jedesmal fragte er sich mit wachsender Sorge und gelegentlichem Entsetzen: — — wo soll das hinführen? — —

Sie schrieb Karten und kurze Briefe, und er verliebte sich in ihre fast männlich starke und sichere Schrift, die gleichmäßig und eilig über das Papier rann. Sie schrieb in knappen, scharf geprägten Sätzen; alles war plastisch für ihre Erlebnisse, und zum Schluß brach die Sehnsucht durch, zuweilen nur in kurzen, aber um so beredteren Worten. Es war immer, als quölle Blut hervor.

In andern Briefen aber war dies manchmal dürftiger; dann war sie am Schluß nahezu ein wenig unbeholfen, als versagte ihr Empfinden plötzlich, das von andern Dingen beschäftigt schien; aber meist kam es wohl daher, daß er selbst sich in seinem Brief übernommen hatte, um ihr Liebes zu sagen, und da mochte und konnte sie nicht so spontan Widerpart halten; denn die Antwort verlangt von dem, der sie schreibt, immer noch eine Steigerung, eine Variante stärkeren Stils, die Echo und neuer Ruf zugleich ist, verlangt immer wieder Neues, Ungesagtes. Dazu fehlte ihr wohl am Abend die Zeit und Frische, sie war müde und schrieb rasch, um ihm vor dem Schlafengehen noch einmal nahe zu sein.

So sah er diesen Briefen auch mit Widerstreben entgegen; aber kam dann einer, dann wurde der Augenblick plötzlich hell, es war ihre Schrift, ihr Wesen darin, er atmete den Hauch ihrer Hand. Er liebte sogar den besonderen Duft ihrer Tinte. Die Trennung und Sehnsucht war neu zwischen ihnen, und die Briefe tasteten von einem zum andern.

Kam sie dann zurück, dann stand plötzlich eine Welt zwischen ihnen. Sie erzählte überströmend, und er fragte. Aber am stärksten war ihr beider Entzücken darüber, daß sie sich wieder hatten; sie konnten sich mit Blicken und Händen und Lippen nicht lassen. Und lebten dennoch in Angst — in einer zehrenden Angst vor den heißen Gefahren der Stunde.

* * *

Sie hätten sich in dieser Zeit wohl einmal bei Casparis ansagen müssen. Aber es war Melusine, die nicht mochte.

„Sie dürfen es erwarten, Kind. Auch Lily ist verletzt und hat es unzweideutig zu Emmi einmal ausgesprochen. Sie meidet unser Haus und ist eiskalt, wenn ich sie treffe."

„Nur deshalb kalt, Schatz? Ach Lily — —!" Und sie drohte ihm. „Höre, sie verstünde dich wohl besser, Oskar, als eine gewisse andere, die ich nicht nennen mag! Wohl in allem. — Aber was willst du? Ich bin nicht gerade viel in Berlin gewesen, wenigstens war es bislang so; und ich hatte zu lernen und habe es jetzt noch mehr. Glaubst du, daß mir andere Dinge nicht näher liegen?"

Sie stand so wenig über sich selbst. Und das brachte Unruhe und Spannung, selbst diese Lappalien! Aber was schlimmer war, das war dieses immer neue Laborieren ihres Geistes, das sie unablässig in ratlose und exaltierte Zustände hineinführte. Sie litt an Melancholien, die mit Steinesschwere auf ihr lagen, an exzessiven Launen. Und das mußte ja stets so bleiben, das mußte in aller Zeit wiederkommen und sie und ihn verstören.

Und da fragte er sich wieder, mit immer stärkerem, lastenderem Ernst: — — wohin soll das führen?? — —

Oft ging Oskar am Abend oder in der Nacht beschwerten Sinnes heim und schüttelte im Gehen den Kopf und sah dann auf, als wollte er sich in der Wirklichkeit zurechtfinden. Es war ein Traum. Es war ein Spuk. Es war unwirklich. Es ebbte etwas ab — — es verrauschte etwas.

Auch diese Reisen paßten ihm nicht. Immer weniger!

Und er verhehlte sich nur mühsam, daß ihn auch oft in einsamer Stunde eine Eifersucht überschlich.

Und dazu immer wieder das eine —: Sie hüteten sich voreinander! — Es war ein schmerzendes, sinnenheißes Wissen zwischen ihnen. Und darüber hin lächelte Melusine zuweilen mit geheimem Spott — oft in einer jähen, bösen Lust, ihn zu quälen, zu reizen, in einer empörten, nachwirkenden Lust und wilden, aggressiven Reue. Sie hätte ihn manchmal unversehens mit sich fortwirbeln mögen, zornig und hart, zu Überschwang, Kraft, Rausch, starkem, lebenswertem Leben hin. Er war ein Mann der Grundsätze, des Rechttunwollens, des moderaten Bedenkens und der Schranken. Bürger! Bürger! höhnte sie mit Meinhards Wort in sich und voll Schmerz, weil sie ihn liebte und doch in einem Winkel ihrer Seele für die Dauer eines Herzschlags haßte.

Symptome. Es waren Symptome.

Ja, das Leben zwischen ihnen war ein anderes und neues geworden.

Und sie verlieh dem auch ein paarmal vor andern Worte.

* * *

Einmal waren die Freunde wieder zusammen.

Kränzlin, der wieder in Berlin war, war erst später von irgendwoher nachgekommen. Er war so in der Nähe und bei Gaslicht noch gelber und häßlicher, ließ sich wie ein Kind gehen, räkelte sich, hörte mit offenstehendem und launisch verzogenem Mund zu, fragte unbekümmert dazwischen und blitzte von der Seite her mit den Augen wie eine kokette Frau, und dann war er mit einem Mal wieder ruhig, sachlich und plauderte mit einem anmutigen Behagen.

An diesem Abend nun war Kränzlin schlechter Laune. Er stürzte durstig ein paar Gläser hinab, goß immer wieder ein, die Flasche war im Nu leer.

„Mensch!“ sagte Meinhard und legte die Hand auf Kränzlins Arm.

Doch dessen Gesicht belebte sich, und er lächelte behaglich. „Warum nicht, Professor? Glauben Sie, daß man ohne Stimulantien leben kann?“

„Sollte, mein Lieber.“

„Sollte! Aber das verfluchte Muß gewinnt die Konkurrenz. Ah — wie herrlich ist die Welt wieder; und wie gemein, wenn man auf sie heruntersieht.“ Und er trank wieder, daß seine gelben Wangen Farbe bekamen.

„Wissen Sie, was ich möchte? ... Als ich vorhin in der Droschke fuhr und am liebsten geweint hätte, ich weiß nicht warum, mir tat jede Erschütterung der Wagenfeder und jedes Rumpeln weh, und es wirkte doch zugleich behaglich und beruhigend, und der Lederschmier- und Muffgeruch des Wagens reizte mich zu einer stillen Wut — da sah ich einen fetten Herrn an mir vorüberfahren, sein appetitliches weißes Doppelkinn schwappte förmlich, so rosig und sauber und nobel — wahrhaftig, ich beneidete ihn! Ich wollte wie er sein, möchte die Nerven in Fett gepackt haben, den Tag auf dicken Teppichen gleiten fühlen, behaglich, stumpf und selbstgefällig sein. Jaa — — ich möchte heiraten.“

„Das dürfte nicht immer ein geeigneter Weg sein“, sagte van Hoven, der Friedfertige.

Die andern lachten, doch Kränzlin, den diese Ruhe reizte, war hartnäckig.

„Heiraten! sag ich. Haus und Hof. Kinder. Eine junge, gütige Frau, die einen dem Leben wieder nahebringt. Das kommt auch unserm Seiltanzen zugute, sage ich euch. Es führt ihm neues Blut zu. Man taucht unter in den Ursprung, ins Zentrum, wird von den Müttern gesegnet....“

Oskar sah Kränzlin aufmerksamer an und vermied dabei Melusinens Blick und begegnete ihm dann doch.

„Sie sind Künstler“, sagte er da unwillkürlich und wurde rot an den Schläfen.

„Glauben Sie etwa, daß das ein Behinderungsgrund ist? Mit nichten, Herr Doktor. Es gibt Beispiele. Gerade in unserer Branche, die doch auf ewigen Wechsel gestellt ist. Man lechzt nach dem Stabilen. Nach immer gleichen, gütigen, klugen Händen.“

„Sind das nicht Stimmungen?“

„Warum um Gottes willen sollte es das sein?“ fragte Kränzlin kurz und schroff zurück. „Ich will heiraten! Ich kann Ihnen mit schnurrender Eile zwanzig Leute aufzählen, die seit Jahren in — sagen wir — einwandfreier, intakter, honigsüßer Ehe leben.... Natürlich noch mehr vom Gegenteil!“ Er lachte. „Man muß eben wissen, was man tut. Man muß sich kennen. Man muß passen. Eine Tantenweisheit! Der eine Teil muß sehr fest stehen und klug sein und gut, Geduld haben und stark sein im stillen und lächeln können. In meinem Fall die Frau. Eben weil ich kein Pfahlbürger bin. Im andern Fall der Mann.... Eh bien, — dieses Gegenbeispiel und Pendant sitzt vor uns! In Ihrem Fall, Doktor, der Mann.“ Kränzlin lachte, warf sich zurück und goß das Glas hinunter.

Oskar war im geheimsten betroffen. Zugleich aber genierte ihn dieser rasche, kecke Hinweis auf ihn selbst; er hatte diese Gefahr nicht kommen sehen.

„Stimmt nicht, Herr Kränzlin! Es ist ein anderes, ob der Mann dieses Stabile ist, wie Sie es nennen, oder die Frau. Denn die Frau als Zentrum ist immer passiv, gerade in ihrer Güte. Und es kommt darauf an, wie weit die Duldung benutzt und ausgenutzt wird; bis zum Leiden oder letzten Endes gar noch weiter —“

Kränzlin setzte das Glas fest hin. Er war nun einigermaßen gesättigt und auch leidlich wieder aufgemuntert. Er schien damit auch mit diesem Dialog fertigzusein und sah den Doktor erstaunt und neugierig an.

„Nu ja. Nu schön. Ein Experiment! Oft glückt es. Oft nicht. Sehr hervorragende Ungemessenheit und noch hervorragendere Gemessenheit, das geht natürlich nicht, in keinem Fall; trotz aller Brücken; oder nur mit Opfern und Schlimmerem. Aber mancher, der auf der Bühne ein Genie ist, ist im Leben ein Aktenmensch. Dann geht es. Vielleicht bin ich einer. Ich muß mal nachsehen. Kellner... noch ein Fläschchen, aber von hinten und kühl. Was sagen Sie dazu, Fräulein Donat, Genossin Melusine? Sind wir Spießer, sind wir zweibeide Menschen mit einem Puppenbalg und mit Sägespänen drin statt Blutes? Wie?“



„Ich weiß es auch nicht. Aber ich glaube fast — — Künstler sollten am besten n i c h t heiraten!“ sagte sie mit eigentümlich zugeschliffenem und zielsuchendem Wort und sah mit schmalem Blick vor sich hin, indes ihr Herz pochte.

Oskar wurde es eng um den Kragen.

Es wurde dem Doktor unerträglich. Man betastete sie und ihn, er fühlte es mit einem Mal!

„Nicht gerade jetzt, Kind“, sagte er ruhig.

„Man ist vor anderen viel wissender und nüchterner, Liebster“, erwiderte sie ebenso und mit verborgenster Feindschaft. „Mir wurde eben ein bißchen unheimlich bei Herrn Kränzlins Fingerzeigen, daß ich es sage! — Hervorragende Ungemessenheit und noch hervorragendere Gemessenheit. Herr Kränzlin, Sie sind boshaft! Sie haben den Widerspruch scharf pariert.“

Der Gelbe spielte ein verblüfftes Gesicht, als fiele er aus allen Himmeln. „Ich — —? Ich Osterlamm?“ Aber nun begriff er, und daß er als ahnender Tor ins Schwarze getroffen hatte.

Es war im Moment wie ein feines Knistern in der Luft gewesen, in der Tat wie die geheimnisvolle Entladung einer Spannung. Melusine aber ließ den Blick nicht von Oskar.

Wie empfindlich der Mann war, über die Maßen! O, es hatte seinen guten Grund. Sie ahnte es und wußte es. Schon jedes Wort, sobald es sie beide oder das, was zwischen ihnen lebte, traf und nur halbwegs abirrte, verletzte ihn, und er nahm es schier zentnerschwer. Sollte sie seine Hand jetzt über den Tisch ziehen und ihm sagen: „Du Ängstlicher! Du —“ Sie würde es tun, trotz der anderen. Aber er würde ihr mit einer Art Strenge wehren: „Was tust du? Das geht jetzt nicht!“

* * *

Ein andermal waren sie in der Oper gewesen und hatten eine russische Tänzerin gesehen. Meinhard beanstandete nun hinterher ein unmögliches grellviolettes Kostüm auf grünem Samtfond. Melusine hatte es nicht weiter gestört, denn sie war gefangen gewesen von dem Temperament der Russin, von dem wahrhaft beseelten Spiel; solche Hände hatte sie noch niemals gesehen! Sie verachtete die ihrigen geradezu, sie hatte mit starren Augen beobachtet und gelernt.

Die Tänzerin hatte Perlenschnüre bis zum Magen getragen und fingerkuppengroße Boutons in den Ohren. Die Herren in den Logen hatten ihr Blumen geschickt, denn die Frau war schön; nur ein wenig zu schlank und die Arme zu dünn, aber alles rassig und am hinreißendsten das Lächeln; ja, dieser Mund mußte küssen können und von verbrennenden Küssen wissen....

Melusine stand noch, als man das Haus verließ, unter diesen Eindrücken; sie nahm Oskars Arm, man ging in einer Reihe und wollte ein Stück laufen.

„Diese Frau... diese Frau... Ich finde sie entzückend. Ich liebe sie. Sie steht so hoch, so hoch.“

„Na na“, besänftigte der Doktor. „Sie tanzt famos. Aber hoch — hoch — “

„Sie herrscht, sage ich. Sie steht über allem!“

„Man zeigte sich einen Großfürsten in einer der Logen. Da kennt sie also doch wohl einen Aufblick, weißt du. Und denke an die Perlen und Steine, Melusine.“

„Was hat das d a m i t zu tun?“

Sein neckender und doch im Grunde ernster Widerspruch erbitterte sie. Sie war so enthusiastisch, sie war froh und erquickt, wenn sie es einmal sein durfte. Sie bewunderte so gern.

„Was hat das damit zu tun? Sie steht dennoch hoch und darüber. Wer so viel kann, wer d a s kann, ist gefeit, der kann alles tun — alles. Nichts Niedriges reicht an ihn heran. Er schwebt lächelnd darüber. Sahst du ihr wundervolles Lächeln? Weib und Königin. Du darfst mir nicht mit solchen Maßstäben kommen, Oskar! Es verletzt mich geradezu, denn sie passen nicht. Sie sind zu klein. Diese Frau herrscht überall, sage ich dir. Und darauf kommt es an. Sie schenkt. Und die Steine nimmt sie mit der Fußspitze auf, sie sind Huldigung. O, diese Dinge sind so lächerlich, wenn man sie von unten sieht, bei diesen Ausnahmewesen, die sich selbst leben und leben m ü s s e n.... Man sollte überhaupt hier und in jedem Fall menschlicher, freier und selbstironischer sein!“

Sie hatte das rasch herausgesprochen, noch bewegt von den Dingen. Hoven griente, und Kränzlin begann zu pfeifen.

Oskar aber drückte ihren Arm, und der Druck wuchs langsam und innig, weil er ihr Leben spürte.

„Gewiß. Es wirft keiner einen Stein.“

„Aber ihr toleriert, ihr spottet, und das ist zu wenig und zu viel. Glaube mir, Oskar — glaube mir, laß es mich sagen, ich könnte — ja, ich könnte unter Umständen wohl gerade so sein! — genau so! — — Und wäre stolz und glücklich dabei.“

Sie hob frei und kühn das Gesicht zu ihm hoch, auch zu den anderen hin, und die dunklen Augen glänzten. Sie warf den Kopf zurück, als fordere sie plötzlich alle heraus und wohl am stärksten den Mann neben ihr, an ihrer Seite, den sie mit Herz und Sinnen liebte. Es wirkte wie eine Gebärde, die weit, weit über die Stunde und das bißchen Sinnenwelt hinauswies und ihr ganzes Wesen umfaßte.

Symptome.

* * *

Ja, diese Übergangzeit war reich an geheimen Beziehungen, die sich wie Haken in die Seelen ritzten, daß sie dort festsaßen und die Wunde noch lange schmerzte, auch noch als sie Narbe geworden war. Oft tat das flüchtigste Wort diese Wirkung. Aber es kam vor, daß sich die Harmlosigkeit noch im Munde des Sprechers wandelte, nicht erst im Ohr des anderen, so daß sie ein Gift mitbrachte. Worte, Handlungen, sie verloren nicht selten ihren Selbstverständlichkeitswert und wirkten über den Augenblick hinaus.

Aber auch Dinge, die noch weiter ab vom Persönlichen lagen, die noch enger an den Zufall und sein gewagtes Spiel gebunden waren, gerieten jetzt unvermutet in einen offenbaren Zusammenhang mit dieser gefährlichen Wirkungswelt.

Man betrat gewissermaßen unablässig den gleichen Boden, der ein wenig schwankte und alles Geschehen anzuziehen schien, so daß es auf ihn hinüberspielte. Das Entlegene wurde zum Nahen und Nächsten und das



Ernste und Zweckvolle zu einem fast symbolischen Spiel, das auf das rätselvolle geschäftige Hin und Her der Herzen hinwies.

Melusine war daheim mit einer ihr bis dahin völlig unbekannten gesammelten Energie beschäftigt, die sie von sich selbst ablenkte. Sie sprang nicht selten mit dem Wunsch nach Tätigkeit aus dem Bett und machte sich dann hartnäckig mit einer frohen Besessenheit daran. Sie probte nun öfter einmal daheim mit einem Schüler Kränzlins, zu ihrer beider ungesuchtem Vorteil und zuletzt auch für Zwecke Kränzlins.

Dabei war nichts Besonderes und Auffälliges. Es war das Gegebene; es war Alltäglichkeit; es war lediglich eine Phase der Arbeit, und man hatte schon vorher vor Wochen das eine oder andere mitsammen versucht. Das, was nun geschah, und es war im Grunde recht belanglos, war lediglich eine kleine, nicht unnatürliche Extravaganz jenes Famulus, und doch traf es unversehens die überraschte Melusine an einer wunden oder doch empfindlichen Stelle und zog seine etwas lächerlichen Kreise bis zu Oskar hin....

Sie probten. Nun gut.

Es war immer ein wenig neu, namentlich zu Beginn. Wahrscheinlich lag es daran, daß der junge Mensch zu jung war und hier und da zu stürmisch, seinen Meister noch überbietend. Das tat der Selbstvergessenheit, die jede eifrige Arbeit herbeiführt, hier und da Abbruch. Melusine legte diese Stunden meist auf den Vormittag, da war man am besten zu allen Dingen aufgelegt; aber mitunter wurde es auch erst Nachmittag.

Es war ein ganz junger Mensch aus sehr gutem Hause, wie Milch und Blut, von einer gut gefütterten stählernen Frische und von einer erquickenden Gepflegtheit des Geistes und Körpers. Oskar und die Freunde kannten ihn. Kränzlin hatte ihn ein paarmal mitgebracht.

An einem dieser Tage nun war man beim Tasso, mit dem Kränzlin liebäugelte. Die Klaviere summten in der Ferne. Die beiden waren ganz Eifer. Der Garten Belriguardos war um sie; Tubarosen, Orangenblüten und Lorbeer dufteten. Virgil träumte, Ariosts üppige Lippen lächelten. Und Goethes Blankverse schlangen sich wie Blumenketten durch den Raum.

Eleonore-Melusine. Sie sprach leise. Es wurde allmählich eine selige Stunde für sie, all ihr Inneres erschloß sich, gerade weil sie tändelnd und mit Unglauben begonnen hatte, denn dieser hitzige Knabe, der sonst so manierlich war, übertrieb etwas; und das Ganze war ihr fremd in dieser Umgebung.

Aber die Worte schmeckten wie Manna, flossen süß über die Lippen; und die Ruhe, die der Dichter über das Werk gegossen, goß ihr selbst jene Ruhe zum Bilden ein, die ihr not getan hatte und immer wieder not tat. Sie sprach die Worte mit Zärtlichkeit und merkte kaum noch, wie der junge Tasso das edle Maß durch hastige Lichter und Rhythmen, durch scharfe Linien zu beleben suchte, und wie seine Erregung im Eifer wuchs.

Sie nahmen manches zwei- und dreimal.

Melusine wünschte es, weniger deshalb, weil es ihr nicht gelungen schien, als weil sie es für sich noch mal auskosten wollte mit halbgeschlossenen Lidern, wie man den Saft einer Frucht genießt.

Dann waren sie still. Es war inzwischen dämmerig geworden, aber Melusine war zu träge, um schon Licht zu machen. Der duftende Garten Belriguardos war noch um sie, die Hermen Virgils und Ariosts schimmerten blaß, und durch die Luft troff noch der Nachklang der zauberhaften Verse. Tasso saß in einem Sessel. Er schien müde, erschöpft; sein Gesicht schimmerte weiß, als wäre kein Tropfen Bluts mehr darin, und seine Augen sahen auf Melusine.

„Wenn man es könnte ..." sagte sie leise.

„Es war schön... so schön ...!" Und er wiederholte wie für sich, nachschmeckend: „Du bist es selbst, wie du zum erstenmal, ein heilger Engel, mir entgegenkamst! — — Beschränkt der Rand des Bechers einen Wein, der schäumend wallt und brausend überquillt? Mit jedem Worte erhöhest du mein Glück, mit jedem Worte glänzt dein Auge heller. Ich fühle mich im Innersten verändert, ich fühle mich von aller Not entladen, frei wie ein Gott, und alles dank ich d i r!... Du hast mich ganz auf ewig dir gewonnen...."

„Ich will gehen, gnädiges Fräulein."

Sie streckte ihm die Hand unversehens ein wenig beklommen hin.

Und jener beugte sich darüber und küßte sie. Und plötzlich schüttelte es ihn, es war wie ein Krampf, wie ein Schluchzen.

„Was ist Ihnen? Hat es Sie so bewegt, erregt? Wir nahmen es zu ernst."

„Ja! Ja!"

„Sie Kind." Sie lächelte und fühlte erschrocken und seltsam umstrickt etwas von ihrer Macht über diesen Knaben, von den geheimen Wellen, die ihn durchzitterten.

„Nicht, Sie Kind!"

Denn der andere hatte ihre Hand gegen seine brennende Wange und Lippen gelegt, immer noch Tasso. Sie hätte lächelnd seine feine Wange streicheln und dann mahnend den Finger heben mögen.

„Gehen Sie."

Er nickte ratlos und verwirrt.

„Ich komme nicht wieder. Nie. Niemals!..." stammelte er. Er zitterte wirklich und wurde dann wild und zornig und trat mit dem Fuß auf. Das Kind.

Melusine erbebte unwillkürlich vor dieser Inbrunst des noblen Jungen. Das war Jugend, stürmische, rücksichtslose, alle Grenzen überflutende Jugend, aber doch auch Kraft, lohnende und knabenhafte Kraft.

Alle süße und brennende Innigkeit der Jugend kam mit einem Mal und seltsam bewegend zu ihr und machte sie selbst für eine aufblitzende Sekunde frühlingshell. Sie dachte unter einem verstohlenen ketzerischen Zwang an Oskar, er schien ihr im selben Augenblick alt und fast verbraucht, etwas nüchtern und allzu ernst; seine Lippen waren blut- und duftlos. Ihr Herz erschauerte wohlig, und über ihre Sinne strich der Atem eines jungen Maitags.

Und da kam es, daß sie in einer Tiefe ihres Seins fast aufatmete, aufjubelte, wie befreit, von einem un-



bekannten Druck erlöst, sich selbst in dieser kindlich überspannten Stunde zurückgegeben ... sie war nicht unlöslich gebunden ... ! Nein —! Nein ... ! Ihre Seele konnte sich noch frei regen, sich in jeder Wonne, in jeder Welle des gebenedeiten Lebens baden! Sie empfand es wie ein rieselndes Glück in ihrem Herzen.

Sie fühlte den Kopf des überwältigten Jungen in ihrem Schoß, sie erschrak und hatte Mitleid, sie beugte sich vor, strich über sein Haar und küßte ihn voll Güte und fast mütterlich einmal auf die Stirn.

Dann lief der junge Mensch grußlos wie geschüttelt und gejagt davon. Eine Episode, eine höchst unbeträchtliche, etwas lächerliche Episode.

Allein als dann, eine Stunde später, Oskar kam, um, falls sie Zeit und Neigung hätte, für diesen Abend etwas mit ihr zu besprechen, da sagte sie ihm nach einer Weile, was eben oder doch vor ganz kurzer Zeit geschehen war.

Sein Gesicht blieb ernst, wurde ein wenig steinern, nachdem sie ihren flüchtig spöttischen Bericht beendigt hatte; und sie hatte dies beinah so erwartet und befürchtet mit einem Bangen und mit einem lauernden Groll im Herzen, und gerade deshalb hatte sie es ihm vielleicht erzählt.

„Du hättest es nicht dulden dürfen, Melusine", sagte er. „Du hast es sicher nicht im kleinsten herausgefordert, ich weiß es; aber du hättest es doch nicht dulden dürfen. Und du tust es nie wieder. N i e." Er sah sie an.

Sie schüttelte verneinend den Kopf und war nun unversehens bedrückt von diesem Blick, so, als schlüge ihr nun selbst das Gewissen.

Er sprach nicht mehr davon. Aber als er dann ging, küßte er nur ihre Stirn und dann, unmerklich zögernd, ihre Hand und erst dann ihre Lippen.

„Bist du mir denn böse, Oskar?" fragte Melusine, „ich konnte nichts dafür; nicht viel!" ...

„Nein, Melusine. Ich habe es schon vergessen. Aber du mußt wissen, daß ich mein Gefühl für dich und alles, was sichtbar und verborgen mit ihm zusammenhängt, bitterernst nehme."

„Ohne jeden Zweifel bei dir selbst, Oskar?" fragte sie ebenso eindringlich.

„Bitterernst!" wiederholte er nur und wich ihrem Blick aus.

* * *

An diesem Abend hatte Oskar noch bei Casparis oben in der Friedrichstraße zu tun. Es handelte sich um eine Papierlieferung, für die Fritz am Morgen Proben gebracht hatte; eigentlich war Oskar auf direktem Weg zu Casparis gewesen, aber er hatte es nicht übers Herz gebracht, an Melusinens Haustür vorüberzugehen, ohne für eine Viertelstunde zu ihr hinaufzuspringen, unangemeldet, wie es immer am schönsten war, und wie es Melusine liebte.

Aber als er nun durch das große, runde Haustor, das ein unbeschreiblich blanker Klingelzug öffnete, bei Casparis eintrat, da beschlich ihn geradezu ein wohltuendes Heimgefühl, als käme er nicht von seiner Geliebten, sondern aus einer fremden, ein wenig abenteuerlichen Welt. Der Flur war hoch; der schwarzweiße Fliesenboden peinlich sauber; es roch nach kühlem, getünchtem Mauerwerk und ein wenig nach behaglichen, reichen Stuben. Quervor, dem Hof zu, war eine zweite breite Tür mit roten und blauen Glasquadraten, und dahinter sah man Bäume und seitwärts helle Fenster. Es wirkte alles so ruhig, so behaglich sicher und wohlhabend; ganz so, wie es Oskar liebte. Am liebsten wäre er gleich mal durch die Treppentür abgeschwenkt; aber dann dachte er an die Mama und ließ es sein. Nein, er wollte ins Kontor. Es saßen da meist ältere Herren in sauberen dunkeln Anzügen mit Wachstuchschreibärmeln vor prachtvollen dicken Kontobüchern, deren Blätter förmlich knallten, wenn man sie umwandte. Darüber kochte und sang das Gas zu dem sakralen Geräusch der Federn; George und Fritz hockten auf hohen Böcken am Ende des langen Kontors, dicht an der offenen Tür zu Onkel Casparis kleinem Privatbureau. Der präsentierte sich meist, perspektivisch gesehen, vor einer grünbeschirmten Lampe, rauchte eine seiner guten Zigarren und hantierte mit einer geradezu genießerischen Bedächtigkeit und Akkuratesse, wobei er die Zigarre mit spitzen Fingern neben sich legte und langsam, mit einem behaglichen Seufzer, den Rauch von sich blies, mit Geheimbüchern, schönen, glänzenden Briefbogen und außerordentlich guten Schreibutensilien.

Ah, das war famos hier! Die Luft schmeckte förmlich nach gediegenen Geschäften, und die Ruhe hatte etwas Weihevolles und doch Gemütliches.

Fritz kletterte eilig herab.

„Guten Tag, Herr Doktor. Liebenswürdig, daß Sie selbst kommen. Freut mich.... Hätte jederzeit zur Verfügung gestanden. Wie geht es Emmi — wie geht's dem Herrn Rat? Ja ... Papa und George werden schmerzlich bedauern, sie hatten einen wichtigen Geschäftsgang. Das heißt, Papa ist heute im Klub, vor einer kleinen halben Stunde. Sehr schade! Womit kann ich dienen?"

Auch dem Doktor tat es leid. Er hätte in der Tat gern unter behaglich heiterm Schwatzen in dem kleinen Kontor eine von Onkel Casparis großen Kundenzigarren geraucht. Der alte Herr hatte etwas so Beruhigendes an sich; es teilte sich einem unversehens etwas von seiner fröhlichen Opportunitätsgesinnung mit, die höchst unbeschwert und mit solider Wurstigkeit über den Dingen der Welt schwebte.

Aber dieser kleine, propre, feste Fritz da war auch nicht übel, dachte Oskar. Wie sicher und brav er die Honneurs machte! Man durfte, weiß Gott, die Menschen nur in ihrer Umgebung sehen, dann hatte jeder Figur. Der Doktor begriff Emmi ein wenig....

Oskar Demuth machte seine Bestellung. Sie standen im Privatbureau, Fritz hatte behende die berühmte flache Kiste aus dem Geldspind hervorgezaubert, auch einen Kognak angeboten, den Oskar aber ablehnte.

Nun schwatzten sie gemütlich. Oskar hatte sich gesetzt. Geschäfte und anderes. Wie es Lily gehe. Sie lasse sich gar nicht mehr in der Kurfstraße sehen.

Gut, gut. Fritz wurde rot bis zu den sauber geschorenen blonden Haaren; denn er wußte es im Augenblick nicht, ob er in einer Gegenfrage von Melusine reden



sollte; er wußte das nie, insonderheit war ihm das Theaterthema nicht geheuer, man verstand ja auch nicht viel davon, und in jedem Fall machte es ihn, ohne daß er selber wußte warum, verlegen; es war heikel. Vor Emmi sprach er eher darüber, aber auch mit Zurückhaltung, als verbiete sich hier schlechterdings eine eingehende Meinungsäußerung.

Er hegte viel Respekt und eine stille Liebe für den Doktor, der ja sieben, acht Jahre älter war. Wenn er Emmi mitgebracht hätte, dachte er, dann hätte man hübsch am Abend ein bißchen zusammenbleiben können! Hätte Billard oder Whist oben gespielt, eine Bowle gemacht, kalkulierte Fritz. Dabei suchte er seinen Gast länger als nötig festzuhalten; zuletzt führte er ihn auf den Hof hinaus, um ihm, so gut es in der Dunkelheit und bei Laternenlicht ging, zu zeigen, wie man den Pferdestall umbauen wollte.

Oben im Vorderhaus schimmerten helle Fenster. Oskar sah hinauf und erkannte auch Lilys Stube. Da war ebenfalls Licht. Und plötzlich spürte er das zarte Verlangen, für einen Augenblick hinaufzugehen und dem feinen Mädchen trotz der Mama guten Tag zu sagen und ihr väterlich ein bißchen ins Gewissen zu reden deshalb, daß sie alle gute Freunde so grundlos vernachlässigte.

Er hatte natürlich ebenfalls davon munkeln hören, daß eine neue und etwas verschwiegene Konfliktzeit für Lily hier im Haus angebrochen wäre; möglich, daß die ebenfalls und noch größere Schuld an ihrer Zurückhaltung trug. Es sollte da vor geraumer Zeit ein Neffe zweiten Grades von der Duweschen Linie auf dem Plan aufgetaucht sein, den Mutter Caspari mit wachsender Deutlichkeit zu begünstigen schien.

Oskar erinnerte sich dieses Umstands im Moment und empfand dabei unversehens eine Art Beklemmung. Er war nicht eitler als andere Menschen, aber er war auch durchaus nicht bescheidener; er kannte seinen Wert und hatte wahrgenommen, daß Lily nicht ohne Sinn und Merk dafür wäre. Gott behüte! Nun saß sie vielleicht verstimmt oder gar mit einem Schmerz in ihrem netten Zimmer da oben, zwischen Dingen, die sie liebte und täglich berührte, so daß sie etwas von ihrem Wesen angenommen hatten, und war auf dem Grund ihrer Mädchenseele erbittert und wurde allgemach mürbe. Denn wenn Mutter Caspari etwas im Schilde führte, dann ließ sie so leicht nicht locker; das war Duwesche Art, und die Mittel würden nicht gerade fein sein. Lily tat ihm leid.

Ihre Fenster waren so hell und freundlich; das Licht floß in klarem, ruhigem Strom heraus und verbarg doch ein Letztes und Eigentliches.

Dieses Licht von da oben war jetzt wie eine Brücke für Oskar, die in die Dunkelheit des Hofes herunterlockte, so daß ihn ein warmes, wohliges Gefühl der Unruhe umspann. Es hatte etwas Körperliches, etwas von Lilys wunderhübschen kühlen, schmalen Mädchenhänden, etwas von der Berührung dieser Hände.

Doch da sah man für einen Augenblick auch ihren Schatten und dann ein Stück von ihr selbst, ihren Kopf, ihre Schultern, sie trug einen Hut und machte sich wohl für den Ausgang fertig.

(Fortsetzung folgt.)

Verjüngung im Pflanzenreich.

Von Prof. Dr. Udo Dammer.

Jeder Gartenbesitzer weiß, daß er seine Erdbeerbeete, nachdem sie drei Jahre getragen haben, erneuern muß, weil die alten Pflanzen nicht mehr ordentlich tragen. Er muß seine Anlage verjüngen. Dazu verwendet er aber nicht Pflanzen, die er aus Samen herangezogen hat, ist auch nicht gezwungen, neue Pflanzen zu kaufen, sondern er nimmt zur Verjüngung seines Beetes Pflanzen, die er von dem alten Beet in der Weise gewonnen hat, daß er die Ausläufer der alten Erdbeerpflanzen ablöst und sie einzeln pflanzt. Die Erdbeerpflanzen haben also die Fähigkeit, sich durch Ausläufer zu verjüngen, ohne daß sie gezwungen sind, Samen zu bilden. Diese Fähigkeit besitzen nun aber nicht nur die Erdbeeren, sondern auch viele andere Pflanzen. Die Art der Verjüngung ist aber bei den verschiedenen Pflanzen sehr verschieden. Da die Erscheinung nicht allgemein bekannt ist, seien im folgenden einige der interessantesten Variationen besprochen.

Kerner erzählt in seinem bekannten Werk: „Das Pflanzenleben" von einem Espenbaum, der abgehauen war, so daß nur ein ganz kurzer Stumpf stehenblieb. Im nächsten Jahr erschienen rings um den Stumpf aus der Erde zahlreiche junge Pflanzen, die ihren Ursprung aus den Wurzeln nahmen. Während sonst die Wurzeln keine Knospen bilden, hatten sie in diesem Fall Knospen gebildet. Die jungen Pflanzen bildeten dann neue Wurzeln, die alten Wurzeln der ursprünglichen Pflanze starben ab. Die alte Pflanze hatte sich verjüngt, an ihrer Stelle steht jetzt ein ganzer Espenhain. Die Gärtner machen von der Fähigkeit mancher Pflanzen, unter gewissen Umständen an den Wurzeln Knospen zu bilden, Gebrauch. So werden die Bouvardien, die japanischen Quitten, die kaiserliche Paulownia und andere durch Wurzelstecklinge vermehrt.

Eine ganz eigenartige Verjüngung tritt bei dem Besenginster auf. Diese Pflanze bildet lange, grüne Zweige, deren Blätter bald abfallen, so daß die grünen Zweige die Arbeit der Blätter mit übernehmen müssen. Durch ihre wundervollen großen dottergelben Schmetterlingsblüten fallen die Pflanzen im Mai und Juni schon von weitem auf. In den Achseln der Blätter entsteht, wie meist bei den Pflanzen, eine Knospe, aus der sich im nächsten Jahr ein langer Trieb entwickelt. Nun kommt es aber oft vor, daß diese jungen Triebe in harten Wintern absterben. Die Pflanze würde also dann eines großen Teils ihrer Zweige beraubt sein. Um sich nun gegen diesen Verlust zu schützen, hat die Pflanze sofort, während des Austreibens des Triebes, dicht unter dessen Basis eine neue Knospe angelegt, die austreibt, wenn der Trieb etwa erfrieren sollte. Ohne



sich zu vergrößern, verjüngt sich also die Pflanze, indem sie an die Stelle des abgestorbenen Zweiges einen neuen setzt.

Nicht selten wird bei Pflanzen in der Achsel eines Blattes gleich von vornherein eine ganze Anzahl neuer Knospen angelegt, die aber nicht alle mit einem Mal austreiben, sondern zum Teil im Knospenzustand verharren, bis sie durch irgendwelche äußere Ursachen zum Austreiben gelangen. So können wir bei dem Jelängerjelieber ganz regelmäßig mehrere Knospen übereinander stehen sehen. Wohl die größte Anzahl Reserveknospen bilden Arten des Zahnwehholzes, Xanthoxylon, aus; bei ihnen findet man bis zu 18 Knospen in einer Blattachsel, von denen aber nur eine normal austreibt, während die andern zur Verjüngung in der Entwicklung zurückbleiben.

Eine ganz eigentümliche Art der Verjüngung zeigen manche Kakteen. Auf der Insel Haiti wächst eine Opuntia, die nach der Sage der Eingeborenen während der Trockenzeit ihre Glieder auf die Vorübergehenden abschießen soll. Da die Triebe sehr stark mit Stacheln besetzt sind, so gehen die Neger von Haiti dieser Pflanze gern möglichst weit aus dem Weg, um nicht von einem solchen scharf bewehrten Geschoß getroffen zu werden. Es ist natürlich hier nicht daran zu denken, daß die Pflanze wartet, bis ein Mensch vorbeigeht, um ihre Glieder abzuschießen. Es ist vielmehr anzunehmen, daß die Glieder so lose an der Pflanze sitzen, daß schon die geringste Erschütterung genügt, um die Glieder zur Ablösung zu bringen. Jedes solche Glied bildet nun aber, wenn es an der Erde liegen bleibt, neue Wurzeln und entwickelt sich zu einer neuen Pflanze. Auf den ersten Blick mag das sehr merkwürdig erscheinen. Die Erscheinung hat aber im Pflanzenreich ihre Analoga. Jeder Aquarienbesitzer, der den Froschbiß in seinem Aquarium kultiviert, weiß, daß diese Pflanze im Herbst an langen Stengeln eiförmige Knospen bildet, die sich von dem Stengel ablösen und im Schlamm überwintern. Ebenso bilden Laichkrautarten und die Wasserpest im Herbst ganz besondere kurze Zweige, die sich von der Pflanze ablösen, zu Boden sinken und während des Winters ruhend bleiben, während die Pflanze selbst abstirbt. Man hat diese Triebe, die sich beim Herannahen des Winters bilden und zur Verjüngung der Pflanze dienen, Winterzweige oder Hibernakel genannt.

Eine ganz eigentümliche Verjüngung zeigen sehr viele Orchideen der Tropen. Ihr Stamm wächst auf Bäumen oder auch auf Felsen, denen er dicht anliegt. Mit großen Wurzeln, die er nach allen Seiten aussendet, hält er sich fest. Ist der Stamm ein bald kürzeres, bald längeres Stück an der Unterlage entlang gewachsen, so richtet er sich plötzlich fast rechtwinklig von dieser ab und wächst nun frei in die Luft. An seinem Ende treibt er dann seine zum Teil wunderbaren Blumen. Dieser in die Luft ragende Teil kann bald kurz, bald aber auch sehr lang sein; es sind Fälle bekannt, in denen er einen Meter und länger wird. Fast regelmäßig ist dieser Teil stark verdickt und dient der Pflanze als Wasserreservoir. Da die Blume den Stengel abschließt, so kann er natürlich nicht weiter wachsen. Aus diesem Dilemma hilft sich nun die Pflanze durch einen eigentümlichen Verjüngungsprozeß. Dort, wo der Trieb sich von der Unterlage abwandte, hat nämlich die Pflanze eine Knospe angelegt, die zu Beginn der neuen Vegetationsperiode austreibt. Einige Jahre bleiben die alten abstehenden Triebe noch stehen und dienen der Pflanze weiterhin als Wasserreservoir; dann sterben sie ab. Später stirbt auch der untere Teil der Pflanze ab, und nach einer bald kürzeren, bald längeren Zeit ist die Pflanze vollständig verjüngt. Wie lange sie so leben kann, läßt sich schwer sagen, da man ja die ältesten Teile der Pflanze nicht mehr vorfindet. Der ganze Vorgang erinnert sehr an das Wachstum mancher Moose, die sich in ähnlicher Weise verjüngen. Bei diesen kann man in ganz bestimmten Fällen das Alter infolge eines eigentümlichen Vorganges wenigstens annähernd feststellen. In Südsteiermark gibt es Quellen, die Kalktuff absetzen. Auf diesem Kalktuff wächst ein Moos, Gymnostomum curvirostre, das sich wie jene Orchideen oben verjüngt und unten abstirbt. Der von Quellen sich absetzende Kalktuff hüllt nun die unten absterbenden Teile des Mooses ein, so daß man sie durch die Kalktuffwand verfolgen kann. Nun kommen dort Kalktuffwände von neun Meter Höhe vor, durch die die Moosstengel ununterbrochen zu verfolgen sind. Es müssen also die obenauf wachsenden Moose von den durch den Tuff ziehenden Moosstengeln abstammen, und die Pflanzen müssen das gleiche Alter haben wie die Kalktuffwand. Nun hat man berechnet, daß eine solche neun Meter hohe Kalktuffwand etwa 2000 Jahre alt ist! So lange währt nun schon der Verjüngungsprozeß, und bei dem gesunden Aussehen der Moospflanzen ist zu erwarten, daß er noch sehr lange weiter dauern wird.

Einen ganz eigentümlichen Verjüngungsprozeß können wir an einem Fetthennengewächs, Sedum dasyphyllum, das in Felsritzen und an alten Mauern wächst, beobachten. Diese kleine Pflanze bildet dünne Stengel, die mit fast halbkugeligen Blättern besetzt sind. In den Achseln dieser Blätter entwickeln sich Knospen, die zum Teil ganz klein bleiben, zum Teil kleine Rosetten bilden, die entweder unmittelbar neben dem Blatt sitzen, zum Teil aber auch gestielt sind. Wenn nun der Stengel abdorrt, dann fallen die Blätter mit den Knospen ab und kollern infolge ihrer halbkugeligen Gestalt an den Felsen oder Mauern abwärts, bis sie durch irgendeinen Vorsprung festgehalten werden. Hier treibt die Knospe sofort auf Kosten des Blattes kleine Wurzeln, mit denen sie sich an dem neuen Standort ansiedelt.

Gehörte bei der eben beschriebenen Fetthenne die Knospe noch zum Stengel und löste sich nur von ihm mit dem Blatt ab, so gibt es anderseits nicht wenige Pflanzen, die direkt auf dem Blatt Knospen ausbilden und sich durch diese verjüngen. Am bekanntesten sind einige Farnkräuter aus der Gattung Asplenium, vor allem das A. viviparum, das lebendig zeugende Asplenium. Auf den Blättern dieser Pflanze, die stark zerteilt sind, sieht man zahlreiche kleine, schwärzliche Knöllchen, die sehr häufig schon ein oder auch mehrere Blättchen gebildet haben. Die Blätter sind stellenweise so dicht mit diesen jungen Pflänzchen bedeckt, daß die Blattfläche unter ihnen vollständig verschwindet. Stirbt ein solches Blatt ab, so werden die jungen Pflänzchen frei und bilden ebenso viele junge Pflanzen.

Bei Liebhabern von Fettpflanzen sieht man nicht selten eine Pflanze, die große, dicke, am Rand gekerbte Blätter besitzt, das Bryophyllum calycinum; auch an dieser Pflanze kann man sehr oft in den Blattkerben junge Pflänzchen finden, die sich, wenn man sie ablöst, bewurzeln und so die Pflanze verjüngen.



Sahen wir bei den zuletzt besprochenen Pflanzen auf den Blättern Knöllchen entstehen, durch die die Pflanze sich verjüngt, so können wir bei andern Pflanzen solche Knöllchen und auch kleine Zwiebeln am Stengel und selbst am Blütenstand beobachten. Eine recht beliebte Zimmerpflanze ist die zweifarbige Begonie, Begonia discolor. Die sehr schönen Blätter sind auf der Oberseite wundervoll grün, auf der Unterseite dagegen intensiv purpurrot gefärbt, woher die Pflanze ihren Namen hat. Die Pflanze zieht im Herbst ein, d. h., ihr Stengel stirbt mit den Blättern ab, und es bleibt nur die Knolle in der Erde zurück. Aber in den Achseln der Blätter haben sich im Lauf des Sommers kleine Knollen entwickelt, die nun bei dem Absterben der Stengel und Blätter zur Erde fallen. Jedes dieser kleinen Knöllchen entwickelt sich, wenn es während der Ruheperiode in der Erde liegen bleibt, zu Beginn der neuen Vegetationsperiode zu einer neuen Pflanze. Aehnliche kleine Knollen finden wir auch gar nicht selten im Blütenstand einiger kleiner Knöterichgewächse, des Polygonum bulbiferum und P. viviparum. Hier werden die Knöllchen an Stelle von Blüten gebildet. Sehr interessant ist es nun, zu beobachten, wie sich dieses Knöllchen an der Pflanze später verhält. Es wächst nämlich bei der zuletzt genannten Art zu einem S-förmig gewundenen, unterirdischen Stengel aus, der an seiner Spitze einen langen Trieb mit Blättern nach oben sendet und in einen Blütenstand endet. Im nächsten Jahr entwickelt sich nun aus zwei Knospen des aufrecht gewachsenen Stengelteils, der im übrigen abgestorben ist, je ein neuer, senkrecht aufrechtwachsender Stengel. Der untere verdickt sich aber zu einem ähnlichen S-förmigen Gebilde wie im vorigen Jahr das Knöllchen. Man kann, wenn man die Pflanze zur Blütezeit vorsichtig ausgräbt, an ihr die zwei S-förmigen Gebilde finden, die übereinander stehen. Das untere ist das alte vorjährige, das bald danach abstirbt, das obere ist das junge diesjährige. Es verjüngt sich also auch dieses Gebilde jedes Jahr, nicht nur die ganze Pflanze. Solche partiellen Verjüngungen kommen ganz besonders häufig in den Familien der Lilien und deren Verwandten vor.

Wer schon einmal Hyazinthen getrieben hat, der weiß, daß die alte Zwiebel im zweiten Jahr nicht mehr zu gebrauchen ist, weil sie sich verjüngt hat, d. h., daß sie sich in eine Anzahl kleiner Zwiebeln aufgelöst hat, die nicht zum Treiben zu gebrauchen sind. Ganz das gleiche sehen wir auch bei den Tulpenzwiebeln, die sich ebenfalls in eine Anzahl kleiner Zwiebeln auflösen. Bei anderen Zwiebel- und vor allem Knollengewächsen findet aber die Verjüngung auch auf andere Weise statt. So können wir bei der Herbstzeitlose feststellen, daß die Zwiebel von Jahr zu Jahr immer tiefer in den Boden eindringt. Ebenso wächst die Knolle der Gladiolen immer tiefer in den Boden. Dies kommt dadurch zustande, daß sich die Verjüngungsknolle unterhalb der alten Knolle bildet. Bei der Herbstzeitlose, die eine Zwiebel besitzt, d. h. einen ganz flachen Stamm, an dem sich die fleischig verdickten unteren Teile der Blätter befinden, verjüngt sich die Zwiebel dadurch, daß sich aus der Achsel eines Zwiebelblattes ein junger Sproß entwickelt, der zunächst abwärts wächst und sich dann aufwärts richtet. Der abwärts gewachsene Teil verdickt sich dann später sehr stark und bildet den Zwiebelkuchen, auf dem die Zwiebelblätter sitzen.

Wir haben in der Bildung von Zwiebeln und Knollen bekanntlich eine Einrichtung der Pflanze zu sehen, durch die sie sich gegen ungünstige Witterungseinflüsse schützt, die ihr Leben bedrohen. Bald ist es eine lange Zeit anhaltende Trockenperiode, bald große Kälte. So können uns die Zwiebeln der Pflanzen, die bei uns heimisch sind, direkt als Wegweiser dafür dienen, wie weit der Frost in die Erde eindringt, denn sie befinden sich an ihren natürlichen Standorten in einer Tiefe, bis zu der der Frost nicht vordringt. Wie empfindlich dieser Indikator ist, geht recht deutlich dort hervor, wo die gleiche Pflanzenart verschiedene Standorte einninmt. Wächst sie im Wald, wo das Laub den Boden bedeckt und die Gefahr, daß der Frost tief in den Boden eindringen könnte, kaum vorhanden ist, so finden wir die Zwiebeln und Knollen in geringer Tiefe. Wo aber die Pflanzen im freien Land stehen, auf Wiesen oder Feldern, da müssen wir sehr tief graben, wenn wir die Zwiebeln oder Knollen erlangen wollen, denn hier wird in strengen Wintern der Frost sehr tief in den Boden eindringen.

Wir hatten in vorstehenden Zeilen einige wenige Fälle kennen gelernt, in denen sich die Pflanze verjüngt, ohne Samen zu bilden. In den meisten Fällen tritt neben dieser Verjüngung auch noch regelmäßig eine Blüten- und Samenbildung ein. In manchen Fällen genügt der Pflanze aber diese rein vegetative Verjüngung vollständig, und die Folge davon ist dann, daß die Samenbildung mehr oder minder darauf ganz unterbleibt. So können wir an dem Scharbockskraut, das zeitig im Frühjahr seine schönen gelben Blütensterne entfaltet, nur sehr selten einmal Früchte entdecken. Dafür sehen wir aber regelmäßig an der Pflanze in den Blattachseln kleine weizenkornähnliche Knöllchen entstehen, die, wenn die Blätter abdorren, frei werden und zur Erde fallen. Wo das Scharbockskraut sehr viel wächst, da findet man später an den Stellen, wo die Pflanzen im Frühjahr standen, den Boden dicht mit diesen kleinen Knöllchen bedeckt. Hat dann ein Regen diese etwas zusammengeschwemmt, so kann man glauben, daß kleine Häufchen Weizenkörner dort liegen. Dies hat zu dem Aberglauben geführt, daß es manchmal Weizenkörner regne. Eine sehr beliebte Gartenpflanze ist die Taglilie, Hemerocallis fulva, die sich dadurch auszeichnet, daß sie sehr viele unterirdische Ausläufer bildet, durch die sie sich verjüngt. Von dieser Pflanze ist die Frucht bisher ganz unbekannt. Trotz aller Bemühungen ist es bisher nicht gelungen, von dieser Pflanze durch künstliche Befruchtung Früchte zu erhalten. Die Ursache hierfür ist die, daß die Blüten keinen vollkommenen Blütenstaub entwickeln. Die Verjüngung der Pflanze durch Ausläufer ist eine so reiche, daß eine Samenbildung vollständig überflüssig geworden ist. An manchen Stellen wächst ein Gras, das in seinen Blütenständen statt der Blüten junge Pflänzchen ausbildet; Poa annua vivipara heißt diese Form. Sie ist so konstant, daß man dort, wo die Pflanze in dieser Form wächst, nur selten einmal ein Exemplar findet, das normale Blüten gebildet hat. Bekannt ist es auch, daß unsere Kartoffelpflanzen nur verhältnismäßig selten Früchte ausbilden, obgleich man nach der reichen Blütenentwicklung eine reiche Fruchtbildung erwarten sollte. Offenbar hängt diese Erscheinung ebenfalls damit zusammen, daß die Kartoffelpflanze von uns in der Kultur fast nur noch durch Knollen verjüngt wird, und daß die Pflanze infolgedessen das Vermögen, Samen zu bilden, mehr und mehr verliert.

Münchner Faschingsbilder.

Von Maria von Senger. — Hierzu 8 Spezialaufnahmen für die „Woche“ von H. Traut.

Ein toller Jubel, ein unbeschreibliches Bacchanal, ein sinnberückendes Gewirr von Farben und Formen, von schönen Frauen, buntem Lichterspiel, schwarzen Fräcken.

„O je, o je, wie rührt mich dies, o je, o je, wie rührt mich dies“, erklingt die übermütige „Fledermaus“. Ihre Musik elektrisiert die tanzenden Paare! Wupp, mit keckem Sprung sitzen die Tänzerinnen auf den starken Armen ihrer Herren, die, beglückt durch die süße lebendige Last, sich wie besessen im Kreis rund herumdrehen.



Auf der Redoute: Während der Française.

Bist du es wirklich, steife, zeremoniöse „Française“? Kaum wagt man dich in dieser Metamorphose zu erkennen, du bist ja fürwahr ein verrücktes Münchner Kindl geworden, und darum hat man dich wohl umgetauft, und heißt du im Sprachgebrauch „der Franzä“? Der muß schon ein Griesgram sein, dem nicht zu helfen ist, der von der urwüchsigen Lebenslust, die von dir ausgeht, wenigstens auf Stunden hinaus sich nicht seiner selbst entäußern und fröhlich mittun kann!

„Türkisch!“ ist die Parole für die diesjährige Mode. Die engen Röckchen schmiegen sich um die schlanken Glieder; wer gelenkig ist, kann es jetzt am Bal paré gut beweisen, den hemmenden Hüllen zum Trotz. Die Köpfchen ausschließlich in Turbans gewickelt, das „Visier“ vor dem Gesicht, huschen sie über das spiegelglatte Parkett des „Deutschen Theaters“. Ein Harem ist los! Aber nicht von trägen Türkinnen, sondern von faschingtollen Münchnerinnen, die ja keine Macht der Erde in dieser Zeit hinter Schloß und Riegel halten könnte. O Münchner Karneval, wie viele Seligkeit und oft dauerndes Glück, wieviel Tränen und Kummer hast du auf deinem lockeren Gewissen, wieviel inhaltschwere Schicksale hast du nicht schon besiegelt! Nie hat man schönere Gelegenheit, Individualitäten zu erkennen, wie in dieser lebenslustigen Ungebundenheit. „In vino veritas“, und hier kann man wohl sagen: „in Carneval veritas“.



Im Vestibül.

Um wieviel schwerer ist es hier, wahren Takt für das Erlaubte und Schickliche zu zeigen und irgendwelche Roheit des Benehmens zu vermeiden, in dieser schier dionysisch ausgelassenen Lustigkeit, als dort, wo a priori vornehme Steifheit und elegante Korrektheit herrschen! Es mag ja manchmal vorkommen, daß die Grenzen des Erlaubten durchbrochen werden, doch in der Regel werden sie gewahrt. Daher überläßt sich jung und alt sorglos der ausgelassenen Freude. „In München veranstaltet man nicht Feste, man erlebt sie“, sagt ein bekannter Münchner Schriftsteller, der auch mit Recht behauptet, daß jedermann am Münchner Hof des Prinzen Karneval willkommen ist, mit Ausnahme der Philister und Pessimisten! Mit diesen allerdings wüßte man bei Münchner Redouten wenig anzufangen! Amor, der Schelm, steckt an allen Ecken und Enden und treibt seinen Unfug mit der

fröhlichen Menschenschar. Im Bierstübel, in dessen tannengeschmücktem Gelasse, beim Klang der kleinen Musikkapelle auf der Treppe, im eleganten Foyer — überall ermutigt der lose Schlingel zu zärtlichem, kosendem Spiel.

Wer könnte alle Küsse zählen, die in einer Redoutennacht getauscht werden, zu eigenem und oft auch zu fremdem Ergötzen? Denn neidlos gönnt man jedem sein Glück. Liebe und Duldsamkeit, sie reichen sich hier die Hände zu schöner Harmonie. Wie häufig





Ein verborgener Winkel.

Demaskiert!

Oberes Bild: **Im Bierstübl** bei den Weißwürsten.

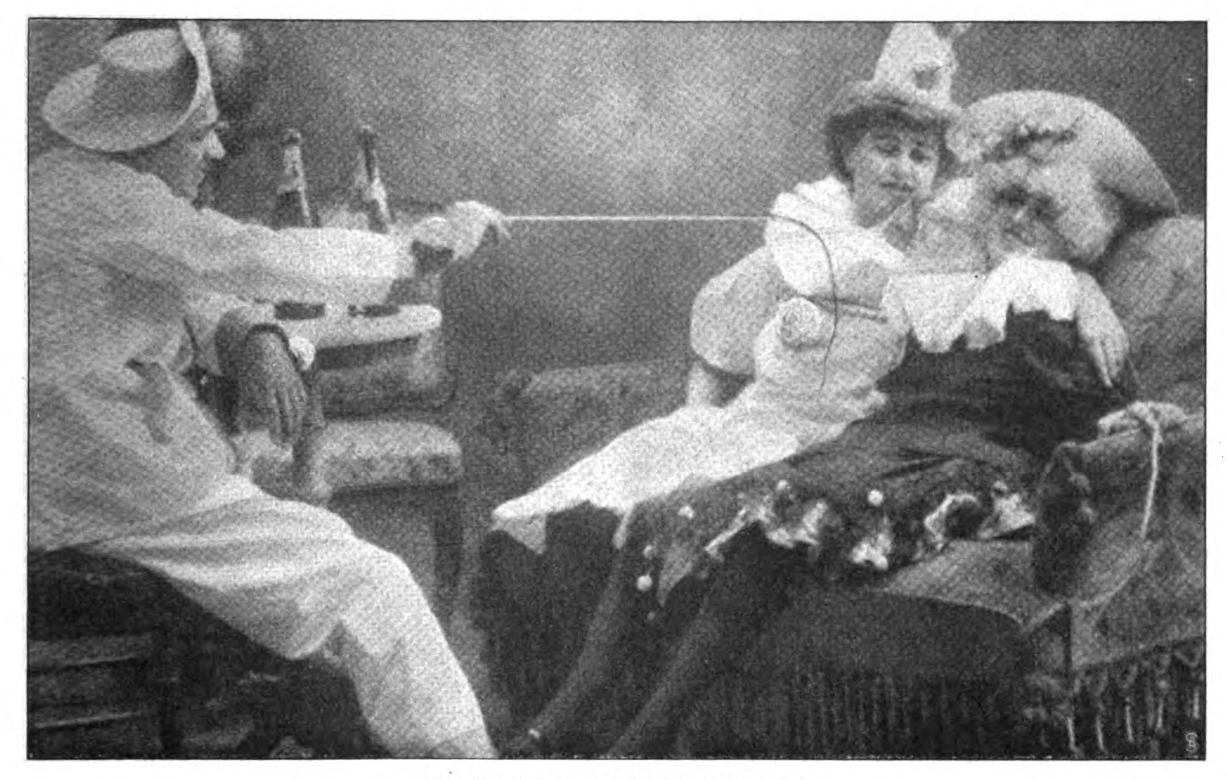
schmiedet hier der kleine Liebesgott zwei Herzen zusammen für ein ganzes Leben oder nur bis zum nächsten Fasching. Denn wetterwendisch wie er selbst sind oft auch seine getreuen Vasallen.

Doch hier ist sein ureigenstes Element, das schöne wie das starke Geschlecht zwingt er für die kurze Dauer einer Karnevalsnacht in seinen Bann!

Allmählich verstummen die Geigen, still und verödet bleibt der Ballsaal zurück, doch die überschäumende Lustigkeit hat ihr Ende noch nicht erreicht. Jetzt kommt erst das bedeutsame Finale einer Faschingsnacht, ohne das man sich in München nicht mit befriedigtem Gewissen zur Ruhe begeben könnte. In den Cafés beginnt es um die vierte Morgenstunde fidel zu werden, da festigen sich die eben erst angeknüpften Bande. Die friedlichen, gutschmeckenden Weißwürste geben aber aller Lustigkeit der werbenden Neckereien schon einen Stich ins Pathetische, denn bald, ach bald heißt es von all dem lärmenden Jubel scheiden. Bei dicken Maßkrügen und schlanken Sektgläsern, halb im Dusel, wird noch eifrig geflirtet. Findet man keinen freien Stuhl mehr, nun, so setzt man den kleinen, feschen Domino einfach auf den Tisch. Ist er hübsch und jung, wird er sicher auch dort „dekorativ“ wirken, und darauf kommt es ja bei uns hauptsächlich an. Man kennt sich nur seit etlichen Stunden, doch ist man sich von Herzen zu-



Pierrot und Kolombine.



Münchner Karneval: Beim „Schampus“.

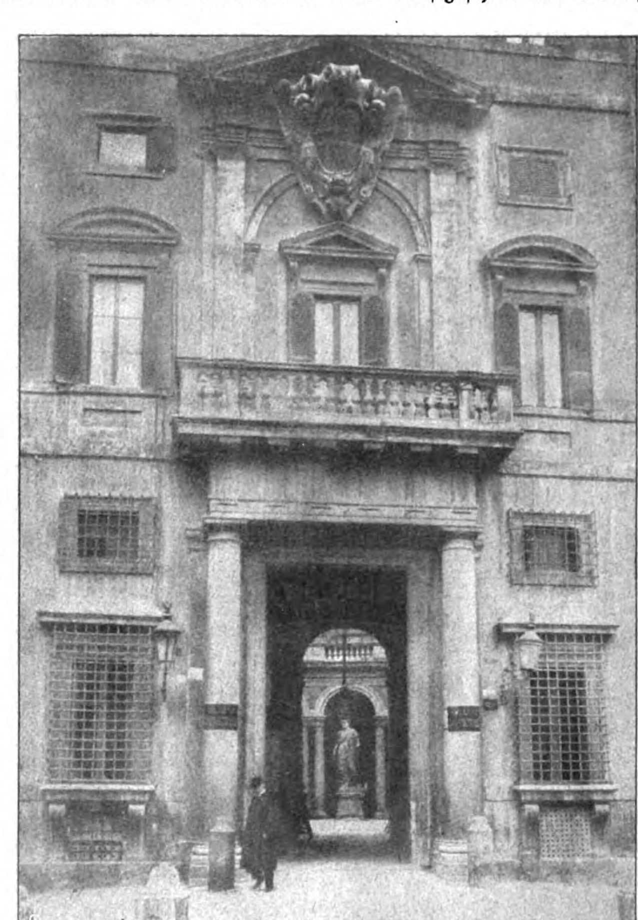
getan — war der Partner nicht so glücklich nebst dem Domino, sich auch noch in letzter Stunde eine Weißwurst zu erringen, dann teilt man sie ehrlich mit ihm sowie den Maßkrug. Die Maske reicht dem Kavalier graziös den Leckerbissen mit den Fingern, und er wird fromm, gefügig und bescheiden mit Behagen davon genießen. In dem Wirrsal der Gesichter, in der Gleichheit der schwarzen Hüllen kann man sich zuweilen irren, und dann beißt manchmal ein anderer von der lieblichen Weißwurst ab. Erst das „Vergelt's Gott, Domino!“ klärt die Verwechslung auf. Selten führt eine solche zu unliebsamen Kontroversen, denn wer keinen Spaß versteht, der bleibe in Münchener Faschingsnächten daheim. — Wehe dem Spielverderber: er verfiele vielleicht einer Lynchjustiz! Zum „Abgewöhnen“ dreht sich noch das eine oder andere tanzwütige Paar beim Klang der kleinen Musikkapelle im überfüllten Café herum, doch die meisten strecken bereits die Glieder in seliger Müdigkeit, und im Arm den Domino singt man im Chor das stimmungsvolle Lied: „Nach Hause, nach Hause, nach Hause gehn wir nicht . . .“ — Wie rasch sind die schönen, unvergeßlichen Stunden dahingeschwunden, die Blumen verwelkt, die Lockenturbane aufgegangen. Doch getrost, mein Herzchen! Wir haben ja schon Donnerstag früh, und der ersehnte Samstag wird gleich wieder da sein, und mit ihm setzt die tolle Faschingsgaudi am Abend mit erneuter Lebensfreude wieder ein. Wieder kannst du glücklich sein, und sei es auch nur für eine Nacht. Dem schicken Fähnchen, dem kühnen Kopfputz sieht man es ja nicht an, daß sie oft durch mühselige Arbeit und manche schlaflose Nacht zustande kommen konnten. Plagst du dich, fescher Domino, auch redlich untertags für dein Leben, abends bist du dann doch das süße Mädel, das alle Mühe vergessen hat und nur weiß, daß es jung ist und fröhlich sein will! — Die von sprudelnder Lustigkeit erfüllten Faschingsnächte, sie bedeuten einen wohltätigen Ausgleich der grauen, öden Alltagsmisere. — Sich und seine Sorgen zuweilen vergessen, ist das nicht ein wahres Labsal? Darum seid gepriesen heut und immerdar, ihr tollen Münchner Faschingsnächte!

Frühmorgens um 7 Uhr:
Auf der Suche nach einem Wagen.

Römische Paläste einst und jetzt.

Von Dr. C. Mühling. — Hierzu 9 Spezialaufnahmen für die „Woche“ von Abeniacar.

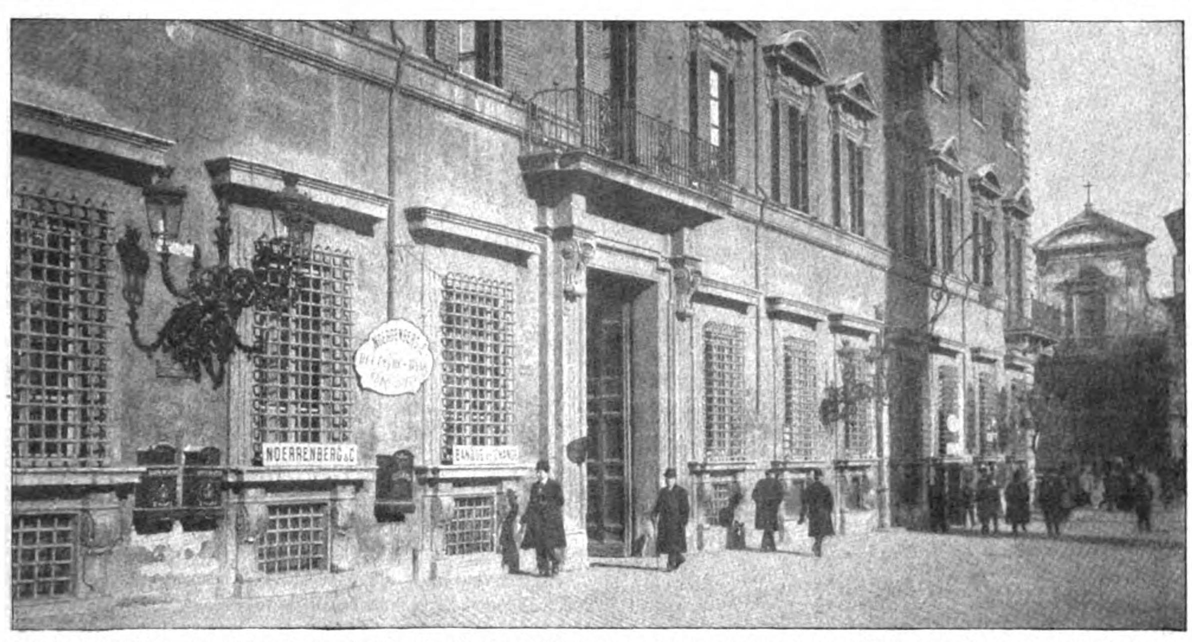
Es ist jetzt gerade ein Vierteljahrhundert verflossen, seit Hermann Grimm in der „Deutschen Rundschau“ seine donnernde Anklage gegen die modernen Vandalen erhob, die die ewige Stadt der Vernichtung preisgeben wollten, und mit seinem Notschrei ein lautes Echo unter den Gebildeten Europas weckte. Wenn wir heute danach Umschau halten, welche von den der ganzen Menschheit heiligen Schätzen denn in diesen fünfundzwanzig Jahren von Staat und Gemeinde in Rom zerstört worden sind, so müssen wir zugeben, daß sich die Befürchtungen des greisen Professors der Aesthetik nicht erfüllt haben. Mir sind die Klagen Grimms und die geharnischte Erklärung von berühmten deutschen Dichtern und Gelehrten, die als ihre Folge damals in der „Münchner Allgemeinen Zeitung“ erschien, schon zu jener Zeit ganz unberechtigt vorgekommen. Wenn man nicht dem Geist unserer Zeit gerade in der Stadt, in der jede Kulturepoche mit der größten Rücksichtslosigkeit die Spuren ihrer Eigenart zurückgelassen hat, Halt gebieten wollte, wenn Rom die Hauptstadt Italiens werden und der Nachwelt nicht als das gewaltigste Antiquitätenkabinett der Welt erhalten bleiben sollte, dann mußte das „dritte Rom“ mit allen seinen hygienischen und wirtschaftlichen Forderungen, mit seinen politischen und sozialen Bedürfnissen seinen Einzug durch die Bresche der Porta Pia halten. Es war nur zu verlangen, daß alle diese Forderungen mit der Rücksicht, mit der Schonung, mit der Ehrfurcht erfüllt wurden, die der historische Sinn und das künstlerische Empfinden unserer Zeit den heiligen Erinnerungen schulden, die in so reicher Fülle keine andere Stätte der Welt verschönen. Und diesem Verlangen ist mit der größten Pietät von der Verwaltung der Stadt und den Behörden des Staates Rechnung getragen worden. Mit Ausnahme der wohl von jedem, der sie kannte, schmerzlich vermißten Villa Ludovisi und des Palazetto Venezia, der dem Denkmal Viktor Emanuels zum Opfer fiel, ist von den Straßendurchbrüchen und den neuen Stadtvierteln keine einzige antike Ruine, kein einziges wertvolles Bauwerk der Renaissance und keiner von den herrlichen Barockbauten, in denen sich der Geschmack und der Reichtum der päpstlichen Adelsgeschlechter des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts offenbarten, berührt worden. In den meisten dieser Paläste freilich wohnen jetzt nicht mehr die Nachkommen jener alten Familien, denen der Stuhl des heiligen Petrus die Quelle ihres Wohlstandes wurde. Der Strom des modernen Lebens ist in ihre weiten Höfe und Hallen eingezogen, und in den kunstgeschmückten Sälen, über deren Marmorestrich einst die Purpurschleppen der Kardinäle rauschten, sind jetzt die Erzeugnisse des modernen Kunstgewerbes oder die Tresors von großen Bankinstituten aufgestellt. Aber ganz unverändert schauen ihre gewaltigen Fassaden auf die Trambahnen und Automobile herab, wie sie früher auf die vierspännigen, goldstrotzenden Karossen der Priesterfürsten herniederblickten.



Der Palast Borghese. Im ersten Stock jetzt eine Kunsthandlung.

Ganz wie zur Zeit des Papstes Paul V., seines Vollenders, liegt der Palazzo Borghese unweit des Korso an dem kleinen, aus der Via Fontanella Borghese ausgesparten Platz. Zwischen den mächtigen Säulen seines Tores blickt man auch heute noch auf die Riesenstatue des Apollo Musagetes, der in der stillen Abgeschiedenheit der von Granitsäulen getragenen Arkaden auf das leise Plätschern des lorbeerumblühten Brunnens zu lauschen scheint. Aber im ersten Stock, wo noch vor zwanzig Jahren vor Tizians irdischer und himmlischer Liebe die staunenden Rompilger in Schönheit schwelgten, da breitet jetzt der größte Antiquitätenhändler Italiens seine Schätze aus. Des Kirchenstaates reichstes Fürstengeschlecht hat der Gerichtsvollzieher aus Lunghis Prachtbau vertrieben, und seine Gläubiger verlangen Zinsen von den Räumen, die für rauschende Feste bestimmt waren.

Viel früher schon als das herrliche Stammhaus der Borghese hat der unweit von ihm gelegene Palazzo Ruspoli in den Dienst gewerblicher Zwecke gestellt werden müssen. Sein Hof ist schon vor einem halben Menschenalter in einen Biergarten verwandelt worden. Ein jedem Deutschen wohlbekanntes Restaurant nimmt die hohen Räume seines Erdgeschosses ein. Die lange Front am Korso zieren die Aushängekasten eines



Der Palast Chigi. Im Erdgeschoß eine Bank und ein Café; in den oberen Stockwerken die öster.-ung. Botschaft beim Quirinal.

Photographen, und in der ersten Etage hat einer der vornehmsten Klubs von Rom sein Heim gefunden. Aber in dem engen Korso wirkt Ammanatis festungsartiger Bau noch mit der gleichen abwehrenden Wucht wie zu der Zeit, da der Ahnherr des einstigen Bürgermeisters von Rom Sixtus den Fünften am Fuß der berühmten, hundertstufigen Marmortreppe empfing.

Auf den gegenüberliegenden Palast des Bildhauers Lorenzo Bernini hat der gewerbliche Sinn des zwanzigsten Jahrhunderts am wenigsten Rücksicht genommen. Die verwilderte Kunst des einst angebeteten Neapolitaners ist mit vollem Recht so sehr in Mißkredit geraten, daß man es nicht für nötig hielt, das Haus, das er sich baute, mit der gleichen Schonung zu behandeln, die man an den anderen Palästen der Barockzeit übte. In seine Korsofront sind Läden eingebrochen worden, in denen Galanteriewaren und Modeartikel feilgeboten werden. In seinen oberen Stockwerken rauschen die



Der Palast Bonaparte. Im Erdgeschoß eine Stoffhandlung.



Der Palast Bernini. Jetzt Badeanstalt, Kinotheater usw.





Der Palast Sciarra-Colonna. Jetzt eine Sparbank.

Wasser einer Badeanstalt, und über dem Portal verkünden schreiende Plakate den Einzug der modernsten Schöpfung auf dem Gebiet der Volksunterhaltung, des Kinematographen.

Weiter hinauf am Korso liegt der säulengeschmückte Palazzo Torlonia da, wo diese Hauptstraße Roms am verkehrsreichsten ist. Der Credito Italiano hat alle seine Stockwerke für seine Bureaus in Anspruch genommen. Ein Reisebureau beherbergt sein Erdgeschoß. Fontanas schönerer, auch den Torlonias gehöriger Prachtbau an der Piazza Venezia ist niedergerissen worden, um den freien Blick vom Korso auf das Denkmal Viktor Emanuels zu schaffen: auch eine Symbolik des Städtebaus. Die päpstlichen Adelsgeschlechter müssen sich dem modernen Staatsgedanken beugen.

An der Ecke des Korso und der Piazza Colonna liegt der Riesenpalast der Chigi. Auch dieses Adelsgeschlecht, dessen Ahnherr Agostino, Leos X. Bankier, sich von Raffael und Sodoma die entzückendste der römischen Renaissancevillen bauen und schmücken ließ, wohnt nicht mehr in den Räumen, die Alexander VII. durch Giacomo della Porta errichtete. Seit langer Zeit sind die oberen Stockwerke der Sitz der österreich.-ungar. Botschaft beim Quirinal. Vor dem Portal an der Piazza Colonna sitzen an schönen Sommerabenden die Römer und Römerinnen an kleinen Tischen, um ihre Granita zu schlürfen, die ihnen aus der im Erdgeschoß liegenden Konditorei serviert wird. Ein deutsches Bankgeschäft aber, dessen Inhaber seit Jahrzehnten die Verwaltung des Palastes besorgen, nimmt die andere Seite des Erdgeschosses ein und erinnert die Vorübergehenden an den Ursprung der Nepotenfamilie. Das Archiv und die Bibliothek, eine der kostbarsten in Rom, sind in dem obersten Stockwerk untergebracht und mahnen mit ihrem Reichtum an wertvollen Drucken und Urkunden daran, daß es ein Chigi war, der das erste griechische Buch in Italien drucken ließ.

Wo der Korso hinter der Piazza Colonna sich zu einem kleinen Platz erweitert, liegt der Palazzo Sciarra-Colonna. Ganz unberührt leuchtet die edle Einfachheit seiner Renaissancefassade über dem bunten Gewimmel auf der Straße, aber das berühmte Medusenhaupt an der Krönung seines klassischen Portals sieht nicht mehr auf die Nachkommen des Siegers von Lepanto herab. Die Sciarras, ein Seitenzweig der Colonna, haben ihr ganzes Vermögen durch Börsen- und Grundstückspekulationen verloren, und ihre weltberühmte Gemäldesammlung ist dem Gesetz Pacca zum Trotz ins Ausland gewandert. Jetzt tragen die Bürger Roms durch das einladende Tor ihre Spargroschen zu der Bank, die ihren Sitz in



Der Palast Ruspoli. Im Erdgeschoß und Hof jetzt ein Restaurant.



Der Palast Altieri. Im Erdgeschoß Läden, in den oberen Stockwerken der Kassationshof.



Der Palast Salviati. Im Erdgeschoß jetzt ein Kunstverlag.

dem alten Patrizierpalast aufgeschlagen hat. In die Räume des größten Verschwenders im dritten Rom ist eine Sparkasse eingezogen: die Cassa nationale di Previdenza.

Nicht weit vom Palazzo Sciarra liegt am Korso der Palazzo Salviati mit seiner langgestreckten Front und der für den Karneval gebauten bedeckten Loggia über dem viersäuligen Portal. Die Bewohner dieses Palastes haben immer in engen Beziehungen zu Frankreich gestanden. Der Neffe jenes päpstlichen Nuntius, der, vertrauter Berater der Katharina von Medici, zu den geistigen Urhebern der blutigen Protestantenmorde in der Bartholomäusnacht gehörte, hat ihn in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts durch Carlo Rainaldi erbauen lassen. Ludwig XIV. machte ihn zum Sitz der von ihm gegründeten Kunstakademie, die am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in den Palazzo Medici auf dem Pincio übersiedelte. Dann ging er in den Besitz von Louis Bonaparte, dem Vater Napoleons III., über. Jetzt hat sich in seinem Erdgeschoß ein Kunstverlag niedergelassen.

Neben dem Palazzo Doria an der Ecke der Piazza Venezia liegt der Palazzo Bonaparte. Von dem kleinen gedeckten Balkon an der Ecke hat des großen Korsen Mutter, die stolze Lätitia, alljährlich dem übermütigen Treiben des römischen Karnevals zugeschaut. Hier ist sie auch im Jahr 1836, lange nach ihrem Sohn, gestorben. An der historischen Stätte werden jetzt hinter den vergitterten Fenstern des Erdgeschosses Kleider- und Möbelstoffe verkauft.



Der Palast Torlonia. Heute die Bank „Credito Italiano".

Nur wenige Schritte westlich vom Palazzo Bonaparte liegt am Korso Vittorio Emanuele der Palazzo Altieri. Er ist einer von den zahlreichen Palästen der römischen Aristokratie, die der moderne Staat für seine Bedürfnisse in Anspruch nahm. Der Kassationshof, der höchste Gerichtshof des Reichs, tagt in seinen oberen Stockwerken. In sein Erdgeschoß aber sind mehrere Läden gebrochen worden. Die beherbergen eine Verkaufsstätte chemischer Erzeugnisse und ferner einen von den unzähligen Kinematographen.

So ergreift der Geschäftsgeist allmählich Besitz von allen den schönen Stätten, in denen einst der Schritt der Weltgeschichte hallte. Aber er tut es leise, ohne Aufdringlichkeit, und verändert kaum das dem Romfahrer liebgewordene Bild der alten Bauten. Es ist eben ein Volk von alter Kultur, das die historischen Stätten seiner Hauptstadt mit Geschmack der Neuzeit anpaßt.

Eiswalzer.

Hierzu die Originalzeichnung von W. Herberholz-Düsseldorf auf Seite 289.

Surrend gleitet der blanke Stahl über die spiegelglatte, durchsichtige Fläche. Die fahle Wintersonne durchleuchtet den klaren, weißen Tag. Ernst und stumm und schlafbefangen ragen die langen Kiefernstämme mit ihren dunklen Kronen in die helle, kalte Bläue. In weiten, rhythmischen Bogen schwingen zwei weiße Gestalten sich über die glitzernde, blanke Kristallplatte des Sees. Ein Specht schreit durch die Winterstille, und hohl rollt es unter der dicken Eisdecke. — Die weiße, weiche Jacke umschließt so warm die jugendlich schlanke Gestalt, und unter dem schwarzen, glänzenden Sealsmützchen sprudeln aschblonde Lockensträhnen hervor, und Wind und Bewegung wehen sie über glänzende Augen und kühle, rosige Winterwangen, und in festem, rhythmischem Takt wiegt das Paar sich zur Rechten, zur Linken. Und nun wie beflügelt verstärkt sich das Tempo, zum Walzer vereint schwebt man dahin. Ohne Musik — aber viel mächtiger wogt eine andere Musik in den jugendlichen Herzen, das Lied der Jugend und der Lebensfreude. Statt Kronleuchter und Lampen die Strahlen der Sonne, statt Perlen und Diamanten das glitzernde Geschmeide des Frostes, und statt der Schwüle des Ballsaals die frische, belebende Luft, bei der die Brust sich weitet und ach — die kühne Jugendphantasie, die so schon alles rosa in rosa schaut — nun gar ins Riesenhafte wächst. — Die Stunden eilen dahin, und wie man sich von einem schönen Traum nicht trennen möchte, so kann man kein Ende finden. Hunger und Durst sind schließlich die ersten, die wieder an die materielle Seite des Daseins eindringlich mahnen. Längst ist die Sonne gesunken, zwischen den Baumstämmen nistet graue Dämmerung, ein eisiger Windhauch streicht über die Eisfläche und läßt die beiden einsamen, dürren Blätter erschauern, die dort am kahlen Busch vom letzten Herbst noch hängengeblieben sind. Die Schlittschuhe fallen klirrend ab, und nun humpelt man, der alltäglichen Fortbewegungsart fast entwöhnt, den pickelhart gefrorenen Waldweg entlang nach der Station. Der Abendstern leuchtet hell auf, und Dunkelheit legt sich über den Winterwald. Wie wohltuend rasten die Glieder auf der harten Bank der dritten Klasse, aber die Brust ist voll Frische und Kraft und Lebensfreude. — Und so braust man wieder hinein in das Häusermeer, in die endlosen Reihen vierstöckiger Kasten, in denen die Großstadtmenschen wie in den Zellen eines mächtigen Bienenstocks leben und weben und so emsig geschäftig sind. Und dort zwischen den hohen, kahlen Wänden



Tanzkunst und Wintersport: Der Walzer auf dem Eise.

Originalzeichnung von W. Herberholz-Düsseldorf.

zweier Häuserriesen, auf überschwemmtem Bauplatz, da wimmelt ein schwarzer Schwarm. Zwei große Bogenlampen beleuchten die Fläche, und von dem Holztempelchen in der Mitte ertönen lustige Walzerweisen. Große und kleine Schlittschuhläufer tummeln sich. Hier der fünfjährige Fant! Mit wichtiger Miene an der Hand des sorgenden Papa die erste Studie. Dort ein alter Herr im weißen Bart, der bis in die hohe Sechzig hinein dem Lieblingsport seiner Jugend treu bleibt. Aber auch hier schwingt sich ein Paar im Walzertakt. Das Fräulein, das pünktlich um sieben Uhr seine 32 getippten Briefe in die „Unterschriftsmappe“ des Chefs legte, hat Schreibmaschine und Kontorluft ganz vergessen. Unter dem grauen Krimmermützchen, mit dem künstlichen Veilchenstrauß so keck an der Seite, breitet sich über der blassen Kontorfarbe ein fast rührender, rosiger Schimmer. Sie wiegt sich im Arm des Herrn, der tagsüber die Portokasse führt. O du beglückender Eiswalzer!

Peter.

Der Fremde.

Skizze von Paul von Szczepanski.

Der Bobsleigh „Tjashólaja Artillérija“ stand zur Abfahrt bereit. Seitdem ein russischer Großfürst zum Chef des Artillerieregiments ernannt worden war, kokettierte das Offizierkorps des Regiments, dem der Bobsleigh gehörte, mit seiner Kenntnis der russischen Sprache. „Tjashólaja Artillérija“ — zu deutsch „Das schwere Geschütz.“

Am Steuer saß Graf Reckow, ein blutjunger Leutnant, aber der sicherste Fahrer. Schon jetzt schien er nur noch die Bahn und das Ziel im Auge zu haben. Hinter ihm vier junge Artillerieoffiziere, die noch Scherzworte mit den Damen und Herren der Gesellschaft wechselten, die zahlreich zur Friedrichshöhe hinaufgepilgert waren und den Startplatz umstanden.

Die Stimme des Steuermanns übertönte das schwirrende Gespräch.

„Die Todesfahrt beginnt! Fertig zur Abfahrt!“

Das Gespräch verstummte. Die Mitfahrer legten die Hände in die Schlaufen.

„Los!“

Der Bobsleigh setzte sich langsam in Bewegung. Die im Beginn sanft abfallende Bahn, auf der er hinunterglitt, glitzerte wie ein Silberband in dem weißen Samt des Schnees, der die Friedrichshöhe bedeckte. Als der Schlitten mit vermehrter Geschwindigkeit hinunterschoß, schienen Funken aus der gegossenen Eisdecke aufzusprühen.

Die Zuschauer, die den Abfahrenden zuerst mit Taschentüchern nachgewinkt und ihnen glückliche Fahrt nachgerufen hatten, standen schweigend. Der Bobsleigh bog in rasender Geschwindigkeit in die Kurve ein und entschwand den Augen in dem Hohlweg, durch den die Bahn führte. Alle wußten, daß dieser Teil der Bahn seine Gefahren barg. Mancher Zuschauerin stockte der Atem, bis der Bobsleigh, dem Auge kleiner geworden, aus dem Hohlweg hervorschoß und sich in der die Anhöhe wieder aufwärts führenden Bahn auslief.

Auch der Herzog, mit der Herzogin und dem Gefolge etwas abseits stehend, hatte sein Gespräch unterbrochen und der Fahrt mit Interesse nachgesehen.

Jetzt wandte er sich an den Flügeladjutanten.

„Ein doller Kerl, der junge Reckow. Wo er das nur herhaben mag: ‚Die Todesfahrt beginnt!‘ Wenn er sich wirklich mal das Genick bricht, werden die Leute sagen, er hätte seinen Tod vorausgeahnt. Er soll das lassen — stecken Sie es ihm — gelegentlich, lieber Kriegern. Daß er Schneid hat, sehen wir auch ohne Zirkusallüren.“

Er nahm das unterbrochene Gespräch mit seiner Umgebung wieder auf.

Auch die etwas abseits des „Hofes“ versammelte „Gesellschaft“ der Residenz unterhielt sich wieder. Während alle dem Bobsleigh nachgesehen hatten, war, zuerst unbeachtet, ein neues Paar erschienen, Leutnant Woerbel mit seiner jungen Frau. Von ihrer Hochzeitsreise zurückgekehrt, zeigten sie sich zum erstenmal wieder in diesem Kreis, in dem beide bekannt und wohlgelitten waren. Sie wurden jetzt von allen Seiten lebhaft begrüßt, der junge Ehemann mit Händeschütteln von den Kameraden, die junge Frau mit Umarmungen und Küssen von ihren Freundinnen.

Nur wenige sahen schweigend und in sich versunken auf die zu Füßen der Friedrichshöhe liegende Stadt, deren Türme und Dächer von der sich bereits zum Untergang neigenden Wintersonne plötzlich mit einem rosigen Schimmer übergossen wurden, der sich allmählich auch über die den Abhang der Friedrichshöhe deckende Schneefläche verbreitete.

In diesem Rosenschimmer, der gleichzeitig einen Hauch bisher nicht empfundener Kälte mit sich führte, tauchte plötzlich auf dem oberen Rand des Hohlwegs, durch den die große Kurve der Bobsleighbahn führte, die Gestalt eines Mannes auf. Zuerst schien sie übermenschlich groß gegen den Horizont zu stehen. Aber als sie, die Bahnlinie verlassend, mühelos trotz des aufsteigenden Weges quer durch das Schneefeld näher kam, schrumpfte das Uebermenschliche zu einem nur sehr großen, sehr schlanken, sehr elegant gekleideten Herrn zusammen, der einen spiegelnden Zylinder und einen sehr kostbaren Zobelpelz trug und ein Paar sicher in London nach Maß gefertigte Lackstiefel mit Chevreaueinsatz für nichts zu achten schien. Sonst würde er zu seinem Aufstieg einen der sich die Friedrichshöhe hinaufschlängelnden, sauber gefegten und mit gelbem Kies bestreuten Fußweg dem hoch und locker liegenden Schnee vorgezogen haben.

Der näher Kommende erregte die allgemeine Aufmerksamkeit der Gesellschaft, als er im Vorübergehen das herzogliche Paar ehrerbietig, aber doch mit einer Art von Zugehörigkeitsgefühl grüßte und der Herzog diesen Gruß mit einem Zuwinken der Rechten, das ihm als Begrüßung ihm näher Stehender eigentümlich war, erwiderte. Die meisten glaubten auch, den Fremden bereits irgendwo gesehen zu haben, aber die getuschelte Frage: „Wer ist denn das?“ konnte niemand mit Sicherheit beantworten. Nur ein Assessor, der mit Passion internationale gesellschaftliche Beziehungen pflegte und sehr stolz darauf war, jeden und jede zu kennen, die irgendwo zur Gesellschaft gehörten, wußte, als der Fremde bereits ganz nahe gekommen war, Antwort zu geben. „Natürlich — ich hatte ihn nur nicht gleich erkannt — Graf“ — der darauf folgende Name klang sehr undeutlich, aber sehr slawisch — „erinnern Sie sich nicht, der vor zwei Jahren im Gefolge des Großfürsten hier war, Kammerherr, glaube ich, oder Hofmarschall. Sie müssen ihn doch auf dem großen Hofball gesehen haben.“ Man erinnerte sich nicht. Aber man wußte nun wenigstens, daß man den Fremden „Herr Graf“ zu nennen hatte, als er näher trat und mit großer Sicherheit und, wenn man ihn wirklich vor zwei Jahren flüchtig kennen gelernt hatte, mit einem phänomenalen Namengedächtnis die zunächst Stehenden begrüßte.

Mit besonderer Wärme Leutnant Woerbel, den jungen Ehemann, dessen Frau sich in der Zärtlichkeit der Flitterwochen wieder zu ihm gefunden hatte, nachdem der Sturm des Wiedersehens mit ihren Freundinnen überstanden war.

„Inzwischen verheiratet? Ich gratuliere, ich gratuliere. Ihre Frau Gemahlin — o, Sie haben nicht nötig, mich vorzustellen — wir kennen uns ja bereits. Aus dem reizenden jungen Mädchen ist inzwischen eine entzückende junge Frau geworden.“



„Sehr gütig, Herr Graf", quittierte Leutnant Woerbel steif und zurückhaltend. Er fand den Fremden zudringlich, und das liebenswürdige Lächeln, das um die schmalen Lippen des hagern, glattrasierten Gesichts spielte, schien ihm ein freches Grinsen. Sobald es die Höflichkeit gestattete, wandte er dem Fremden den Rücken: „Ein widerwärtiger Kerl, Schatz. Ich kann mir den Schädel zerbrechen, ich erinnere mich nicht, ihm jemals in meinem Leben begegnet zu sein."

Die Damen und Herren der Gesellschaft schienen seinen Widerwillen nicht zu teilen. Nach wenigen Minuten hatte der Fremde eine Korona um sich, die ihn höchst interessant fand und ihm zuhörte. Und der Fremde sprach sehr souverän, mit leiser, aber sehr deutlicher Stimme und in einem vortrefflichen Deutsch, das auch nicht den leisesten slawischen Akzent hatte. Aber das machte niemand die Auskunft zweifelhaft, die der Assessor über ihn gegeben hatte. Vornehme Russen lernen bekanntlich leichter tadellos Deutsch als tadellos Russisch sprechen. Wenn sie es nicht vorziehen, nur Französisch sprechen zu lernen.

„Ich habe eben Ihre Bobsleighbahn besichtigt, meine Herrschaften", sagte der Fremde, nachdem er einzelne begrüßt hatte, sich an die Allgemeinheit wendend. „Aber nehmen Sie mir's nicht übel, das ist ja polizeilich konzessionierter Mord! Oder Selbstmord, wenn Sie das lieber wollen. Aber polizeilich konzessioniert auf alle Fälle! Eine scharfe Kurve, die durch einen Hohlweg führt, aus dessen Rändern der starre Fels zutage tritt, und in dem ein paar Baumstämme sich fast in den Weg hineinlegen — das ist ja eine Unmöglichkeit, eine vollkommene Unmöglichkeit! Ein Neuling im Bobsleigh müßte das erkennen. Sie üben diesen Sport hier wohl noch nicht lange?"

„Allerdings, Herr Graf", erwiderte der Assessor, den der Zobelpelz inzwischen ganz sicher gemacht hatte, daß der Fremde mit dem Großfürsten hier gewesen war. „Wir haben in diesem Winter zum erstenmal eine Bobsleighbahn. Frost und Schnee sind hier selten anhaltend genug. Sie scheinen ein Kenner dieses Sports?"

„Ich war auf allen Bobsleighbahnen der Welt", sagte der Fremde. „Ein schöner Sport — aber er sollte nicht von Dilettanten betrieben werden."

Leutnant Woerbel ärgerte sich. Er war mit seiner jungen Frau auf der Hochzeitsreise in Davos gewesen und hatte die besten Fahrer der Welt gesehen. Außerdem war er Artillerist und fühlte sich an dem Ruhm der „Tjashólaja Artillérija" beteiligt. Er wandte sich wieder zu dem Fremden und sagte brüsk: „Graf Reckow ist kein Dilletant, Herr Graf. Wenn Sie ihn eben hätten abfahren sehen, würden Sie ihn kaum noch so nennen." Der Fremde lächelte überlegen, nach Woerbels Ansicht grinste er vielmehr widerwärtig. Trotzdem er ein schöner Mann war, wie die Frauen längst konstatiert hatten.

„Ich habe ihn gesehen", sagte der Fremde. „Ich stand am Hohlweg, als er die Kurve nahm. Dilettant ist jeder, der die Gefahr eines Sports nicht sieht."

„Aber er sieht sie ja", warf ihm eine Dame ein. „Er ruft ja immer: ‚Die Todesfahrt beginnt!'"

„Der beste Beweis dafür, daß er nicht an die Gefahr glaubt", sagte der Fremde. „Oder daß er wahnsinnig ist! Mit dem Tod spielt man nicht um eines so kurzen Vergnügens willen."

„Das nennt man nicht mit dem Tod spielen, sondern Courage haben, Herr Graf", sagte Leutnant Woerbel und wandte sich kurz ab.

Auf der Fahrstraße, die den Kamm der Friedrichshöhe überquerte, näherte sich der von einem vorgespannten Batteriegaul in schwerfälligem Trab gezogene Bobsleigh wieder dem Startplatz. Auf dem Schlitten hockten nur noch der Steuermann Graf Reckow und zwei seiner Mitfahrer. Aber das beunruhigte niemand. Man wußte, daß die beiden anderen Herren der Dienst rief, und hatte gesehen, wie sie am Auslauf sich verabschiedeten und mit langen Schritten der Stadt zueilten. Dagegen erregte es die allgemeine Neugierde, was der Flügeladjutant von Kriegern dem Grafen Reckow mitzuteilen haben mochte. Herr von Kriegern war dem Bobsleigh ein paar Schritte entgegengegangen und hatte den Grafen angerufen — liebenswürdig wie immer. Aber bei den ersten leiser gesprochenen Worten nahm Graf Reckow die Hacken zusammen und legte die Hand an die Mütze. Die Herren von der Artillerie fuhren nicht im Sportdreß, sondern in der bequemen Litewka. Also Herr von Kriegern sprach dienstlich. Und Graf Reckow bekam einen roten Kopf. Aber er trat über das ganze Gesicht lachend zurück, als Herr von Kriegern geendet hatte, kratzte sich hinter dem Ohr und rief: „Also die letzte Fahrt — für heute natürlich — beginnt! Zwei Plätze sind freigeworden. Wer will mit?"

Da gewahrte er Leutnant Woerbel. Sie waren gute Freunde. Mit ausgestreckten Händen ging er ihm entgegen.

„Wieder hier, alter Junge? — Famos! Famos! Willkommen, gnädige Frau! Ich nehme Sie beide mit. Die erste Dame, die der „Tjashólaja Artillérija" die Ehre antut. Sie waren ja in Davos, Sie kennen den Spaß."

Leutnant Woerbel lachte.

„Meine Frau ist für den Spaß nicht angezogen, und ich — nun, ich kann sie doch unmöglich auf unserm ersten Spaziergang hier stehen lassen."

Er fühlte den sanften Druck seiner Frau auf dem Arm und deutete ihn richtig.

Aber Graf Reckow ließ nicht locker.

„Wir sind ja in zehn Minuten wieder oben."

Woerbel schwankte. In seinen Augen blitzte der Wunsch auf, die Fahrt mitzumachen. Er wandte sich leise an seine Frau: „Schatz, würdest du böse sein?"

Mit spöttischer Stimme sagte der Fremde: „Ich habe die Gefahren Ihrer Bobsleighbahn vorhin zu kraß geschildert, Graf Reckow. Frau Woerbel wird ihrem Gatten nicht erlauben, die Fahrt mitzumachen."

Leutnant Woerbel schob sanft, aber mit festem Entschluß die Hand seiner Frau von seinem Arm.

„Da befinden Sie sich im Irrtum, Graf — Graf" — er suchte nach dem Namen und fand ihn nicht. „Ich fahre mit, Reckow — Sie werden sich natürlich nicht zur Mitfahrt entschließen können, Herr Graf, trotzdem Sie ebensowenig wie ich die Erlaubnis einer Frau einzuholen brauchen!" Nicht nur Woerbel, auch den Umstehenden schien es jetzt, als ob der Fremde nicht liebenswürdig lächle, sondern boshaft grinse.

„Wenn es erlaubt ist, warum nicht? Ich sagte Ihnen ja bereits, daß ich auf allen Bobsleighbahnen der Welt war — für mich ist bei diesem Sport keine Gefahr."

„Also los, los, los", mahnte Graf Reckow ungeduldig, während er seinen Sitz am Steuer einnahm.



„Wir haben keine Zeit zu verlieren — im Hohlweg wird die Sache sonst schummerig. Bitte Platz zu nehmen, die Todesfahrt" — er unterbrach sich und schlug sich, verschmitzt zu dem Herzog hinübersehend, auf den Mund: „Ach so! — Also die letzte Fahrt beginnt, die letzte Fahrt für heute natürlich nur. All right!?"

„All right!" rief der Fremde, der als letzter hinter Woerbel saß, mit klingender Stimme.

Leutnant Woerbel wandte den Kopf, als er die Hände in die Schlaufen legte.

„Sie brauchen nicht so fest zuzufassen, Herr Graf. Wir verlieren Sie nicht!"

„Los!" kommandierte der Steuermann.

Der Schlitten glitt abwärts. Der Fremde schien Woerbel etwas zu erwidern — die Zurückbleibenden verstanden es nicht mehr. Aber sein Oberkörper bewegte sich krampfhaft, als ob er sich vor Lachen schüttle. —

Der Bobsleigh schoß in die Kurve. Nun war er im Hohlweg verschwunden.... Ein gellender Schrei scheuchte eine Krähe aus dem Gipfel einer der Bäume, die die Abhänge des Hohlwegs umsäumten.

Totenstille lagerte plötzlich über den Zuschauern auf der Friedrichshöhe. Sie starrten atemlos auf den Ausgang des Hohlwegs, wo der Bobsleigh wieder sichtbar werden mußte. Sekunden — Sekunden — Sekunden — — —

Dann hörte man die Stimme des Herzogs: „Die Damen zurückbleiben!" Und mit langen Schritten stürmte er quer über das Schneefeld dem Hohlweg zu. Er war so impulsiv — wie die Palastdame Exzellenz Kranichstein jede seiner natürlichen und menschlichen Regungen entschuldigen zu müssen glaubte. Die Herren folgten ihm. Und am Fuß der Friedrichshöhe, wo sich eine nicht zur Gesellschaft gehörige Zuschauermenge angesammelt hatte, löste sich auch diese und stürmte durch die Parkanlagen dem Unglücksplatz zu.

In dem Hohlweg lag zwischen den Trümmern des Bobsleigh Graf Reckow regungslos auf dem Gesicht. Der erste Mitfahrer hatte sich bereits erhoben, stützte den rechten Arm mit der Linken und schimpfte wie ein Besinnungsloser: „Verflucht! Verflucht! Verflucht!" Der zweite Mitfahrer versuchte aufzustehen, ohne daß es ihm gelang, und schaute mit den erstaunten Augen eines verstörten Kindes um sich. Leutnant Woerbel lag mit krampfhaft zuckenden Gliedern auf dem Rücken.

Als der Herzog, der Erste am Platz, den Kopf des Steuermanns hob, quoll eine blutige Gehirnmasse aus dem Schädel — entsetzt ließ er die Leiche wieder fallen. Aber Leutnant Woerbel kam unter seinen Händen ins Bewußtsein zurück. Auf Augenblicke wenigstens.

Der Herzog hatte ihn mit Hilfe des Flügeladjutanten halb emporgerichtet. Da schlug Leutnant Woerbel die Augen auf.

„Wo ist der Schuft!? Wo ist der Fremde!?" rief er mit Anspannung aller seiner Kräfte. „Dieser Schurke warf sich in der Kurve mit Gewalt nach rechts hinüber — er ist schuld, daß der Bobsleigh aus der Bahn sprang!"

Vor Schmerzen stöhnend, fiel er wieder in Bewußtlosigkeit.

Der Herzog richtete sich auf und suchte mit den Augen den sich mit zuströmenden Menschen füllenden Hohlweg ab.

„Donnerwetter, ja, Kriegern, es waren ja doch fünf. Wo ist der Fünfte? Er kann doch nicht bis auf die Böschung hinaufgeschleudert sein. Eine schöne Bescherung!"

Der Ruf verbreitete sich: „Der Fünfte! Wo ist der Fünfte?" Niemals wurde eine Spur von ihm entdeckt.

* * *

Nur Leutnant Woerbel sah ihn noch einmal, nach vierundzwanzig Stunden. Der Schwerverletzte lag im Militärlazarett. Die Aerzte hatten seinen Zustand längst als hoffnungslos erkannt. An dem Krankenbett saß seine junge Frau. Sie wußte, daß ihr Mann ein Sterbender war. Aber sie hoffte, er würde noch einmal die Besinnung wiedererlangen.

Als die Winterabendsonne ihren rosigen Schein in das Krankenzimmer warf, wurde Leutnant Woerbel unruhig. Seine Hände spielten auf der Bettdecke, dann schlug er die Augen auf. Aber er sah an seiner Frau vorüber, ohne sie zu erkennen.

„Sie wollen ein Bobsleighfahrer sein?" murmelte er höhnisch. „Ein Dilettant sind Sie — ein krasser Dilettant!"

„Beunruhigen Sie sich nicht, gnädige Frau, er phantasiert", sagte der hinzutretende Stabsarzt.

„Ueberhaupt, wer sind Sie? — Ich will endlich wissen, wer Sie sind!" fuhr Leutnant Woerbel erregter fort. „Wie kamen Sie hier herein, ohne sich bei mir anmelden zu lassen?"

Er sah seiner Frau in das Gesicht, mit finsterm, drohendem Ausdruck. Dann lachte er kurz.

„Sie lassen sich niemals anmelden, sagen Sie, Graf — Graf — Graf" — wieder suchte er nach dem Namen und fand ihn nicht. „Also Graf Soundso — ist Ihnen das recht? — Ich will Ihnen etwas sagen, Graf Soundso — Leute, die unangemeldet bei mir eintreten, die schmeiße ich hinaus, und wenn sie zehnmal Grafen sind. Die schmeiße ich hinaus!" Und plötzlich sich aufrichtend, schrie er mit starker Stimme: „Hinaus! Sofort hinaus!"

Die junge Frau warf sich über ihren Gatten, dessen Kopf wieder zurückgesunken war.

„Alfred, Alfred! Erkennst du mich nicht?"

Da glitt ein Lächeln um den Mund des Sterbenden, und seine Hand tastete mühsam über den Scheitel der jungen Frau.

„Du fürchtest dich doch nicht, Schatz?" flüsterte er zärtlich. „Du siehst ja doch, der Kerl ist fort — ich habe — ihn — hinausgeschmissen." — Kraftlos sank seine Hand nieder. Leutnant Woerbel war tot.



In einer Winternacht.

O könnte ich mit weicher Hand
dein Herz an meines schließen,
dann müßt den Himmel, alles Land,
ein Meer des Glücks umfließen!...

Ich weiß nicht, was in stiller Nacht
mir tief ins Herz gegangen —
es war, als ob von Maienpracht
schon Lenzesboten sangen....

Es war, als ob die Welt erblüht
mit neuen Farben grüßte,
als ob erklang ein Vogellied —
und ich dich selig küßte!

Wilhelm Conrad Gomoll.



Verkehrte Welt.

Eine Faschingsplauderei von Robert Hessen.

Hierzu 12 photographische Aufnahmen.

Phot. Reutlinger.

Jeanne Renouardt.



Phot. Reutlinger.

J. Renouardt als Dandy.

Wenn die beiden Geschlechter wirklich, wie starke Autoritäten immer noch behaupten, in bezug auf Anlagen und Kräfte völlig einander gleich sind, warum eigentlich hat dann der Herrgott zwei geschaffen? Eins würde ja völlig ausgereicht haben.

Immerhin beweist eine gewisse chemisch elektromagnetische „Spannung" zwischen beiden das Gegenteil. Früher drängte sie gebieterisch zu gegenseitiger Ergänzung. Heute, im Zeitalter maschinellen Ersatzes, macht sich ganz allgemein die Tendenz bemerkbar, eine Selbstgenügsamkeit vorzutäuschen, die des andern Teils gar nicht mehr bedarf. Nur daß diesen Versuchen doch sehr schwere anatomisch-physiologische Hindernisse das Spiel verderben. Die Natur bleibt eben ein Skandal für die Wissenschaft wie für die Mode; weshalb auch dort, wo der Wunsch nach Täuschung am leidenschaftlichsten ist, die geglückten Experimente, von denen unsere Bilder einige Proben geben, wie Triumphe gefeiert werden. Die männliche Partei legt geringeren Wert darauf, mit der weiblichen verwechselt zu werden, wenigstens ist die Frage: „Wie werde ich ätherisch?" meines Wissens noch nicht in den Kreisen von Armee und Marine behandelt worden, obwohl, wenn man im Faschingtreiben oder im Bühnenleben genauer zählen wollte, die wirklich erfolgreichen Nachahmungen weiblicher Natur durch Herren vielleicht häufiger sein würden als umgekehrt.

Lichtenberg, in seinen Erläuterungen zu Hogarth, hat sich einmal sehr tiefsinnig über diesen Punkt geäußert. Irgendwie, so meint er, wäre auch die bequemste Männerkleidung einem echten Weibchen zu eng. Drum eben wurde der Mörder Crippen durch seinen kleinen lockigen Famulus verraten,



Phot. Record Preß.

Vesta Tilley.



Phot. Bassano.

Vesta Tilley als Marineoffizier.

und nur die Schar der Präraffaelitinnen darf sich rühmen, sieghaft aller und jeder Anatomie zu spotten.

Indessen auch damit ist es längst noch nicht getan. Welche Schwierigkeiten resultieren aus Gang und Stimme, aus dem weiblichen Charakter mit einem Wort, wie schlecht liegt ihm das Stürmische! Eine vielhundertjährige Belastung mit schleppenden Gewändern hat den weiblichen Schritt verkürzt, so daß er sogar im Stand der Befreiung von dieser keinen Gebrauch macht. Das gleiche Hüpfen, das langen Kleidern eine anmutige Kadenz gibt, wirkt unwiderstehlich komisch bei seiner Enthüllung. Ungeübten Männern wieder fällt es zunächst



Phot. Bert.
Jeanne Alba.



Phot. Bert.
Miß Campton.



Phot. Bert.
Jeanne Alba als Flaneur.

schwer, ihren Schritt zu mäßigen. Drum wird der Page Cherubin gemahnt, in seiner weiblichen Verkleidung nun auch hübsch zu trippeln; professionelle Schlangenmenschen aber habe ich einmal selbdritt einen Tanz aufführen sehen, bei dem die Partnerin nicht zierlicher und graziöser hätte sein können, obschon ein Schlangenmann sie darstellte.

Wenn Shakespeare die Mädel und Frauen, die er in Höschen auf Abenteuer schickt, auch mit unvergleichlicher Zartheit führt, so glaubte man dem Herzog seine Blindheit gegenüber Viola freilich doch nur deshalb, weil damals alle Rollen in Männerhänden lagen, da die Londoner Puritaner Frauen auf der Bühne nicht geduldet haben würden. So kam es nun wohl vor, daß Ophelia nicht schnell genug auftreten konnte, weil sie noch rasiert werden mußte, aber es brauchte sich auch der junge Darsteller Violas nicht alltäglich mit vieler Mühe die Hüften abkneten zu lassen, um als Bub wahrscheinlich zu werden. Und immer noch wird ein Bub viel eher das Trippeln lernen als ein Mädchen das Ausschreiten mit männlichem Anstand. Eine geschickte Theaterleitung ist auf den sinnreichen Gedanken gekommen, den Pagen Cherubin durch einen begabten vierzehnjährigen Knaben ver-



Phot. Reutlinger.
Gaby Deslys im Frack.



Phot. Boyer & Bert.
Miß Campton als Jockei.



Phot. Reutlinger.
Gaby Deslys.



Phot. Brown, Barnes & Bell.
Miß Annie Saker.

treten zu lassen. Wie die wichtige Rosenrolle — Pardon: Hosenrolle in einer hochmodernen Oper gegeben wird, hab ich mit eigenen Augen und Ohren zwar nicht erleben dürfen; doch wird sie ja sehr gerühmt.

Die grellsten Proben auf die Möglichkeit einer „verkehrten Welt“ liefert doch stets der Karneval. In München lacht man heute noch über den genialen Stauffer-Bern, der in seinen jungen Jahren mal nach einer durchtollten Nacht, schon von den Weißwürsten beim „Donisl“ herkommend, in Mädchenkleidung mit mächtigem Gangwerk, eine Zigarre zwischen den Lippen, am hellen Morgen die Ludwigstraße hinab gen Schwabing zog und einen älteren Militär, der mit seiner Dame am Arm vermutlich der Kirche zustrebte, um Feuer ansprach. Der Herr fühlte sich so tief gekränkt, daß er die unsittliche Person einem Schutzmann übergab. Auf der Polizei jedoch kam es zutage, daß der verdächtigte Künstler unter seinem Kostüm einen tadellos kompletten Frackanzug trug.

Ein gelungeneres Abenteuer noch berichtet Otto von Corvin in seinen köstlichen Erinnerungen aus den Mainzer Garnisontagen. Da hatten ein paar übermütige Zofen vom Palais Meusdorf einen kleinen Diener der Gräfin, der sich zufällig eines wohlgeschwungenen weißen Halses rühmen durfte, in Frauenkleider gesteckt, ihn gehörig instruiert und auf den Ball geschickt. Hier verliebte sich ein Offizier in die reizende Maske, die nicht ermangelte, zu rechter Zeit seinen Händedruck schämig zu erwidern, aber sonst äußerst zurückhaltend war, so daß der junge Leutnant sich überglücklich schätzte, beim Abschied vor dem Palais einen Kuß zu erwischen. Er träumte von einer sehr hohen „Liaison“, verlebte eine schlaflose Nacht, vertraute sich einem Kameraden an und war nachher auf Wochen hinaus das Stichblatt fröhlichen Gelächters, da die Damen des Hauses, von der Bedienung eingeweiht, den Scherz natürlich nicht für sich behielten.

Aber Spaß beiseite! Lohnt es wirklich, Männer und Frauen zu Austauschprofessoren machen zu wollen? Der „Bierbaß“ bleibt am besten schon unsern schöneren Hälften ein unerreichbares Ideal. Und ich weiß nicht, ob eine erhebliche Zunahme an Muskelkraft nicht manchen weiblichen Charakterzug verwischen würde, der bisher zur elektromagnetischen Regulierung der Geschlechter diente. Die Seltenen, die von der Natur schon für beide Rollen gleich gut eingerichtet wurden, sind, soviel ich weiß, nicht besonders glücklich. Zu Friedrichs des Großen Zeit hat es ja eine Persönlichkeit gegeben, die jahrelang als Rittmeister diente und nachher zur Abwechslung als feine Dame in der besten Gesellschaft lebte. Die Freiheitskriege wieder haben drei oder vier körperlich durchaus normale Jungfrauen ins Feld gesendet, nur weil diese braven Kinder gewisse männliche Eigenschaften in ihrem Charakter hatten, und wenn ich nicht irre, ist bei den Lützowern zu Fuß nach dem Frieden dann ein Leutnant in die Lage gekommen, seinen Feldwebel zu heiraten. Zuweilen jedoch sind männliche Robustheit und hoher Wuchs bei Frauen mit außerordentlicher Sanftmut gepaart. Friedrich Pecht, der einst vielgenannte Kunstkritiker, schildert uns eine Schweizerin, die sechs Fuß lang war und ihre Riesenkräfte nur in der Wirtschaft aufwendete, bis es ihr ein Sommerfrischler mit seinen Huldigungen einmal doch zu bunt machte. Sie hob den kleinen Kerl, dessen hoher Hut ihr kaum ans Kinn reichte, mit plötzlichem Ruck vom Boden, so daß er oben an einen Zimmerbalken stieß, der ihm den Hut vorn über die Nase und hinten ins Genick trieb, stellte den also Geblendeten auf seine Füße und lief kichernd von dannen.



Phot. Rad.
Miß Saker als englischer Offizier.

Allein was hilft es, die Natur zu preisen, wenn die Welt eben doch durchaus verkehrt sein soll? Auf manchen einst lieblichen Gesichtern ruht heute ein furchtbarer Ernst, der das Schlimmste prophezeit. Ich glaube beinahe, auch der „Mann im Mond“ ist nun die längste Zeit an unserm Abendhimmel gewandelt; er wird, sobald der Eifer diese schreiende Ungerechtigkeit erst einmal gründlich klargestellt hat, durch eine „Frau im Mond“ für immer abgelöst werden.

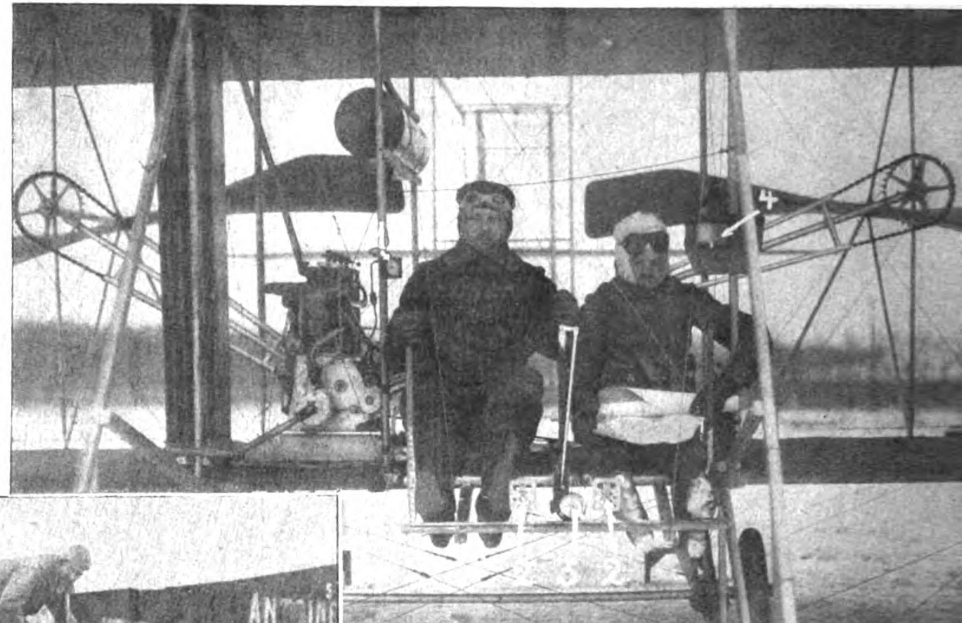
Der Tausch wäre diesmal allerdings für uns am Ende gar nicht unvorteilhaft. Denn da die Frau etwas neugieriger sein dürfte als der frühere Mann, wird sie auch mehr haben wollen und viel öfter scheinen.

Die Flugwoche.

Die Ausrüstung der Flugzeuge für praktische Zwecke, beispielsweise für den Kriegsfall, hat eine Belastung des Flugdrachens zur Folge, auf die man bei der Beurteilung der Leistungsfähigkeit von vornherein Rücksicht nehmen muß. Rekorde in bezug auf Höhe, Flugdauer und Flugstrecke sind in dieser Hinsicht nur dann von Bedeutung, wenn vorher genau bestimmt

wird, was ein Flugzeug hierbei unbedingt mitzuführen hat. Am wichtigsten sind die Belastungsrekorde, weil man danach am besten die Leistungsfähigkeit der Maschinen zu beurteilen vermag. Eine unbedingte Forderung bei den Fahrten in Aeroplanen ist die Mitführung eines Fahrgastes. Eine Maschine, bei der dies möglich ist, erfährt schon eine Erhöhung ihres Gewichtes durch die Anbringung der Sitze, die entweder vor, hinter oder neben dem Führer sich befinden. Die Fahrtdauer ist abhängig von der Menge des Benzins und Oels, das man mitzuführen vermag. Die großen Rekorde von sechs bis acht Stunden Flugdauer haben eine außerordentliche Menge Benzin erfordert. Man sehe sich auf dem Bild nur den großen trommelförmigen Benzinbehälter an, den Tabuteau bei seinen langen Flügen hinter sich einbaut! Der Antoinetteflieger Thomas bringt zur Verringerung des Luftwiderstandes das Benzin in drei kleinen Behältern unter, die vor seinem Sitz angeordnet sind. Ihr Gewicht ist natürlich höher als das von einem einzigen, wenn auch großen Behälter. Wieviel Kannen zur Füllung bei einem Dauerflug erforderlich sind, kann man auf diesem obenstehenden Bild des Antoinetteapparates deutlich sehen.

Für die Navigation hat man eine Anzahl von Instrumenten nötig. Unbedingt erforderlich erscheint auch die Anbringung eines Barographen, der die jeweilige Höhe selbsttätig aufzeichnet. Da aber immerhin der Zeiger eines solchen Barographen etwas nachhinkt, so nehmen die Flieger meist auch noch ein kleines Dosenaneroidbarometer mit sich. Manche Fabriken haben speziell einen Kriegstyp von Flugdrachen erbaut, bei dem man in erster Linie Rücksicht darauf genommen hat, für die beiden Flieger gute Aussicht nach vorn zu schaffen. Bringt der Konstrukteur Motor, Benzin- und Oelbehälter noch genügend weit seitlich von den Führersitzen an, so bedeutet dies im Fall eines Sturzes eine Gefahrquelle weniger. Wenn der Gang des Motors





Instrumente auf einem Wright-Kriegsdrachen.
1. Uhr. 2. Fußhebel zur Regelung der Gaszufuhr zum Motor. 3. Tourenzähler. 4. Barograph zur Registrierung der Höhe.



Thomas füllt die 3 Benzintanks seines Antoinette-Eindeckers.



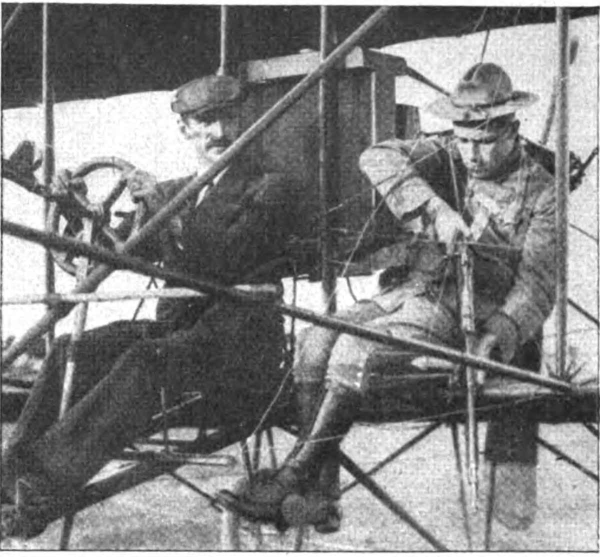
Phot. M. Rol & Co.

Tabuteau auf einem Farman-Doppeldecker mit einem Benzintank, der 200 Liter faßt



Der Aviatiker Frey mit Passagier.
Links von den Personen: Der an Gummischnüren erschütterungsicher aufgehängte Maximum-Höhenmesser.

beeinflußt werden soll, so braucht man noch einen Akzelerator, damit man die Gaszufuhr zum Motor regeln kann. Ein Tourenzähler kann eigentlich auch nicht entbehrt werden, ebenfalls eine richtig gehende Uhr. Zur Orientierung hat man das nötige Kartenmaterial an Bord, ferner muß ein Notizblock mit Bleistift zur Hand sein. Bei Kriegsflugzeugen wird man auch Waffen nicht entbehren können, damit man sich im Fall der Landung verteidigen kann. Aus einem fahrenden Flugzeug schießen und vor allen Dingen treffen zu wollen, dürfte wenig Aussicht auf Erfolg bieten. Selbstverständlich ist es, daß einige wichtige Ersatzteile bei den für den praktischen Gebrauch bestimmten Maschinen mitgeführt werden. Wünschenswert dürfte auch die Anbringung einer Station für drahtlose Telegraphie erscheinen. Schwierigkeiten bietet der Einbau einer solchen Station nach den neusten Erfahrungen nicht mehr. Wenn ein Flugzeug zum Kampf gegen Luftschiffe bestimmt ist,



Phot. Underwood-Underwood.
Der amerikanische Leutnant Fickel schießt
von einem Curtiß-Flugzeug.

so muß man auch Sprengstoffe an Bord haben. Durch diese Gegenstände wird das Dienstgewicht der Maschine erhöht, aber man kann sicher auf zweistündige Flüge solcher Flugmaschinen rechnen. Hauptmann a. D. Hildebrandt.

Bilder aus aller Welt



Landesökonomierat R. Goethe †
Darmstadt, erfolgreicher Förderer des Wein-, Obst- und Gartenbaus.



Phot. Aura Hertwig.
Kgl. Solotänzerin Frl. de Gasperini-Fabrini,
die Nachfolgerin der Fr. Wolden als Tanzlehrerin bei d. Berliner Hofbällen.



Justizrat Friedmann,
Glogau, feierte seinen 70. Geburtstag.

Einer der erfolgreichsten Förderer des Wein-, Obst- und Gartenbaus, der Landesökonomierat Rudolf Goethe, ehemaliger Direktor der Lehranstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau in Geisenheim a. Rh., verstarb in Darmstadt.

Als Tanzlehrerin für die Berliner Hofbälle und Nachfolgerin von Frau Wolden ist die Königl. Solotänzerin Frl. de Gasperini ernannt worden.

Ein sehr bekannter Jurist Schlesiens Justizrat Friedmann, Stadtverordnetenvorsteher von Glogau, feierte seinen 70. Geburtstag.

Die neuste Damenmode, die soeben aus London kommt, dürfte eine ganz erhebliche Erregung unter den Vertreterinnen des schönen Geschlechts hervorrufen. Es handelt sich um das sogenannte Pascha- oder Haremskleid. Ein geteilter Rock, wie er heute schon vielfach zum





Die neuste Londoner Mode ist ein geteilter Rock mit Pluderhosen darunter.
Das Paschakleid.



Emil Wohlfahrt,
bekannter Breslauer Buchhändler, feierte seinen 60. Geburtstag.



Graf Sergei Scheremetjew,
St. Petersburg, unterhält ein eigenes Orchester.

Radfahren und Reiten getragen wird, bedeckt die bis zu den Knöcheln reichenden und an diesen eng anliegenden Pluderhosen. Natürlich fallen die bisher wenn auch in beschränktem Maß getragenen Unterröcke fort. Kein Wunder, wenn sich schon jetzt die Juponfabrikanten in heller Verzweiflung befinden und ihren Ruin vor Augen sehen. Ob die neue Mode — zweifellos ein Schritt auf dem Weg, der auch die Damen zum Tragen von Beinkleidern an Stelle der Kleiderröcke führt — sich einbürgern wird, scheint wohl zweifelhaft.

Der Inhaber der sehr bekannten und alten Morgensternschen Buchhandlung in Breslau, Emil Wohlfahrt beging vor wenigen Tagen seinen 60. Geburtstag.

Graf Sergei Scheremetjew, ein Mitglied des Petersburger Hochadels, unterhält ein Orchester von 70 Künstlern und gibt damit volkstümliche und billige Konzerte.

Der Düsseldorfer Männerchor unternahm eine erfolgreiche Konzertreise durch Tirol und die Schweiz, bei der die bekannte Pianistin Frl. Elly Ney ebenfalls viel Beifall erntete.



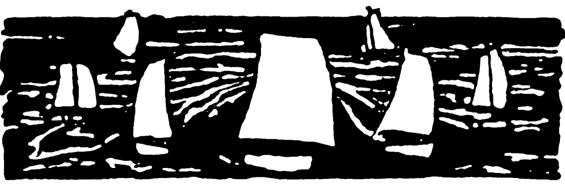
Der Düsseldorfer Männerchor auf einer Konzertreise durch Tirol und die Schweiz. Hofphot. Bengue & Kindermann.
Oben rechts: **Frl. Elly Ney, bekannte Pianistin aus Bonn, die auf dieser Reise großen Beifall erntete.**

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 8. Berlin, den 25. Februar 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 8.



Die sieben Tage der Woche.

16. Februar.

Die Kommission des Reichstags für die elsaß-lothringische Verfassung setzt auf Ersuchen der Regierung ihre Beratungen aus, bis die Verbündeten Regierungen zu den bisherigen Kommissionsbeschlüssen Stellung genommen haben.

In Münster stirbt, 63 Jahre alt, der Oberpräsident von Westfalen, frühere preußische Minister des Innern Freiherr von der Recke von der Horst.

Die russische Regierung richtet an die chinesische ein Ultimatum wegen fortgesetzter Verletzung des russisch-chinesischen Handelsvertrags vom Jahr 1881.

In Rom tauschen König Peter von Serbien und König Viktor Emanuel von Italien bei einem Galadiner herzliche Trinksprüche aus.

17. Februar.

Der Kaiser hält im deutschen Landwirtschaftsrat einen Vortrag über seine Moorkulturanlagen in Cadinen.

In Triest übt die gesamte Verkehrsbeamtenschaft passive Resistenz.

Der türkische Unterrichtsminister Emraulla Effendi gibt seine Entlassung.

18. Februar.

Der stellvertretende Gouverneur von Kamerun meldet, daß in Buea der Sekretär Kerner den Bezirksleiter Biernatzky und den Sekretär Gnieß in einem Anfall von Geisteskrankheit erschossen und dann Selbstmord verübt hat.

In Lissabon wird ein vorläufiges Handelsabkommen zwischen Frankreich und Portugal auf der Grundlage der Meistbegünstigung unterzeichnet.

Die bulgarische Sobranje nimmt das neue Verfassungsgesetz endgültig an.

Der Gouverneur von Französisch-Aequatorialafrika meldet, daß der Sultan der Senussi bei Tala von der Kompagnie des Hauptmanns Modar geschlagen und mit 300 seiner Leute im Kampf getötet worden ist.

In Petersburg werden 312 Studenten wegen Teilnahme an den Unruhen von der Universität ausgeschlossen.

19. Februar.

Kapitän Vollerthun meldet aus Jap, daß bei erneuten Kämpfen deutscher Marinemannschaften und Polizeitruppen mit Aufständischen auf der Insel Ponape Leutnant z. S. Erhard (Portr. S. 310) und vier Mann getötet, fünf Mann schwer und zwei leicht verwundet wurden.

In Berlin wird der dritte deutsche Privatangestelltentag, an dem etwa 7000 Personen teilnehmen, abgehalten.

20. Februar.

Der Bund der Landwirte hält in Berlin seine Generalversammlung ab (Abb. S. 310).

Die chinesische Regierung antwortet auf das russische Ultimatum mit einer in versöhnlichem Geist gehaltenen Note, ohne jedoch alle russischen Beschwerden als berechtigt anzuerkennen.

Auf Neu-Guinea werden zwei englische Kolonnen vermißt, die wahrscheinlich von Eingeborenen niedergemetzelt worden sind.

21. Februar.

In Gotha wird der gemeinschaftliche Landtag der Herzogtümer Sachsen-Koburg und -Gotha eröffnet.

Der Verband sächsischer Industrieller hält in Dresden seine 9. Hauptversammlung ab.

Im englischen Unterhaus bringt der Premierminister Asquith erneut die Vorlage über die Einschränkung der Befugnisse des Oberhauses ein.

22. Februar.

Aus Washington wird gemeldet, daß das Staatsdepartement bei der Regierung von Haiti wegen der Massenhinrichtungen politischer Gefangener Vorstellungen erhoben hat.

Freie Beweiswürdigung und Eid.

Eine strafprozessuale Studie.

Von Geh. Justizrat Prof. Dr. Franz v. Liszt.

„Ueber das Ergebnis der Beweisaufnahme entscheidet das Gericht nach seiner freien, aus dem Inbegriff der Verhandlung geschöpften Ueberzeugung."

Mit diesem Satz hat unsre Strafprozeßordnung (in § 260) einen der wichtigsten Grundgedanken des modernen Strafverfahrens kurz und scharf ausgesprochen. Im gemeinrechtlichen Inquisitionsprozeß war der Richter an strenge gesetzliche Beweisregeln unbedingt gebunden; das Gesetz schrieb ihm vor, welche Beweismittel er benutzen dürfe, und welche Beweiskraft er ihnen beizulegen habe. Von dem Beginn des 16. Jahrhunderts bis tief ins 19. Jahrhundert hinein konnte niemand zu peinlicher Strafe verurteilt werden, es sei denn auf Grund der übereinstimmenden Aussage zweier klassischer Zeugen oder auf Grund seines freiwilligen oder durch die Folterung erzwungenen Geständnisses. Auf bloße Indizien hin durfte kein Angeklagter zur ordentlichen Strafe verurteilt werden.

Das moderne Strafverfahren hat mit diesem Grundsatz vollständig gebrochen; Preußen bereits 1846 unter dem Einfluß von Savignys. Man war sich darüber klar geworden, daß die gesetzlichen Beweisregeln das freie Ermessen des Richters, seine conviction intime, in unerträgliche und für die Rechtspflege selbst verhängnisvolle Fesseln schlugen; man hatte zugleich zu dem



Richter, ganz besonders aber auch zu den Geschworenen und den Schöffen Zutrauen, daß er, auf die Erfahrung des Lebens gestützt, im einzelnen Fall die Beweiskraft der Beweismittel richtig einzuschätzen in der Lage sein werde. Man gestattete ihm, indem man einen Rechtssatz preisgab, der jahrhundertelang in allen Teilen Deutschlands in Geltung gewesen war, auch auf bloße Indizien hin die ordentliche Strafe, selbst die Todesstrafe zu verhängen, wenn Tatzeugen nicht zu ermitteln waren und der Angeklagte leugnete; man gab seinem freien Ermessen anheim, ein jedes sich darbietende Beweismittel zur Feststellung des Sachverhalts zu verwenden und einem geisteskranken Zeugen oder der Aussage eines kleinen Mädchens mehr Glauben zu schenken als dem Leugnen der bisher unbescholtenen Angeklagten.

Diese grundlegende Neurung hat sich im allgemeinen bewährt; die deutschen Strafgerichte haben das in sie gesetzte Vertrauen gerechtfertigt. Das gilt für die Zulassung des Indizienbeweises wie für die freie Beweiswürdigung überhaupt. Freilich hat es wohl jeder von uns erlebt, daß die Verurteilung auf Grund eines vielleicht nicht lückenlos geschlossenen Indizienbeweises in weiten Kreisen der nichtjuristischen Bevölkerung eine gewisse Aufregung hervorrief, und daß jene alte, im deutschen Volk tief eingewurzelte Rechtsanschauung dem Richterspruch gegenüber sich wieder einmal zur Geltung brachte. Ich brauche nur an den Mordprozeß Hofrichter in Wien zu erinnern, in dem nach der noch ganz auf dem Boden des gemeinrechtlichen Inquisitionsprozesses stehenden österreichischen Militärgerichtsordnung der leugnende Angeklagte nicht zum Tode verurteilt werden konnte; und es dürfte klar sein, daß dieser Formalismus dem heutigen Rechtsbewußtsein des Volks nicht mehr entspricht.

Dagegen haben gerade Verurteilungen auf Grund des Zeugenbeweises in den letzten Jahren und Monaten vielfach lebhaften und anhaltenden Widerspruch gefunden und eine tiefgehende Erregung erzeugt. Wenn dann gar, wie im Essener Meineidprozeß, die nach jahrelangen Bemühungen durchgesetzte Wiederaufnahme des Verfahrens zur Freisprechung der früher verurteilten Angeklagten führt, dann ist es begreiflich, daß an dem Grundsatz der freien Beweiswürdigung scharfe und vielfach ungerechte Kritik geübt wird.

Aber nicht der Grundsatz der freien Beweiswürdigung selbst ist es, der für die Verurteilung Unschuldiger verantwortlich gemacht werden kann; sondern seine Anwendung im einzelnen Fall. Jene gesetzlichen Beweisregeln des gemeinrechtlichen Inquisitionsprozesses waren der Niederschlag alter, viele Jahrhunderte umfassender Erfahrung. Wenn sie als Rechtsnormen beseitigt wurden, so geschah es, weil man überzeugt war, daß der Richter die alten Erfahrungsätze nicht außer acht lassen und auch die Fortschritte der Erfahrung mit in Betracht ziehen werde.

Aber gerade hier scheint es, als ob unsere Gerichte wie unsere Staatsanwaltschaften nicht immer vollkommen auf der Höhe der ihnen gestellten Aufgabe ständen und dem Schatz an Erfahrungstatsachen, den die Wissenschaft des Beweisrechts aufbewahrt und fortlaufend vermehrt, nicht die erforderliche Aufmerksamkeit schenkten.

Wir wissen heute alle, daß der Wert einer Zeugenaussage nicht nur von dem guten Willen des Zeugen, die Wahrheit zu sagen, abhängt, sondern von einer ganzen Reihe anderer, von dem Willen des Zeugen unabhängiger Faktoren: von der Richtigkeit der seinerzeit gemachten sinnlichen Wahrnehmungen, von der Treue des Erinnerungsbildes und von der Fähigkeit, dieses Bild in Worte umzusetzen. Und wir wissen alle, daß der klügste und tüchtigste Mensch in seinen Wahrnehmungen sich täuschen kann, ganz besonders, wenn er sich in einem Zustand psychischer Erregung befindet; daß das Erinnerungsbild durch die verschiedensten Tatsachen getrübt werden kann, die in der Zeit von der Wahrnehmung bis zur Aussage auf das Seelenleben des Zeugen einwirken, daß die Erzählung des Zeugen beeinflußt wird durch den Eindruck der gerichtlichen Vernehmung selbst und vor allem durch die Art der Befragung.

Wir wissen es alle. Oder wir sollten es doch wissen. Aber die Erfahrung lehrt uns, daß diese Kritik, die wir jeder Beweisaufnahme, auch der Aussage des Zeugen gegenüber, anzuwenden alle Ursache hätten, nicht in allen Fällen tatsächlich geübt wird, daß vielmehr manche Richter in jeder solchen Kritik eine Gefährdung der Rechtspflege erblicken.

Mir ist von glaubwürdiger Seite ein lehrreiches Beispiel mitgeteilt worden. In einem vielbesprochenen Mordprozeß wurde von einem Sachverständigen (ich bemerke ausdrücklich, daß es kein Psychiater war) auf ein Experiment hingewiesen, das ich vor bald zehn Jahren in meinem kriminalistischen Seminar angestellt hatte, und das nicht nur in Fachblättern, sondern auch in der Tagespresse vielfach besprochen worden ist, auf eins nur von mehreren, die ich selbst angestellt habe, und eins nur von den sehr vielen, die von anderer Seite in systematischer Weise angestellt worden sind. Es bestand darin, daß, nach genauer Verabredung zwischen mir und zwei Teilnehmern an meinen Uebungen, nach einem von mir im Seminar gehaltenen Vortrag ein Wortwechsel mit anschließendem Handgemenge in Szene gesetzt wurde, wobei einer der Beteiligten den Revolver zog und abfeuerte. Das Ergebnis der teils sofort, teils in den nächsten Tagen angestellten Vernehmungen der anwesenden Herren, die zum großen Teil bereits im gerichtlichen Vorbereitungsdienst standen, zeigte in einwandfreier Weise, daß die Aussagen vielfach voneinander abwichen, daß wichtige Tatsachen gar nicht beobachtet waren, und daß gar nicht vorgekommene Tatsachen mit aller Bestimmtheit und mit der Erklärung, sie beschwören zu wollen, behauptet wurden. Jeder, der die von einer Reihe von Psychologen vorgenommenen ähnlichen Versuche kennt, wird mir bestätigen, daß dieses Ergebnis nichts weniger als überraschend gewesen ist und lediglich längst bekannte Erfahrungsätze bestätigt hat.

Aber dem Vorsitzenden in jenem Mordprozeß, in dem es im wesentlichen auf die Beobachtungen eines einzigen, durchaus einwandfreien Zeugen ankam, schien das ganze Experiment unglaubwürdig; er fragte den Sachverständigen, ob die anwesenden Seminarteilnehmer einwandfreie Herren, ob sie nicht etwa angetrunken gewesen seien, ob sie sich nicht etwa mit dem Seminarleiter einen Scherz erlaubt hätten. Und er hat damit, wie es scheint, nur die gleiche Auffassung wiedergegeben, die auch auf der Bank der Geschworenen allgemein herrschte; diese haben den Angeklagten, im wesentlichen auf die Aussage dieses einen Zeugen hin, des Mordes schuldig gesprochen.

Wir können es auch durchaus begreifen, daß die Aussage eines glaubwürdigen Zeugen diesen überzeugenden Eindruck auf den beamteten wie auf den



nichtbeamteten Richter ausübt. Denn sie steht unter Eid. Der Zeuge aber, dessen Gesamtpersönlichkeit einen vertrauenerweckenden Eindruck macht, an dessen Wahrheitsliebe niemand zu zweifeln wagt, der wird doch keinen Meineid leisten! Diese Erwägung drängt sich mit verstärkter Kraft jedesmal auf, wenn ein unbescholtener Beamter als Zeuge auftritt und die von ihm gemachte Aussage auf seinen Eid nimmt.

Die Fälle, in denen auf die eidliche Aussage eines Beamten hin die Verurteilung des leugnenden Angeklagten erfolgt, sind immer zahlreich gewesen; es ist Zufall, wenn sie in den letzten Wochen besonders häufig und teilweise in erregter Stimmung besprochen worden sind. Gerade bei den hier meist in Betracht kommenden Beamtenkategorien ist aber die Gefahr einer im besten Glauben abgegebenen unrichtigen Aussage besonders groß. Die Ereignisse, über die sie auszusagen haben, spielen sich meist mit blitzartiger Geschwindigkeit ab und müssen auch den ruhigsten Beamten, der im Augenblick eine vielleicht folgenschwere Entschließung zu fassen und auszuführen verpflichtet ist, notwendig in eine gewisse Erregung versetzen; in der Zwischenzeit von der Wahrnehmung bis zur Aussage aber hat der Schutzmann in der Stadt oder der Gendarm auf dem Land in seiner amtlichen Tätigkeit eine Menge von anderen wichtigen und unwichtigen Tatsachen erlebt, die das Erinnerungsbild trüben und entstellen müssen. Wenn der Beamte sich nicht sofort oder doch wenigstens an jedem Abend seine genauen Aufzeichnungen macht, und auch das in einem Zustand der Ermüdung, der zahlreiche Fehlerquellen in sich schließt; und wenn er nicht vor seiner Vernehmung diese Aufzeichnungen sorgfältig nachliest, so ist es überhaupt kaum denkbar, daß er nach Monaten über ein einzelnes aus diesen vielen Ereignissen eine bestimmte Aussage machen kann. Und eine bestimmte Aussage verlangt man von ihm; gerade von ihm, weil er Beamter ist. Wenn nun gar der Dienst eine hochgradige Nervosität des Beamten notwendig mit sich bringt, wie bei einer Revolte, die mehrere Tage dauert, oder in dem aufreibenden Dienst am Telephon, dann wird die Möglichkeit unrichtiger Sinneswahrnehmung ganz wesentlich gesteigert werden; die Gefahr, daß eine unrichtige Tatsache auf den Eid genommen wird, liegt hier ganz besonders nahe.

Aus dem Gesagten ergibt sich eine Reihe von Folgerungen. Ich möchte hier nur eine einzige ausdrücklich hervorheben. Wenn in einem Verfahren widersprechende beeidete Aussagen einander gegenüberstehen, so folgt daraus noch lange nicht, daß auf der einen oder der anderen Seite ein Meineid geschworen sein muß. Es ist durchaus möglich, daß beide Teile nach bestem Wissen und Gewissen die Aussage abgegeben haben. Es ist völlig verfehlt, wenn die Staatsanwaltschaft sich verpflichtet fühlt, unter allen Umständen gegen den einen der beiden Teile die öffentliche Klage wegen Meineids zu erheben. Gerade das aber ist im Essener Prozeß geschehen. Vor der Strafkammer in Essen stand 1895 Eid gegen Eid: Der Bergarbeiter Schröder hatte beeidet, daß der Gendarm Münter ihn gestoßen habe, und sechs seiner Kameraden sagten unter Eid das gleiche. Münter aber behauptete unter Eid, daß er den Schröder nicht berührt habe. Das Weitere ist bekannt. Gegen die sieben Entlastungzeugen ist die öffentliche Klage wegen Meineids erhoben worden, die zu ihrer Verurteilung geführt hat. Auf den politischen Beigeschmack dieser öffentlichen Klage, die von „verbissenen Sozialdemokraten" sprach, will ich hier nicht eingehen. Aber ausgesprochen muß es werden, daß die Schuld an der Verurteilung nicht die Geschworenen trifft, sondern die Staatsanwaltschaft, von der die Klage erhoben worden ist. Den Eid werden wir in unserm Strafverfahren noch lange Jahre nicht entbehren können. Aber auch der beeideten Aussage des Ehrenmannes dürfen wir nicht unbedingt Glauben schenken, und mit den Meineidprozessen sollten wir wesentlich vorsichtiger sein. —

An dem Grundsatz der freien Beweiswürdigung wollen wir nicht rütteln lassen. Zu den gemeinrecht-

lichen Beweisregeln zurückzukehren, haben wir nicht die geringste Veranlassung. Soweit jene Beweisregeln aber der Niederschlag von erprobten Erfahrungssätzen sind, müssen sie auch heute noch in unserer Strafrechtspflege Anwendung finden. Und auch, wenn es sich um Erfahrungssätze handelt, die erst durch Untersuchungen unserer Tage festgestellt worden sind, darf der Richter nicht achtlos an ihnen vorübergehen. Das gilt auch von der Psychologie der Zeugenaussage. Sie gehört zum unentbehrlichen Handwerkzeug des Strafrichters.

Allerlei Postalisches.

Von Oberpostinspektor H. Herzog.

Die Ersetzung menschlicher Arbeitskraft durch mechanische und maschinelle Hilfsmittel macht auch im Postverkehr immer mehr Fortschritte. Neben Schreib-, Rechen-, Numerier- und ähnlichen Maschinen sind als besonders wichtig die Stempelmaschinen zu nennen, die bei vielen Postämtern in Gebrauch sind und die Sendungen mit den bekannten langen Aufgabestempeln versehen. Leider werden durch die Maschinenstempel nicht selten, namentlich bei Postkarten, Angaben, die für den Empfänger von Wert sind, undeutlich gemacht. Doch wird sich dieser Mangel bei fortschreitender Technik der Maschinen wohl beseitigen lassen, freilich nur dann, wenn sich die Absender gewöhnen, die Freimarken stets vorschriftsmäßig in die rechte obere Ecke der Aufschriftseite zu kleben, was bis jetzt aus Unachtsamkeit oder Spielerei nur zu oft nicht geschieht.

Recht brauchbare Helfer der Postämter sind die Postwertzeichenautomaten, die in mehr als 500 Orten des Reichspostgebiets aufgestellt sind und bereits einen Absatz von 3½ Millionen Mark im Jahr aufzuweisen haben. Wertvoll ist bei ihnen namentlich, daß sie auch bei Schalterschluß zugänglich sind. Das gleiche gilt von den Einschreibautomaten, die den Auflieferern von Einschreibbriefen das häufig ziemlich lange Warten am Schalter ersparen sollen.

Der Aufgeber braucht seinen Brief nur in den Aufnahmekanal des Automaten zu stecken und eine Kurbel zu drehen und erhält dann alsbald Quittung in Form eines Scheins, der die gleichzeitig auf den Brief aufgedruckte Einschreibnummer ersehen läßt. Wenn sich die Einschreibautomaten, die bei uns bis jetzt nur bei zwei Berliner Postämtern aufgestellt sind, bewähren, werden sie sicher ihren Weg auch zu anderen Postämtern finden.

Eigenartige Maschinen, nämlich Frankierungsmaschinen, sind in Neuseeland in Gebrauch. Die Maschinen, die nur von vertrauenswürdigen Firmen und nur mit Zustimmung der Postverwaltung benutzt werden dürfen, bedrucken Briefsendungen und Telegramme mit den zur Frankierung nötigen Werten und zeichnen die aufgedruckten Beträge wie Rechenmaschinen auf. Die so bedruckten Sendungen werden von der Post in Höhe der aufgedruckten Werte als frankiert angesehen; die monatlich oder zu anderen Fristen an die Post zu zahlende Summe kann wie bei einem Gas- oder Elektrizitätsmesser abgelesen werden. Die Frankierungsmaschinen sollen sich bis jetzt bewährt haben. Allerdings sind nicht viele Maschinen in Benutzung, und es ist auch nicht bekannt geworden, daß andere Postverwaltungen die Verwendung gleichartiger Maschinen gestattet hätten.

Die Frankierungsmaschinen führen zu einer anderen interessanten Frage, der der Barfrankierung von Briefsendungen. Das Aufkleben der Marken, das bei einzelnen Sendungen kaum ins Gewicht fällt, wird bei Massensendungen als sehr lästig empfunden, und es ist deshalb vielfach der Wunsch geäußert worden, daß in den geeigneten Fällen an Stelle der Verwendung von Freimarken die Barentrichtung des Frankos gestattet werden möchte. Einige Postverwaltungen, so außer der amerikanischen auch die bayrische, württembergische und schweizerische, haben diesem Wunsch Rechnung getragen und lassen unter gewissen Bedingungen die Barfrankierung zu. Die meisten Verwaltungen, darunter die Reichspostverwaltung, haben sich indes bisher gescheut, Ausnahmen von dem auch im Weltpostvertrag für Sendungen des internationalen Verkehrs niedergelegten Grundsatz, daß die Briefsendungen mit Freimarken frankiert werden müssen, zu gestatten. Wo die Barfrankierung eingeführt ist, werden die Sendungen postseitig mit einem Stempel, meist einem Maschinenstempel, bedruckt, der die geschehene Frankierung erkennen läßt und in der Regel zugleich als Aufgabestempel dient. Mißlich ist, daß bei den einmal mit dem Frankostempel bedruckten und abgesandten Sendungen jede Nachprüfung der richtigen Gebührenverrechnung unmöglich ist, und daß deshalb die Gefahr naheliegt, es könne durch unbefugtes Aufdrucken des Stempels eine unter Umständen erhebliche Schädigung der Postkasse herbeigeführt werden. Für den Postbetrieb ist es ferner sehr lästig, daß die bar zu frankierenden Sendungen zur Berechnung des Frankobetrags gezählt werden müssen, was bei den mit Marken frankierten Sendungen nicht zu geschehen braucht. Wenngleich danach nicht geringe Schwierigkeiten bestehen, wird man doch annehmen dürfen, daß das letzte Wort in der Sache auch bei den Verwaltungen, die sich bis jetzt ablehnend verhalten, noch nicht gesprochen worden ist.

Die Bedenken gegen die Zulassung der Barfrankierung dürften z. B. zu einem guten Teil beseitigt sein, wenn es gelingen sollte, Maschinen herzustellen, die beim Aufdrucken des Frankostempels die Zahl der Stempelabdrücke, vielleicht auch die Frankobeträge aufzeichnen und dadurch eine leichte Kontrolle über die richtige Vereinnahmung der Gebühren ermöglichen.

Außer dem Aufkleben der Marken ist bei den Massensendungen auch das Adressieren mühsam und zeitraubend, und es ist öfter angeregt worden, daß die Post auch unadressierte Sendungen verteilen möchte, wie es in größeren Städten Englands bereits geschieht. Allerdings hat auch diese Sache ihr Schwieriges. Zum Beispiel würde die Auswahl der Empfänger für die Post nicht leicht sein, wenn verhältnismäßig wenige Sendungen aufgeliefert werden, oder wenn die Verteilung nicht beliebig, sondern an einen bestimmten Kreis von Empfängern bewirkt werden soll. Möglicherweise wird sich eine Drucksachenverteilung, wie sie in



England besteht, bei uns später an den neuen Dienstzweig angliedern lassen, den die Reichspostverwaltung zum 1. April d. J. in einer Anzahl von größeren Städten in dem Ortsschnelldienst einführen will, und der sich darauf erstrecken soll, daß auf Verlangen Sendungen (auch solche ohne Aufschrift) durch besonderen Boten abgeholt und bestellt werden. Einstweilen ist dieser Dienst nach seiner ganzen Anlage, namentlich auch nach der Höhe der Gebühren, nur für einzelne Sendungen berechnet; er wird aber vielleicht im Laufe der Zeit auf Massensendungen ausgedehnt werden können. Uebrigens bieten unsere außergewöhnlichen Zeitungsbeilagen, die gegen mäßige Gebühren den durch die Post vertriebenen Zeitungen und Zeitschriften beigegeben werden können, schon jetzt ein bequemes Mittel, um Drucksachen ohne große Kosten mit Hilfe der Post unadressiert bestimmten Kreisen von Interessenten zuzuführen.

Mit dem Ortsschnelldienst, bei dem es sich um eine postartige Beförderung handelt, der aber der Telegrammbestellung angegliedert werden soll, wird eine neue Verbindung zwischen den in der Postverwaltung vereinigten Verkehrzweigen geschaffen. Ein derartiges Zusammenwirken mehrerer Verkehrzweige besteht auch sonst schon vielfach. Recht häufig wird von den telegraphischen Postanweisungen Gebrauch gemacht. Auch die seit 10 Jahren zugelassene Auflieferung von Telegrammen mittels des Fernsprechers hat sich, da die Gebühren dafür nicht hoch sind, gut eingebürgert, nicht minder die Einrichtung, daß sich die Empfänger ihre eingehenden Telegramme durch den Fernsprecher zusprechen lassen können. Wenig bekannt scheint dagegen zu sein, daß mittels des Fernsprechers Mitteilungen auch zur Weiterbeförderung mit der Post — im Brief oder mit Postkarte — sowie zur Weiterbeförderung durch Eilboten aufgegeben werden können. In England werden seit kurzem nicht nur eingegangene Telegramme, sondern, allerdings nur Sonntags, auch eingegangene briefliche Mitteilungen auf Verlangen des Absenders den Empfängern mittels des Fernsprechers zugesprochen. Vielleicht würde ein solches Zusprechen brieflicher Mitteilungen, das namentlich für Landorte, an Sonntagen auch für Empfänger in Postorten von Wert wäre, auch bei uns eingeführt werden können.

Eine Einrichtung, bei der Post und Telegraphie in bemerkenswerter Weise zusammenwirken, besteht in Frankreich und neuerdings auch in den Vereinigten Staaten von Amerika in den Brieftelegrammen. Die Brieftelegramme, für die eine ermäßigte Gebühr gilt, werden nur während der späten Abend- und Nachtstunden mittels des Telegraphen befördert und durch die dem Bestimmungsort zunächst gelegene Telegraphenanstalt mit Spät- oder Nachtdienst den Empfängern auf dem Postweg übermittelt. Sie gelangen in der Regel am Tage nach der Aufgabe mit der ersten Post in die Hände der Empfänger und ermöglichen so eine ziemlich rasche, dabei aber nicht teure Uebermittlung auch umfangreicherer eiliger Nachrichten. Die Einführung dieser billigen Telegramme auch in Deutschland unterliegt, wie bei den vorjährigen Etatsverhandlungen im Reichstag von amtlicher Stelle mitgeteilt worden ist, der Erwägung.

Im Auslandsverkehr können seit einigen Jahren Telegramme auf Wunsch des Absenders zum Teil mit der Post befördert werden, wenn der Absender die Telegraphenanstalt, bis zu der die telegraphische Uebermittlung erfolgen soll, bezeichnet; Sache dieser Anstalt ist es dann, die Weitersendung mit der Post zu bewirken. Diese Posttelegramme, die beim Publikum noch wenig bekannt zu sein scheinen, sind namentlich für den überseeischen Verkehr wichtig, denn sie machen es möglich, daß bis ganz kurz vor Abfahrt eines Dampfers Mitteilungen mit ihm abgesandt werden können. Frankreich und nach ihm auch England haben diese Art der Telegrammübermittlung für ihren Kolonialverkehr weiter ausgebaut, indem sie die von Hafen zu Hafen mit der Post versandten Telegramme im Bestimmungsgebiet wieder auf telegraphischem Weg befördern lassen. Es erscheint der Erwägung wert, ob eine gleichartige Telegrammbeförderung nach Vereinbarung mit den beteiligten Verwaltungen nicht auch für den deutschen Kolonialverkehr oder noch besser für den überseeischen Verkehr überhaupt eingeführt werden könnte.

Die Biedermeierzeit im Theater.

Von Olga Wohlbrück.

Am 18. Januar waren es zehn Jahre, daß der „Lustige Ehemann" zum erstenmal im blauen Frack mit seiner Eheliebsten über das locker zusammengezimmerte Ueberbrettl Wolzogens tänzelte. Die ehrpusselige Liebenswürdigkeit des kleinen Genrebildchens entschied mit den Erfolg des Abends, und seitdem haben die bunten Fräcke, die bauschigen Röcke und die großen Schutenhüte einen wahren Triumphzug über alle Bühnen angetreten.

Breitbauchiges Behagen hat die beinah metaphysische Sezessionslinie verdrängt. Wie ein Protest mutet dieses Behagen an gegen unser Leben, das ein Hasten und Jagen geworden ist nach einem Ziel, das wir selbst kaum noch anzugeben vermögen. Wir kennen nur einen Zweck: vorwärts, und es scheint beinah, als wenn die ständige Bewegung, in der wir uns befinden, zum Selbstzweck geworden ist.

Die feine, elegante Müdigkeit haben wir abgeschüttelt, rücksichtslos gegen uns selbst wie gegen unsere Nächsten. Wir müssen vorwärts — heraus aus den Reihen, in die der Zufall uns gestellt hat.

Unser Losungswort heißt mitreißen, nicht verweilen.

Seinen Ausgleich findet das Leben in scharfen Kontrasten. Die Bühne, die früher das Spiegelbild ihrer Zeit war, ist jetzt das Korrektiv ihrer Zeit geworden. Wir lieben es nicht mehr, uns auf der Bühne wiederzufinden. Wir sind uns wohl nicht angenehm!

Das Publikum, jenes Publikum, das zahlt und verlangt, stellt seine Bedingungen auf. Der erste Paragraph des Vertrages heißt: ich will mich amüsieren.

Das Wort amüsieren ist bezeichnend. Es schaltet von vornherein jede ernste Kunstforderung beinah aus. Denn wahre Kunst genießen, in sich aufnehmen oder sie verstehen wollen, bedingt mehr oder minder harte, geistige



Mitarbeit. Und heutzutage will Seine Majestät, das Publikum, ausruhen. Es will sich ergötzen! Man ist der großen gewichtigen Schlagworte satt geworden, will sich wieder mit harmlosem Lachen hervorwagen. Und da man sich mit zusammengebissenen Zähnen an allen harten Kanten und Ecken des Lebens braun und blau geschlagen, da man mit stoischem Mut allen Nerven- und Gedankenzerrungen moderner Experimentaldramatik standgehalten hat, so findet man auch den größten Mut: den, sich offen an liebenswürdigen Harmlosigkeiten zu erfreuen.

Die Lavendel- und Apfelblütenpoesie der Biedermeierzeit kommt zu ungeahnten Ehren. Es ist, als lösten sich von den Schutenhüten, den Spitzenjabots, den breiten Rändern der niederen Tuchzylinder unsichtbare kleine Geister, die kosend und beruhigend, leicht kitzelnd und krauend die überreizten Nerven einlullen.

Mit Ausnahme des Lessing-Theaters, das in literarischer Geradlinigkeit unentwegt die engen Grenzen seines Programms einhält, hat sich kaum eine Bühne dem Siegeszug der Biedermeierzeit verschließen können. Sie alle zählen ihre Schutenhüte, bunten Fräcke und Biedermeierzimmer zum eisernen Bestand ihres „modernen" Repertoires.

Reinhardt war es, der Nestroy wiederentdeckte, so wie er jetzt Sophokles entdeckt hat. Und Nestroy kam in Mode, wie jetzt Sophokles in Mode kommt. Eine Zeitlang grassierte der gemütliche Wiener auf allen Bühnen, und auch heute greift die eine und andre Bühne immer wieder auf ihn zurück, wenn die Kasseneinnahmen der zeitgenössischen, aber unmoderneren Stücke die Direktionsbureaus in Schrecken versetzen.

Die ewigen, ein bißchen trivialen Wahrheiten, aus hohen Vatermördern heraus ins Publikum gebrummelt, verletzen nicht wie der scharf zugespitzte Simplizissimuswitz, und die Frauen sind Nestroys wärmste Fürsprecherinnen, trotz aller kleiner Malicen, die er ihnen sagt. Feierten sie nicht bei ihrem Girardi-Enthusiasmus eine wahre Wiedergeburt Nestroys?

Auch in den neu aufgetünchten Possen wimmelt es von Aussprüchen frei nach Nestroy, Aussprüchen, die fast mehr noch als das Kostüm die gemütliche, behäbige Zeit vor uns erstehen lassen. Ich möchte einige von ihnen hier anführen, und jedem, der sie liest, wird dabei Girardis Ton in den Ohren klingen, jenes Künstlers, der wie kaum ein zweiter die Biedermeierzeit heraufbeschwor:

„Es gibt noch viele, die ganz stolz den Selbstmord eine Feigheit nennen — sie sollen's erst probieren, nachher sollen's reden!"

„Die Ehen werden im Himmel geschlossen. Darum erfordert dieser Stand auch eine so überirdische Geduld!"

„Die Lieb ist blind — warum soll ein Verliebter nicht ein Aug zudrücken?"

„Wer tranchiert, ist entweder ein Esel oder ein Flegel. Behält man als Tranchierer das beste Stück für sich, so ist man ein Flegel, und behält man sich es nicht, so ist man ein Esel!"

In den letzten Jahren hat sich manches Stück die Biedermeiermaskerade gefallen lassen müssen, um den Forderungen des Publikums entgegenzukommen. Im Neuen Schauspielhaus fiel die feinpointierte Komödie „Der letzte Brief" dem Zeitgeschmack zum Opfer, in der Komischen Oper „Die Fledermaus", deren prickelnde Sektlaune der achtziger Jahre im grellen Gegensatz zu dem aufgezwängten Altväterkostüm steht.

Auch moderne Autoren fügen sich diesem Zwang: die Kammerspiele bringen den „natürlichen Vater", das Königliche Schauspielhaus „Klein Dorrit". In der Königlichen Oper treibt eine heiratslustige Biederwitwe ihre Possen mit einem „versiegelten" Bürgermeister, in der Komischen Oper entlockt Puccinis „Bohème" dem Publikum Mitleidstränen und neuerdings Wendlands „Vergessenes Ich" vergnügliches Lachen.

Alles ist in Biedermeierstimmung getaucht, über dem Schmerz liegt zarte Resignation, über der Komik ein Hauch von Poesie. Liebenswürdig, ehrpusselig sind die Frauen, wohlgesittet und nicht ohne einen gewissen Adel die Männer. Die Zeit läßt keine belastende Tiefgründigkeit aufkommen; es ist die Zeit freundlich heiteren, materiellen Lebensgenusses.

Darum lieben wir diese Zeit, lieben sie, wie die Kinder ihre Märchen lieben, mit einer uneingestandenen kindlichen Hoffnung, daß es in der Welt „vielleicht doch so ist", daß irgendwo und irgendwann freundliche Zufälle lösen werden, was der harte Lebenskampf uns an verzwickten Problemen auferlegt.

Das halbvergessene Jugendlied von Großmutter kommt uns in Erinnerung, eine festlich geblümte, zartfarbige Weste aus einer alten Truhe, ein Päckchen vergilbter Briefe mit verblaßter Tinte und verschnörkelter Schrift, die wir in der Lade eines alten, ererbten Rollbureaus entdeckt und noch nicht Zeit gefunden haben zu entziffern; und die leise Wehmut, die uns beschleicht, macht uns empfänglicher für die harmlosen Scherze einer harmlosen Zeit, aus der nichts zu uns herüberdringt, was uns an uns selbst erinnert.

So ist allmählich das äußere Bühnenbild biedermeierscher Anmut ein fast unerläßlicher Faktor des Erfolges geworden, und es ist kein Wunder, wenn die Theaterdirektoren, in dem Bestreben, das vielköpfige Ungeheuer „Publikum" in eine mild aufnahmefreudige Stimmung zu versetzen, das jetzt so beliebte Milieu auch dann künstlich heranziehen, wenn es kaum noch in innerem Zusammenhang steht mit dem Werk selbst.

Unsere Bilder

Professor Franz v. Liszt.

(Hierzu das Porträt auf S. 310.)

Franz v. Liszt, der am 2. März seinen 60. Geburtstag feiert, ist einer der bekanntesten Vertreter moderner Rechtswissenschaft. Oesterreicher von Geburt, wurde er bald in Deutschland heimisch. Der junge Grazer Privatdozent erhielt früh einen Ruf nach Gießen, dem bald weitere nach Marburg, Halle und endlich nach Berlin folgten. Lange bevor er hier den großen Wirkungskreis fand, der seiner Bedeutung ganz entsprach, war er zum anerkannten Pfadfinder und Führer seiner Wissenschaft geworden. Sein Lehrbuch — längst ein Lieblingsbuch deutscher Juristen — hatte ihm weit über den Kreis hinaus Gehör verschafft, der seiner Stimme lauschen konnte. Aber seine lebensvolle Persönlichkeit verlangte nach unmittelbarer Einwirkung auf Menschen, und schnell gelang es ihm, eine Schar von Schülern um sich zu versammeln, aus der eine stattliche Zahl trefflicher Gelehrter und Universitätslehrer hervorgegangen ist. Sein kriminalistisches Seminar, das er schon in Marburg unter großen persönlichen Opfern gründete, und dem er seither stets einen großen Teil seiner Kraft gewidmet, wurde bald eine internationale Berühmtheit. Lernte man dort doch nicht nur wissenschaftlich arbeiten, sondern auch die großen Gesichtspunkte finden, ohne die strafrechtliche Forschung keine dauernde Werte zu schaffen vermag. Denn das hat Liszts Arbeitsmethode von jeher gekennzeichnet, daß er das Strafrecht als Kulturproblem behandelte, dessen Zweck Bekämpfung des Verbrechens, dessen Voraussetzung deshalb Erforschung der Verbrechensbedingungen

ist. Diese Bedingungen sind individuelle und soziale, denn jedes Verbrechen ist die Reaktion einer Persönlichkeit auf die von der Umwelt ausgehenden Reize. Auf die Persönlichkeit soll die Strafe wirken, in welchem Umfang und durch welche Mittel, muß die Kriminalpsychologie lehren. Wege von Zurückführung der äußeren Anreize auf das Mindestmaß zu finden, ist Sache der Kriminalsoziologie. Die Ueberzeugung, daß das geltende Recht nicht systematisch auf diesen Grundlagen aufgebaut ist und deshalb der Reform bedarf, hat niemand in Deutschland deutlicher betont und schärfer begründet als Liszt. Bald brachten ihm seine Arbeiten die Erkenntnis, daß nur gemeinsames Wirken aller Kulturländer den Boden für die notwendige Reform ebnen könne. Das führte zu der Gründung der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung, die unter seinem wesentlichen Einfluß zu einer unermüdlichen Vorkämpferin für Reform des Strafrechts geworden ist. Wenn heute schon mancher Fortschritt sich verwirklicht hat und andre Forderungen als so selbstverständlich gelten, daß keiner der neueren Strafgesetzentwürfe an ihnen hat vorübergehen können, so ist das zum guten Teil ein Verdienst der J. K. V. und Liszts Wirken in ihr. Möglich war das nur, weil stets ein Feld für gemeinsame praktische Arbeit gesucht wurde, auf dem auch Männer von verschiedenem wissenschaftlichem Glauben zusammenstehen konnten. Das hat sich bewährt und wird sich auch in Zukunft bewähren. Nicht allein das Strafrecht, auch das Völkerrecht verdankt Liszt vieles. Seinem Lehrbuch des Strafrechts steht würdig das des Völkerrechts zur Seite. Alle wissenschaftliche Arbeit aber befriedigte ihn nicht ganz. Sein Drang nach praktischer Betätigung führte ihn ins öffentliche Leben hinaus. Keine der großen Fragen, die unser Volksleben bewegen, hat ihn gleichgültig gelassen. Wo es darauf ankam, für die Freiheit des Geistes und der Entwicklung der Jugend eine Lanze zu brechen, da litt es ihn nicht am Schreibtisch, da trat er in die Oeffentlichkeit und setzte seine volle Persönlichkeit ein. Das hat ihm Freunde und Verehrer geschaffen, weit über den Kreis seiner Fachgenossen hinaus. Und wenn ihn dann die Dankbarkeit seiner Mitbürger in die kommunale Verwaltung und in die Volksvertretung hinein berief, so hat er sich auch diesen neuen Aufgaben nicht entzogen. Noch steht Liszt in voller und ungebrochener Kraft. Vieles hat er getan, vieles zu tun bleibt ihm noch vorbehalten. Zu seinem 60. Geburtstag sei der Wunsch erlaubt, daß ihm noch lange Jahre frischer Arbeit und reicher Ernte bevorstehen. Prof. Dr. v. Lilienthal, Heidelberg.

Wir freuen uns, unsern Lesern die neuste publizistische Arbeit des gefeierten Hochschullehrers in dem auf S. 299 zum Abdruck gelangenden Aufsatz „Freie Beweiswürdigung und Eid“ bieten zu können. Die Red.

Raffael Schuster-Woldans Gemälde.

(Hierzu die Abbildungen auf S. 311 u. 312.)

Er ist ein einsam Fleißiger, dieser besondere Meister. Die Berliner sagen von ihm, er sei ein Münchner; die Münchner rechnen ihn zu den Berlinern; diese wie jene haben unrecht, denn er gehört weder hierher noch dorthin (und ist übrigens von Geburt ein Schlesier), sondern er hat sich, ohne schul- oder parteimäßigen Anschluß, seitdem er von München nach Berlin zog, sein Atelier zur Heimat gemacht. Da spinnt er sich denn ein, umgeben von seinen Werken und seinen Träumen, und schafft gewissenhaft und unermüdlich an Bildern, die aus einer in freier Schönheit schwelgenden Phantasie geboren sind, unter seinen Händen aber eine strenge Durcharbeitung erfahren und immer höher gestimmt, immer weiter verfeinert, wenn nicht gelegentlich sogar überfeinert werden. Ihm schweben dabei im wesentlichen dekorative Wirkungen vor, denen er jedes Zugeständnis zu machen liebt, und seine Ideale sind vermutlich Harmonien von sanften Farben und weichen Linien, von lyrischen Empfindungen und geheimnisvollen Charakteren, wie sie allenfalls in Bildnissen schöner und ungewöhnlicher Frauen und in raum- und zeitlosen Vorgängen, die sich zwischen unwirklichen Menschen abspielen, mit Glück können dargestellt werden. Daß er unter solchen Umständen an die Weisen älterer Maler von ähnlicher Gesinnung, an die ebenso idealistischen Engländer des 18. Jahrhunderts und auch an Franzosen sich erinnert, das ist nur natürlich: wer das gleiche Ziel verfolgt wie ein anderer, geht eben den gleichen Weg wie dieser, ohne doch seine Eigenart deswegen aufgeben zu müssen. Daß gerade einem solchen Maler die Ausschmückung des Bundesratsaales im Reichstagsgebäude zugefallen ist, das war nun einmal ein Meisterstück des Schicksals. Kein besserer hätte dazu gefunden werden können. Denn hier kam es darauf an, einen Raum mit Decken- und mit Wandgemälden auszustatten, der seiner architektonischen Anlage nach diesen Schmuck zwar gebieterisch verlangte, zugleich aber wie eine unlogisch eigensinnige Schöne sich gegen ihn sträubte. Da mußte der Maler, mit unendlicher Bemühung und Ueberlegung jeder neuen Schwierigkeit begegnend, jedes unerwartet auftauchende Hindernis mit weiser Gelassenheit beseitigend, sich zum Herrn der Aufgabe machen; er mußte die Beleuchtung, die am Tage durch übergroße Fenster von zwei Seiten kommt und am Abend von vier gewaltigen elektrischen Kronen ausgeht, berücksichtigen; er mußte mit der ungefügen Masse eines hellen Kamins rechnen, und vor allem: er mußte die überaus schwere, mit höchst massivem Rahmenwerk belegte und für vollständige Vergoldung gedachte Holzdecke so behandeln, daß ihr mächtiger Glanz die Gemälde nicht zugrunde strahlte; und erst wenn er über alle diese Anforderungen mit sich vollständig im reinen war, erst dann konnte er an die Bilder gehen, die er in die neun zum Teil recht unbequem geformten Felder der Decke und unmittelbar unter dieser Decke (und über einem hohen, dunklen Holzpaneel) an die Wände zu malen hatte. Sehr viele andere Maler wären zu ungestüm oder zu selbstherrlich gewesen, um sich mit solchen Widerständen geduldig abzufinden, und es lag ja auch nicht eben fern, durch gewaltsame Bilder die Architektur ganz einfach zu übertrumpfen. Feiner und künstlerischer aber konnte die Lösung werden, wenn der Maler von vornherein und mit Opfern und Zugeständnissen aller Art auf die beste Harmonie zwischen Raum und Schmuck ausging — und diese Lösung hat Schuster-Woldan — wofür ihm gedankt sei — in fast zehnjähriger Arbeit uns gebracht. Nachdem er die ziemlich dunkel gehaltene Decke vollendet hatte, sind jetzt auch die Wandbilder eingesetzt worden, und es bleibt nur übrig, durch Abtönen des Holzwerks und einiger Einzelheiten dem Raum zu völliger Ruhe zu verhelfen. Aber schon leuchtet der Saal in stolzer Pracht. Sein Reichtum an Gold, in der Decke, in den Kronleuchtern, in den Leisten um die Wandbilder, am Kamin, am Holzwerk des Paneels und der Ecken, die mit geschnitzten Figuren unter Baldachinen bis hoch hinauf gefüllt sind, ist zu wohltuendem, festlichem Zusammenklang gebändigt und wirkt, wie er soll, nur als Unterlage der Gemälde. Diese leuchten nun still und siegreich, ein jedes ruhig an seinem Ort, voneinander getrennt durch die Rahmen, durch die Fenster, die Ecken und den Kamin und doch wieder verbunden durch das Spiel ihrer bezugreichen Linien und Farben, ihrer Massen und Durchblicke. Was stellen sie aber denn dar, diese neun Deckenbilder und diese acht neuen Wandgemälde? Es muß doch ein Sinn, ein würdiger und tiefer, hinter den Figuren stecken! Gewiß tut er das — und wer wollte bezweifeln, daß „das geistige Leben im Schutz ordnender Gewalten“, umgeben von den Begriffen des Raumes und der Zeit, des Werdens und des Vergehens, an der Decke und an den Wänden weniger abstrakt, „Der Kampf der Kultur gegen die Barbarei“, „Ackerbau und Jagd“ als Grundlagen des gesitteten Lebens, Volkstum und Wehrkraft, Handel und Wandel — daß dies alles, noch dazu unter dem Auge der Geschichte, für einen Saal, in dem des Deutschen Reiches Bundesrat seine Tätigkeit ausübt, sehr wohlgewählte und bedeutsame Gegenstände sind? Wozu noch kommt, daß offenbar das offizielle Programm dem Maler genugsame Freiheit gelassen hat, um in allererster Linie die künstlerischen Rücksichten walten lassen zu können. So konnte ein großes, ein außerordentliches Werk entstehen, das, mag seine Eigenart unsern persönlichen Geschmack ansprechen oder nicht, auf alle Fälle doch das Vorbild einer Bewältigung solcher Aufgaben bietet und dem Meister, dem Reichstagsgebäude und ganz Berlin zu hoher Ehre gereicht. Dr. W. von Oettingen.

Der König von Serbien in Rom (Abb. S. 307). König Peter von Serbien ist ein Schwager der Königin Elena von Italien. Trotzdem haben es ihm die bekannten politischen Verhältnisse jahrelang nicht gestattet, seinen offiziellen Antrittsbesuch am italienischen Königshof zu machen. In diesen Tagen ist die vielbesprochene Romreise Peters I. endlich doch zur Ausführung gelangt. Der König wurde in Rom festlich empfangen. Als er mit König Viktor Emanuel vom Bahnhof zum Quirinal fuhr, brachte ihm die Menge herzliche Ovationen dar. Da der Besuch keinen politischen Charakter trug, fanden zu Ehren des Gastes außer einem Galadiner keine zeremoniellen Festlichkeiten statt.

Von der Kronprinzenreise (Abb. S. 308). Die gütige Erlaubnis unseres Kronprinzen ermöglicht es uns, den Lesern der „Woche“ wiederum zwei trefflich gelungene Photographien vorzuführen, die der deutsche Thronfolger persönlich aufgenommen hat. Das erste Bild verdankt seinen Ursprung dem



gewaltigen Eindruck, den auf den Kronprinzen die Ruinen der seit fast 200 Jahren verlassenen Königstadt Amber bei Jaipur machten. — Wie der indische Kuli seinen Durst löscht, vergegenwärtigt uns eine Aufnahme, die der Kronprinz in einem Dorf bei Muttra machte. Der auf dem Boden hockende Mann läßt sich von der Frau Wasser in seine gewölbte Hand gießen.

Die Neueinstudierung der „Zauberflöte“ (Abb. S. 308 und 309) hat dem Berliner Königlichen Opernhaus und seinem Generalintendanten einen schönen Erfolg gebracht. Unsere Bilder lassen einige der Hauptdarsteller in ihren Kostümen erkennen, die diesmal bekanntlich ebenso wie die ganze Szenerie nicht altägyptisch, sondern persisch waren.

Die diesjährige Prinz-Heinrich-Fahrt (Abb. untenst.) wird sich teils auf deutschem, teils auf englischem Boden abspielen. Am 5. Juli beginnt das Rennen in Homburg. Ueber Köln und Münster gelangen die Wagen am 7. Juli nach Bremerhaven, von wo sie zu Schiff nach England gebracht werden. Die englische Tour beginnt am 10. Juli in Southampton und endet am 19. Juli in London.

Die Generalversammlung des Bundes der Landwirte (Abb. S. 310) hat diesmal nicht wie sonst im Zirkus Busch, sondern in den größeren Räumen des Berliner Sportpalastes stattgefunden. Die gewaltige Halle war überfüllt von Landwirten aus allen Teilen des Reichs. Die Referate des Vorsitzenden Freiherrn von Wangenheim, des Zweiten Vorsitzenden Dr. Rösicke und des Bundesdirektors Dr. Hahn gaben ein Bild von der wachsenden Ausdehnung und Bedeutung der Organisation, der seit dem letzten Jahr 11000 neue Mitglieder beigetreten sind.

Sven Scholander (Abb. S. 312) ist mit seiner Tochter Lisa wieder einmal nach Berlin gekommen, um uns Lieder zur Laute vorzutragen. In Lisa Scholander besitzt der schwedische Meister eine ausgezeichnete Partnerin. Ob sie einzeln die Lieder in drei Sprachen singen, oder ob sie Duette vortragen, immer wissen der nordische Troubadour und seine schöne Tochter einen neuen Weg zum Herzen des Publikums zu gewinnen.

Ferdinand Bonn (Abb. S. 312) ist in der letzten Zeit bekanntlich mit Max Reinhardts Deutschem Theater in Verbindung getreten. Vor kurzem gab Bonn bei einer der Oedipus-Aufführungen im Zirkus Schumann die Rolle des unseligen Königs, die sonst Wegener darzustellen pflegt. Sowohl die Milde als die tragische Wucht, die in diesem Charakter liegen, brachte der Künstler höchst glücklich zum Ausdruck, und die Tausende, die sich immer noch zu diesen Aufführungen drängen, überschütteten ihn mit Beifall.

In der Leitung des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar (Abb. S. 312) ist ein Wechsel eingetreten. An Stelle des hochverdienten Geheimrats Dr. Suphan, der in tragischer Weise aus der Welt geschieden ist, trat der bekannte Kunst- und Literaturforscher Geh. Regierungsrat Prof. Dr. v. Oettingen, bisher Direktor des Goethe-Nationalmuseums, an die Spitze des unschätzbaren Archivs.

Zur Untersuchung der Pestepidemie (Abb. S. 312) in Ostasien entsandten die Mächte besondere Sachverständige nach China, die den bei den Gesandtschaften in Peking bestehenden ständigen Gesundheitsrat verstärken sollen. Der Vertreter Englands ist Dr. Reginald Farrar vom Londoner Gesundheitsamt, der die Pest in Indien studiert hat. Frankreichs Vertreter ist Dr. Broquet, der als Arzt der Kolonialarmee viel in Pestgebieten gelebt hat.

Der Turm des Nauener Rathauses (Abb. S. 314) ist durch einen der heftigen Stürme der letzten Tage eingestürzt, während eben der Magistrat der märkischen Stadt eine Sitzung hielt. Der zierliche, mit einer großen Uhr geschmückte Turmaufbau bestand aus Holz. Man hatte schon vor jenem stürmischen Unglückstag gelegentlich bemerkt, daß der Turm nicht sehr stabil war. Nun hat das Nauener Rathaus diese Zierde verloren. Zum Glück brachte der Turmeinsturz keinem Menschen Gefahr.

Die Internationale Sportwoche (Abb. S. 314), die der Berliner Schlittschuhklub im Eispalast veranstaltet hat, war von vortrefflichen Schlittschuhläufern aus aller Welt besucht. An dem Internationalen Herrenkunstlaufen um den Wanderpreis „Hugo-Ehrentraut-Memorial“ nahmen sechs Amateure teil. Der schönste Teil dieser Konkurrenz war das große Kürlaufen, bei dem alle sechs Herren, unter ihnen aber besonders der Berliner Rittberger, der Stockholmer Rooth, der Franzose Magnus und der Engländer Cumming Hervorragendes leisteten.

Der Hosenrock (Abb. S. 313), die etwas seltsam neue Schöpfung der alleinseligmachenden Pariser Mode, gewinnt ohne Zweifel ständig an Boden. Bei der Eröffnung des Hippodroms in Auteuil konnte man schon eine größere Anzahl von Damen mit geteilten Röcken sehen.

Todesfälle (Abb. S. 310). In Berlin verschied am 15. Februar Herr Emil Mosse, der frühere langjährige Mitinhaber der Firma Rudolf Mosse. Der Verstorbene hat sich durch großzügige gemeinnützige Stiftungen hervorgetan. — Im Kampf gegen die aufständischen Dschokadschleute ist ein hoffnungsvoller junger Seeoffizier gefallen, Leutnant z. S. Erhard von S. M. S. „Cormoran“. Er wurde beim Sturm auf eine Stellung der Rebellen durch einen Kopfschuß getötet.

Die Toten der Woche

Wirkl. Oberkonsistorialrat D. Theodor Braun, Generalsuperintendent, † in Mentone im 79. Lebensjahr.

Hofrat Prof. Dr. Theodor Escherich, bekannter Kinderarzt, † in Wien am 15. Februar im Alter von 54 Jahren.

Emil Mosse, ehem. Mitinhaber der Firma Rudolf Mosse, † in Berlin am 15. Februar im Alter von 57 Jahren. (Portr. S. 310).

Freiherr von der Recke von der Horst, Oberpräsident von Westfalen, † in Münster im Alter von 63 Jahren.

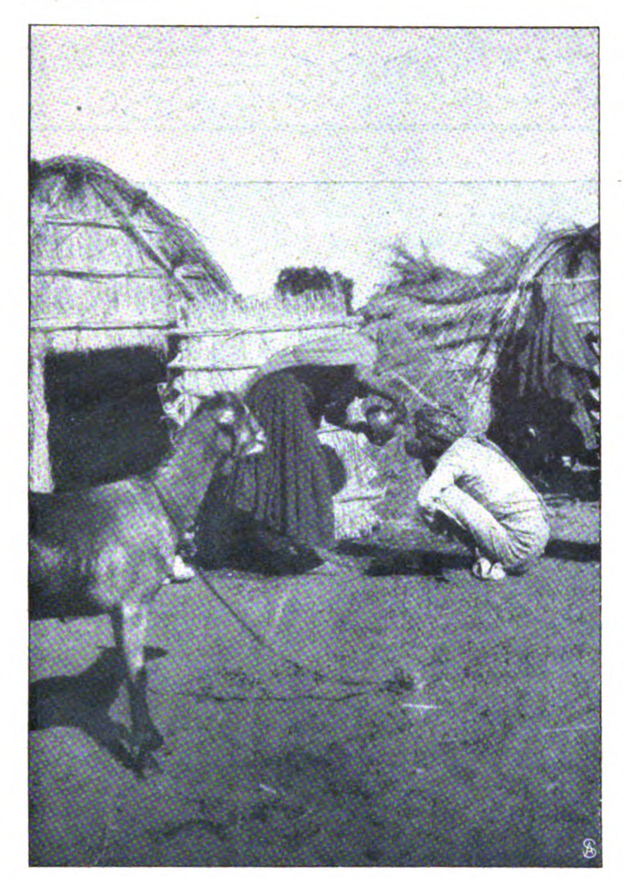
General der Artillerie z. D. Karl v. Zglinitzki, † in Dresden am 18. Februar im 80. Lebensjahr.

Bilder vom Tage

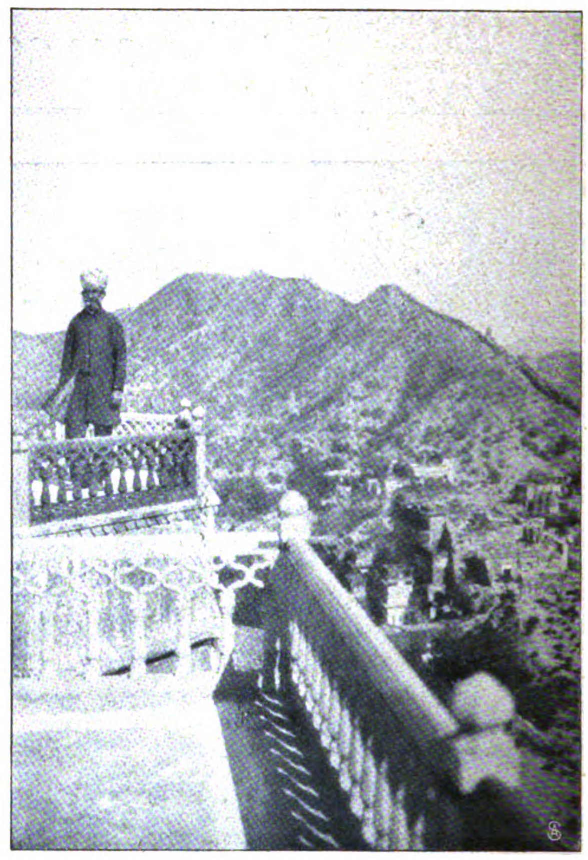
Phot. Abeniacar.

König Peter von Serbien und König Viktor Emanuel von Italien auf der Fahrt zum Quirinal.

Vom Besuch des serbischen Königs in Rom.



Szene auf einer Dorfstraße bei Muttra.



Auf dem Altan des Palastes in Amber bei Jaipur.

Photographische Amateuraufnahmen des Kronprinzen auf seiner Reise durch Indien.



Von links: Fr. Plaichinger (1. Dame der Königin), Fr. Kurt (2. Dame der Königin), Fr. Götze (3. Dame der Königin), Herr Berger (Tamino), Herr Hoffmann (Papageno)

Von der Neueinstudierung der „Zauberflöte" im königl. Opernhaus in Berlin: Szene im ersten Akt.



Generalintendant Graf Hülsen-Haeseler (×) beim Einstudieren auf einer Probe. — Spezialaufnahme.
Von der Neueinstudierung der „Zauberflöte" im Königl. Opernhaus in Berlin.





Phot. Becker & Maas.

Emil Mosse †

Früherer Mitinhaber der Firma Rudolf Mosse.



Phot. E. Hertwig.

Geh. Justizrat Prof. Dr. v. Liszt,

der berühmte Strafrechtslehrer, feiert seinen 60. Geburtstag.



Phot. Urbahns.

Leutn. z. See Erhard †

Ein Opfer im Kampf gegen die Aufständischen in Ponape.

Der Vorsitzende Freiherr von Wangenheim (×) am Rednerpult.

Von der Generalversammlung des Bundes der Landwirte im Berliner Sportpalast. — Spezialaufnahme.



Wandgemälde mit symbolischer Darstellung des Landbaus und der Jagd.



Die großen Wandgemälde von Raffael Schuster-Woldan im Sitzungsaal des Bundesrats.

Ein neuer Schmuck des Reichstagsgebäudes in Berlin. — Nach Photographien von H. L. v. Cranach, Wartburg.





Hofphot. F. O. Lundt.

Ferdinand Bonn als König Oedipus.
Zu den Oedipusaufführungen im Zirkus Schumann in Berlin.



Hofphot. E. Sander.

Lisa und Sven Scholander.
Zu dem Berliner Liederabend des schwedischen Sängers und seiner Tochter



Hofphot. Held.

Geh. Hofrat Prof. Dr. Suphan †
Der bisherige Direktor des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar





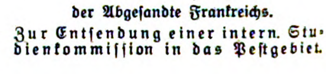
Dr. Farrar,
der Abgesandte Englands.





Geh. Reg. Rat Prof. Dr. v. Oettingen,
der neue Direktor des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar.

Raffael Schuster-Woldan,
schuf die neuen Wandgemälde im Bundesratssaal des Reichstagsgebäudes.
Phot. H. L. v. Cranach, Wartburg.



Dr. Broquet,
der Abgesandte Frankreichs.
Zur Entsendung einer intern. Studienkommission in das Pestgebiet.

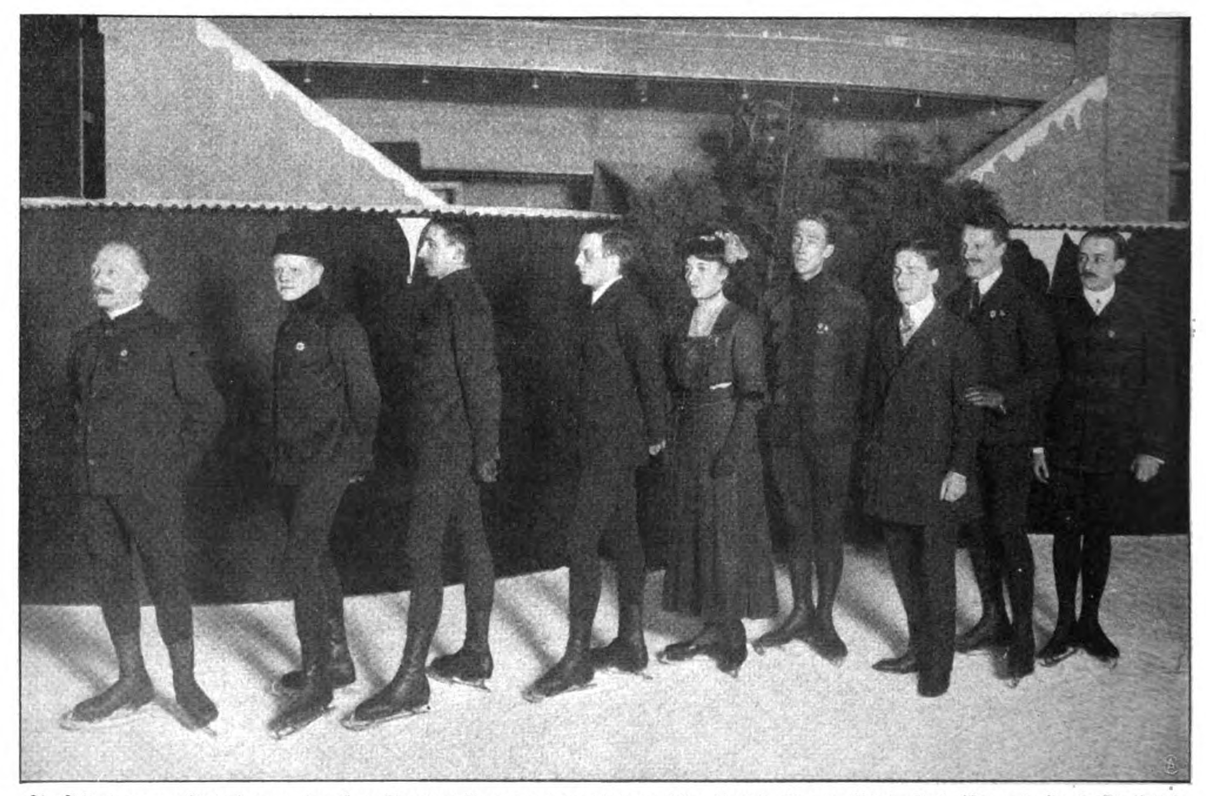
Phot. M. Rol

Die neuste Pariser Modeschöpfung: Toiletten mit Hosenröcken auf dem Rennplatz in Auteuil.



Phot. Gebr. Haeckel.

Verheerungen des Februarsturms: Eingestürzter Turm des Rathauses in Nauen (Osthavelland).



Die Teilnehmer am Kürlaufen um das Hugo-Ehrentraut-Memorial (von links): Zilly (Berlin), Richard (Wien), Zintl (München), Rooth (Stockholm), Frau Pröschel-Kunz (Wien), Cumming (London), Rittberger (Berlin), Mejstrik (Wien), Magnus (Paris).

Von der Internationalen Sportwoche des Berliner Schlittschuh-Klubs im Eispalast.

Die schöne Melusine.

Roman von

Viktor v. Kohlenegg.

15 Fortsetzung.

„Lily scheint auszugehen", sagte Fritz zu Oskar. „Ich werde mal rufen." Und er hob die Hände zum Munde.

„Nein, wir wollen nicht stören", wehrte der Doktor. Aber er sah doch hinauf, als könnte er dies und jenes Hübsche und Zwanglose beobachten. Lily ging rasch hin und her, warf große huschende Schatten, näherte sich dem Fenster und trat zurück. Es war ein sehr reizvolles Spiel.

Die Herren gingen langsam auf den Hausflur zu. In Wahrheit aber freute sich Oskar darauf, daß Lily fortgehen wollte; da konnte er sie ein Stück weit begleiten und hatte sie gewissermaßen allein, ohne den netten, lustigen, ehrpußlichen Fritz.

Er lauschte, während sie noch sprachen, unwillkürlich nach der Treppentür, und richtig, jetzt klang oben eine Tür; und dann kamen leichte, rasche Schritte herab.

Lily wurde flammendrot, als sie Fritz und Oskar unerwartet vor der Glastür stehen sah. Doktor Demuth hatte eine so starke Wallung selten an ihr beobachtet und war deshalb erstaunt und entzückt davon. Sie schien erregt und sehr eilig, allein sie bezwang sich sofort und reichte ihm die Hand.

„Sieh da, Doktor Demuth. Immer nur in Geschäften. Wir andern wohnen nur eine Treppe höher, mein Herr Doktor!"

„Ich habe einen Kronzeugen dafür, daß ich auf dem Sprunge nach oben stand. Aber da entdeckten wir eben an einem Fenster einen Hut über einem gewissen unverkennbaren blonden Haar."

Lily senkte die Lippen. „Wie artig. Ich erkenne Sie nicht wieder, Herr Doktor. Freilich, jeder kommt einmal in die Schule!"

Oskar sah sie prüfend an und merkte, daß in der Tat eine Erregung, fast ein Zorn hinter dieser Maske zitterte.

Er verabschiedete sich dann von Fritz und trat gleich darauf mit Lily auf die Straße hinaus.

Aber sie gingen bald schweigsam, denn Lily antwortete nur wenig. Sie trat rasch mit ihrem leichten, doch festen Schritt auf. Es stand ein schwacher, fast grünlicher Abendhimmel über den flackernden Laternen, und die Sterne blinkten kühl. Sie gingen an dem Donatschen Haus vorüber, es lag auf der andern Seite. Lily schien es nicht zu bemerken; sie ging täglich hier und achtete nicht mehr auf Einzelheiten. Doch auch Oskar bemerkte es erst im letzten Moment, und da geschah es mit einem Stich, mit einem Schmerz und Druck. Und nun schwieg auch er.

Lily hatte ihm nicht gesagt, wo sie hin wollte; sie ging immer geradeaus; vielleicht gedachte sie nur, sich eine Bewegung zu machen, sich auszulaufen.

„Stört es Sie, wenn ich Sie begleite, Fräulein Lily?" fragte da der Doktor.

„Aber nein!"

„Es will mir scheinen" —

„Aber nein."

„Nun, Sie beschäftigt innerlich etwas, ich bin nicht blind. Ich kenne jemand, der sonst schlagfertiger antwortet."

„Sie haben heute wirklich mancherlei Anerkennung für mich, Doktor Oskar."

„Ich denke gar nicht daran. Aber eins will ich zugeben: ich komme mir nicht gern überflüssig vor, das ist es."

Da hob sie den Blick. Und dann zitterte es um ihren Mund und in ihrem Gesicht.

Es war unleugbar höchst ungewöhnlich an ihr, ein Zeichen von Fassungslosigkeit, es verriet blitzschnell ein Anlehnungsbedürfnis, den spontanen Wunsch, sich mitzuteilen. Doch dann war es wieder vorbei.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor", sagte sie da nach einer Weile mit tapferer Stimme, in der aber doch ihr spröder Ton schwang. „Ich hatte mal wieder einen Disput mit Mama. Das häuft sich jetzt leider. Ach — weg — fort —! Ich wußte es immer."

„Wohin?"

„Irgendwohin."

„Unsinn, Fräulein Lily. Sie werden mit allem fertig."

„Das werde ich n i c h t. Wie sprechen Sie heute?" Und sie sah ihn abermals an, und das Blut stieg wieder wie zornig in ihr Gesicht.

„Was ist denn geschehen, Fräulein Lily? Ich weiß ja durch Emmi ein wenig Bescheid, es soll da ein hartnäckiger Herr Duwe existieren —"

„Hartnäckig, wie lächerlich!"

„Sie großes Kind. Die Mama wird es ihm günstig auslegen. Und am Ende muß man gerecht sein. Wir Männer wissen, daß manche Frau eine lange Belagerung nötig hat. Und ich kann es schließlich verstehen, wenn einer gerade h i e r Ausdauer entwickelt."

Zum drittenmal traf ihn ein voller, glänzender Blick aus ihrem Auge, und der ging diesmal, als hätten die andern ihm diesen Weg gebahnt, unbehindert auch tiefer in ihn hinab.

Lily lächelte. „Wie nett von Ihnen, daß Sie des andern Partei nehmen."

„Vielleicht danken Sie es mir später einmal."

„Ich denke ja gar nicht daran!"

„Ich kenne diesen Herrn nur flüchtig, ich sah ihn ein einziges Mal. Aber ich habe, muß ich sagen, eine sympathische Erinnerung von ihm", sagte der Doktor.



„Ja. Er ist etwas feiner geraten als die andern und meint es wohl sehr ehrlich."

„Nun also."

„Ich denke ja gar nicht daran! — — Ich habe es dem, den es angeht, deutlich genug zu verstehen gegeben. Ich glaube, man kann nicht gut deutlicher sein. Er hat dennoch eine Duwesche Haut! — — Das schlimmste aber ist die Mama. Ich wurde heute wild und rabiat. Ich glaube, ich habe mit den Füßen aufgestampft, daß sie erschrak, und habe es ihr gesagt, daß ich wieder fortginge — morgen — an jedem Tag, wenn das nicht aufhörte! Ich wollte nicht — will nicht — will nicht! Es — — es betastet einen — — unbeschreiblich! Es hat mich außer mich gebracht. Sie hat es nun wohl selbst eingesehen, denn sie lief mir oben auf der Treppe nach.... Und nun wollte ich mich hier draußen etwas ausstürmen."

Oskar blieb stehen. „Verzeihen Sie mir, Fräulein Lily." Er schien jetzt unverkennbar Anstalten zu machen, um sich zu verabschieden, er betrachtete sie mit seinem herzlichen, festen Blick.

Aber da sah er, daß ihr Tränen in die Augen traten, und das kam ihm so unerwartet, das war ihm bei ihr so neu, daß es ihn fast erschütterte, daß er sie für einen Augenblick geradezu liebhatte, so stark und merkwürdig war der Reiz.

„Was tun Sie, Kind. Derlei vergeht. Aller Reichtum muß sich eben verteidigen. Kraft und Schönheit und Liebreiz und all das andere Gute und Kluge."

Ihr Gesicht, ihr Blick waren wie erstarrt und versteint, da er es gesagt hatte....

Und mit einem Mal erkannte er, mit einem Mal erriet er, wie sehr sie ihn liebte, und daß wahrscheinlich sein Name feindselig von den Lippen der Mama gefallen wäre, vielleicht immer wieder schmähend und schmachvoll für sie, und daß gerade diese Begegnung mit ihm sie noch mehr erregen mußte.... Er sagte sich ebenso rasch: du täuschst dich, du träumst! Du bist ausschweifend vor Eitelkeit! Aber sein Gefühl widersprach. Sie stand wie nackt, mit entblößter Seele vor ihm, alles verriet sie, und sie wußte es selbst, und ihr Gesicht brannte, und ihr Herz pochte, sie biß die Zähne zusammen, um sich selbst zu bezwingen. Und dann wandte sie sich rasch ab, nickte ihm beinah lustig und kampfentschlossen lächelnd zu und ging mit einem kurzen Händedruck davon.

Oskar war nun selbst betroffen. Ein nettes, wunderhübsches Erlebnis, das einem schon schmeicheln konnte! Vorausgesetzt, daß eben alles in allem so stimmte? Er hatte Lily schon früher außerordentlich hübsch und nett gefunden und herzlich gern gehabt. Dies eben war natürlich ein Spiel des Zufalls gewesen und hatte seine Kraft aus irgendeiner Mystik des Augenblicks gezogen. Und er dachte an Melusine und an das, was er ihr selbst heute übelgenommen hatte.

Dennoch konnte er das Bild sogleich nicht wieder vergessen, jenen Augenblick, in dem das sonst stets beherrschte und kühle Mädchen hilflos vor ihm gestanden. Sie konnte ihm nun wohl nichts mehr verbergen, mit all ihrem Spott und mit ihren raschen, klaren Mienen.

Aber dann vergaßen sie es doch. Und Lily kam wieder in die Kurstraße, ein wenig anders in der Haltung; ebenso sicher, sogar noch bewußter als früher — aber doch so, als wäre etwas freier in ihr geworden. Ein Innerstes!

Und auch das bemerkte Oskar, indessen sprach er nicht viel zu Melusine davon, wohl um Lily — es war selbstverständlich — zu schonen.

• • •

Emmi hatte im neuen Monat wieder mal unbändig zu tun.

Sie liebte es, mit kurzem, klingendem Schritt und wehendem Kleid, wobei sie den Kopf schräg hielt, durch die Zimmer zu segeln, mit der Hummel einen schnellen, erregten Disput zu führen, sich dabei hinzusetzen und mit den Fingern zu trommeln und dann hochzuschnellen und die Treppe hinabzufliegen; sie knöpfte dabei noch an ihren Handschuhen, und unten raffte sie mit einem resoluten, fidelen Griff das Kleid; aber ebensosehr liebte sie es, von dem Übermaß ihres Beschäftigtseins mit hellen Klagetönen zu reden.

Im Hause waren die Handwerker, der Papa ließ Linoleum im Korridor und in seinem Schlafzimmer legen. Emmi fand es kalt und kahl, und es röche wie in einer Ölmühle! (Sie hatte keine Ahnung, wie es in einer Ölmühle roch.) „Ich habe zugleich den Tapezierer kommen lassen, er soll in meiner Stube eine Ecke bauen mit einem Baldachin aus türkischer Seide... ich denke es mir sehr hübsch! Ich trabe wie Schnelläufer Käpernick in der Hasenheide durch die Straßen... ich mußte doch fürs Frühjahr was haben... farbig gestickter Batist... wie? Natürlich Keulenärmel.... Was sagt ihr zu Toque mit Blumen?"

Aber es war nicht nur dies. Der Papa hatte, nachdem alles fertig war, auch Geburtstag gehabt. Man machte ja nicht viel daraus, denn er liebte es nicht. Aber die Verwandten und Freunde kamen doch und brachten Töpfe mit riesigen grellen Kreppapiermanschetten und Bukette auf Draht in weißen Glanzpapierfutteralen. Alles andere hatte sich der Papa ein für allemal verbeten.

Auch Melusine war mit einem Strauß dunkler Rosen gekommen und hatte sie dem alten Herrn mit dem strahlenden Blick einer Bitte, mit dem sie jeden bezwang, den sie zwingen wollte, überreicht, wobei sie beinah einen kleinen Hofknicks machte, so daß der Papa sich mit einer gelinden Verlegenheit erhob und die Hand mit den Rosen und auch die andere ergriff.

Sonst war er im Wesen unverändert. Er fragte natürlich nie und niemand nach dem Stand der Dinge, erwähnte sie mit keinem Wort; es war so, als existierten sie für seine Kritik nicht mehr oder nur als etwas, das man vornehm als diesseits gegeben und erledigt hingenommen hatte, und dem man nun seinen Lauf ließ.

Aber an einer gewissen Zurückhaltung des Sohnes, die sich in der Form seiner Höflichkeit kundtat, an einem neuerdings noch gemesseneren Ernst Oskars stellte der alte Herr dennoch seine nüchternen Beobachtungen an. Der Vater sah es durch die scharfe Brille, und mitunter



bewegten sich dabei die steifgewichsten Schnurrbartspitzen, als zerbisse er eine Bemerkung. Doch was ging es ihn an! Das waren rein private Angelegenheiten seines Herrn Sohnes. Und er bewahrte strikte die artige und steife Form.

Auch Herr Donat war mit klapperndem Medaillon und blitzendem Ring gekommen; ein paar Gläser Rheinwein, eine Importe, Gäste, Blumenduft, Schwatz, warum nicht? Es kostete nichts. Die pikante Situation, die seine moussierende Schlagfertigkeit und Gewandtheit herausforderte, reizte ihn sogar.

Das war nun vorbei. Emmi atmete befriedigt auf. Sie lud einige junge Damen zum Tee ein in ihre neue Ecke mit dem türkischen Zelt und fand den Linoleumgeruch auf dem Korridor jetzt vornehm und gediegen; sie schnupperte behaglich, wenn sie von einem Ausgang zurückkam, ja, er machte ihr die ganze Wohnung neu und festlich!

Das Frühjahr war heiß. Das Straßenpflaster flimmerte und roch, und die paar neuen asphaltierten Straßen, auf denen es sich wie auf Samt fuhr, wurden weich, besonders das Holzpflaster zwischen Puppenbrücke und Palais federte förmlich, und man blieb mit dem Absatz kleben.

Mit dem Papa ging es abwechselnd gut und mäßig. Die trockenere Luft tat ihm anfangs wohl; aber die heiße Kraft des Monats griff ihn allmählich doch sehr an, so daß er die Wagenfahrten, auf denen ihn Emmi begleitete, öfter aussetzte. Allein das bekam ihm erst recht nicht, denn die Luft zwischen den Bücherregalen und in seinem gewölbten niedrigen Kontor war stickig. Er sah in der Tat nicht gut aus. Geheimrat Amelong redete von tausend Dingen und kam immer wieder streng darauf zurück: „Sie müssen mehr raus, lieber Demuth; m ü s s e n! Da hilft Ihnen kein Gott. Und nicht nur fahren — auch aussteigen und marschieren, womöglich Stechschritt, Emmi macht mit — was? Wir können die Beine noch schmeißen! Und am besten ganz raus. Süden, Meran! Gott, wenn mir so 'ne kleine Tochter zusetzte, butterweich wär ich!" Er hakte den zweiten Kneifer über die große Nase.... „Und geht's nicht in Liebe, dann in Strenge. Das Blatt wendet sich im Leben: einmal kriegt die Jugend den Verstand und hat die Verantwortung, und die Alten müssen parieren! Im Ernst, Demuth: Sie müssen folgen."

„Ich werde sehen."

Diese plötzliche heiße Luft machte ihn so müde, daß er, sobald er heimkam, in ein kleines Druseln verfiel, es war kein Schlaf und noch weniger ein Wachsein, und wenn es dann plötzlich vorbei war, dann fühlte er einen fast lähmenden Druck auf dem Herzen und eine verborgene Übelkeit. Das ängstigte ihn selbst. Ebensosehr und noch mehr aber empörte ihn diese Schlaffheit, die ihn zu Stunden förmlich arbeitsunfähig machte. Er haßte seinen widerspenstigen Körper. Dazu kam, daß er sich am Abend stets wohler und freier fühlte, frisch, heiter und nach aller möglichen guten Flüssigkeit durstig. Da fragte er sich: was weiß denn Amelong! Er hat seine Erfahrung, und jeder von seinen Patienten ist ein Stück davon. Nun wohl — ich bin eine neue Erfahrung für ihn und werde mich nicht im Hinblick auf andere quälen lassen! Es ist das Frühjahr! Früher ließ man zur Ader. In zwanzig Jahren wird man's wieder tun. Alles wiederholt sich. Ich werde a b e n d s ausgehen und ausfahren und mich wieder meiner alten Tafelrunde nähern, hab sie lange genug entbehrt. Überhaupt nicht so lasch sein und nachgeben. Ich habe es satt. Sie m a c h e n mich ja krank und alt. Man beobachtet sich schon selbst wie ein Derwisch seinen Nabel; und dann sieht man natürlich immer was! Und wenn dann der Juni und Juli die Dinge da draußen in der Luft geregelt hat, dann werde ich mich wieder mittags in den Wagen und wie ein Greis in die Sonne setzen. Meinetwegen auch ein paar Wochen Tirol oder Schweiz. Sie m a c h e n mich alt! Schwätzer alle; und die Kinder mucken auf und am meisten Emmi, die Krabbe!

Emmi konnte es nicht hindern; sie war übrigens gerade in dieser Zeit durch eine neue Sensation beschäftigt.

Meinhard hatte Billette für ein Frühlingsfest der Invalidenstiftung geschickt, es sollte eine große, eine besondere Sache werden, und man hatte auf die Gärten des Vorstandes hinter den Ministerien in der Wilhelmstraße verzichtet. Sternecker in Weißensee sollte Schauplatz sein, das Pferdebahndepot hatte einige Dutzend Wagen vom Alexanderplatz aus zur Verfügung gestellt; Illumination, Monsterfeuerwerk, ein Fesselballon, Karussell, Würfel- und Schaubuden, der urkomische Bendix als Moritatenbarde, Emil Thomas und Josefine Dora als Coupletsängerpaar.

Lily sollte mit und die Brüder. Emmi hatte lange Besprechungen mit Lily. Das Resultat war ein rosa Tafthut mit Schneeglöckchen und noch manches andere. Auch Lily ging diesmal mehr aus sich heraus. Sie war ja nun überhaupt nicht mehr so zurückhaltend wie bisher. Sie kam jetzt ab und an wieder zu Emmi, um sie abzuholen. Ein paarmal verzögerte sie sogar unauffällig ihr Weggehen, weil sie gehört hatte, daß Doktor Oskar noch heraufkäme; das war Emmi natürlich nicht entgangen. Oder sie wollte Oskar wegen einiger Bücher was fragen. Emmi stellte es mit merkwürdig unmotivierter Befriedigung fest, wobei sie sich mit Genugtuung sagte: „Ich sehe alles!"

Lily besuchte übrigens jetzt ihren Pflegerinnenkurs und war schon fast damit durch. Emmi wußte nicht recht, was sie daraus machen sollte; es imponierte ihr natürlich, aber es war ihr zugleich unheimlich; wenn man es nötig hatte, dann war es etwas anderes; aber sie beide brauchten es doch mal nicht. Nun, Lily würde am Ende wissen, w a r u m sie es tat. Es war, wenn man den Dingen auf den Grund ging, alles so simpel und höchst menschlich, so schöne und frostig großartige Worte man auch dazu machte!...

* * *

An einem Nachmittag in der Woche darauf, gerade am Tage vor dem Fest, kam Melusine, wie es häufig geschah, wieder einmal zu Oskar in die Kurstraße.

Sie war erst einen Augenblick bei Emmi gewesen und mußte in der türkischen Ecke Tee trinken. Emmis



beide kleine Hunde, ebenfalls eine Neuerung des Hauses, ein Geschenk des Herrn Encke an Emmi, waren vorhin hinter Oskar her die Treppe hinuntergekrochen, so daß die beiden Damen für die Bommeln des neuen Baldachins nichts zu fürchten hatten. „Ja, es ist doch lästig, so gern ich die dicken Knirpse habe", sagte Emmi in Besuchshaltung, aus der sie aber immer wieder herausfiel. Dem Papa konnte Melusine nicht guten Tag sagen; er hatte es wieder mal mit einer Ausfahrt über Mittag versucht und schlief jetzt.

Melusine streichelte die kleine Schwägerin und ging dann, um Oskar in seinem Bureau aufzusuchen.

„Ich würde dich gern begleiten, Melusine. Aber ihr werdet natürlich etwas zu besprechen haben. Vielleicht sogar etwas Ernsthaftes, wie? Ich seh es dir an der Nasenspitze an; verzeih die Berliner Redensart, die du natürlich kennst. Verlobte haben ja immer was miteinander zu sprechen — von anderem ganz zu schweigen! Und du hattest, als du kamst, so ernsthafte Augen."

„Ernsthafte? Man muß sich vor dir hüten, Emmichen! Du siehst ja bis ins Herz."

„O, ich sehe manches, so wenig ich auch daraus mache. Es ist nicht meine Art, zu meinem Schaden vielleicht. Man gilt nur so viel im Leben, als man sich in Szene zu setzen versteht. Ja, leider! Aber was schadet es? Das Leben hängt nicht davon ab. Und wenn man nicht mal von seiner nächsten Umgebung, ich meine im eigenen Haus, ganz und gar erkannt wird, was soll man da von den andern erwarten, wie?... Verzeih, Melusine, es kann dich nicht interessieren. Man schwatzt manchmal so hin."

„Liebe, kleine Emmi. Geht das nicht allen so oder ähnlich, gerade den Feinen? Aber du verkennst die Dinge wohl. Alle haben dich lieb, und am meisten Oskar."

Damit ging sie.

Sie trat ohne Zeichen bei Oskar ein; und als er sich bei dem verdächtigen, wehenden Geräusch rasch umsah, da wußte er schon, bevor er sie erblickte, wer es wäre. Wie immer erfüllte ihn ein jähes, bezwingendes Glück, mochte er auch vorher ihrer mit widerstreitenden Gefühlen ob dieses und jenes Moments in ihrem Beisammensein, mit Erbitterung oder sogar mit geheimer Unlust und Abneigung gedacht haben; nun sie da war, war die Welt verzaubert, immer wieder wirkte ihre Schönheit und der warme, starksüße Hauch ihres Lebens. Er wollte sich mit einem Ruf der Freude erheben, aber noch ehe er es konnte, war sie bei ihm, legte den Arm um seinen Nacken und küßte ihm Stirn und Augen.

„Störe ich dich? Verzeih, daß ich dich störe. Lieber, lieber Mann. Ich wollte nur etwas mit dir reden. Ich muß dir etwas erzählen. Du, sage — — habe ich jetzt wirklich so ernste Augen? Ernstere als sonst? Emmi sagte es mir eben und sah mich bedeutungsvoll an, als läse sie in jeder Herzensfalte; das gute, liebe Kind. O, sie ist schlau und hört das Gras wachsen, sie sieht mehr als alle, und man muß sich wirklich vor ihr hüten! Aber ich glaube, sie ist auch ein bißchen unruhig und melancholisch. Jungmädchenschwermut! Sie möchte ein Ziel, einen Halt haben, damit dem Herzen nichts — nichts fehle!" Sie sah in seine Augen, trank aus ihnen, während ihre Hand über seine Stirn, die sie liebte, glitt. „Ich nahm oben etwas Tee. Mit deinem Vater steht es wieder gar nicht zum besten. Er schlief. Ja —" Sie bog sich hoch und ordnete an ihrem Hut. Oskar beobachtete dabei ihre Arme und Hände, die ganze, sich seinen Augen zärtlich preisgebende Haltung.

„Was willst du, Kind?"

„Etwas beichten. Gleich. Einen Augenblick. Wo sind die Hunde? Ich habe ihnen da etwas mitgebracht." Und sie nestelte von anderen Paketen, die sie in der Hand trug, ein kleines, schmales los und begann es auszupacken. Oskar lachte.

„Du machst dir Flecke, Kind!"

„Ja, wirklich. Nun, dazu trägt man doch Handschuhe, was schadet es. Hab ich dich wieder geärgert, du Lieber, du Törichter. Emmi meinte, sie wären im Lager hier oder..." Melusine ging rasch zur nächsten Tür und dann weiter.

Sie wollte wohl alles ein bißchen hinausschieben.

„Du, höre, Oskar. Ich war heute leichtsinnig."

„Ist das die Beichte?"

Sie sah ihn mit großen Augen an.

„Nein. Noch nicht eigentlich. Es kommt noch etwas anderes. Immer noch Einleitung.... Sieh... ich mußte doch etwas neuen Staat haben für morgen. Mir gefiel keine meiner Fahnen; und ich soll mich wieder mal mit dir präsentieren. Ich weiß, daß du Wert darauf legst, daß du sehr empfindliche Augen für die Blicke der anderen hast. Wehe, wenn einer was auszusetzen hätte, es wäre dir wie eine Beleidigung deiner selbst. Ich glaube fast, alles, was du hast, erhält für dich erst Wert durch der anderen Schätzung oder verliert ihn, wenn sie es mißachten."

Er nahm ihre Hand, sie lehnte dicht vor ihm, fast zwischen seinem Schreibsessel und dem Schreibtisch. „Mit einiger Einschränkung, Liebling. Man ist doch nun mal ein Teil des Ganzen", sagte er.

„Man kann sich auch darüber stellen."

„Als Mann nicht so leicht und schließlich auch als Frau nicht, mitunter noch weniger. Ihr macht nur die Augen zu, wenn es euch gerade paßt."

Sie bewegte langsam die Schultern hin und her. „Nein, Oskar. Ich will dir ernsthaft sagen, wie es ist: Du fällst nicht gern auf, auch vor dir selbst nicht; nicht im Guten und noch weniger gern im Schlimmen. Du liebst die lautlosen Lebensformen sozusagen."

„Ich weiß, ich weiß...." er spielte mit ihrer Hand.

„Und nun bist du mit mir zusammengespannt. Oder es soll einmal geschehen.... Wann? Wann wohl...? Wir sprechen eigentlich nie mehr darüber, wenigstens haben wir es lange nicht getan. Es ist fast so, als vermieden wir in dem Punkt unsere Augen; als gingen wir zuzeiten rasch über diese Sache hin und aneinander vorbei; ja, als eilte sie nicht so sehr und mache sich in nebuloser Ferne vorläufig am besten." Ihr Mund, während sie es sprach, lächelte.

Er schüttelte den Kopf. „Kind — Kind — — Ich mag nicht immer an die gleiche Stelle rühren. Es tut



zuletzt weh; gerade weil einem so viel daran liegt. Du hast schweigend oder redend Gründe.... Du willst erst klar sehen. Es liegt an dir!"

„Nur an mir? Nur an meinen Verhältnissen...? Ach, ja — ja — —. Daran liegt es wohl! — — Ich weiß nicht, wie ich darauf kam. Es erfüllt einen so vieles.... Ja, ich war leichtsinnig, ich wollte neben den anderen bestehen. Denn auch Lily Caspari, die Stille, Kühle und Sichere, soll ja wieder gnädig blicken; sie wird ihre blonde Schlankheit morgen gewiß ins beste Licht setzen wollen; nicht eigentlich aus Raffinement und doch aus Klugheit, die die Dinge ihren Gang gehen läßt, und die doch resolut zur Stelle ist."

„Was hast du gegen Lily?"

„Nichts. Aber ich fürchte sie ein wenig."

„Du bist nicht gescheit."

„O doch. In diesem Punkt sogar sehr. Ich war heute morgen im Kaufhaus, zufällig, und habe höchst unbesonnen etwas Entzückendes vom Kleiderstock weg erstanden, es paßte bis auf Kleinigkeiten. Aber nun bin ich etwas bekniffen, denn es kostet ein Heidengeld; mein bares Geld geht alles drauf, und Papa streikt... aber man wird Kredit haben."

Er drückte ihre Hände gegen sein Gesicht. „Wozu, Kind. Sei nicht töricht. Gib mir die Rechnung."

Melusine sah etwas starr auf ihn nieder.

O, sie kannte ihn so gut! Sie selbst würde nichts dabei finden, nicht das geringste. Sie dachte sehr großartig in Gelddingen, es gab für sie kaum ein Mein und Dein. Geld galt ihr nichts, man gab es weg, ein gleichgültiges Tauschmittel. Machte man sich nicht auch sonst Geschenke? Aber die meisten Menschen hegten einen so tiefen Respekt vor dem schmutzigen Metall und fürchteten doch zugleich seine Berührung, als erniedrige es sie. Sie begriff das nicht. Sie hatte früher ein paarmal für Oskar etwas bezahlen wollen, einen Wagen, da er kein Kleingeld bei sich hatte, Billette, die sie besorgt hatte; aber er hatte das kurz und empfindlich abgelehnt, als wäre so etwas undenkbar, als bedürfe es keines Wortes weiter: das dulde kein Mann! Wie komisch. Und was mochte er jetzt wohl denken? Sie selbst hatte heute morgen in der Tat in einem ersten raschen Augenblick gedacht: Oskar wird es bezahlen; er wird sich freuen! Es war ihr auch sonst ein hübsches Gefühl, mit dieser Unabhängigkeit von der Kleinlichkeit des Lebens zu spielen; sie selbst würde, wenn die Dinge umgekehrt lägen, mit Wonne mit ihren Schätzen dem anderen zur Verfügung stehen und es einfach verlangen. Auch Oskar tat es natürlich, aber doch mit so viel Diskretion oder disziplinierter Trockenheit und Selbstverständlichkeit, daß Melusine oft lächeln mußte. Was würde er jetzt sagen, wenn sie ihm einfach mitteilte: „Ja, Lieber, damit habe ich im stillen gerechnet! Ich danke dir herzlich." Er würde erfreut sein und eine Genugtuung verspüren und ihr danken; aber er würde in einem verborgenen Winkel seines Gemüts doch auch betreten sein über diese... Ungeniertheit, wenigstens eine Weile lang; es war wieder ein wenig liederlich, es war nicht ganz und gar zartfühlend und im letzten Sinn korrekt. Oder war sie schon so mißtrauisch geworden, daß sie überall Divergenzen sah und die Richtlinien seines Wesens bei jeder Gelegenheit als störend empfand?

Sie lächelte jetzt in der Tat und sah immer noch mit einem gespannten Ausdruck in den Augen auf ihn nieder.

„Ja, Oskar, du sollst sie haben. Dann bin ich's los. Ich danke dir!"

Und er begegnete ihrem forschenden Blick und nickte mit dem Ausdruck einer gesammelten Freude im Gesicht, die aber doch über diesen Punkt ein wenig geschäftig hinzugehen suchte. Denn in Melusinens Worten hatte es zuletzt wie Absicht geklungen, er kannte auch das schon an ihr.... Sie waren ja so oft voreinander wie aus Glas und ließen es sich doch nicht merken, sie verschwiegen es vor sich selbst und fühlten in Lust und Liebe einen schmerzlichen, bitteren, unbegreiflichen Groll!

Sie machte sich von seinen Händen los und lief umher.

„Und nun, Melusine?"

...Sie blieb stehen und zeigte ihr hochmütiges Gesicht. Die Worte kamen rascher, dünner im Ton von ihren Lippen.

„Ja, Schatz. Ich wollte es dir erzählen, es ist eigentlich nicht der Rede wert. Und das mit dem Kleid war mir eigentlich wichtiger...!" meinte sie mit einem Lachen. „Aber du mußt es schließlich wissen. Denn du liebst die Überraschungen nicht sonderlich und zeigst gern gute Haltung. Jener Münchner Bekannte, weißt du — — du wirst seinen Namen nicht behalten haben — — du wolltest allerlei aus meinem Leben wissen, alles — — jener Mann, der mir damals nähergetreten ist oder näherzutreten suchte, ist in Berlin.... Ich traf ihn heute morgen auf der Straße. Gerade als ich vom Schneider kam. Er ist vorübergehend hier. Er hatte übrigens keine Ahnung von uns beiden.... Er hatte auch nicht gewagt, mich zu besuchen; Papas wegen, weißt du. Aber er schien... er war einigermaßen glücklich, mich wieder zu sehen. Er ist übrigens noch völlig verheiratet und überhaupt unverändert. Er zeigte natürlich durchaus beste Form, geradezu zeremonielle Haltung, eben als er von meiner Verlobung hörte; er schien nur etwas traurig und fast erschrocken. So im ersten Moment, weißt du. Das wollt ich dir sagen. Wir gingen ein Stück. Und zum Schluß sagte ich ihm beiläufig und um mich rasch davonzumachen, du weißt, wie das so geht, daß wir morgen das Fest vorhätten; vielleicht käme er mit... die Billette wären überall zu kaufen."

Um Oskars Schläfen war ein schwacher Hauch. Dann sagte er leise: „Das geht doch nicht, Melusine. Warum sagtest du es. Und jener Herr, wird er kommen?"

„Ja. Er schien mir sogar herzlich dankbar dafür zu sein. Mein Gott, Oskar, ich sagte es aus... aus Mitleid oder Gedankenlosigkeit. Man konnte sich doch nicht mit einem trockenen Adieu, lassen Sie sich's gut gehen! die Hand geben. Schluß! Good bye! Es gibt Pausen, Raschheiten, Gezwungenheiten... und auch schließlich Gründe. Er sagte, er würde mich so gern



noch mal wiedersehen. Natürlich nicht allein. Er schien sich mal ausplaudern zu wollen...."

„Du sprachst damals sehr offen über ihn, Melusine."

Oskar sah zu Boden.

„Er würde nicht das geringste wagen, kein Wort!"

„Davon spreche ich nicht. Es ist peinlich. Es ist fast unmöglich. Willst du mich ihm vorstellen?... Sollen wir plaudern; willst du zwischen uns vermitteln?... Und ich weiß doch alles. Es ist nicht gut möglich. Wie soll ich vor ihm stehen? Ich weiß, daß er dich — dich — daß er die Hände nach dir ausgestreckt hat, und daß du vor ihm gezittert hast und geflohen bist, vielleicht vor seinen frechen Händen! Ich versteh dich nicht, Kind. So etwas vermeidet man doch; so etwas erspart man zum wenigsten dem andern Teil."

„Aber warum — warum nur, Oskar?... Du nimmst es wieder zu schwer, zu ernsthaft. Es liegt doch alles zurück. Es ist doch alles vorbei. Der Mann ist mir völlig gleichgültig.... Ich sah ihn fremd an wie jeden anderen, ich sehe jetzt erst eigentlich, wie er aussah. Und auch er wird gebunden sein, abgesehen von seiner Frau!"

„Ach, diese Art Leute —"

„Traust du mir denn nicht?"

„Wenn ich liebe, vertraue ich. Eifersucht ist mir Unreinlichkeit. Ich würde sie in jedem Augenblick bekämpfen."

„Was willst du dann?"

„Diese Art Leute tasten immer wieder mit Wünschen und Blicken und vielleicht auch mit Worten. Und du selbst — auch du hast ihm von dir aus — mit Wünschen — nicht ferngestanden. Du sagtest es mir. Du wiesest sogar auf Ähnlichkeiten zwischen uns hin — — vielleicht war er sogar meine Chance. Verzeih! Aber ich weiß, daß es Erinnerungen gibt, ich meine Erinnerungsgefühle, die im verborgenen haften.... Keiner wird so etwas los. So muß es auch für dich peinlich sein; doppelt peinlich vor dir selbst, ebenfalls wie eine Unreinlichkeit im Sinn der seelischen Intaktheit.... Du hättest ihm einige kühle freundliche Worte sagen müssen. Weiter nichts. Aber keine Einladung oder gar Wiederbegegnung und Konfrontation mit mir. Kein Frère-et-cochon-Spielen. Wir sind doch Menschen von Lebensart. Wir sind doch an innere und äußere Formen gebunden. Wir sind doch keine — keine —"

Melusine war langsam zu ihm getreten und lehnte wieder zwischen ihm und dem Schreibtisch.

(Fortsetzung folgt.)

Die Entwicklung der modernen drahtlosen Telegraphie.

Von Dr. Br. Glatzel, Privatdozent an der Kgl. Technischen Hochschule Charlottenburg.

Nachdem kürzlich einer breiteren Oeffentlichkeit die günstigen Versuchsresultate mitgeteilt worden sind, die mit der Goldschmidtschen Hochfrequenzmaschine erzielt wurden, hat sich das Interesse des Publikums wieder in regerer Weise der drahtlosen Telegraphie zugewendet. Es dürfte daher gerade jetzt nicht uninteressant sein, die bisherige Entwicklung dieser modernen Technik noch einmal rückblickend zu überschauen, um auf diese Weise die einzelnen Etappen kennen zu lernen, nach denen sich die Ausbildung der verschiedenen Methoden vollzogen hat, und daraus dann weiter noch die Gesichtspunkte zu erfahren, die zur Konstruktion der Goldschmidtschen Maschine geführt haben.

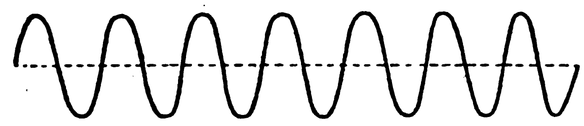
Zwischen den ersten Anfängen der drahtlosen Telegraphie Ende der achtziger Jahre, die auf die Versuche des leider so früh verstorbenen großen deutschen Physikers Hertz zurückgehen, bei dessen Versuchen eine Reichweite von nur 10 bis 20 Meter vorhanden war, bis zu den modernen Großstationen, die wie Nauen eine Reichweite von etwa 4000 Kilometer haben, liegt ein ungeheurer Fortschritt der Technik, die in verhältnismäßig kurzer Zeit außerordentlich viel geleistet hat. Während sich Hertz eigentlich nur vom wissenschaftlichen Standpunkt aus mit der Erzeugung elektrischer Wellen und ihrem physikalischen Verhalten bei der Fortpflanzung durch den Raum beschäftigt hatte, erwarb sich der Italiener Marconi im Jahr 1896 das große Verdienst, zum erstenmal die Anwendbarkeit der Hertzschen Entdeckungen für eine praktische Nachrichtenübermittlung versucht zu haben. Um nun die von diesem Augenblick an einsetzende gewaltige Entwicklung der drahtlosen Telegraphie richtig würdigen zu können, müssen wir uns zunächst ein wenig mit den physikalischen Erscheinungen beschäftigen, die ihre Grundlage bilden.

Wenn man vor die Aufgabe gestellt ist, zwischen zwei räumlich von einander getrennten Punkten eine Verbindung herzustellen und Zeichen von einer Station zur anderen zu übertragen, jedoch ohne Benutzung einer Drahtleitung, die z. B. einen elektrischen Strom zu dem gewünschten Ziel führt und dort die mit seiner Hilfe übertragenen Zeichen mittels irgendeiner Vorrichtung erkennbar macht, so kann man in verschiedener Weise verfahren. Entweder man gibt akustische Zeichen und erzeugt dadurch Schallwellen, die von der dazwischenliegenden Luft fortgeleitet werden, oder man verwendet Lichtsignale, die ebenfalls in dem Zwischenmedium eine Wellenbewegung auslösen, die die Weiterführung der Zeichen übernimmt. Diese drahtlosen Uebertragungsmethoden, die vielfach in der Praxis Verwendung finden, ergeben jedoch nur verhältnismäßig geringe Reichweiten, wenigstens mit den uns zur Verfügung stehenden akustischen und optischen Sendeapparaten, da wir zurzeit nicht in der Lage sind, die Größe dieser Energiequellen über ein gewisses Maß zu steigern. Allgemein kann man jedoch aus diesen Erscheinungen folgern, daß die Uebertragung der Energie in all diesen Fällen mit Hilfe einer Wellenbewegung unter Benutzung eines Zwischenmediums zum Zweck der Fortpflanzung vor sich geht. Wollen wir nun auch die Elektrizität in ähnlicher Weise durch den Raum fortleiten, so ergibt sich ohne weiteres, daß dies nur möglich sein wird, wenn man die Uebertragung in Form einer Wellenbewegung ausführt, wobei dann der sogenannte „Aether" ebenso

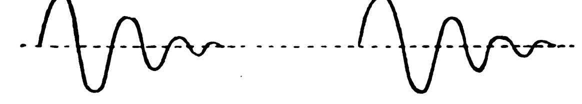


wie bei den Lichtwellen die eigentliche Fernübertragung übernimmt. Je energischer wir den Aether auf der Sendestation in Schwingungen versetzen, um so weiter werden sich diese hierdurch erzeugten Wellen im Aether ausbreiten, um so größer wird die Reichweite unserer Station sein.

Jede Station für drahtlose Telegraphie besteht nun aus dem „Generator", in dem die elektrischen Schwingungen erzeugt werden, und der „Antenne", die die Aufgabe hat, die erzeugten Wellen in den Raum hinauszustrahlen. Diese Antennen — Abb. S. 323 stellt die der Radiostation Eberswalde, die der Firma C. Lorenz Aktien-Ges. gehört und kürzlich vom Prinzen Heinrich besichtigt wurde, dar — sind an hohen Masten angebracht und müssen je nach der Reichweite der Station entsprechende Formen und Dimensionen erhalten. Der Generator hat die Aufgabe, die vorhandene elektrische Energie in schnelle Schwingungen umzusetzen und sie durch geeignete Uebertragungsvorrichtungen der Antenne zum Zweck der Ausstrahlung zuzuführen. Der Vorgang, der sich hierbei abspielt, ist folgender: Die zur Verfügung stehende elektrische Energie wird zunächst in einem Reservoir, einem sogenannten Kondensator (Kapazität), aufgespeichert. Ist dieser, wie man sagt, vollgeladen, so entladet man ihn durch eine Strombahn, bestehend aus mehreren Windungen starken Kupferdrahtes, die „Selbstinduktion" und einen kleinen Luftzwischenraum, die „Funkenstrecke", in der die Entladung in Form eines stark knallenden, hell leuchtenden Funkens übergeht. Diese elektrische Entladung eines vollen Kondensators ähnelt nun in ihrem Verlauf dem Vorgang, der sich abspielt, wenn man z. B. ein gefülltes Wasserreservoir durch eine Leitung mit einem leeren verbindet und dann die anfangs geschlossene Leitung plötzlich öffnet. Der Ausgleich des Wasserreservoirs erfolgt in diesem Fall in Form von Schwingungen; die Wassermenge pendelt mehrmals zwischen den Reservoiren hin und her und kommt erst allmählich infolge der Reibung an den Gefäß- und Röhrenwandungen zur Ruhe. Sind die Röhrenwandungen sehr eng, bieten sie also dem Durchfluß des Wassers einen großen Widerstand, so treten keine Pendelungen der Flüssigkeit auf, der Ausgleich erfolgt, wie gesagt, „aperiodisch". In ganz analoger Weise spielt sich der Entladevorgang des mit Elektrizität gefüllten Kondensators ab. Da die Funkenstrecke im allgemeinen einen nicht unwesentlichen Widerstand für den elektrischen Strom darstellt, so nehmen die Schwingungen verhältnismäßig rasch ab, man erhält Gruppen von „gedämpften Schwingungen", wie sie durch obenstehende Abb. dargestellt sind. Je größer der Widerstand ist, den die Entladung in den Leitungen und der Funkenstrecke findet, um so stärker gedämpft ist die Entladung, um so größer ist aber auch, wie ohne weiteres ersichtlich ist, der Energieverbrauch in dem Entladekreis selbst. Für die praktische Ausnutzung ist aber naturgemäß ein derartiger Verbrauch der Energie in dem „primären Schwingungskreis" der Station selbst nur vom Uebel, da man ja die Aufgabe hat, einen möglichst großen Prozentsatz der aufgespeicherten Energie in den Raum hinauszusenden. Jahrelang wurde nun versucht, die störende Dämpfungswirkung der Funkenstrecke zu beseitigen, ohne daß man jedoch wesentliche Fortschritte erzielte, bis es endlich im Jahr 1906 dem Danziger Professor Wien gelang, auf außerordentlich einfache Weise alle Schwierigkeiten, die bei Luftfunkenstrecken auftreten, zu beseitigen. Bevor wir jedoch die Wiensche Entdeckung näher besprechen, müssen wir uns noch überlegen, in welcher Weise man die erzeugten elektrischen Schwingungen der Antenne zum Zweck der Ausstrahlung zuführt. Marconi verfuhr bei seinen ersten Versuchen so, daß er die Schwingungen in der Antenne selbst erzeugte, indem er in diese an passender Stelle eine Funkenstrecke einschaltete. Das Elektrizitätsreservoir, das die Antenne darstellt, und das mit Elektrizität geladen wird, ist nun aber nur ein sehr kleines, so daß man bei einer derartigen Anordnung auch nur geringe Energiemengen aufspeichern und somit auch nicht größere Reichweiten erzielen kann. Es war das große Verdienst des Straßburger Professors Braun, daß er als Erster auf diesen Mangel hingewiesen und zugleich in dem nach ihm benannten „geschlossenen Braunschen Schwingungskreis" der Technik das Mittel in die Hand gab, sehr große Energiemengen aufzuspeichern und in „schwingende" Hochfrequenzenergie umzusetzen. Braun erzeugte die Schwingungen in einem besonderen Kreis, bestehend aus Kapazität und Selbstinduktion, und übertrug dann erst die Energie durch Induktionswirkung, „induktive Kopplung", wie der Fachausdruck lautet, auf die Antenne. Bei einer derartigen Anordnung war er in bezug auf Dimensionierung der aufzuladenden primären Kapazität keinen wesentlichen Beschränkungen unterworfen und konnte, wenn er große Energiemengen brauchte, auch eine entsprechend große Kapazität wählen, was bei der Marconischen Sendeanordnung nicht möglich war. Mit diesem Braunschen Schwingungskreis und den Luftfunkenstrecken arbeitete die Technik bis zum Erscheinen der Wienschen Entdeckung. Diese hatte, wie bereits oben erwähnt, den Zweck, die schädliche Wirkung des Funkens, bestehend in einer unnötigen Energievernichtung, zu beseitigen. Allerdings behielt auch Wien Funkenstrecken zur Schwingungserzeugung bei, aber er sorgt dafür, daß die bei den alten Anordnungen im Primärkreis hin und her pendelnde Energie diesem Kreis sofort entzogen und in den Raum hinausgestrahlt wird. In diesem Fall schwingt die Energie fast gar nicht mehr im Primärkreis, sondern führt ihre Schwingungen in der Antenne aus, die, da sie keine Funkenstrecke, mithin auch keinen nennenswerten dämpfenden Widerstand besitzt, viel weniger Energie in sich selbst verzehrt als der primäre Schwingungskreis. Es wird in diesem Fall fast die gesamte Schwingungsenergie in den Raum hinausgestrahlt. Wien erreichte dies durch Wahl sehr kurzer sogenannter „Löschfunkenstrecken" und erhielt auf diese Weise eine Methode zur Hochfrequenzerzeugung mit einem Wirkungsgrad von etwa 50 Prozent gegenüber den alten Methoden mit vielleicht 10 Prozent. Die nach dieser Methode in den Raum hinausgestrahlten



1. Gruppen von gedämpften Schwingungen.

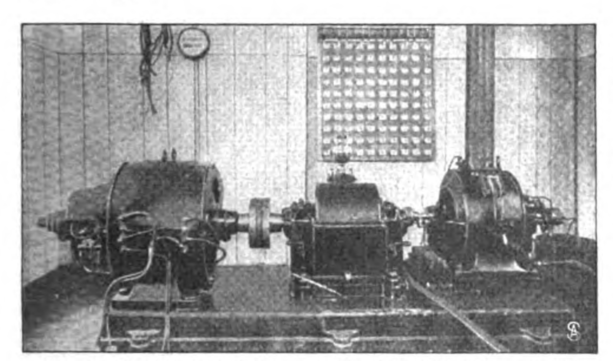


2. Ungedämpfte Schwingungen.

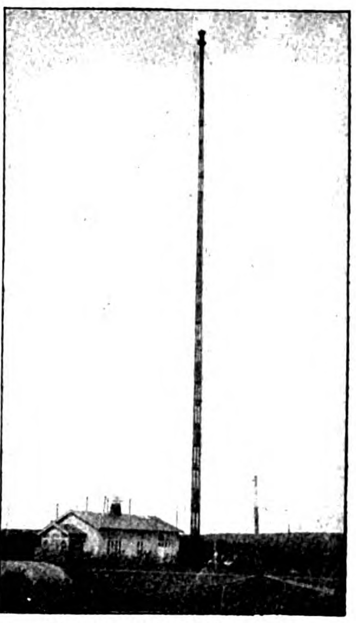
Wellen waren sehr schwach gedämpft. Gleichzeitig hatten die Wienschen Löschfunkenstrecken noch den Vorteil, daß sie wesentlich exakter und schneller arbeiteten als die alten Luftfunkenstrecken. Hierdurch war man in den Stand gesetzt, die einzelnen Funken in außerordentlich regelmäßiger Weise aufeinander folgen zu lassen, und da man gleichzeitig die Zahl der Funken sehr hoch steigern konnte, auf etwa 500 bis 600 pro Sekunde, so erhielt man in den Hörapparaten der Empfangsstationen reine Töne entsprechend diesen 500 bis 600 Funken pro Sekunde, während man früher nur knarrende Geräusche empfangen hatte. Auch hierin lag ein wesentlicher Fortschritt gegenüber der alten Methode, da man auf diese Weise leicht einzelne Stationen an ihrem Ton erkennen und vor allen Dingen Störungen, etwa durch vorbeiziehende Gewitterwolken, die sich durch Knacken im Empfangsapparat bemerkbar machten, von den eigentlichen Telegrammzeichen leicht unterscheiden konnte, und dies war für eine Verwendung der drahtlosen Telegraphie in tropischen Gegenden, wo stets große Gewitterneigung herrscht, von sehr großer Bedeutung. In Deutschland hat sich besonders die Gesellschaft für drahtlose Telegraphie, „Telefunken", um die praktische Durchbildung dieses Wienschen Systems, das sie unter dem Namen „Tönende Funken" in den Handel brachte, verdient gemacht. Ein anderes Tonsystem für Gleichstrom mit weitgehender leichter Tonänderung ist kürzlich noch von C. Lorenz ausgeführt worden.

Während nun Wissenschaft und Technik dauernd bemüht waren, die Funkenerzeugungsmethoden zu verbessern, beschäftigte man sich gleichzeitig mit Versuchen, deren Ziel darauf gerichtet war, dauernd ungedämpfte Schwingungen zu erzeugen, wie sie Abb. 2 darstellt. Wohl war es schon seit den Anfängen der Elektrotechnik möglich, ungedämpfte Schwingungen zu erzeugen, aber nur solche von sehr niedriger Periodenzahl, nämlich Wechselströme von 50 bis 100 Perioden, während die schnellen Schwingungen der drahtlosen Telegraphie eine Periodenzahl von 50000 bis 100000 erforderten. Erst nach jahrzehntelangem Bemühen gelang es endlich 1902 dem dänischen Ingenieur W. Poulsen, das Problem zu lösen, ungedämpfte Schwingungen mit der gewünschten hohen Periodenzahl zu erzeugen. Er setzte nämlich an die Stelle der Funkenstrecke des primären Schwingungskreises eine mit Gleichstrom betriebene Bogenlampe, deren Lichtbogen in einer Leuchtgas-, Wasserstoff- oder Spiritusatmosphäre brannte, und bei der die eine Elektrode aus Kohle, die andere aus einer möglichst stark gekühlten Kupferelektrode bestand. Im übrigen wurde prinzipiell an der Gesamtanordnung der Sendestation nichts geändert. Ein solcher Lichtbogen erzeugt dann unaufhörlich Schwingungen, und zwar ohne daß, wie bei den Funkenmethoden, zwischen den einzelnen Entladegruppen längere Pausen liegen (vergl. Abb. 1 S. 321). Infolge Wegfalls dieser Pausen war es dann möglich, in der gleichen Zeit wesentlich mehr Energie auszusenden und so die Antenne besser auszunutzen, oder anders ausgedrückt, es genügten bei derselben Aufladespannung für gleiche Reichweiten wie bei den Funkenmethoden, bei der Lichtbogenmethode kleinere Antennen. Dazu kam noch ein weiterer Vorteil der ungedämpften Schwingungen. Jede drahtlose Station arbeitet mit einer bestimmten Schwingungzahl der Oszillationen, einer bestimmten Wellenlänge. Telegraphierte nun eine andere in der Nähe befindliche Station mit einer annähernd gleichen Wellenlänge, so war es für die Empfangstation bei gleichzeitigem Telegraphieren der beiden Sendestationen häufig unmöglich, die Telegramme auseinanderzuhalten. Zwar sind auf jeder Empfangstation die Einrichtungen so getroffen, daß man sie ebenfalls auf eine bestimmte Wellenlänge einstellen kann, aber die Abstimmungen waren doch nur innerhalb ziemlich weiter Grenzen möglich. Daher war es ein nicht zu unterschätzender Vorteil der ungedämpften Wellen, daß für sie die Grenzen der Abstimmung wesentlich enger aneinanderlagen und infolgedessen die Stationen, die bei gedämpften Wellen nicht störungsfrei arbeiten konnten, bei Verwendung ungedämpfter Wellen durchaus störungsfrei waren. Diese an sich großen Vorzüge der ungedämpften Wellen führten dann auch bald zu ihrer Verwendung in der Praxis, und hier war es in Deutschland besonders die Abteilung für drahtlose Telegraphie der Firma C. Lorenz, der Inhaberin der Poulsen-Patente, die dieses System ausgezeichnet durchbildete. Immerhin waren aber auch der Poulsensche Lichtbogen ebenso wie der Funke noch ein verhältnismäßig schwieriges Element in der ganzen Sendestation, hauptsächlich infolge ihrer nie ganz zu beseitigenden Inkonstanz. Man hatte sich daher schon frühzeitig bemüht, die ungedämpften Wellen noch auf andere Weise, und zwar mittels Maschinen, zu erzeugen, wie sie auch zur Herstellung der gewöhnlich in der Elektrotechnik verwendeten Wechselströme dienen. Einer der ersten, der auf diesem Wege zu einem Resultat kam, war der Amerikaner Fessenden, der eine Wechselstrommaschine für die hohen Periodenzahlen der drahtlosen Telegraphie herstellte. Die Energie, die seine Maschine lieferte, war jedoch so außerordentlich gering, daß sie für eine praktische Verwendung überhaupt nicht in Betracht kam. Fessenden hatte aber auch nichts anderes getan, als bei einer Wechselstrommaschine der bekannten Konstruktion die Umdrehungzahl und die Zahl der Pole so weit als irgend möglich gesteigert. Irgendeinen prinzipiell neuen Erfindungsgedanken fügte er nicht hinzu. Das gleiche gilt mehr oder minder von später konstruierten Hochfrequenzmaschinen. Erst Dr. Goldschmidt (Darmstadt) versuchte im Jahr 1907 ein vollkommen neues Prinzip zur Konstruktion von Hochfrequenzmaschinen anzuwenden. Er nahm zunächst eine Wechselstrommaschine der gewöhnlichen Konstruktion, steigerte die Periodenzahl, soweit es technisch noch ohne besondere Schwierigkeiten möglich war (auf ca. 15000) und erhöhte dann weiter durch eine geschickte Anwendung des Resonanzprinzips stufenweise die Periodenzahl auf 30000, 45000 usw. Er erhielt die gewünschte Periodenzahl, ohne daß er die Umdrehungzahl und die Polzahl der Maschine, wie Fessenden, übermäßig steigern mußte. Das Goldschmidtsche Prinzip ergab eine wirklich praktisch brauchbare Maschine, die in bezug auf ihre Leistung beinahe ebensowenig Beschränkungen unterworfen ist wie die Stromerzeuger in den großen Zentralen. Hiermit war zum erstenmal die Möglichkeit gegeben, fast beliebig große Energiemengen an ungedämpften Schwingungen zu erzeugen. Während bei den besten Funkenmethoden nicht ohne Schwierigkeit 30 bis 40 Kilowatt hergestellt werden konnten, war es bereits bei der ersten Versuchsmaschine, die nach Erwerb der Goldschmidtschen Patente von C. Lorenz gebaut wurde, möglich, 30 Kilowatt zu entnehmen. Diese Maschinen waren also das langgesuchte Mittel, um große Entfernungen zu überbrücken, und mit ihrer Hilfe dürfte es wohl sicher gelingen, die




Die Hochfrequenzmaschine der Radiostation Eberswalde.

Kolonien mit Deutschland auf drahtlosem Wege zu verbinden, ein Ziel, dessen sichere Erreichung trotz aller Bemühungen den Funkenmethoden wohl schwerlich beschieden sein dürfte. Das Hauptanwendungsgebiet dieser Goldschmidtschen Hochfrequenzmaschinen wird dementsprechend auch besonders in den Riesenstationen sein, während die bisherigen Funkenmethoden hauptsächlich für Stationen mit kleiner Reichweite, insbesondere tragbare und fahrbare Stationen, ausgenutzt werden dürfte, da für derartig kleine Energiemengen die Hochfrequenzmaschinen jedenfalls einen geringeren Nutzeffekt aufweisen werden als die Funkenmethoden, die überdies auch eine leichtere und schnellere Variation der ausgesandten Wellenlängen, die bei kleineren Landstationen stets verlangt wird, ermöglichen. Wenn nun auch die bisherigen Methoden der drahtlosen Telegraphie durch die Goldschmidtsche Erfindung keineswegs überflüssig gemacht werden, so wird ihr doch ein neues, weites Arbeitsgebiet eröffnet werden, dessen Erschließung große kulturelle Fortschritte im Gefolge haben dürfte.


Antenne und Stationshaus der Radiostation Eberswalde.

König Ferdinand von Bulgarien.

Zu seinem 50. Geburtstag. — Von Paul Lindenberg. — Hierzu 3 Aufnahmen.

Der 26. Februar wird in ganz Bulgarien mit hallender Freudigkeit gefeiert werden, da an diesem Tage König Ferdinand seinen 50. Geburtstag begeht, und auch jenseit der Grenzen des Balkanreiches wird man Verständnis für die Bedeutung des Festes haben. Bald sind's vierundzwanzig Jahre her, daß der junge koburgische Prinz unter den schwierigsten Verhältnissen die Regierung antrat, die er, oft unter Hemmnissen aller Art, bis zum heutigen Tag mit festen Händen geführt hat. Kein leichter Weg war's gewesen, den er betrat, und es mußten sehr ernste und gelegentlich recht gefahrvolle Kämpfe überwunden werden, bis der


Jugendbildnis des Königs Ferdinand von Bulgarien. Phot. Koller Karoly.



Fürst am 5. Oktober 1908 auf dem trümmergekrönten, sagenumwobenen Zarenberg bei Tirnova die völlige Unabhängigkeit des Reiches und dessen Erhebung zum Königtum verkünden konnte.

Als im Sommer 1887 an den Prinzen Ferdinand, zunächst in vorsichtiger Weise, die Frage erging, wie er sich zu seiner Wahl als Fürst von Bulgarien verhalten würde, da hatte er zuerst sicherlich geschwankt, ob er in sich die Eigenschaften vereine, diese verantwortungsvolle Last zu übernehmen. Dann aber, nachdem die aus seiner Zurückhaltung entspringenden Zweifel beseitigt waren, mochte ihn gerade die Schwierigkeit des Unternehmens reizen, seine Zustimmung zu erklären. Bis dahin hatte der Prinz in seiner Vaterstadt Wien mehr das stille Leben eines emsigen Gelehrten geführt und sich mit voller Hingebung und ernstem Verständnis dem Studium der Naturwissenschaften gewidmet, für die er von früh an sich lebhaft interessierte, nicht minder für Geschichte, für die schon im Knaben die Mutter, die geistvolle und diplomatisch veranlagte Prinzessin Klementine, die wärmste Teilnahme zu erwecken wußte. In den im gastlichen Palais Koburg verkehrenden Kreisen wurde gelegentlich scherzhaft bemerkt, daß Prinz Ferdinand sicherlich eine Professur erstrebe, und man war nicht wenig überrascht, als ganz unvermutet bekannt wurde, daß er die nächste Anwartschaft auf den bulgarischen Thron besitze.



König Ferdinand im Jahre 1883.
Original im Besitz des Königs (Palais in Sofia).

Jene Neigungen zur Naturkunde und zu historischen Forschungen hat sich der König während seiner langen und mühseligen Regierungzeit bewahrt, und er verdankt ihnen, inmitten wilder politischer Erregungen, manche Stunde der Sammlung und Erholung. Aber auch praktisch kamen sie ihm zunutze, da sie ihn befähigten, sehr rasch Land und Leute seiner neuen Heimat genau kennen zu lernen und sich mit den Eigenheiten des Bulgarentums vertraut zu machen. Noch heute ist die Freude des Königs groß, wenn er auf seinen infolge der Staatsgeschäfte recht verringerten Ausflügen eine seltene Pflanze, einen merkwürdigen Schmetterling eine besondere Raupe oder Puppe findet, ihre Arten genau bestimmt und sie mit nach Sofia bringt, um sie dem dortigen Naturwissenschaftlichen Museum einzuverleiben. Letzteres, wie den geradezu musterhaften, dem Tiergarten angegliederten Zoologischen Garten rief der König auf seine Kosten kurz nach seiner Thronbesteigung ins Leben, und für die Erhaltung der beiden Institute macht er noch heute ansehnliche Aufwendungen und gibt recht erhebliche Summen aus.

Auch wenn man das Palais in Sofia betritt, merkt man sogleich, daß sein Bewohner der Naturkunde ein eifriges Interesse entgegenbringt. In der hellen, geräumigen Vorhalle fehlt es nicht an mächtigen ausgestopften Bären und an mehreren gewaltigen, ihre Schwingen ausbreitenden Adlern, den Bewohnern der unwegsamen Höhen und verborgenen Schluchten der Bulgarien zum Teil umgebenden, zum Teil durchquerenden Gebirgzüge. Bei der sonstigen Ausschmükkung des Palais zeigt sich der erlesene Geschmack des feinen Aesthetikers, der in einheitlichem Rahmen wirksam die künstlerischen und kunstgewerblichen Schätze der verschiedenen Nationen zu vereinen weiß. Neben wundervollen Möbeln und Bronzen altfranzösischer Herkunft erblicken wir wertvolle bulgarische Waffen alter und neuer Zeit, mannigfaltige Erinnerungen an allerhand Reisen, kostbare Andenken verwandter und befreundeter Fürstlichkeiten, Gemälde französischer, deutscher, österreichischer und bulgarischer Künstler, darunter auch ein Bildnis des Vorgängers des Königs, des Fürsten Alexander. Dies Porträt hatte man übrigens aus Rücksicht auf den neuen Herrn vor seinem Eintreffen in Sofia entfernt; es mußte aber, als Fürst Ferdinand davon erfuhr, sogleich wieder an seinen bisherigen Platz gebracht werden. Das im ersten Stock gelegene, große und luftige Arbeitsgemach des Königs ermög-



licht durch die hohen Fenster den freien Ausblick auf die Berge, die grüßend herabschauen auf das in der Ebene gelegene Sofia. Manches deutet in dem hellen Raum auf den Sammler hin, wie eine Reihe von Werken über Ornithologie, Botanik, Schmetterlingskunde; daneben bergen die Bibliothekschränke die wichtigen neueren literarischen und wissenschaftlichen Erscheinungen der Kulturvölker, denn der König ist von ungewöhnlicher Belesenheit in der Weltliteratur und verfolgt aufmerksam die geistigen und künstlerischen Strömungen des Auslandes. — Gern sieht der königliche Hausherr Gäste aus den verschiedensten Berufskreisen bei sich und gibt den aufmerksamen Wirt ab, der bestrebt ist, den bei ihm Erschienenen den Aufenthalt so behaglich wie möglich zu gestalten. Das zeigt sich auch in seinem ganzen Sichgeben und in der Art seiner Unterhaltung, bei der man das Streben bemerkt, daß er sich sehr genau über fernerliegende Dinge zu orientieren sucht und ein offenes Wort dankbar aufnimmt. Mit großer Objektivität erschöpft er in liebenswürdigem Plauderton viele bedeutsame Themata, diese und jene mit sichtlichem Wohlwollen, andere wiederum mit abwägender Gründlichkeit oder auch mit ehrlicher Kritik. In der Pflege der Musik, namentlich der des Baireuther Meisters, berühren sich, wie auf vielen andren Gebieten, die Sympathien des Königs mit seiner Gemahlin, der Königin Eleonore, die ihm bei Ausübung der Gastlichkeit und Erfüllung repräsentativer Pflichten geschickt und umsichtig zur Seite steht. In das viele Jahre verwaist gewesene Palais brachte die Königin frisches Leben hinein, in diesem Winter allwöchentlich in ihren Salons ästhetische und literarische Tees veranstaltend, zu denen auch politische Persönlichkeiten aller Parteischattierungen eingeladen werden. Der König gehört gleichfalls zu den regelmäßigen Besuchern und hat Gelegenheit, auf neutralem Boden mit den Vertretern der verschiedensten Parteien persönlich Fühlung zu nehmen. König und Königin ergänzen sich in vielfacher Weise, einig in dem Bestreben, unausgesetzt für die Wohlfahrt des Landes zu wirken und zu schaffen.

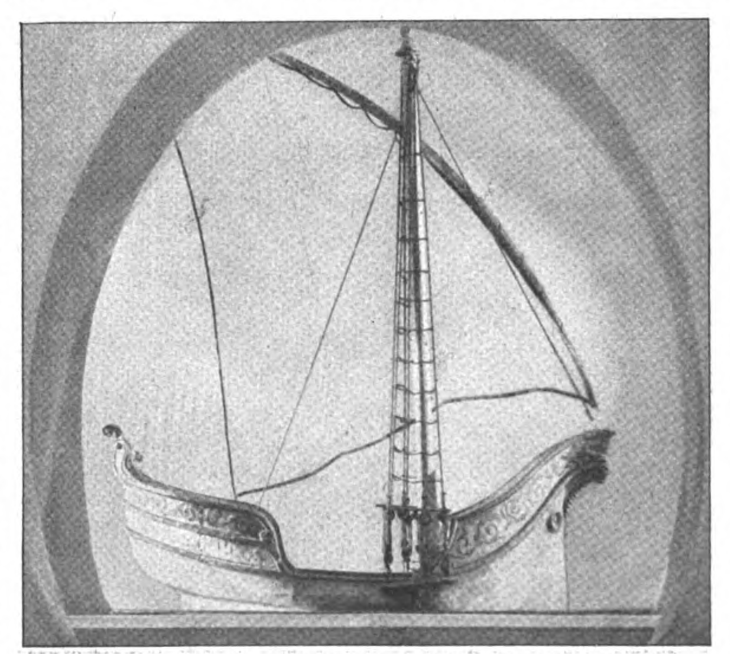


Königin Eleonore
mit den Kindern des Königs.

Amerikanische Bühnenkunst.

Von Henry F. Urban. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen von Byron Company.

Auch die Bühne im Dollarland (wie so vieles andere) darf nicht mit deutschem Maßstab gemessen werden. Sie ist von der deutschen Bühne himmelweit verschieden. Ich will auf einige der bedeutendsten Unterschiede hinweisen. In Deutschland hat jede größere Stadt ihr eigenes Schauspielhaus mit einer eigenen Truppe, die neuen Stücken eine besondere Wiedergabe zuteil werden läßt. Manche dieser Bühnen steht künstlerisch auf der gleichen Höhe wie ein vornehmes Theater in Berlin und veranstaltet sogar Uraufführungen. Immer wird das Bestreben der Bühnenleitung darauf gerichtet sein, vor allem darstellerisch ein künstlerisch möglichst einheitliches Ganzes zu schaffen; das szenische Bild wird gewiß nicht darüber vernachlässigt, ist aber nicht das wichtigste. Mit anderen Worten: der deutsche Individualismus, in dem sich der stärkste Gegensatz zum amerikanischen Generalismus (wenn ich so sagen darf) ausprägt, spricht auch vernehmlich aus der deutschen Bühne. Daraus folgt ganz von selbst, daß auch



Bühnenbild aus Maeterlincks Märchenstück: „Der blaue Vogel".



Aus Maeterlincks Märchenstück „Der blaue Vogel".

der amerikanischen Bühne eine unkünstlerische Gleichartigkeit als Folge der nationalen demokratischen Gleichheit anhaftet. Noch kürzer gefaßt: die deutsche Bühne ist in ihrem Wesen aristokratisch, die amerikanische demokratisch. Das sagt alles. Uebrigens ist dieser klaffende Gegensatz fast für die gesamte deutsche und amerikanische Kultur kennzeichnend.

So erklärt es sich sehr natürlich, daß die amerikanische Bühne vor allen Dingen ein Riesengeschäft ist, sozusagen ein theatralisches Warenhaus, das von einem Theatertrust geleitet wird und selbstverständlich eine Zentrale hat, nämlich Neuyork. Aber diese Geschäftsleute, die mit Bühnenware handeln, sind sehr vorsichtig. Nicht immer führen sie ein neues Stück zuerst in Neuyork auf. Oft beobachten sie seine Wirkung zunächst auf das naive Publikum einer kleinen Stadt (sie nennen das „to try it on the dog", es am Hunde versuchen), nehmen allerhand Aenderungen daran vor, und erst, wenn der Provinzhund das Stück gern zu sich genommen und verdaut hat, wird es dem verwöhnten Neuyorker Publikum vorgesetzt. Hat das Stück in Neuyork gefallen, so schickt der Trust es von dort mit einer besonderen Truppe in die Provinz, wo es auf den vom Trust kontrollierten Bühnen gespielt wird, bald eine Woche oder länger, bald nur für wenige Tage, je nach der Größe und Ertragsfähigkeit der Stadt. Fast immer wird an der Spitze der Truppe, ob sie nun in der Zentrale Neuyork spielt oder in Chikago, St. Louis und San Franzisko, ein „Stern" glänzen, der allmächtige Bühnendespot, der Moloch der amerikanischen Bühne, dem der Autor mit Haut und Haaren geopfert wird. Für ihn hat der Autor zu allererst zu arbeiten. Denn wenn selbst das Stück nicht viel wert ist, vermag die persönliche Beliebtheit des „Sterns" es oft zu einem Erfolg zu machen. Erfolg, das heißt volle Häuser, das heißt wiederum





Aus Hauptmanns „Hannele": Die Erscheinung des Todesengels.

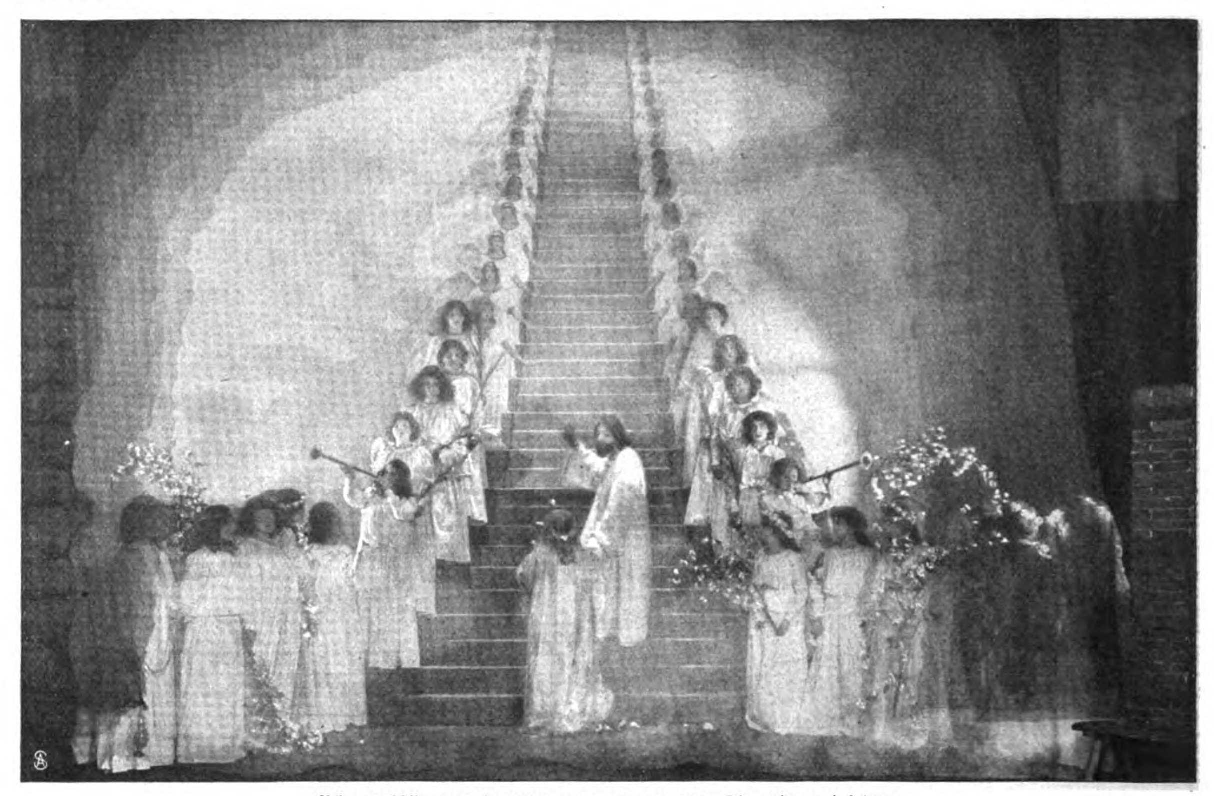


Bühnenbild aus Maeterlincks dramatischer Legende „Schwester Beatrice".

Dollars. — Das bleibt dem Theaterdirektor die Hauptsache. So entsteht der Sternbarbarismus Amerikas. Er hat neulich eine besonders üble Blüte getrieben, als der Theatertrustmann Frohmann Rostands „Chantecler" in der Titelrolle mit Maud Adams, einem weiblichen „Stern", zur Aufführung brachte. Der Hahn, von einer Dame dargestellt — welch eine groteske künstlerische Vergewaltigung!

Gewiß wird die Einnahme jedem Theaterdirektor als letztes Ziel vorschweben und muß es auch. Aber der deutsche Theaterdirektor wird der bloßen Geldmacherei nicht so vieles andere opfern wie sein amerikanischer Kollege, besonders da nicht, wo das Theater „subventioniert" ist. Amerika kennt diese Subvention nicht. Daher sprechen bei dem amerikanischen Direktor noch verschiedene andere Rücksichten mit. Da ist das weibliche Publikum, das in Amerika, dem modernen Amazonenstaat, auch der oberste Gerichtshof über ein neues Stück ist. Was „the ladies" von dem Stück halten werden, ist für den Trustdirektor mindestens ebenso wichtig wie das Urteil des „Sterns" männlichen oder weiblichen Geschlechts. Das Stück muß also feminin sein, das bedeutet in Amerika vor allem alkoholfrei und unsexuell — dramatische Limonade.

Die gleichen Gründe bestimmen Neuyorker Theaterdirektoren, auf die Ausstattung das gleiche Gewicht zu legen wie auf die zärtliche Fürsorge für den „Stern" oder den weiblichen Zuhörer. Wo Theaterstücke ausdrücklich auf den Geschmack von Frauen oder ihrem



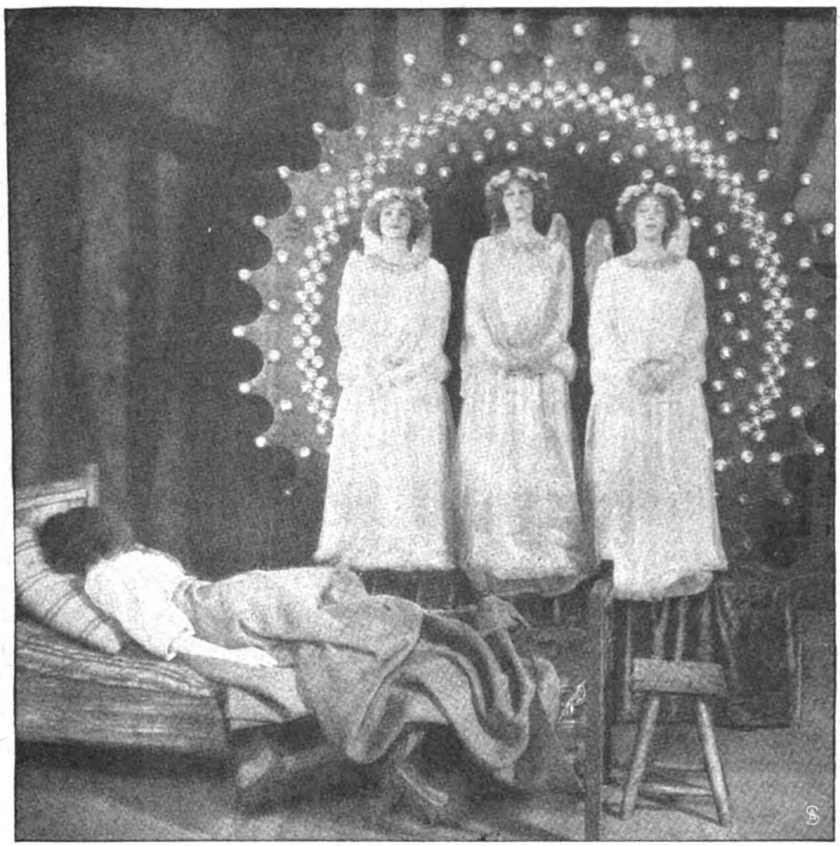
Bühnenbild aus Hauptmanns „Hannele": Die Himmelsleiter.

Geschmack sich anpassenden Männern wie den Amerikanern zugeschnitten sind, muß die Ausstattung von allergrößter Wichtigkeit sein. Die Ausstattung ist die Toilette des Stücks. Da die Amerikanerin der persönlichen Toilette eine außergewöhnliche Wichtigkeit beimißt, mehr als die Frau irgendeines anderen Landes, so erwartet sie, daß auch ein neues Theaterstück tadellos angekleidet sei. Der Amerikaner als geborener „Ladiesman" teilt diese Ansicht vollkommen. Auch er, der peinliche Sorgfalt auf sein Aeußeres verwendet, hat gern alles in eleganter Verpackung — sei es nun die Ware, die er kauft, oder seine Frau und Tochter oder ein Theaterstück. Deshalb ist die rein szenische Kunst auf der amerikanischen Bühne zu einer erstaunlichen Blüte gelangt und erregt mit Recht die Bewunderung der anspruchvollsten deutschen Kenner. Die höchste Leistungsfähigkeit auf diesem Gebiet knüpft sich an den Namen des Neuyorker Theaterleiters David Belasco. Er hat szenische Taten vollbracht, die allein genügten, im Verein mit einem zugkräftigen „Stern" dramatisch bescheidene Stücke aus seiner eigenen oder anderen Feder zu Kassenstücken ersten Ranges zu machen. Ich entsinne mich eines Stücks von ihm: „The darling of the Gods" (Der Liebling der Götter), das japanisches Kolorit hatte und schon durch die unerreichten szenischen Wunder das Publikum in Scharen ins Theater lockte. Von ihm stammt auch die sensationelle Ausstattung seines Stückes „The Girl of the golden West" (Das Mädchen aus dem goldenen Westen) sowie der neuen Puccinischen Oper, der das Belascosche Stück zugrunde liegt. Belasco hat mit seiner raffinierten Inszenierungskunst Schule gemacht. Auch im „New-Theater" wird in der Ausstattung ganz Hervorragendes geleistet. In Maeterlincks Stücken „Der blaue Vogel" und „Schwester Beatrice" benutzte die Regie die ihr von dem Dichter gebotene Gelegenheit ausgiebig, in Szenenbildern von außergewöhnlicher Pracht oder realistischer Wirksamkeit zu schwelgen. Ebenso großartig war



Aus Maeterlincks dramatischem Märchen „Der blaue Vogel".

die Ausstattung in Hauptmanns „Hannele“. In diesem Stück erweckt besonders die Himmelsleiter beim Publikum eitel Entzücken. Im „New-Theater“ freilich wird der Ausstattung nicht die überragende Wichtigkeit beigemessen wie in anderen Neuyorker Theatern. Sie bildet hier lediglich einen Teil des künstlerischen Ganzen. Denn das „New-Theater“ ist geradezu als ein Protest der wahrhaft Kunstsinnigen gegen die Dollarisierung der Bühne gedacht. Es ist vor allen Dingen ein subventioniertes Schauspielhaus, genau wie das Neuyorker Opernhaus — subventioniert aus der Erkenntnis heraus, daß ein Theater künstlerische Ideale sich am ehesten gestatten kann, wenn es nicht einzig und allein von „Schlagern“ und der Kasse abhängig ist. Auch hier sind die Aktionäre die Dollarkönige, ebenso wie in der Oper. Das ermöglicht es dem Theater, sich vor allem von dem unseligen „Stern“ unabhängig zu machen und den Autor nicht dem despotischen Dünkel dieses „Sterns“ zu beliebiger Verstümmelung preiszugeben. Auf dieser Bühne hat daher die Dichtung das erste Wort und nicht der „Stern“ oder die Kasse. Der schönste Zweck des „New-Theater“ ist es jedoch, den überall sonst von den theatralischen Dollarmachern als „geschäftlich nicht rentabel“ zurückgewiesenen amerikanischen Dramatikern von ernsthaftem Streben gastlich die Tore zu öffnen und so einer amerikanischen Bühnenliteratur die Wege zu bahnen, die bis jetzt schmerzlich vermißt wird.



Aus Hauptmanns „Hannele“: Die Erscheinungen der Engel.

Miracolo.

Skizze von El-Correï.

Jetzt blieben nun schon seit acht Tagen alle Fenster des Hauses geschlossen. Nur an zweien waren die grauen Holzläden ein wenig aufgesperrt. Dort oben lag auf seinem Bett der Hausherr in dem dämmerigen, kühlen, lautlosen Zimmer. Der spiegelblanke Mosaikboden war mit Teppichen belegt — die Uhr war angehalten. Tag und Nacht, Sonnenschein und Mondenschein gingen still an dem stillen Haus vorüber. Nur der gewichtige Schritt der Haushälterin, der würdigen, machte den Kies der Gartenwege knirschen.

Wenn sie aber in der großen, stillen Küche saß, wo reiches Kupfergeschirr an den Wänden glänzte, da hielt die gute Giacomina wohl lange Selbstgespräche, das Strickzeug in Händen, eine Katze im Schoß.

War es nicht fürchterlich? Der Mann, reich und hochgeehrt, noch in den besten Jahren, ohne Mißgeschick und ohne Sorgen, der schloß sich da oben von der Welt ab, lebte als Einsiedler, versank in Melancholie und war willens, an Weltüberdruß und Schwermut zu sterben.

Giacomina seufzte laut.

Sie konnte doch den kranken Herrn nicht verlassen. Auch nicht das Haus fremden Händen übergeben. Sie hatte schon fünfzehn Jahre die Schlüssel, seit dem Tode ihrer Mutter, die auch schon hier im Hause dem früheren Besitzer gedient hatte.

Und gut war's ihnen hier gegangen — ein guter Herr war der Padrone. Und der lag nun oben, wollte von nichts mehr wissen — war schon wie tot — und würde nächstens ganz tot sein. Wieder seufzte Giacomina.

Und das karierte, große Taschentuch zwischen den arbeitsamen Händen ballend, das rote, breite, brave Dienerinnengesicht voll ehrlicher Betrübnis, sann sie wie so oft darüber nach, wie dem Herrn zu helfen sei.

Mancher meinte, irgendein direkter Anlaß zu seinem Zustand müsse doch vorliegen. Er müsse etwas erlebt haben. Giacomina wußte es besser. Der Zustand war nicht auf einmal eingetreten. Der war so allmählich geworden. Nichts zu tun, keine Sorgen, Wohlleben von früh bis abends, die vielen Bücher und kein Glauben — da sollte jemand nun lebensfroh

bleiben. Nichts hatte rechten Reiz für ihn — und es war offenbar: Der Padrone war den finsteren Mächten verfallen. Und war er zu erretten, so konnte das nur geschehn durch ein Mittel, das diesen finsteren Mächten entgegenwirkte, ein Zaubermittel vielleicht . . . Oder aber — ein Wunder mußte geschehen, ein Wunder des besten aller Heiligen, des San Antonio . . .

Still stand das schöne, weiße Landhaus in der funkelnden Maiensonne. Tausend Rosen öffneten ihre vollen Kelche und hingen schwer, trunken des eigenen süßen Duftes, in dem ersten, dunkelzarten Blättermeer. Und die breiten Fächerpalmen trugen die Last ihrer gelben Blütendolden, die schwer aus ihren breiten Basthüllen barsten. Bienen umsummten die Blüten der Myrtenbäume und Goldlackstauden.

Oben lag der weltmüde Mann —

Unten betete die Köchin um ein Wunder —

Auf der weißen, staubigen Fahrstraße, von Padua her, näherte sich aber schnell ein Wagen dem stillen Hause. Zwei schwarzgekleidete Damen saßen darin, eine ältere und eine jüngere. Die eine noch nicht gerade alt, die andere nicht mehr gerade jung. Sie waren elegant gekleidet, aber ihre Gesichtzüge waren nicht angenehm, sondern spitz und nervös.

Als der Wagen vor dem weißen Landhaus hielt, hob Giacomina lauschend den Kopf. Da die Klingel abgestellt war, mußte von außen an dem verschlossenen Eisengitter gerüttelt werden. Auf dieses klirrende Rütteln wartete Giacomina, bevor sie sich erhob. Jetzt klirrte es. Nun stand sie in ihrer ganzen wuchtigen Breite auf, guckte zum Küchenfenster hinaus und erblickte durch die Weinranken hindurch die beiden Damen, die wartend vor der Pforte standen.

„Madre santa —“ entfuhr es der Köchin und Hausverwalterin, „mir scheint, das ist die Frau Schwester vom Herrn mit der Fräulein Tochter . . . Heiliger Antonius, was hast du da angerichtet!“

Auf ihren schlappenden Pantoffeln ging Giacomina gravitätisch hinaus. Sie knickste devot — entschloß sich aber doch nur zögernd, die Tür zu öffnen. . . . Und als die Damen hastig den Garten betraten, blickte Giacomina besorgt nach den Fenstern des Oberstocks, ob der Herr wohl sah, wer da Einlaß beansprucht hatte.

Mein Gott, tat sie recht, die da einzulassen?

Die Damen traten jetzt sehr vorsichtig auf. Die ältere flüsterte: „Wir wollen nicht stören. . . . Nur uns nach Signor Tullios Ergehen erkundigen. . . . Er ist doch oben?“ — Giacomina nickte nur.

Die Damen schritten geradeswegs ins Haus — was blieb der Dienerin da anderes übrig, als die Tür zum Empfangzimmer zu öffnen, das kalt und öde dalag. Die Fenster waren fest verschlossen. Giacomina öffnete sie aber schnell, um die warme Maienluft hereinzulassen.

Indessen sanken die Damen auf das steife, mit Kattun bedeckte Sofa. Sie flüsterten miteinander. Und als sich Giacomina zu ihnen zurückwandte, fragte die jüngere erregt: „Aber sagen Sie doch — er ist sehr krank, nicht wahr? Aber — er lebt doch noch?“

„Per bacco!“ erwiderte Giacomina derb. „Ob er lebt. . . . Kamen die Damen zu seinem Begräbnis?“

„Ich bitte, wie können Sie so etwas sagen?“ schnellte die ältere empor. „Melden Sie uns dem Herrn!“

„Sie werden entschuldigen“ — Giacomina machte ihr hochmütigstes Gesicht — „der Herr empfängt keine Besuche. Ich habe nicht die Erlaubnis, jemand zu melden!“

„Aber wir sind seine nächsten Anverwandten —!“

Giacomina dachte: Die wird er am wenigsten sehen wollen. Dabei antwortete sie: „Es tut mir sehr leid, Signora, aber ich darf den Herrn ungerufen nicht stören.“

In diesem Moment aber schrillte eine Klingel. . . .

„Läutet der Herr?“ fragte schnell die jüngere und horchte auf.

„Ich werde nachsehen!“ wich Giacomina aus, verließ die Damen und stieg langsam und bedächtig hinauf zum Schlafzimmer ihres leidenden Gebieters.

Als Giacomina eintrat, fragte er, ohne sein dickes, bleiches Haupt vom Kissen zu heben: „Wer kam?“

„Ich hätte dem Herrn gern die Aufregung erspart“, fing Giacomina behutsam an. „Man will den Herrn besuchen. . . . Die Frau Schwester ist da. Auch die Fräulein Nichte.“

Still lag er auf seinem Bett unter dem großen, zeitgedunkelten hl. Hieronymus. Und erst nach minutenlangem Schweigen fragte er wieder: „Was wollen sie?“

„Sehen, wie es dem Herrn geht.“

„Ich empfange keine Besuche!“

„Das sagte ich den Damen bereits, sie lassen sich jedoch nicht abweisen!“

Und gerade als Giacomina das sagte, tat sich die Tür auf, und die zwei schwarzen Gestalten erschienen — und in der nächsten Sekunde knieten sie beide weinend am Lager des Kranken und küßten seine Hände. . . .

Zu Giacominas bleichem Staunen ließ der Herr das geschehen. . . . Er wehrte nicht ab. . . . Er gab sogar mit matter Stimme Antwort auf die besorgten Fragen. Es schien, als weine er . . . und Giacomina hatte doch erwartet, er werde die Heuchlerinnen empört von sich scheuchen und ihnen mit Recht vorhalten, wie schlechte Verwandte sie ihm stets gewesen waren, lieblos und neidisch auf seinen selbst erworbenen Besitz.

Endlich konnte Giacomina es nicht mehr mit ansehen. Energisch trat sie ans Bett und erklärte: „Diese Aufregung wird dem Herrn sehr schaden. Ich bringe jetzt dem Herrn sein Abendessen und einen nassen Umschlag . . . Soll ich den Damen etwas servieren?“

Signor Tullio ächzte ein schwaches Ja — und nach gerührtem Abschied folgten die beiden Damen still weinend der zürnenden Wirtschafterin.

Aber sie folgten ihr nur bis ins Eßzimmer. Dort ließen sie sich nieder und warteten auf den Imbiß. Dann gingen sie allein und selbständig in den Garten, und erst, als die Amsel aufhörte zu pfeifen, kehrten sie zurück und fragten Giacomina, wo für sie das Zimmer hergerichtet sei —?

Bleich vor Empörung schwankte Giacomina noch einmal die Treppe hinauf.

„Signore,“ rief sie den Gebieter atemlos an, „habe ich's doch geahnt, die Damen wollen über Nacht bleiben. So eine Rücksichtslosigkeit! Ein Kranker im Haus! Ich habe genug zu tun, den Padrone zu bedienen! Dieses Gemeine und Getue ist das reine Gift für den Herrn, der doch Aufheiterung braucht. — Bitte, was soll ich sagen? Darf ich sagen, der Herr wünsche nicht, daß die Damen länger hier verweilen?“

Nach dieser heftigen Rede blieb es wieder minutenlang still, bis es von der Wand mit dem heiligen Hieronymus herkam: „Sie sollen beiben . . . Mache das blaue Zimmer zurecht . . .“

* * *

So bezogen die Damen das Zimmer mit den kornblumenblauen Damastmöbeln, den hohen Spiegeln und der steifen Kälte der Unwohnlichkeit. Sie schlichen in ihren schwarzen Kleidern und mit ihren spitzen, horchenden Gesichtern treppauf, treppab und warteten auf Signor Tullios Tod . . .

Signor Tullio aber nahm versöhnlich an, daß sie ihm selbstlos Gesellschaft leisteten, und in seiner Weltabgeschiedenheit und melancholischen Selbstverlorenheit fand er einen krankhaften Genuß darin, die Gefühlvollen mit seinen Leiden zu rühren.

. . . Seit sich Signor Tullio aber so aussprach, fühlte er sich merkwürdigerweise besser . . . Er aß mit mehr Appetit. Er schlief fester und erwachte mit dem Wunsch, die Damen bald wiederzusehen uud ihnen dies und das zu erzählen . . .

Vor Giacomina aber nahm er sich zusammen. Die ließ er nichts davon merken, daß sich sein Befinden besserte. Die gönnte ihm ja den Zuspruch der andern nicht. Mit vorwurfsvollen Mienen rauschte sie ein und aus — ihr war's natürlich zu viel Mühe, für die Damen zu sorgen.

Ich werde sie ganz zu mir nehmen! beschloß Signor Tullio. Sie haben es knapp. Der adlige Herr Schwager hat ihnen wenig hinterlassen, und der Herr Sohn kostet viel. — Sobald ich mal aufstehe, werde ich mit ihnen darüber reden!

Einen Zukunftsplan ins Auge fassend, legte sich Signor Tullio in seinen Kissen zurecht und empfand schon angenehm das Nahen wohligen Schlummers . . . als er das Geräusch von Damenschleppen vernahm. — Er hörte die Nichte flüstern: „Er schläft schon! Ich hatte nicht gewußt, daß du noch mit ihm sprechen wolltest, ich hätte ihm sonst nicht das Pulver gegeben. Er hat eine ordentliche Dosis bekommen, er wird uns nicht hören! Sprich morgen früh mit ihm, da ist er am rührseligsten . . . Ich glaube, er ist jetzt mürbe genug und gibt uns das Geld ohne weiteres."

„Und wenn nicht?" fragte die Mutter.

„Dann nehmen wir's uns, denn länger können wir doch nicht warten."

Danach zogen sich die Damen zurück, aber nur bis ins Nebenzimmer.

Signor Tullio lauschte mit angehaltenem Atem. Geräuschlos richtete er sich dann auf, um genauer hören zu können . . . Und er täuschte sich nicht . . . Er vernahm das leise Klirren von Schlüsseln und das bekannte Knarren der Schiebkasten seines Schreibtisches . . .

Da ging es wie Elektrizität durch Signor Tullios Körper — und etliche Minuten wußte er nichts von sich . . . Er kam erst wieder zu sich selbst, als er sich drüben vor den Damen stehen fand, in Pantoffeln und den Schlafrock über dem langen Nachthemd. Er hörte seine Stimme mit einem fremden, lauten Ton: „Was macht ihr denn hier?"

Er sah dabei in zwei schreckentgeisterte Gesichter. Er hörte stammeln: „Dein Zustand, lieber Tullio, macht uns zur Pflicht —"

„Lieber Onkel — deine Geschäfte —"

„Stehlen wollt ihr!" schrie da aber Signor Tullio gerade heraus. Und die Schlüssel aus der Hand der Schwester reißend, wiederholte er laut und unerschrocken, dicht vor ihrem blutleeren, starren Gesicht: „Stehlen!"

Sein dickes Gesicht wurde blutrot, und seine paar grauen Härchen standen wirr empor.

„— Er ist von Sinnen!" flüsterte jetzt die Schwester, in der Hoffnung, sich damit selbst zu retten.

Und die Nichte flehte: „Geh zu Bett, Onkel! Bedenke, du bist schwer leidend! . . . Verzeih uns —!"

„Schwer leidend?" Er richtete sich stracks empor. „So leidend, wie ihr denkt, bin ich doch noch nicht. Mein Eigentum kann ich noch verteidigen! — Geht ihr ins Bett! Und morgen macht ihr, daß ihr aus dem Hause kommt! — Hier sind hundert Lire für eure Reise und für eure Gesellschaft. Ich brauche euch nicht mehr! Ihr habt mich gesund gemacht! Fort mit euch!"

Das letzte hörte auch Giacomina.

Schreckensbleich war sie herbeigeeilt, als sie die laute Männerstimme wie Geisterlärm durchs Haus hatte schallen hören. Und nun erblickte sie den Herrn — fast wie in seinen gesündesten Tagen polternd — hochaufgerichtet mit funkelnden Augen und tönender Stimme.

Ein Wunder war geschehen . . . ein Miracolo . . .

Sie bemerkte gar nicht, daß sich da zwei zitternde Sünderinnen an ihr vorbeischlichen. Giacomina sah nur ihren zornigen Herrn — und sie sah, daß sein Zorn Gesundheit war! Daß er aus seiner Apathie errettet, und daß er die schwere Lähmung seines Lebenswillens durchbrochen hatte . . .

Und diese Nacht wurde wirklich zum Wendepunkt in Signor Tullios Leidensleben. Er war wie erweckt, wie aufgerüttelt. Er sah sich in seinem immerhin sehr geliebten, selbsterworbenen Besitz bedroht, und die starke, menschliche Leidenschaft, das Eigene zu hüten, wirkte hier bei ihm gleich einer Wunderkraft. Er nahm wieder Stellung zum Dasein und schöpfte Kraft und Lust aus dem Wunsch anderer, ihn tot zu sehen . . .

Es dauerte nicht lange, und Signor Tullio ging wieder wie vordem in Haus und Garten umher. Er kommandierte und schalt, so daß es für Giacomina eine helle Freude war, ihm zuzuhören. Er aß und trank und reiste wieder ins Bad. Er sammelte Bilder und Bücher und las die Ministerrede. Es war alles wie früher — nur eins nicht ganz.

Signor Tullio konnte eins nicht ganz verwinden. Er mußte immer wieder an die Zartheit der Hände denken, die ihn gestreichelt hatten . . . Und war dieses Streicheln auch nicht ehrlich gemeint gewesen, gut hatte es doch getan. Aber wer würde seinen grauen Kopf noch in Liebe streicheln? Niemand. Immer würde die Zärtlichkeit nur seinem Besitz gelten. Es war jetzt zu spät für ihn. Er hatte die Zeit über seinen Geschäften verpaßt. Er war achtundvierzig Jahre alt . . .

Und dann kam ihm eines Abends der Gedanke, daß ja die beiden Heuchlerinnen alles erben würden, wenn er unvermählt bliebe . . . Er sprach behutsam mit Giacomina . . . Und die meinte: „Nein, Signore, zu spät ist's nicht. Es braucht ja keine Zwanzigjährige zu sein . . ."

Und es begab sich, daß Signor Tullio von einer seiner Reisen als glücklicher Bräutigam heimkehrte . . . Und knapp zwei Jahre später schrie ein kleiner Tullio durchs Haus — laut, herrisch und herrschend.

Und Giacomina lauschte mit Tränen der Freude diesen Tönen, und dankbar sprach sie in ihrer blanken Küche vor sich hin: „Das hat alles San Antonio gemacht! Seine Wunder sind groß . . ."



In der Baumschule.

Von E. Lesser, Obstbauwanderlehrer der Landwirtschaftskammer Schleswig-Holstein in Kiel.

Hierzu 11 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Wenn man auf seinen Spaziergängen im Sommer besonders gern schattige Alleen, Parke und Gartenanlagen aufsucht und sich dort teils an der Schönheit der Blüten und saftiggrünen Blätter und lachenden Früchte, teils an der Mannigfaltigkeit der Bäume und Sträucher erfreut, so ahnt oder weiß man wohl kaum, mit welcher großen Mühe und Sorgfalt die Aufzucht der baum- und strauchartigen Gewächse betrieben werden muß, wenn man eine gesunde, wüchsige Verkaufsware erzielen will. — Für Baumschulkulturen muß das Land tief durchgearbeitet sein. Während man früher die Bodenbearbeitung mittels Spatens ausführte, wird heute allgemein das Land mittels Rigolpflügen und Untergrundpflug auf 50—60 Zentimeter Tiefe durchgearbeitet. Die Bodenbearbeitung wird möglichst vor Winter ausgeführt; im Frühjahr werden dann in Reihen oder abgeteilten Beeten die Samen der Bäume usw. dem Erdboden einverleibt oder Stecklinge bis an das oberste Auge in den Erdboden dicht beieinander gesteckt. Kaum sprossen die jungen Sämlinge aus dem Boden

1. Hochsaison im Frühling: Einsetzen junger Pflanzen.

2. (Oberes Bild) Winterveredelung von Stachel- und Johannisbeeren. 3. Arbeit auf den Mistbeeten.



4. In der Schattenhalle.

und haben einige Blätter entwickelt, so wird mit vielen schon ein Verpflanzen (krautartiges Pikieren) vorgenommen. Zu dem Zweck werden die jungen Sämlinge, je nach Art, 10—15 Zentimeter auseinander, im Sommer verpflanzt, während Stecklinge ein Jahr an ihrer Stelle bleiben, wo sie erst Wurzeln schlagen müssen, ehe man fortfahren kann und an ein Verpflanzen gehen darf (Abb. 1).

5. Umpflanzen.



6. Anlegen einer neuen Baumreihe.

Die Stecklinge von Koniferen und immergrünen Gehölzen werden in Mistbeete gesteckt, die Fenster darüber gelegt und leicht beschattet. Sind diese Stecklinge bewurzelt, so werden sie einzeln in Töpfe gepflanzt und zunächst wieder in das Mistbeet gesetzt; hier müssen sie unter Fenstern und leichtem Schatten in die Töpfe einwurzeln, und erst dann, wenn die Wurzeln am Topfrand erscheinen, wird ihnen mehr und mehr Luft und Licht zugeführt, bis



7. Kronenschnitt der Alleebäume.

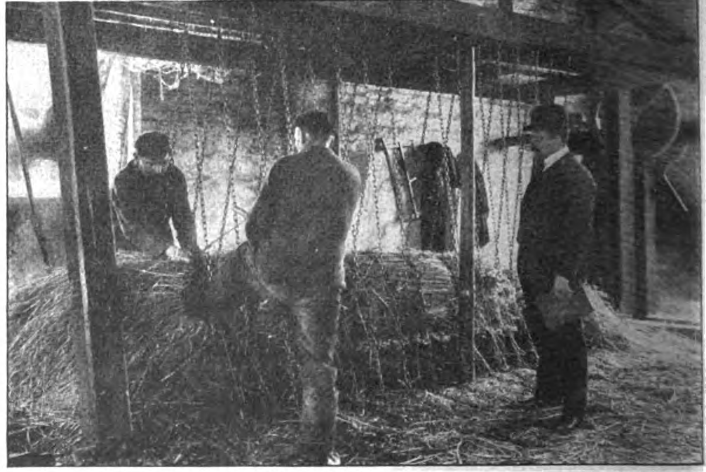
8. Am Einschlag.

die Fenster ganz entfernt werden (Abb. 3). Ebenso werden jung veredelte Koniferen in Töpfen behandelt. Erst nach einem Jahr, wenn die Stecklinge einen ordentlichen Topfballen gebildet haben und die Veredlungen angewachsen sind, wandern sie ins Freiland.

In dazu geeigneten Schuppen oder auch Gewächshäusern werden andere Gewächse, wie: hochstämmige Stachel- und Johannisbeeren, Rosen, Obstbäume, Koniferen usw., als Winter- oder Handveredlungen durch Pfropfung vermehrt. Die Pfropfungen werden mit Bast verbunden und mit Baumwachs verstrichen, wie Abbildung 2 zur Anschauung bringt, und eine Zeitlang in gespannter Luft gehalten oder auch in einem Keller eingeschlagen, um das Anwachsen zu sichern.

Empfindlichere Stecklingspflanzen und Veredlungen werden, wenn sie das Mistbeet verlassen oder aus dem Gewächshaus, Schuppen bzw. Keller kommen, zunächst in ein Schattenbeet gepflanzt, um sie erst allmählich an das volle Sonnenlicht und die äußere Witterung zu gewöhnen (Abb. 4), während die mehr robusteren Gewächse, wie Obstbäume usw., ohne weiteres ins Freiland ausgepflanzt werden können.

Kehren wir nun zu unsern Sämlingen und Stecklingen zurück. Schon im Herbst, nach dem krautartigen Pikieren, wird eine größere Anzahl der Sämlinge sich kräftig entwickelt haben, so daß sie aus den Pikierbeeten in die eigentliche Baumschule verpflanzt werden können. Auch die Stecklinge, die sich kräftig entwickelt haben und tüchtig bewurzelt



9. Die Packmaschine.

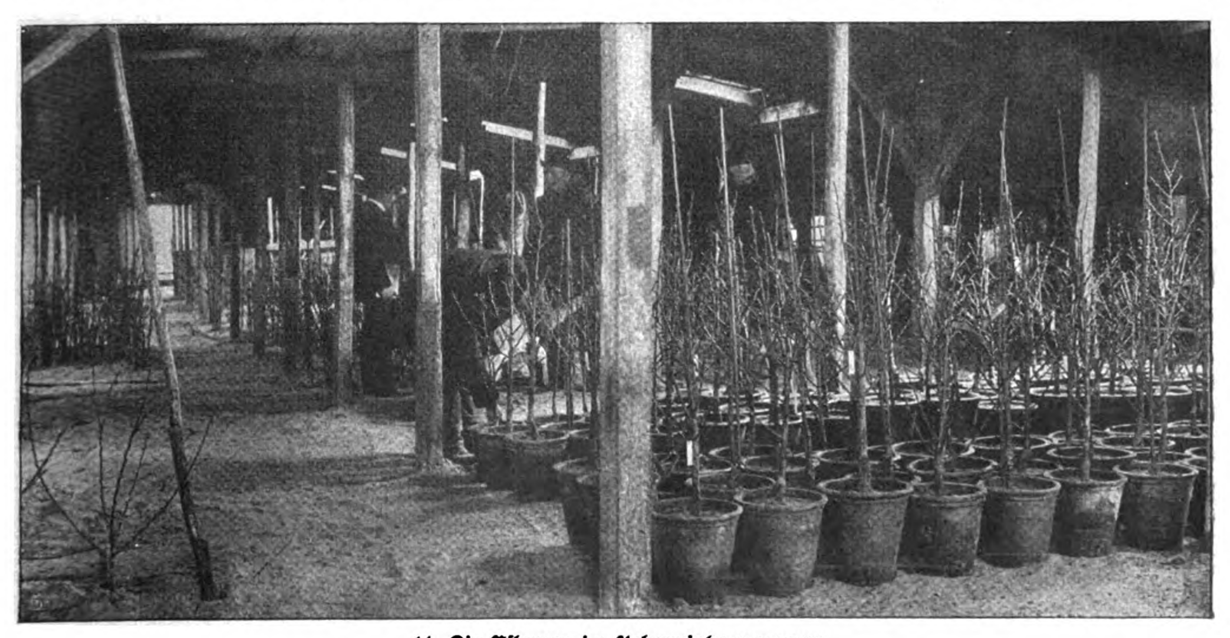


10. **Wie große Koniferen verladen werden.**

sind, werden nun in der Baumschule aufgeschult. Um diese Arbeiten zur Reinhaltung des Bodens billig und gut ausführen zu können, verwendet man sogenannte Hackpflüge, die von einem Pferd oder Esel durch die Baumschulreihen hindurchgezogen werden. Es muß hierauf bei der Anlage des Baumschulquartiers Rücksicht genommen werden. Daher werden in der Regel die Pflanzenreihen 80 Zentimeter auseinandergelegt, und in den Reihen werden die Pflanzen 30, 40 bis 50 Zentimeter auseinandergepflanzt, je nachdem, wie lange die betreffenden Pflanzen an ein und derselben Stelle stehenbleiben müssen, je länger desto weiter.

Boskettgehölze pflanzt man in der Regel erst etwas enger, um später bei ihrer weiteren Entwicklung eine Reihe um die andere herauszunehmen und sie dann an andere geeignete Orte hin verpflanzen zu können.

Viele Baumarten werden vom Sämling in der Baumschule zum Hochstamm bzw. Alleebaum erzogen; andere dagegen werden im Sommer nach dem Einschulen in der Baumschule durch Einsetzen eines Auges (Okulieren) einer edleren Sorte oder durch Pfropfen im darauffolgenden Frühjahr veredelt. In vielen Baumschulen werden die jungen Stämmchen in den Reihen erst etwas dichter gepflanzt, etwa 30 Zentimeter voneinander; mit der zunehmenden Ausbreitung ihrer Seitenzweige, wenn sich die nebeneinanderstehenden gegenseitig zu stark beeinträchtigen, oder wenn es sich um Blutbuchen, Goldeichen und andere im Verpflanzen empfindliche Laubholzarten handelt, denen ein fester Ballen durch wiederholtes Umpflanzen anerzogen werden muß, so werden sie einer um den andern aus dem Boden herausgenommen und umgepflanzt (Abb. 5).



11. **Die Pflanzen im Ueberwinterungsraum.**

Die so herausgenommenen Bäume werden dann auf ein anderes Stück in weiteren Abständen verpflanzt (Abb. 6).

Koniferen und immergrüne Gehölze unterliegen keinem regelmäßigen Rückschnitt, sondern nur einige Arten von ihnen, wie Thuja, Taxus, Chamaecyparis usw., werden zeitweilig ein wenig auf Form geschnitten, so daß der Leitzweig seine führende Stellung behaupten kann. — Im Herbst, wenn die Aufzucht des Baumes so weit gediehen ist, daß die Bäume als fertige Verkaufsware hinausgeschickt werden können, werden sie unter möglichster Schonung der Wurzeln ausgegraben und dicht beieinander in die Erde mit ihren Wurzeln eingeschlagen (Abb. 8), damit bei der Erledigung der eingelaufenen Bestellungen der Versand möglichst schnell vonstatten geht.

Auch in der Baumschule ist heute Zeit Geld, es muß daher stets mit der Zeit, aber auch mit der Arbeitskraft gespart werden. Während früher die zu versendenden Bäume, in Ballen mit Stroh umhüllt, mit den Händen verpackt wurden, bedient man sich heute dazu der Packmaschine (Abb. 9). Diese Packmaschine ist sehr brauchbar zum Verpacken von Laubbäumen und Gehölzen wie kleinen Koniferen. Dagegen werden große Koniferen in Körbe verpackt oder mit in Bastmatten eingenähten Wurzelballen verladen (Abb. 10).

Auch für den Winter muß der Baumschulbesitzer gewappnet sein, um solche Pflanzen, die etwas empfindlich sind, sicherzustellen. Dazu bedarf er eines Ueberwinterungschuppens (Abb. 11), der diese Gewächse aufnimmt.

Neue Frühjahrstoiletten für die Riviera.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Die gesellschaftlichen Vergnügungen stellen keine geringen Anforderungen an die Mannigfaltigkeit der Damentoiletten. Um den Genuß einer Frühlingsfahrt richtig auszukosten, muß man in der Kleidung selbstverständlich den Ansprüchen der nahenden Saison vollkommen gerecht werden, denn die fashionablen Plätze, in denen die elegante Welt ihre Erholung und Zerstreuung sucht, sind die Zentralen, in denen Moden akzeptiert oder abgelehnt werden. Auf dem Gebiet der Mäntel

Phot. Reutlinger.

1. **Promenadenkostüm** aus naturfarbener Bastseide.



Phot. E. Schneider.

2. **Teekleid aus Baumwolle** mit reicher Madeirastickerei.



Phot. E. Schneider.

3. **Straßenkleid aus blauer Surahseide** mit roter Stickerei.





Phot. E. Schneider.

4. **Promenadenmantel aus schwarzem Voile und Libertyseide.**



5. **Straßenkleid aus taupefarbener Libertyseide.**





Phot. E. Schneider.

6. **Leichter Promenadenmantel** aus taubengrauem Givrin.



Phot. Reutlinger.

8. **Abendtoilette aus cremefarbenem Krepp** mit gesticktem Spitzenstoff.

mit Seide. Der Promenadenmantel aus schwarzem Voile (Abb. 4), dessen Gürtel, Klappen und unterer Abschluß aus schwarzer Libertyseide bestehen, hat Futter aus türkisblauer Seide, die mit der Stickerei aus weißen und blauen Perlen und dem großen Knopf, der den Mantel vorn zusammenhält, harmoniert.

Nicht alle Mäntel haben die stille und vornehme Form wie der Mantel aus taubengrauem Givrin (Abb. 6), einem neuartigen Stoff, der die Vorliebe für Bast gewiß etwas in den Hintergrund drängen wird. Givrin hat ungefähr den gleichen Effekt wie Bastseide und schließt dazu noch den Vorteil in sich, weicher und gefälliger



Phot. E. Schneider.

7. **Englischer Reisemantel** aus braunweißgemustertem Stoff.

scheint die Mode ihre neusten Launen ausleben zu wollen, und wenn man wohl auch nicht annehmen kann, daß die fast an Karikaturen erinnernden schiefen Kragen, von denen die eine Seite eckig, die andere rund ausläuft, Beachtung finden, so wird der lange Mantel in geschmackvoller und dezenter Ausführung ganz entschieden Erfolg haben und viel getragen werden.

Zu allererst gebührt dem Reisemantel größere Beachtung. Ein entzückendes Modell eines flotten Reisemantels ist aus englischem, braunweiß gemustertem Stoff gearbeitet (Abb. 7). Er ist im Rücken wie alle diesjährigen Jacken oder Mäntel durchgeschnitten und hat Kragen und Aermelaufschläge aus sandfarbenem Tuch.

Eine besondere Neuheit dieses Frühjahrs sind die Promenadenmäntel, die man aus dem verschiedensten Material zusammenstellt. Hervorragend beliebt ist Voile und Etamine in Verbindung

zu fallen. Dieser flotte Promenadenmantel hat einen schmalen Paspel aus cerisefarbener Seide. Die gleiche Seide schmückt im Verein mit den kleinen Goldknöpfen die breiten Poiretklappen. Die geringe Garnitur der cerisefarbenen Seide steht im Einklang mit dem Futter des Mantels.

Wie beliebt trotz der Konkurrenz des Givrin die Bastseide noch ist, beweist das hübsche Straßenkostüm mit dem breiten Gürtel und der eigenartigen Verzierung der bastfarbenen, durch schmale Linien belebten Seidentressengarnitur, die sich auf dem Kleid häufig wiederholt (Abb. 1). Auf dem großrandigen schwarzen Tagalhut liegen wunderschöne Pleureusen in dem matten Ton des naturfarbenen Bastes.

Besonders großes Interesse zollt man den seidenen Kleidern. An dem taupefarbenen Kostüm aus Libertyseide (Abb. 5) sehen wir, daß die Rockweite um einige Zentimeter

zugenommen hat. Als einzige Garnitur des Rockes dienen nach unten spitz zulaufende Keile aus der gleichen Seide, die von schmalem Paspel umsäumt sind. Die gleiche gekordelte Seide schließt sich in einfachen Mustern an den spitzen Abschluß. Die Jacke repräsentiert den ganz modernen Typ, dessen Besonderheit hauptsächlich in der Garnitur des Rückens besteht. Der Rücken spannt sich ganz glatt und ist dann durchgeschnitten. Die unteren Teile der Jacke sind zweimal von der gekordelten Seide umsäumt, die sich in originellen Linien um die Jacke legt. Auch auf den Revers und den dreiviertellangen Aermeln findet sich die gleiche Garnitur.

Ganz reizend ist das Kostüm aus blauer Surahseide (Abb. 3). Der Rock ist so geschnitten, daß er einen tunikaartigen Eindruck hervorruft. Große, blaue, mit rotem Perlgarn bestickte Knöpfe garnieren ihn. Die gleichen Knöpfe, von einer geschmackvollen Stickerei aus blauem und rotem Perlgarn umsäumt, zieren auch das hübsche Jäckchen, das vorn blusig fällt und im Rücken frackartig gearbeitet ist. Statt eines Gürtels ist an dieser Stelle die Seide ein paarmal eingezogen. Den runden Ausschnitt und die Aermel umsäumt eine feine irische Häkelei. Der fesche, hochaufgeschlagene Napoleonhut besteht aus leuchtend rotem Tagal und ist mit einem flotten Phantasiegesteck geschmückt.

Bei Reisen nach dem sonnigen Süden darf man nicht nur mit Straßentoiletten versehen sein. Neuartig und besonders jugendlich ist das strohfarbene Nachmittagskleid aus Baumwolle mit einem breiten Gürtel, der im Rücken in einer großen Schleife endet (Abb. 2). Der ganze Rock ist mit schönen Stickereien in der Art der Madeirastickerei geschmückt. Das Kleid ist viereckig ausgeschnitten, schmale Goldborte legt sich um den Ausschnitt.

Auch für Abendtoiletten sind gestickte Kleider sehr en vogue. Die elegante Toilette auf Abb. 8 ist aus cremefarbenem Seidenkrepp gearbeitet. Eine Tunika aus duftigem Spitzenstoff liegt über dem ganzen Kleid. Der gleiche Spitzenstoff ist fichuartig über der Taille drapiert und wird auf den Schultern durch kleine Goldspangen gehalten, so daß die Aermel zipfelig herabfallen. Die Eleganz des Spitzenstoffes wird durch die erhabene Seidenstickerei besonders gehoben. Goldene Fäden umziehen die einzelnen Blüten und Blätter. D. A.

Bilder aus aller Welt.

Egger-Lienz,
bedeutender österreichischer Maler, siedelt nach Deutschland über.

Der bekannte österreichische Maler Egger-Lienz, ein eigenartiger moderner Künstler, ist seines Vaterlandes müde geworden und beabsichtigt, demnächst nach Deutschland überzusiedeln.

Ein gewaltiges Unternehmen hat der beliebte Geigenvirtuose Professor Henri Marteau begonnen: er will an sechs Abenden mit dem Blüthner-Orchester achtzehn Violinkonzerte spielen. Mit großem Interesse nehmen die musikliebenden Kreise der Reichshauptstadt an diesem Ereignis teil.

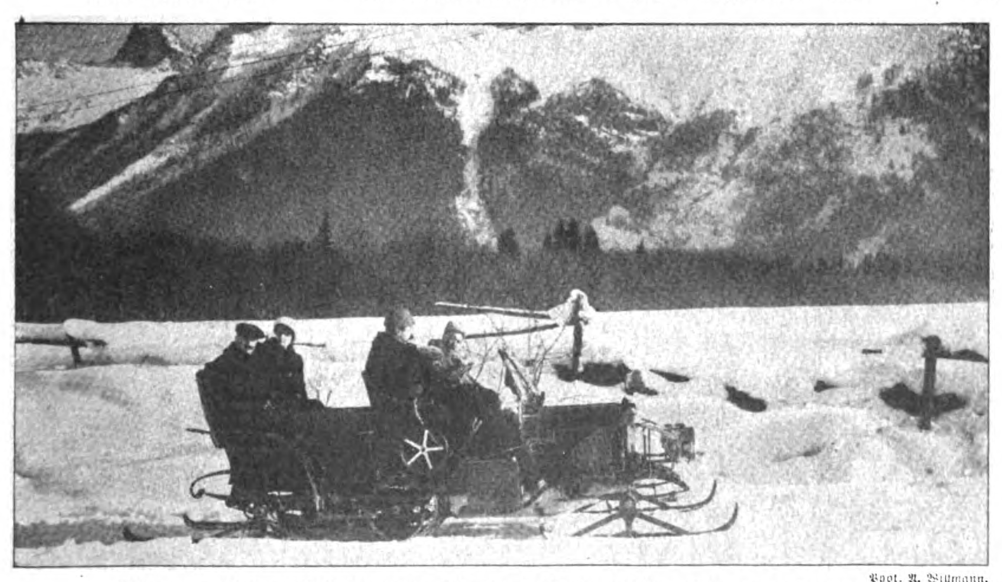
Einen neuen Automobilschlitten hat Leutnant de la Besse konstruiert und damit sehr erfolgreiche Fahrten auf den Höhen von Chamonix ausgeführt. Der Motor des Schlittens hat 18 H. P. und treibt zwei Zahnräder, die in den Schnee eingreifen und den Schlitten auf seinen Kufen vorwärts bewegen.

Immer weiter dringt die Aviatik vor; unser Bild zeigt, wie „Falkenauge", „die große Schlange", und wie die Indianerhelden alle heißen mögen, den neuen Segler der Lüfte umstehen und ein kühner Häuptling es sogar wagt, mit dem „Bleichgesicht" das Wunderfahrzeug zu besteigen.



Phot. A. Hertwig.

Prof. Henri Marteau,
bekannter Violinvirtuose, gibt sechs große Konzerte in Berlin.

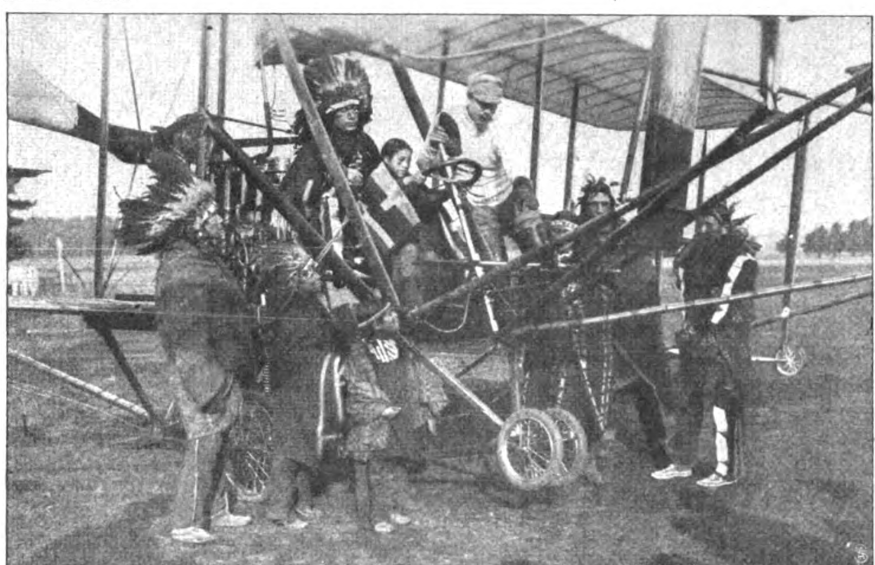


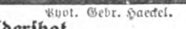
Phot. A. Willmann.

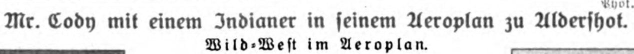
Ein neuer Automobilschlitten des Ltn. de la Besse auf der Höhe von Chamonix.

Vor wenigen Tagen starb die einzige Tochter des bekannten englischen Finanzmannes und Vertrauten König Edwards von England Sir Ernest Cassel, Mrs. Wilfrid Ashley in jugendlichem Alter an einem Lungenleiden.

Das erste Opfer der Militäraviatik in Deutschland war Leutnant Waldemar Stein; er wurde bei einem Abstiegmanöver auf dem Flugplatz in Döberitz zur Erde geschleudert.




Phot. Gebr. Haeckel.


Mr. Cody mit einem Indianer in seinem Aeroplan zu Aldershot.
Wild-West im Aeroplan.


Phot. Mdm. Lallie Charles.

Mrs. Wilfrid Ashley †
einzige Tochter des englischen Finanzmannes Sir Ernest Cassel.


Heinrich Eickmann †
bekannter Maler und Radierer.

Der bekannte und geschätzte Maler und Radierer Heinrich Eickmann in Berlin verstarb an einer Blutvergiftung.

Der Professor der neueren Geschichte Geh. Reg.-Rat Dr. Heinrich Ullmann in Greifswald beging vor wenigen Tagen in voller körperlicher und geistiger Frische seinen 70. Geburtstag.

Vor kurzem vermählte sich die Tochter des Chefs der Nordseestation Admirals Grafen von Baudissin, Asta, mit Herrn Kptltn. Joachim von Arnim. Bei der Hochzeitsfeier erntete ein von Damen und Herren getanzter altfranzösischer Tanz großen Beifall.


Prof. Dr. H. Ullmann,
Greifswald,
beging seinen 70. Geburtstag.


Leutnant Waldemar Stein †
das erste Opfer der deutschen Militäraviatik.


Phot. Iwersen.

Damen von links: Frau Habedank, Frau von Krosigk, Gräfin Elli Moltke, Frau Eberius, Frl. Wilde, Gräfin Marieliese Moltke.
Herren von links: Oberlt. z. S. Grau, Oberlt. z. S. von Seydlitz-Kurzbach, Kapitänlt. Frhr. von Paleske, Oberlt. z. S. von Keyserlingk, Oberlt. z. S. von Schwerdtfeger, Oberlt. z. S. Graf von Schweinitz.

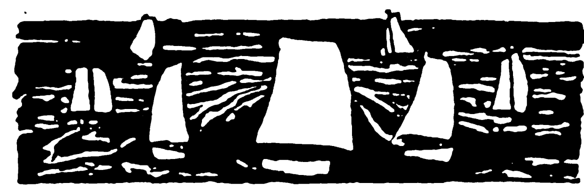
Altfranzösischer Tanz ausgeführt von Damen und Herren der Gesellschaft.
Von den Hochzeitsfeierlichkeiten im Hause des Admirals Grafen von Baudissin, Wilhelmshaven.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 9. Berlin, den 4. März 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 9.



Die sieben Tage der Woche.

23. Februar.

In Paris erliegt, 61 Jahre alt, der französische Kriegsminister General Brun (Portr. S. 350) einem Schlaganfall.

Eine Vertrauensmännerversammlung der Staatsbeamten in Triest beschließt, die passive Resistenz aufzugeben und zur normalen Arbeit zurückzukehren.

24. Februar.

Der Reichstag nimmt das Gesetz über die Friedenspräsenzstärke des Heeres in zweiter Beratung mit 247 gegen 63 Stimmen bei 11 Enthaltungen an.

Die französische Deputiertenkammer erteilt dem Ministerium Briand, gegen das die Radikalen wegen Nachgiebigkeit gegen die Klerikalen scharfe Angriffe richten, mit nur 16 Stimmen Mehrheit ein Vertrauensvotum.

25. Februar.

Der Kronprinz tritt in Bombay an Bord des Dampfers „Arabia" die Rückreise nach Europa an.

Bei der Reichstagsersatzwahl in Lindau-Immenstadt für den verstorbenen Zentrumsabgeordneten Schmidt wird eine Stichwahl zwischen den Kandidaten des Zentrums und der Liberalen notwendig.

In Charlottenburg stirbt, 82 Jahre alt, der Romandichter Friedrich Spielhagen (Portr. S. 350 u. 351), in München, 62 Jahre alt, der Maler Fritz von Uhde (Portr. S. 353).

Aus Belgrad wird gemeldet, daß der deutsche Gesandte von Reichenau bei dem Ministerpräsidenten Paschitsch Protest erhob, weil der Kriegsminister Gojkowitsch ihn beschuldigt hat, sich von Familienrücksichten bei Befürwortung deutscher Firmen leiten zu lassen.

Der amerikanische Senat stimmt dem Handelsvertrag mit Japan zu.

Aus Söul kommt die Meldung, daß eine neue Verschwörung gegen das Leben des Vizekönigs von Korea entdeckt worden ist.

26. Februar.

Die bulgarische Sobranje beschließt, die früheren stambulowistischen Minister wegen Schädigung des Staates aus Eigennutz vor dem Staatsgerichtshof unter Anklage zu stellen.

In Berlin tritt der Bund der Handwerker zu seiner sechsten Generalversammlung zusammen.

27. Februar.

Bei der Reichstagsersatzwahl für den verstorbenen Zentrumsabgeordneten Hirschberg wird der Kandidat des Zentrums Gutsbesitzer Orlowski gewählt.

In Frankreich demissioniert das Ministerium Briand.

Der serbische Kriegsminister Oberst Gojkowitsch gibt wegen des Konfliktes mit dem deutschen Gesandten von Reichenau seine Entlassung.

In Sofia feiert König Ferdinand von Bulgarien seinen fünfzigsten Geburtstag.

28. Februar.

In Malchin wird der mecklenburgische Landtag eröffnet.

Der österreichisch-ungarische Minister des Aeußeren Graf Aehrenthal tritt nach Schluß der Delegationstagung in Budapest aus Gesundheitsrücksichten einen auf mehrere Monate berechneten Urlaub an und wird während dieser Zeit von dem Botschafter in Konstantinopel Markgrafen Pallavicini vertreten.

Der Generalgouverneur von Algier Jonnart gibt infolge der Demission des Ministeriums Briand seine Entlassung.

1. März.

Aus Paris wird gemeldet, daß der Senator Monis die Bildung des neuen Ministeriums in der Hauptsache vollendet hat.

Aus Mexiko kommt die Nachricht, daß die Rebellen nach hartem Kampf die Stadt Fronteras eingenommen haben.

Ehre und Gewissen.

Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Adolf Lasson.

Ein Offizier der preußischen Armee hat einen Selbstmordversuch gemacht. Der militärische Ehrenrat hat auf Entlassung aus der Armee mit schlichtem Abschied, also mit Verlust von Rang und Uniform erkannt. Er begründet seinen Spruch damit, daß der Selbstmordversuch als eine erhebliche Verletzung des Fahneneides und damit als eine Versündigung gegen die Standesehre unter erschwerenden Umständen zu betrachten sei. Der oberste Kriegsherr hat demgegenüber erklärt, er könne die Einleitung eines ehrengerichtlichen Verfahrens wegen eines Selbstmordversuches nicht billigen. Solch eine Tat unterliege der Verantwortung nicht vor einem menschlichen Gericht, sondern nur vor Gott und dem Gewissen. Ein Verschulden des Bruchs des Fahneneides daraus zu konstruieren, sei nicht statthaft. „Ich bestimme daher, daß die Akten hierüber wegzulegen sind." Es ist kein Zweifel, daß der oberste Kriegsherr damit dem allgemeinen Empfinden der ernst und recht Denkenden ein Genüge verschafft hat, das ihm herzlich gedankt werden muß.

Es handelt sich darum, dem Gegenstand gegenüber den rechten Gesichtspunkt zu finden, unter dem er betrachtet werden will. Die Frage ist nicht die des sittlichen Urteils über die Tat des Selbstmordes. Daß der Selbstmord, wenn mit freier Ueberlegung in ausdrücklichem Willensentschluß vollzogen, Sünde ist, darüber stimmen die verschiedenen Konfessionen überein. Ein Unterschied wird am ehesten darin liegen, daß die eine Konfession nach ihrer grundsätzlichen Auffassung

mehr die im Herzen wohnende Sündhaftigkeit überhaupt, aus der die Tat fließt, die andere nach ihrer besonderen Eigenart vorwiegend die einzelne sündhafte Tat verurteilt. Wo man unter anderem Gesichtspunkt als dem religiösen urteilt, da findet man in dem mit klarem Bewußtsein gewollten Selbstmord einen Akt der Feigheit, sofern er den Mangel an dem Mut beweist, der nötig ist, um die Schmerzen und Kämpfe des Lebens auf sich zu nehmen, oder einen Beweis der Pflichtvergessenheit, insofern man sich den im Interesse der anderen und der Gesamtheit zu lösenden Aufgaben eigenwillig entzieht. Andere wieder lehnen die sittliche Beurteilung überhaupt ab und heben hervor, daß der Selbstmord unter einer bestimmten Bevölkerung in einer bestimmten Zahl von Fällen vorzukommen pflege und unter die natürlichen Todesursachen wie Krankheiten oder Unfälle einzureihen sei; gerade Völker von höherer Kulturstufe zeigten auch eine höhere Zahl von Selbstmorden, weil mit der zunehmenden Kultur die Kraft des Widerstandes gegen den instinktiven Trieb der Selbsterhaltung wachse, wenn die Widerwärtigkeiten des Lebens das Interesse an der Fortdauer des Lebens allzu sehr beeinträchtigten.

Ueber das höhere Recht der religiösen, der moralischen oder der naturalistischen Beurteilung des Selbstmordes zu entscheiden, fordert der Anlaß nicht heraus. Daß des Menschen geistige Anlage und Bestimmung, sein Verhältnis zu Gott, zu den Nebenmenschen, zum Universum den religiösen Gesichtspunkt für seine Willensbetätigung zum eigentlich entscheidenden macht, werden ernste Gemüter gern zugeben. Aber darum handelt es sich hier nicht. Sondern es handelt sich um den Anspruch des Menschen, sich in seinem Innern, wo es Fragen des sittlichen Lebens gibt, frei zu entscheiden. Es gibt ein Gebiet des Handelns, wo wir der Rechtsordnung verantwortlich sind; auf diesem Gebiet herrscht die Frage der Gerechtigkeit, der Einfügung des Handelns jedes einzelnen in die Bedingungen, die für den Bestand einer menschlichen Gemeinschaft und für die Erreichung der menschlichen Zwecke in dieser Gemeinschaft die entscheidenden sind. Wir erkennen der Rechtsordnung, der wir unterstehen, jede Art von Würdigkeit, ja von Heiligkeit zu; denn am Recht liegt es, daß nicht bloß die einzelnen zu leben und zu gedeihen vermögen, sondern daß auch alle Güter der idealen Kultur gewahrt werden, daß sie Bestand und Förderung finden können. Aber es ist eine grundlegende Forderung für Menschenwürde und Persönlichkeit, daß die Herrschaft des Rechts nicht zu weit, daß sie nicht über alles ausgedehnt werde. Es muß einem jeden von uns eine Sphäre freier Selbstentscheidung gewahrt bleiben, damit sich überhaupt ein sittlicher Charakter herausbilden und befestigen könne. Jeder Eingriff in das freie Gewissen, den die Bedingungen des Bestandes der Gemeinschaft nicht unvermeidlich machen, ist ein Attentat auf die Persönlichkeit, das des Menschen Wert in seinem innersten Kern zu vernichten droht.

Unter den Gütern, die das Menschenleben menschlich machen, ist eins, dem die allergrößte Zartheit und Verletzlichkeit und zugleich die machtvollste Bedeutung für die Innerlichkeit wie für das äußere Dasein der Persönlichkeit zukommt: das ist die Ehre. Man mag über die Ehre mit dialektischer Kunst die geistvollsten Ueberlegungen anstellen und den Ehrenpunkt in die Lächerlichkeit ziehen, so viel man will: kein gesundes Gefühl kommt doch über den Ehrenpunkt hinweg. Meine Ehre liegt im Urteil der andern Menschen, und dies Urteil kann unverständig, unbegründet, gehässig sein; das ist ganz richtig. Die Ehre ist Standes- und Berufsehre; sie beruht zum Teil auf Herkommen und auch wohl auf Vorurteil: auch das mag man zugeben. Aber ich lebe und wirke in der Gemeinschaft mit andern; daß ich von diesen andern als von gleicher Würdigkeit und gleicher Berechtigung anerkannt werde, das macht mir das Leben möglich, das ist das erste Element eines gesunden Selbstgefühls. Die Selbstbehauptung der Persönlichkeit hängt daran; Beeinträchtigung oder Verlust der Ehre ist Vernichtung der Persönlichkeit. Wie in Fragen der persönlichen Ehre ein Mensch zu handeln hat, das muß seiner Selbstentscheidung überlassen bleiben, darin hat er sich vor Gott und seinem Gewissen zu verantworten. Die Verantwortung vor dem menschlichen Gericht beginnt auch hier erst, wo in den Bestand der rechtlichen Ordnung äußerlich verletzend eingegriffen wird.

Gegenwärtig herrscht vielfach ein Bestreben, da, wo es sich um die Verantwortung vor dem menschlichen Gericht handelt, in die tiefste Innerlichkeit und ihre letzten Motive, in das Gebiet der sittlichen Selbstentscheidung und die Wurzeln der Gesinnung allzuweit vorzudringen. Hier liegen die größten Gefahren für die freie Persönlichkeit. In dem im Eingang erwähnten Fall hat der oberste Kriegsherr bestimmt, daß die Akten hierüber wegzulegen sind. Er hat wohl daran getan. Es ist die Sache der freien Persönlichkeit und der sittlichen Selbstentscheidung unter dem Gesichtspunkt von Ehre und Gewissen, der damit ein wertvoller Dienst geleistet worden ist.

Reisetagebuch aus Südamerika.

Von Georges Clemenceau.

V.

Es ist leichter, allgemeine Gesichtspunkte aufzustellen, als bis auf den Grund des argentinischen Wesens einzudringen. Natürlich läßt ein höherer Kulturgrad in der „Gesellschaft" die Züge schärfer hervortreten, die für Verallgemeinerungen leichter zu verwenden sind. Der Nordamerikaner ist gastfreundlich im wahrsten Sinne des Wortes. Auf einen Empfehlungsbrief hin steht einem sein Haus offen. Er quartiert uns bei sich ein und überläßt uns, indem er selbst für den Lauf seiner täglichen Beschäftigungen volle Freiheit bewahrt, nach Belieben unsern Neigungen. Der Argentinier ist nicht weniger gastfreundlich, aber in einer reservierteren Form. Obgleich ich der Geschäftswelt fernstehe, habe ich sie doch aus genügender Nähe gesehen, um annehmen zu dürfen, daß die Gewinnsucht, wenn das Geld hier auch nicht in minderer Gunst steht als in anderen Ländern, doch so stark durch liebenswürdiges Wohlwollen gemildert wird, daß alle Geldgier in angenehmer und harmonischer Milde auf-





WALZER-ABEND
DER
„WOCHE"

Philharmonie zu Berlin, Bernburgerstr. 22—23, am Mittwoch, dem 8. März, abends 8 Uhr. Das Fest besteht aus Konzert und Ball und wird zum Besten des unter dem Protektorat der Frau Kronprinzessin stehenden Berliner Krippen-Vereins veranstaltet. Während des Konzerts werden zwölf Paare des Balletts der Kgl. Hofoper in entsprechenden Kostümen die vier Walzer der ersten Sammlung vortanzen, und die Mitglieder der Kgl. Hofoper: Fräulein Lola Artôt de Padilla und Herr Kammersänger Paul Knüpfer sowie Frau Kammersängerin Ida Hiedler Tanzlieder und Arien singen. Der Königl. Schauspieler Dr. Walter Staegemann wird den von Marx Moeller verfaßten Prolog „Unsere Walzer" vortragen. Die Ballmusik leitet der k. k. Hofballmusikdirektor Johann Strauß. Die neun preisgekrönten Tanzwalzer der „Woche" werden hier zum erstenmal öffentlich gespielt und getanzt.

Eintrittskarten	*5 Mark*
Familienkarten, für 4 Personen gültig . . .	*15 Mark*
Logenplätze	*10 Mark*

Karten bei Bote & Bock, Leipziger Straße 37, Warenhaus A. Wertheim, Leipziger Straße 130-133 und Kantstraße 3, im Bureau der Auguste-Viktoria-Krippe, Kyffhäuser Straße 22, und bei sämtlichen Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers".



geht, die in den Anforderungen des Kampfes ums Dasein eine Zeitlang erquickt.

Im Familienleben springt der Unterschied zwischen der sozialen Lebensanschauung Nord- und Südamerikas jedem am deutlichsten in die Augen. Die Familienbande scheinen in Argentinien stärker geknüpft zu sein als irgendwo sonst. Die Reichen legen hier im Gegensatz zu anderen Ländern Wert auf eine zahlreiche Nachkommenschaft, denn man heiratet sehr frühzeitig. Eine Dame rühmte sich mir gegenüber eines Nachwuchses von vierunddreißig Personen, Kindern und Enkeln, die sich an dem gleichen Tisch versammelten. Ueberall feiert man beständig Geburtstage, bei denen man mit wirklicher Freude zusammentrifft. Alles hält innig zusammen und pflegt die Gemeinsamkeit, damit der große häusliche Herd Bestand habe. Nicht als ob die Argentinierin in unserem Sinn eine besonders sorgsame Mutter wäre. Man macht ihr den Vorwurf, daß sie recht schlecht erzogene Kinder in aller Oeffentlichkeit zur Schau stelle. Woher kommt es, daß aus derartigen Kindern die höflichsten Menschen von der Welt werden? Vielleicht darf man in gewissen Extravaganzen der Jugend nur die tobende, aber heilsame Lehrzeit der Freiheit erblicken.

Alles, was man von den Landessitten zu sehen bekommt, kann nur zu günstiger Beurteilung Anlaß geben. Die Frauen — sie sind in sehr großer Zahl schön, von einer mehr als spanischen Schönheit und sehr oft sogar verführerisch*) — die Frauen stehen in dem allem Anschein nach gerechtfertigten Ruf, einen untadeligen Lebenswandel zu führen. Ich habe zu viel Gutes von ihnen gehört, als daß ich schlecht von ihnen denken könnte. Ich habe sie so erhaben über alle üble Nachrede gesehen, daß ich nicht alles Gute, das sie sicherlich verdienen, zu ihrem Lob sagen kann. Ueber ihre Empfindungen und gar über ihre Leidenschaften, wenn ich das Wort wagen darf, muß ich stumm bleiben, weil ich nichts darüber weiß. Sind sie fähig, ihre Liebe auszuleben, ihre höchsten Freuden und die damit allzu oft untrennbar verbundenen Leiden auszukosten? Da ich nicht ihr Vertrauter war, wird mir das ewig verborgen bleiben. Höchstens kann ich annehmen, daß sie nicht für die heftigen Lebenskämpfe, wie sie uns in den europäischen Kreisen täglich entgegentreten, geschaffen zu sein scheinen. Ich bitte, in dieser Bemerkung keine Kritik zu erblicken. Es als ein Lob aufzufassen, braucht man nur anzunehmen, daß die argentinische Familie in ihrem regelmäßigen Dasein den vollen Traum der Liebe zur Wirklichkeit werden läßt. Und selbst wenn das nicht der Fall sein sollte, wäre es doch noch schön genug, daß die Frau als treue Hüterin des Herdes durch die Reinheit ihrer Sitten und die Würde ihrer Lebensführung die Verleumdung zu entwaffnen und allgemeine Hochachtung zu verdienen gewußt hat.

Vor allem glaube man nicht, daß es so vielen reizenden Frauen an Unterhaltungstoff gebreche. Böse Zungen haben ihnen in dieser Beziehung einen schlechten Ruf verschafft. Ihre Hauptbeschäftigung ist allerdings, einander gegenseitig den ganzen Tag über zu besuchen und zu „schwatzen", soweit sanfte Geschöpfe, deren beste Freundinnen oder Feindinnen keinen Stoff zum „Klatsch" geben, eben schwatzen können. Ein so großer Mangel an Gesprächstoff würde ein gewisses Stocken in der Unterhaltung schon erklären. Toiletten und Neuheiten aus der Rue de la Paix bilden den Grundstock, mit dem es am wenigsten schlecht bestellt ist*). Steht es damit nicht ebenso in jedem Land? Böse Zungen behaupten auch, die schönen Damen von Buenos Aires, die wie jeder Argentinier dem Sport der Spekulation zugetan sind, interessieren sich besonders lebhaft für die Terrainpreise. Das ist sehr wohl möglich. Man darf sich nicht wundern, daß sie selbst mir nichts davon erzählt haben. Man fügt noch hinzu, sie seien abergläubisch, und es sei für sie von größter Wichtigkeit, zu wissen, was man an dem einen oder anderen Wochentag klugerweise nicht tun dürfe, und an welchen Heiligen man sich in dieser oder jener Bedrängnis wenden müsse. Darüber bin ich nicht aufgeklärt worden. Das kann füglich nicht anders sein. Denn die Vorbedingungen für eine ausschließlich zwischen Damen gepflogene Unterhaltung wären ja nicht mehr gegeben gewesen, wenn ich mich in ihrer Mitte befunden hätte. Viel natürlicher scheint mir übrigens die Annahme, daß all die Wohltätigkeitswerke, an denen die Damen von Buenos Aires so eifrigen Anteil nehmen, ohne großen Zeitaufwand nicht zu einem guten Ende geführt werden können. Endlich kann ich in aller Aufrichtigkeit erklären, daß die Verstandesbildung der weiblichen Jugend wohl nicht zu den Dingen gehört, in denen die Argentinische Republik uns den Rang abgelaufen hat, daß ich aber wirklich reizende Vertreterinnen der Frauenwelt anzutreffen das Glück hatte, für die eine echt pariserische, allgemeine Bildung voraussetzende Unterhaltung keinerlei Geheimnisse hatte. Soll ich noch hinzufügen, daß sich damit der Reiz einer aus dem Herzen kommenden Liebenswürdigkeit und echten Einfachheit verbindet, wie Sie sie an den Ufern der Seine nicht häufig antreffen?

Ich habe noch nicht vom „Shopping" (der Kunst des Einkaufens von Laden zu Laden) gesprochen, das die Hauptbeschäftigung des schönen Geschlechts in Nordamerika ist. Das liegt daran, daß man diesen Zeitvertreib in Buenos Aires nicht entdecken kann. Wie ich schon gesagt habe, ist der Bürgersteig im Geschäftsviertel derartig beengt, daß nicht einmal zwei Personen nebeneinander gehen können. Man sucht in einem solchen Gedränge keine schönen Toiletten. Darum begegnet man in den Straßen des Zentrums auch keinen Spaziergängerinnen. Eiligen Schrittes gehen die Frauen ihren Geschäften nach, nichts weiter. Andere empfangen vielleicht die Lieferanten in der Wohnung oder steigen aus dem Automobil, das von fünf Uhr abends an nicht mehr in allen Geschäftsstraßen verkehren darf. Was bleibt dem Bürger da noch zum Umherschlendern? Die breiten Ringstraßen, wohin ihn nichts zieht, und wo ihn nichts fesselt, und dann Palermo, das unvermeidliche, einzige Palermo.

Begreiflicherweise leidet unter diesen Umständen der Anblick der Straßen von Buenos Aires schwer daran, daß das schöne Geschlecht, das anderswo den Footingsport betreibt, hier fehlt. Man sollte annehmen, unsere Argentinierinnen würden in Palermo, wo die Fußwege glücklicherweise frei zwischen den Blumenbeeten, Rasenflächen und Gebüschen liegen, den natürlichen Gebrauch

---

*) Ich werde mich keineswegs vermessen, eine Beschreibung der argentinischen Schönheit zu wagen. Es sei mir gestattet, die großen, schwarzen, mit tiefem Glanz ausgestatteten Augen, die köstlich goldene Hautfarbe, unter der ein adliges Blut feurig pulsiert, und das sanfte Lächeln zu erwähnen, dessen Jugendlichkeit sich in jedem Lebensalter gleichbleibt.

*) „Sechs Kleider genügen mir für eine Pariser Saison; in Buenos Aires habe ich zwölf nötig." So sprach eine schöne Argentinierin, die vor nicht langer Zeit noch zur diplomatischen Gesellschaft von Paris gehörte. Der engere Verkehrskreis und der daraus hervorgehende Wettstreit in Fragen des Luxus könnten den Unterschied erklären.

ihrer Beine wiederfinden und sich so vor einer verhängnisvollen Neigung zu allzu großer Rundlichkeit schützen. Aber nein. Die Schicklichkeitsbegriffe widersetzen sich dem. Unsere Altvordern, die Leute von gereifter Denkweise waren, hatten die Lebensregel, daß jedes Uebermaß ein Mangel sei. Buenos Aires ist noch nicht zu diesem Grad weiser Erkenntnis gelangt, und die Damen der Gesellschaft, die sich nicht mit ihrer leidenschaftlichen Tugendpflege begnügen, wollen diesen erlesenen Ruhm noch durch ihre ausgeprägte Vorliebe dafür erhöhen, daß ihr Ruf auch nicht den mindesten Gesprächsstoff liefern kann. Um keinen Vorwand zum Gerede zu geben, muß man sich von jedem menschlichen Wesen abschließen, mit dem ein Zusammentreffen irgendwie erörtert werden könnte. Darum wagt sich das schöne Geschlecht der Hauptstadt nur unter dem Schutz eines strengen Gesetzes nach Palermo, demzufolge es als ein Zeichen schlechter Erziehung gilt, wenn man auf der öffentlichen Straße stehenbleibt, um eine Dame zu begrüßen, der man vielleicht abends in einem Salon begegnet. Wir sind nicht mehr in Europa, sicher nicht.

Und um diesen exotischen Eindruck zu vervollständigen, muß man wissen, daß die Ehemänner eifersüchtig sind, oder daß dieses wenigstens allgemein behauptet wird, was doch, wie ich annehme, einigermaßen auf Wahrheit beruhen muß. Nach meinen eigenen Erfahrungen sind sie nicht weniger liebenswürdig als ihre sehr liebenswürdigen Gattinnen und scheinen von keinerlei tragischen Absichten demgegenüber beseelt, der ihr übertriebenes Mißtrauen und ihre Empfindlichkeit herausfordern könnte. Nein. Aber geschieht es einmal, daß man nach dem Diner im ruhigen Geplauder mit zwei oder drei Damen begriffen ist, und daß man durch den Verkehr der Gäste im Salon einmal für einen Augenblick mit einer dieser Damen allein sich unterhält, so wird es nur höchst selten vorkommen, daß man nicht sofort den Herrn Gemahl mit dem liebenswürdigsten Lächeln herbeieilen sieht, um den ihm von Rechts wegen gebührenden Anteil an der Unterhaltung zu nehmen. Bei uns, wo es für Eheleute zum guten Ton gehört, den Anwesenden gegenüber ihre Vertraulichkeit nicht hervorzukehren, würde das verwunderlich erscheinen.

Ich möchte von dem jungen argentinischen Mädchen reden. Dabei setzt mich nur das eine in Verlegenheit, daß ich dieses Mädchen nicht gesehen habe.

Jedermann weiß, daß in Nordamerika das junge Mädchen die soziale Einrichtung par excellence ist. Man hat so viel von ihm gesprochen, daß Europa und Asien es gründlich kennen müssen. Nach dem Muster dessen, was man in Frankreich und allgemein in allen lateinischen Ländern beobachtet, spielt das junge Mädchen auch in der argentinischen Gesellschaft gar keine Rolle. Man sieht es natürlich bei den Eltern, im Konzert, wo es als Augenweide zahlreich vorhanden ist, in Palermo, im Tigre*), in dem recht bürgerlichen Eispalast, wo es unter den Augen der Mama Schlittschuh zu laufen pflegt, und schließlich auf dem Ball, jenem Gipfel höherer Freuden, dessen Zeremoniell auf der ganzen gesitteten Erde das gleiche ist. Alles das aber macht aus der weiblichen Jugend Südamerikas nicht ein soziales Element des Verkehrs und der gesellschaftlichen Beziehungen, wie es in den Vereinigten Staaten der Fall ist. Das junge Mädchen muß infolgedessen bis zum Hochzeitstag abseits von der Gesellschaft stehen. Man sollte sich aber davor hüten, die junge Argentinierin ihrer lateinischen Schwester in Europa in allen Stücken gleichzustellen. Vielleicht weniger gebildet, aber lebhafter in ihrem Auftreten und weniger zurückhaltend in ihrer Redeweise, bekundet sie angeblich eine größere Unabhängigkeit in Mar del Plata, dem einzigen Treffpunkt der wohlhabenden Familie, da die Pampa keinerlei Unterkunft außer der Estancia*) zu bieten hat. Im Theater von Colon, in der Oper nimmt das junge Mädchen den vordersten Platz in der Loge ein, zieht aller Augen auf sich und verwandelt das ganze Parkett in einen ungeheuren bändergeschmückten Blumenkorb.

Man macht nun mehr dieser Jugend, die keines Zierats bedarf, den Vorwurf, daß sie sich oft entlehnter Reize, der Puderquaste und des Pinsels bediene, und diese Kunst soll ihr sogar gerade von der Seite überliefert sein, die berufen wäre, sie davor zu warnen. Das muß eine Verleumdung sein, denn alle diesbezüglichen Fragen, zu denen ich den Mut faßte, fanden als einzige Antwort ein Achselzucken und ein köstlich klingendes Lachen. In solchen Fällen ist ein Mann von Lebensart verraten und verkauft.

*) Mit diesem Namen bezeichnet man im allgemeinen die Inseln des Parana-Deltas

*) Großes Dominium für Ackerbau und Viehzucht.

Friedrich Spielhagen †

Von Prof. Dr. Karl Frenzel.

(Hierzu Porträt auf S. 351.)

Seit einem Jahrzehnt war Friedrich Spielhagen für die Mitwelt schon halbwegs eine historische Persönlichkeit geworden. Nicht sowohl wegen seines Alters, als weil er seit dem Herbst des Jahres 1900 verstummt war. Sein Roman „Freigeboren“, der damals erschien und sich eng an den ihm vorangegangenen „Opfer“ im Inhalt anschließt, ist sein letztes Werk geblieben. Im Januar jenes Jahres hatte er die treuwaltende Gattin, die Seele des Hauses, in ihrer Güte, Hingabe und Geduld ein Herz der Herzen, verloren. Er hat ihren Verlust nie überwinden können. Ein Nervenleiden, halb die Folge des Kummers und der Trauer, halb der Ueberarbeitung, raubte ihm bald darauf die Fähigkeit des eigenen Lesens und Schreibens. Er war auf das Auge und die Hand seiner Tochter Toni angewiesen, die ihm vorzulesen pflegte und seine Briefe schrieb. Dieses Verstummen in einer Zeit, die von jedem bedeutenderen Menschen in ihrer unbarmherzigen Energie eigentlich bis zum letzten Atemzug Arbeit fordert, entrückte ihn uns mehr und mehr. An seinem achtzigsten Geburtstag, dem 24. Februar 1909, durfte ich unter allgemeiner Zustimmung sagen, daß seine Werke als die historische Darstellung einer hinter uns liegenden Epoche, der ereignisreichen Zeit und der deutschen Gesellschaft des Menschenalters von 1860 bis 1890, zu betrachten seien und als solche ein unverlierbarer Schatz unserer Literatur, ein Denkmal dauernder als von Erz und Stein für immer sein würden.

In jenen Jahren ist Spielhagen der hervorragendste und gelesenste deutsche Romanschriftsteller von Weltruf und Weltwirkung gewesen. Niemand machte ihm diesen Vorrang streitig, alle andern traten neben ihm sowohl in der Gunst des Publikums wie vor dem Reichtum seiner Schöpfungen in die zweite Reihe zurück. Seiner schöpferischen und beweglichen Phantasie kam die Unermüdlichkeit seines Fleißes gleich. Fast in jedem Jahr beschenkte er uns mit einem neuen Werk. Gewiß war nicht alles Gold und Edelgestein. Aber von seinem Erstlingswerk „Problematische Naturen“ bis zu dem letzten „Opfer“ welch eine glänzende Reihe ausgezeichneter Schöpfungen: „In Reih und Glied“ — „Hammer und Amboß“ — „Sturmflut“ — „Plattland“ — „Was will das werden“ — „Faustulus“ bot er uns dar! In der Mannigfaltigkeit ihrer Stoffe, in der Fülle ihrer Figuren und der Pracht ihrer Schilderungen mit

den Romanen Walter Scotts, Dickens und Balzacs wetteifernd und an Gedankentiefe und -weite des Horizonts sie übertreffend. Der Ruhm, der ihn umstrahlte, galt zugleich dem außerordentlichen Talent des Dichters und der Gesinnung des Mannes. Nach Gutzkows Romanen „Die Ritter vom Geist“ und „Der Zauberer von Rom“, die zum erstenmal in unserer erzählenden Literatur politische, religiöse und soziale Fragen, Stimmungen und Verhältnisse behandelten, suchen auch die Spielhagens das deutsche Volk in seiner politischen Arbeit und Entwicklung auf. Mit seltenem Scharf- und Tiefblick der Beobachtung und einer noch selteneren Kunst, dies spröde Material poetisch und symbolisch zu gestalten. Wie eigenartig hat er es verstanden, die Gegensätze zwischen Adel und Bürgertum, die sozialdemokratische Bewegung und ihren dämonischen Einfluß auf die Jugend in ergreifenden, aus der unmittelbaren, allbekannten Gegenwart gegriffenen Vorgängen und Figuren leibhaftig und gegenständlich zu machen und das Graue und Kahle der Theorie in blühendes Leben zu verwandeln! 1829 geboren, stand Spielhagen im Bann der freiheitlichen und idealistischen Anschauung, die im März 1848 die Jugend leidenschaftlich bewegte. Wir alle sehnten ein einiges, freies Vaterland herbei, wir hatten das Gefühl, einem Heer oder einem Pilgerzug auf der Wanderung nach dem Land des Ideals anzugehören, das uns die blaue Blume der Romantik ersetzte. Bis zum Ende ist Spielhagen diesem Ideal treu geblieben: gerade das Unbestimmte und Verschwimmende der Vorstellung zog den Dichter an. Er hat sich selbst einmal als Republikaner bekannt, und der Gerechtigkeitsinn, der mächtig in ihm war, machte ihn zum Gegner und zum Bekämpfer aller Unterdrückungen und Gewalttaten. Seine ersten Lebenserfahrungen in Pommern und Rügen, seiner zweiten Heimat und dem fruchtbaren Nährboden seiner Dichtung, wiesen ihn auf die Kluft, die den Junker von dem Bürger trennte — eine Kluft, die keine Bildung des Geistes, keine Güte des Herzens, kein Reichtum hier und keine Armut dort zu überbrücken vermochten, die bis heute trotz 1848 und 1870 noch nicht geschlossen ist. Aus der seelischen Empörung darüber ist der Dichter emporgewachsen. Seine Lust zu fabulieren, die Menschen und Dinge, die ihn umgaben, äußere Begebenheiten und innere Erlebnisse zu schildern, verband sich in ihm mit dem Drang des Politikers, seine Grundsätze zu bekennen und zu verbreiten. Er war nicht blind gegen die glänzenden und bestechenden Eigenschaften des Adels und der herrschenden Klassen, noch in seinen letzten Romanen „Opfer“ und „Freigeboren“ hat er der melancholischen Empfindung Ausdruck gegeben, welch ein Verlust für die feinere Kultur des Lebens und für die schöne Menschlichkeit es wäre, wenn die sozialdemokratische Hochflut solche Existenzen für immer fortrisse und in ihrem Zukunftstaat unmöglich machte, aber sein Mitgefühl und seine Teilnahme führte ihn stets wieder zu den Armen und Bedrückten zurück. Darum ließ er seine Helden aus niederen Verhältnissen, in harter Zucht und Arbeit zu den Höhen des Lebens emporsteigen, glücklich werden oder im Kampf mit dem Schicksal und dem Widerspruch in der eigenen Seele zugrunde gehen. Die politische und soziale Entwicklung, die das deutsche Volk in den Jahren von 1848 bis 1890 durchgemacht hat, ist in Spielhagens Erzählungen verdichtet. Er hatte eine gewisse Abneigung gegen den historischen Roman, trotz seiner Bewunderung für Walter Scott, nun ist er selbst zum poetischen Historiker, zum Darsteller der äußeren und inneren Umwandlungen seines Volkes geworden. Das Bild einer großen und bewegten Vergangenheit wird das kommende Geschlecht in seinen Werken sinnvoll und ergreifend an sich vorüberziehen sehen. Weit über das Interesse der Spannung und Unterhaltung, über die Freude an farbigen Schilderungen und bewegten Vorfällen hinaus hat Spielhagen die deutsche Romandichtung auf die Höhe weltumfassender Gedanken erhoben, zur Erzieherin und Bilderin des Volkes im Sinn der Freiheit und Gerechtigkeit.

Seit 1862 lebte Spielhagen in Berlin, nacheinander in der Matthäikirchstraße, in der Hohenzollernstraße, seit 1893 in der Kantstraße. Er war Zeuge der wundersamen, beinah unheimlichen Entwicklung der Stadt, er verwuchs mit ihr, er nahm an ihren Freuden und Leiden teil. Auf der Lehrkanzel des Handwerkervereins in der Sophienstraße hat ihn, wie oft, der Beifall aufmerksamer und hingerissener Zuhörer und Zuhörerinnen umrauscht. Unwillkürlich wurde ihm so die Stadt in ihren Höhen und Tiefen, in all ihren Gesellschaftskreisen zum Schauplatz seiner Dichtungen. Vom Königschloß bis zu der Kellerwohnung herabgekommener Arbeiterfamilien baut sie sich vor uns auf. Der Glanz und Rausch ihrer Geselligkeit, der Sturm und Drang in ihren politischen Versammlungen, das Treiben und Hasten in den Kaffeehäusern, den Theatern und Kunstausstellungen ist in Bildern von Menzelscher Schärfe flimmernd festgehalten. Fontane ist der Dichter und Maler Berliner Landschaft, Spielhagen der des städtischen Innenraums. Keiner hat besser als er das Fluidum, das Berlins Gesellschaft der siebziger Jahre ausströmte, und den Hauch ihres Geistes wiederzugeben gewußt. Er war selbst ein Mensch heiterer Festfreude und Geselligkeit, der liebenswürdige und behagliche Wirt in seinem gastfreien Haus, ein Vorsitzender voll Anmut und Würde an der Tafel der Literarischen Gesellschaft, ein geistvoller und schlagfertiger Redner, der in der Kürze die Würze seiner Ansprachen suchte.

Wie in seinen politischen, war er in seinen ästhetischen Anschauungen zu fest und sicher begründet, um von der Laune und Mode des Tages fortgerissen zu werden. Der Naturalismus um jeden Preis verführte ihn so wenig wie die sinnlich-seelische Nervosität der Modernen, seinen Bannkreis zu verlassen, aber er verschloß sich den Anregungen, die sie ihm boten, nicht eigensinnig. Wer den Roman: „Was will das werden?“ aus dem Jahr 1886 mit dem Roman „Opfer“ von 1899, die beide auf der Darstellung der sozialdemokratischen Bewegung beruhen, eingehend auf Stil und Technik vergleicht, erkennt die Fortschritte, die noch der alternde Spielhagen aus der Unbestimmtheit und Farblosigkeit allgemeiner Vorstellungen zu der naturalistischen Erfassung und Schilderung des Details gemacht hat. Im Kern sich selbst getreu und unentwegt, gehörte er wie seine Helden zu den immer strebend sich Bemühenden, die alte Schule und Kunst, aus der er hervorgegangen, nie verleugnend, aber erwartungsvoll den Lauf der neuen Strömung mit ihrem Wogen und Branden verfolgend. Als Mensch und Dichter, als Bürger und Volkserzieher ein aufrechter Mann, im Bewußtsein, daß der Menschheit Würde, wie Schiller sagt, mit in seine Hand gegeben sei, kein Anbeter des Erfolges und des goldenen Kalbes, kein Schmeichler der Masse. In der Feier seines siebzigsten Geburtstags fand sein Leben in der allgemeinen Anerkennung und Huldigung seinen Höhepunkt. Bis dahin konnte man ihn einen glücklichen Mann nennen, auch darum, weil man ihn noch in körperlicher Frische und im Vollbesitz geistiger Kraft sah. Dann trat mit dem Tod seiner Gattin und dem Ausbruch seines Nervenleidens die tragische Verfinsterung ein, aus der ihn bei manchem Wechsel zwischen Besserung und Rückfall nach zehnjährigem Widerstand einer zähen Lebensenergie der Allerlöser am 25. Februar sanft in den Frieden und die Unsterblichkeit des Nachruhms geführt hat.

Aesthetik des geteilten Rockes.

Von Kurt Aram.

In der vorigen Nummer der „Woche“ sahen wir eine Photographie, die zwei Damen mit geteilten Röcken auf dem Rennplatz in Auteuil zeigte. Die eine Dame wird durch ihre Tracht wohl jedem nicht durch die neue Mode einfach hypnotisierten Auge unangenehm aufgefallen sein. Das Kleid war beträchtlich hoch gehoben, so daß man ein Paar wulstige, aber enge Pluderhosen erblickte, wie man sie auf der Straße bisher nur bei Perserinnen aus den niederen Volksschichten sah. Die Tracht der andern Dame wirkte hingegen durchaus nicht unästhetisch. Man merkte sozusagen gar nicht, daß sie einen geteilten Rock trug.



Je ungewöhnlicher eine neue Mode ist, um so unauffälliger muß sie getragen werden, soll man sie nicht als unästhetisch und bald als lächerlich empfinden. Dies Axiom des guten Geschmacks müßte wieder mehr Beachtung finden. Um so mehr, als Shakespeare heute nicht mehr recht hat, wenn er meint: „Schönheit wird nur vom Kennerblick gekauft, nicht angebracht durch des Verkäufers Prahlen.“ In unserer Zeit bedeutet auch für die Schönheit „des Verkäufers Prahlen“ gemeinhin mehr als der Kennerblick. Die Folge davon ist, daß Mode und Geschmack sich allzu weit von einander entfernen, wobei dann letzten Endes die Mode am meisten verliert.

Der sogenannte Humpelrock hat sich lächerlich gemacht, weil er geschmacklos wurde, und geschmacklos wurde er in dem Augenblick, wo man ihn gar nicht mehr eng, gar nicht mehr auffallend genug haben konnte. Wollte er ursprünglich nur die Linie der Hüfte und der Beine hervorheben, was durchaus nicht unästhetisch ist, so zwängte er sie nachgerade dermaßen ein, daß solch Unglücksgeschöpf bald so gut wie hüften- und beinlos, nämlich absolut hilflos war. Damit war der Humpelrock erledigt, und nicht nur deshalb, weil die Schneider an einer neuen Mode mehr verdienen. Die geschmacklosen Extravaganzen töten eine neue Mode vor der Zeit. Um so mehr, als heutzutage eine neue Mode nicht nur von den oberen Tausend, sondern bis weit hinein in die bürgerlichsten Schichten getragen wird. Wer Wagen und Pferde oder ein Auto hat, macht eine Mode, auch wenn er sie in ihren Extravaganzen bevorzugt, naturgemäß weniger lächerlich als eine Dame, die in ihr die Tram oder die eigenen Füße benutzen muß. Nicht zum wenigsten deshalb sterben in der Gegenwart die meisten Moden so schnell. Aber Moden, die allzu wilde Extravaganzen ausschließen, wie es bei der englischen Damenmode der Fall war, hatten auch in der Gegenwart ein langes Leben, denn mehrere Jahre bedeuten für eine Mode ein langes Leben. Man sieht, die Schneider allein machen es nicht.

Nun ist uns der geteilte Rock durchaus nichts Fremdes. Wenn ihn Frauen beim Radfahren anhaben, achtet kein Mensch mehr darauf. Wenn wir Ski laufen, ist es uns ganz natürlich, daß beide Geschlechter Hosen tragen. Ebenso verhält es sich beim Rodeln und Turnen. Warum? Wir sagen, die Tracht ist praktisch und zweckmäßig. Wir Deutsche geben aber darauf bei jeder Tracht viel und sind dann nachsichtig.

Nun wird kein Mensch behaupten können, was beim Rodeln, Radfahren und Turnen praktisch ist und sich als praktisch bewährt hat, sei beim Gehen unpraktisch. Diesen Vorwurf kann man gegen die Mode des geteilten Rockes gewiß nicht erheben. Was hat man also prinzipiell gegen sie? Vermutlich spricht vor allem der alte Aberglaube mit, daß nicht schön sein kann, was praktisch ist. Der Architektur gegenüber huldigen wir längst nicht mehr solchem Aberglauben. Wir sehen es an Warenhäusern, Brücken, Fabrikhallen und Bahnhöfen, wieviel Schönheit die Zweckmäßigkeit in sich birgt, wenn sie nicht bemäntelt wird. Der menschliche Körper ist aber doch ebenfalls ein architektonisches Gebilde. Ja, man könnte sagen: gerade in seiner Zweckmäßigkeit liegt seine Schönheit. Wenn wir nun dies architektonische Gebilde schon aus klimatischen Gründen bekleiden müssen, so sollten wir es wenigstens möglichst wenig bemänteln. Eine Kleidung wird um so schöner sein, je mehr sie die Architektur des Körpers unterstützt, je weniger sie diese Architektur stört. Und wir fügen hinzu: sie wird auch um so zweckmäßiger sein. Da der Mensch jedoch kein feststehendes, sondern ein wandelndes Gebäude ist, so bedeutet der geteilte Rock gegenüber dem Humpelrock jedenfalls prinzipiell einen Fortschritt.

Aber die Tracht ist unweiblich, hört man einwenden. Im Ernst kann man es doch wohl nicht unweiblich finden, wenn, solange auch Frauen zwei Beine haben, jedes von ihnen bekeidet wird. Sagt man unweiblich, so meint man wohl etwas anderes, man meint, der geteilte Rock sei indezent. Nun, der Cul de Paris schrecklichen Angedenkens war jedenfalls viel indezenter, und wenn Friedrich Theodor Vischer mit schwäbischer Deutlichkeit dagegen eine Philippika veröffentlichte, so hatte er gewiß recht. Aber wie bald gewöhnte man sich selbst an diesen Modeauswuchs und merkte nicht das geringste mehr von seiner Indezenz. Indezent würde der geteilte Rock nur, wenn er die weibliche Architektur behandelte, als sei sie mit der männlichen identisch. Solange hingegen die Jupekulotte ein Rock bleibt, wenn auch ein geteilter, und keine Männerhose wird, so lange ist die Tracht an sich gewiß nicht indezent.

An der Dame mit dem hochgehobenen Rock auf der Pariser Photographie wirkt die Tracht unästhetisch, weil die Jupekulotte wie eine verkrempelte Männerhose aussieht. Geht die Tracht aber den andern, den normaleren Weg, so wäre ästhetisch nicht viel gegen sie einzuwenden.

Also gehört dem geteilten Rock die nächste Zukunft? Das erscheint aus zwei Gründen unwahrscheinlich. Einmal setzt sie eine schlanke und hohe Architektur voraus, und zweitens ist sie viel zu vernünftig.

Unsere Bilder

Fritz v. Uhde †

(Hierzu das Porträt auf S. 353.)

Wer Uhde war, braucht man heute niemand mehr zu sagen. Ueberall, wo deutsche Kunst mit Hingabe genossen wird, weiß man seit Jahrzehnten, was für ein starker Wille sich hier erfolgreich zur Kunst bekannte. In München verehrte man in ihm einen Führer, der, von Anfang an zu Großem bestimmt, im Lauf seiner Entwicklung durch nichts von seinem Ideal abzubringen war. Weder durch Gegnerschaft noch durch Neid oder sonstige kleinliche Mißgunst. Denn auch Uhde hatte wie jeder, der auf der Höhe wandelt, alle Stationen einer geistigen Künstlerhölle zu durchlaufen. Als er sich in der Mitte der siebziger Jahre als „Rittmeister a. D.“ nach mancherlei Kämpfen schließlich für immer der Muse verschrieben hatte, da stand das Publikum seiner Kunst noch lange gleichgültig gegenüber. (Dem in Paris entstandenen Erstlingswerk „La Chanteuse“ aus dem Jahr 1880 wurde erst im Jahr 1908 verspäteter Nachruhm zuteil.) Erst als die Evangelienbilder kamen, die aufsehenerregenden Gemälde „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“, „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!“, „Das Abendmahl“, „Schwerer Gang“ usw., erst dann war der Bann für immer gebrochen. — Die vielbewunderte große Ausstellung seiner Lebensarbeit in München im Winter 1906-1907, die dem schon damals recht kränklichen Meister noch einmal viel Sonne ins Haus brachte, hatte der Mitwelt zuletzt mit allem Nachdruck gezeigt, daß Uhde nicht nur einer der feinfühligsten, sondern auch einer der vielseitigsten Maler des 19. Jahrhunderts ist. Die biblischen Arbeiten bilden ja nur einen kleinen, allerdings besonders markant hervortretenden Abschnitt in seinem Lebenswerk. Sein Pinsel gestaltete daneben noch unzählige reine Naturmotive — Landschaften, Figurenbilder und Porträte. An Uhdes Laufbahn kann man alle Wandlungen studieren, die die Malerei der letzten vierzig Jahre in Deutschland durchgemacht hat. Wie er einst in seinen Anfängen über Makart

rasch hinauswuchs, so entwand er sich später auch ohne viel Mühe dem Einfluß eines Munkacsy und eines Bastien-Lepage. Und selbst die großen Holländer Hals und Rembrandt, die er über alles verehrte, waren ihm zeitlebens nur immer wieder Mutmacher, die ihn auf goldenem Fittich über alles Erdendunkel hinaushoben. So führte ihn sein Weg, ausgehend von der geräuschvollen Historie, zu einer soliden, schön zusammengehaltenen Tonmalerei und schließlich zur freien, impressionistischen Licht- und Luftdarstellung. Vielleicht ist das das merkwürdigste an Uhde: er war Realist und Idealist, Erdenbürger und Apostel in einer Person. Unter der Brust eines eigenwilligen, rauhen Kämpfers schlug ein reines, weiches, einfältiges Kinderherz. Die deutsche Kunst hat in diesem sensibelen Edelmann viel, unsagbar viel verloren. Alfred Georg Hartmann.

Der Kronprinz (Abb. S. 349) hat Indien nun verlassen. Die anglo-indischen Behörden haben den hohen Gast ihres Landes während seiner ganzen Reise in der gastfreundlichsten Weise aufgenommen und ihm jede mögliche Gelegenheit gewährt, Indien genau kennen zu lernen; der eigentliche offizielle Empfang des Kronprinzen durch den Vizekönig hat aber erst gegen Ende der Reise stattgefunden. Vizekönig Lord Hardinge empfing den deutschen Kronprinzen in Kalkutta in der feierlichsten Weise und mit all dem Pomp, den die Hofhaltung des „Government House" bei großen Anlässen zu entfalten pflegt. So bildeten die Tage von Kalkutta einen höchst eindrucksvollen Abschluß der Kronprinzenreise.

Ein Eselhindernisrennen (Abb. S. 350) haben die Kurgäste des Hotels Al Hayah in Helouan zu Ehren der deutschen Kronprinzessin veranstaltet, die seit Wochen in ihrer Mitte weilt. In Aegypten erlernen fast alle Europäer notgedrungen die Kunst des Eselreitens, und so zeigten denn die Konkurrenten viel Geschicklichkeit. Und andern bildeten fünf aufgestellte Tonnen das Hindernis. Die Damen, die diese Tonnen zu umreiten hatten, mußten einen reiterlosen Esel an der Leine hinter sich herziehen. Natürlich sträubte sich dies Grautier nach Kräften und weigerte sich zum Gaudium der Zuschauer, die Uebung mitzumachen. Die anderen Punkte des Programms gaben Gelegenheit zu anderen scherzhaften Situationen und Bildern. Die Kronprinzessin sah nicht nur müßig zu, sondern verewigte auch mit ihrer getreuen Kamera mehrere der lustigsten Episoden.

Prinz Karl von Schweden (Abb. S. 352), der Herzog von Westgotland, feierte am 27. Februar seinen 50. Geburtstag. Der dritte Sohn König Oskars II. gehört zu den beliebtesten Mitgliedern der schwedischen Herrscherfamilie. Der Prinz, der als General und Inspekteur der Kavallerie eine der ersten Stellen im Heer einnimmt, ist seit dem 27. August 1897 mit Prinzessin Ingeborg, einer Tochter des regierenden Königs von Dänemark, vermählt. Sie hat ihm in den ersten Jahren ihrer Ehe drei Töchter geschenkt, nämlich die Prinzessinnen Margaretha (geboren am 25. Juni 1899), Märta (geboren am 28. März 1901) und Astrid (geboren am 17. November 1905). Vor wenigen Wochen, am 10. Januar 1911, kam der jüngste Sprößling des fürstlichen Paares, Prinz Karl, zur Welt. So konnte es dem Herzog von Westgotland an seinem Fest nicht an Geburtstagsfreude fehlen.

Das Haager Schiedsgericht (Abb. S. 356) ist dieser Tage unter dem Vorsitz des belgischen Staatsministers Beernaert zusammengetreten, um den Fall des indischen Anarchisten Sawarkar zu entscheiden. Sawarkar ist bekanntlich im vorigen Jahr von der Marseiller Hafenpolizei den englischen Behörden ausgeliefert und dann von einem indischen Gericht zur lebenslänglichen Deportation verurteilt worden. Nachträglich behauptete dann die französische Regierung, die betreffende Marseiller Polizei sei getäuscht worden, und es liege eine Verletzung des Asylrechts vor. Das Haager Schiedsgericht, in dem außer Beernaert noch Earl Desart, der französische Rechtsgelehrte Renault, der Norweger Grom und der Holländer Savornin-Lohman saßen, erklärte indessen, daß Sawarkar zu Recht ausgeliefert worden sei.

General Brun † (Abb. S. 350). Wenige Tage vor dem Sturz des Kabinetts Briand, zu dessen fähigsten Mitgliedern er gehörte, ist der französische Kriegsminister General Brun plötzlich verschieden. Bevor Briand ihn in sein erstes Ministerium berief, war Brun Chef des französischen Generalstabs. Als Minister gedachte er die in dieser Stellung gewonnenen Erfahrungen zu verwirklichen und den Generalstab nach deutschem Muster völlig zu reorganisieren. Diese große Reform und eine andere, die Verjüngung der Kader, konnte er nicht zu Ende führen. Dagegen ist ihm ein anderes Werk voll gelungen. Er hat Frankreichs Heer durch energische Förderung der militärischen Aviatik mit einer wichtigen modernen Waffe ausgestattet. Die großen Erfolge der französischen Militäraviatik sind zum Teil der rastlosen Tätigkeit des Kriegsministers zu verdanken, der sogar, so alt er war, einmal einen großen Flug mitgemacht hat, um sich von der militärischen Brauchbarkeit eines Aeroplans persönlich zu überzeugen.

Prinz Karneval (Abb. S. 354 u. 355) hat in diesem Jahr, kurz wie immer, aber auch glanzvoll wie immer, über die Welt regiert. In der ganzen Welt hat man „Seiner Tollität" gehuldigt, am besten natürlich wieder am Rhein und an der Riviera. Im traditionellen Rosenmontagszug der Kölner thronte der lustige Prinz diesmal hoch auf den Rücken weißer Elefanten in einem orientalischen Tragsessel. Die anderen Gruppen des Zuges stellten „Verkörperte Zitate" vor. — Auch in Nizza gab es wieder die üblichen prunkvollen Aufzüge kostümierter Reiter und phantastischer, von Riesenfiguren gekrönter Wagen. Zu all diesen alten Faschingscherzen gab es aber diesmal einen ganz modernen: an der großen Blumenschlacht, die ja während des Karnevals stets auf der Promenade des Anglais fröhlich ausgekämpft wird, nahm zum erstenmal ein Aeroplan teil; Legagneux flog mit einem blumengeschmückten Blériot-Eindecker über die Promenade und warf eifrig Blumen hinab in das bunte Getümmel des Korsos. Das Publikum hob sich diese Blumen vergnügt zum Andenken auf.

Marion Lenbach (Abb. S. 356), das entzückende kleine Mädchen, das wir alle aus den Bildern ihres genialen Vaters kennen, ist nun erwachsen und hat sich verlobt. Franz von Lenbachs älteste Tochter aus seiner ersten Ehe mit der Gräfin Magdalena Moltke reicht dem Grafen Otto Basselet de La Rosée, dem dritten Sohn des Fideikommißherrn von Isareck und Inkofen, die Hand. Der Bräutigam ist Oberleutnant im Bayrischen Leibregiment und Adjutant des Prinzen Georg von Bayern.

Die Toten der Woche

General Brun, französischer Kriegsminister, † in Paris am 23. Februar im 62. Lebensjahr (Portr. S. 350).

Regierungspräsident a. D. Gustav v. Diest, † in Merseburg am 27. Februar im Alter von 84 Jahren.

Staatsrat a. D. Dr. Gunzert, † in Straßburg am 26. Februar im Alter von 77 Jahren.

Alfred Kranzler, Besitzer der bekannten Konditorei, † in Berlin am 26. Februar im Alter von 70 Jahren.

Vizeadmiral z. D. Paschen, † in Kiel am 25. Februar im 76. Lebensjahr.

Friedrich Spielhagen, bedeutender Romanschriftsteller, † in Berlin am 25. Februar im Alter von 82 Jahren (Portr. Seite 350 u. 351).

Kurdirektor Wilhelm Freiherr v. Starck, † in Nauheim im 52. Lebensjahr.

Professor Fritz v. Uhde, berühmter Maler, † in München am 25. Februar im Alter von 62 Jahren (Portr. S. 353).

Lord Wolverhampton, ehem. Minister, † in London am 26. Februar im Alter von 81 Jahren.



Bilder vom Tage

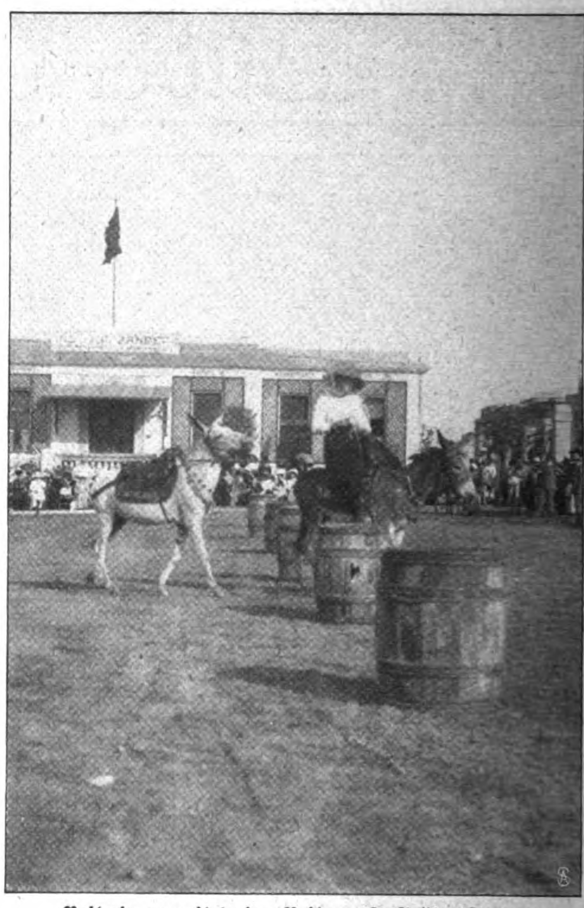
Phot. Bourne & Shepherd.

Ankunft des Kronprinzen mit dem Vizekönig vor dem Regierungsgebäude in Kalkutta.

Der deutsche Kronprinz als Gast des Vizekönigs von Indien Lord Hardinge.



Die Kronprinzessin mit der Kamera auf dem Rennplatz.

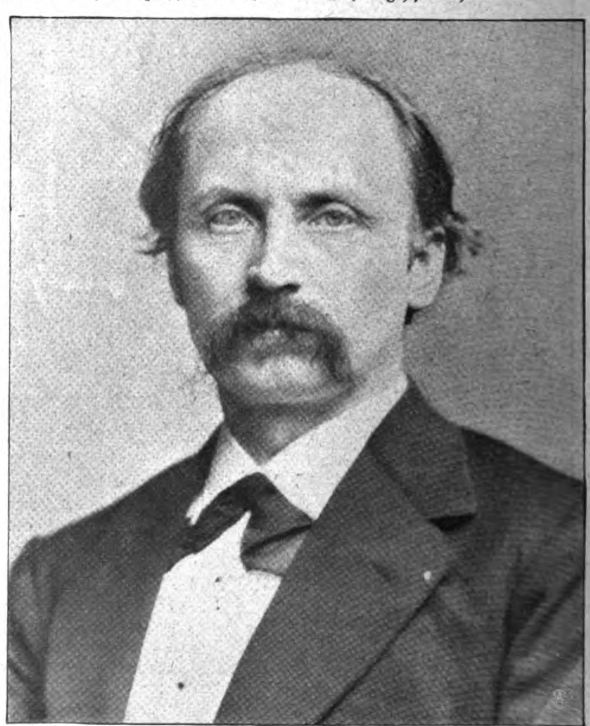


Reiterin umreitet eine Reihe aufgestellter Tonnen.

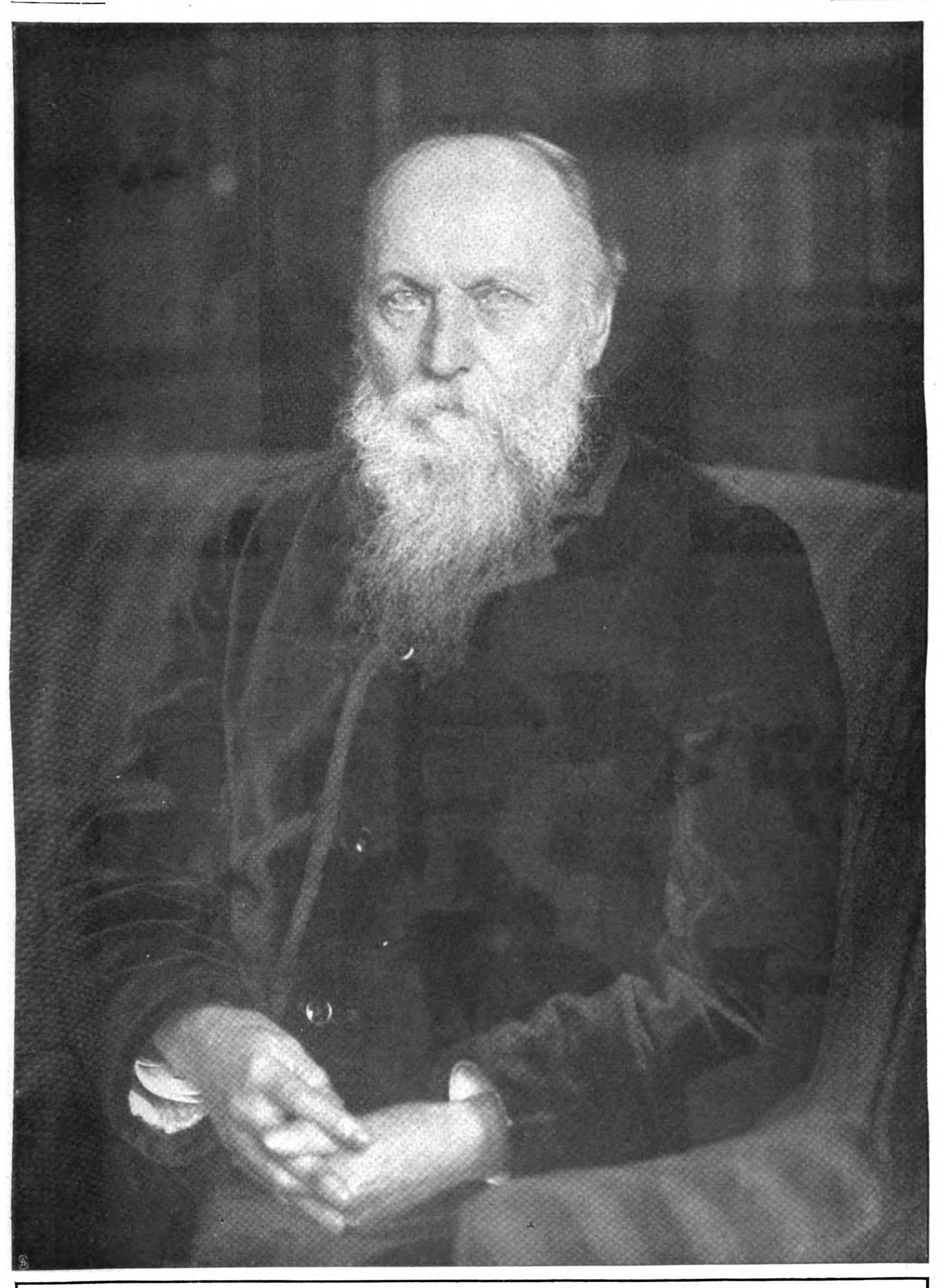
Ein Eselhindernisrennen zu Ehren der Frau Kronprinzessin in Helouan (Aegypten).



General Brun †
Der französische Kriegsminister.



Friedrich Spielhagen †
Der Romandichter in seiner Glanzzeit.



Der große Romanschriftsteller Friedrich Spielhagen †



Phot. Blomberg.

Prinzessin Märta.



Hofphot. Larsson.

Prinz Carl von Schweden, Herzog von Westgotland.

Phot. Blomberg.

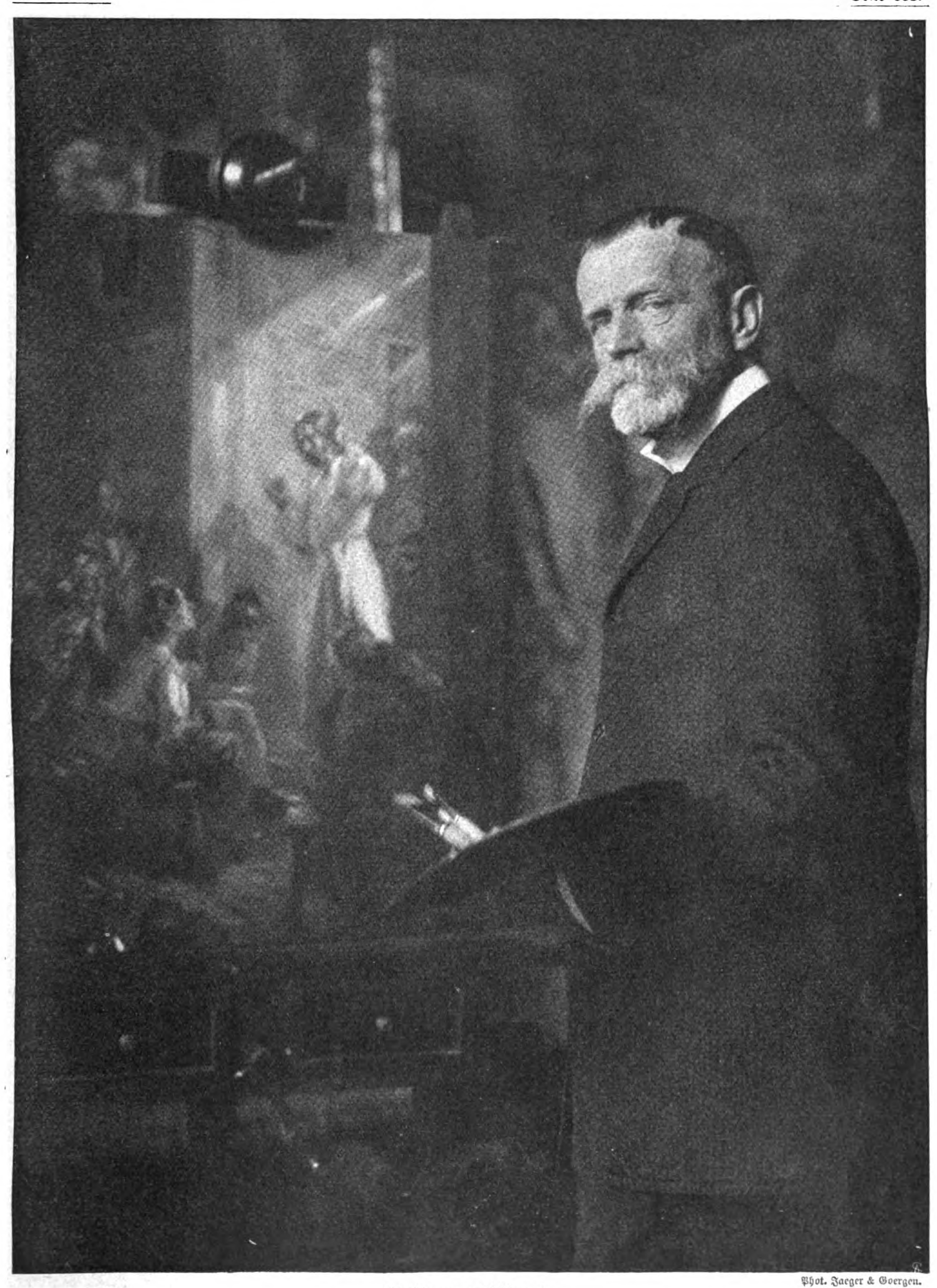
Prinzessin Margaretha.



Phot. Blomberg.

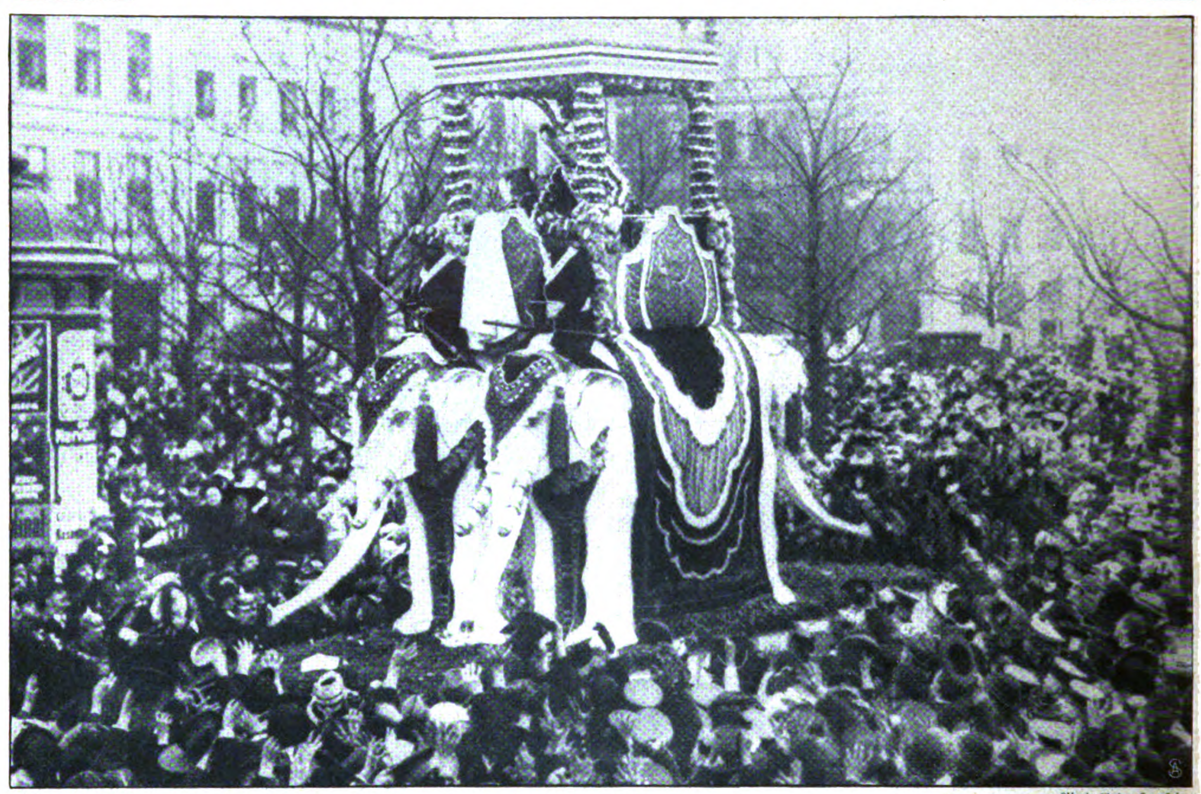
Herzogin Ingeborg, geb. Prinzessin von Dänemark, mit dem Prinzen Carl und der Prinzessin Astrid.

Zum 50. Geburtstag des Prinzen Carl von Schweden, Herzogs von Westgotland.



Phot. Jaeger & Goergen.

Fritz von Uhde †
Der berühmte Münchner Maler.



Der Rosenmontagzug in Köln: Wagen des Prinzen Karneval.

Phot. Gebr. Haeckel.



Frau Karneval auf ihrem Wagen im großen Umzug in Nizza.

Phot. Sport & General.

Aus zwei faschingsfrohen Städten.



Phot. M. Rol.

Der französische Aviatiker Legagneux beteiligt sich mit seinem Monoplan am Blumenkorso in Nizza.

Vom sonnigen Gestade des Mittelmeeres.



Phot. Frank Eugene Smith.

Marion Lenbach, die Tochter Franz von Lenbachs, und ihr Bräutigam Otto Graf Basselet de La Rosée.



Die Mitglieder des Schiedsgerichts als Gäste des französischen Gesandten im Haag Mr. Pellet.

Von links, sitzend: Norwegischer Minister Grom; Dr. v. Marees van Swinderen, holländischer Minister des Aeußeren; Louis Renault, Vertreter Frankreichs; Staatsminister v. Savornin-Lohman. (Stehend): Raymond Weiß; Camille Jordan, französischer Generalkonsul; Mr. Addison, englischer Sekretär; André Weiß, Frankreich; Earl Desart, englischer Schiedsrichter; Eyre Crowe, England; belgischer Minister Beernaert; Sir Alan Johnstone, englischer Gesandter im Haag; Mr. Pellet, französischer Gesandter im Haag; Count Bentinck, England; M. de Beaufort, Holland; M. Delvincourt, Frankreich; M. Petitpied, französischer Konsul im Haag.

Zum Urteilspruch des Haager Schiedsgerichts in der englisch-französischen Streitfrage wegen des indischen Anarchisten Sawarkar.



Die schöne Melusine.

Roman von

Viktor v. Kohlenegg.

16. Fortsetzung.

„Oskar," sagte Melusine, „so bin ich nicht. So ist vielleicht Lily oder — —"

„Ach was, Lily!"

„Ich kann nicht so denken. Ich gebe dir zu, daß ich im ersten Moment, als ich den Mann wiedersah, erschrak. Ich gebe dir auch zu, daß das zum Teil aus einem Winkel der Erinnerung aufstieg, aus alten, begrabenen, heißen Empfindungen; ich erstaunte selbst darüber, über diese Kraft, daß es noch lebte, daß es noch eine Kraft hatte. Aber ich wußte im selben Augenblick auch: er ist mir beinah — oder, nun ja, er ist mir so gut wie gleichgültig, genau so wie bisher; alles vorbei und tot, seit jenen Tagen, die nur du kennst, die du herbeigeführt hast, Oskar. Und das machte mich seltsam froh und sicher. Ich fühlte mich geradezu wie neu befreit und neu erhoben, mit einem heimlichen Frohlocken. Und da reizte es mich, großmütig zu sein und zugleich auch meine Rache zu nehmen. Und ich sprach zu ihm fast wie zu jedem Bekannten: machen Sie morgen mit. Sollte ich unversöhnlich, unnahbar sein? — Warum? Ich habe vergessen und er vielleicht auch; soll man sich da mit ängstlichen Wänden umgeben?! Es liegt hinter uns; wir sind andere Menschen geworden; ich bin sicher, und die Erinnerung... die Erinnerung... ach, sie ist kaum der Rede wert!... Im Gegenteil, jede Reserve würde sie wichtiger machen. Es reizte mich, von meiner heiteren Höhe herab ihm die Hand zur Versöhnung zu reichen und dabei zu denken: nun können wir uns überall wieder begegnen! Alles war ein Lebenspiel, und was tot ist, ist tot.... Es war doch schließlich damals etwas Echtes, Starkes und nichts Häßliches.... Ich konnte nicht kleinlich sein, als er freundschaftlich und ein wenig traurig vor mir stand! Nun weißt du es. Das ist alles."

„Du warst etwas rasch. Du gabst es selbst mit Wort und Miene zu, noch bevor ich es sagte...."

„Mag sein. Ich erwäge nicht tausend Dinge. Aber ich kann es auch jetzt nicht tragisch nehmen oder gar bereuen. Wir sind uns wieder begegnet, schön! Nun ist das Alte erst recht tot."

„Du vertraust der modesten Miene dieses Herrn zu sehr."

„Ich vertraue gar nicht! Kein Wort davon. Ich würde — schaudern. Ich liebe nicht altes Brot oder alten Kuchen. Nicht in der Kunst, nicht im Leben!"

„Und doch — ich möchte den Herrn nicht in deiner Nähe sehen, Melusine", sagte Oskar mit unbezwinglicher Hartnäckigkeit, immer vor sich hinblickend.

„Du bist doch eifersüchtig."

Er schüttelte den Kopf. „Es ist nicht das richtige Wort. Ich müßte mich wiederholen, um zu erklären. Ich sehe und fühle hier anders. Ich bin, um ein Wort zu gebrauchen, das, schmerzlich genug, zwischen mir und Vater gang und gäbe ist — ich bin auch hier anderer Stil. Nur, daß ich hier die Stelle meines Vaters einnehme. Dinge, die reinlich getrennt sind, sollen es auch bleiben Ich besitze nicht deine große, souveräne Geste, Melusine. Ich bin ein Mensch der Ordnung, der Klarheit, der klaren, festen Lebensformen und gehe allen Versuchungen und Halbheiten meiner ganzen Natur nach aus dem Wege. Du weißt das. Du hast es mir selbst oft vorgehalten.... Daß ich es sage, Melusine; es tut mir weh — aus jedem meiner eigenen Worte weht mich ein Hauch von Kälte und Fremdheit an. Du hättest an mich denken müssen, an meine Art, nicht nur an die deine. Melusine, du gehörst zuerst zu mir. Daß wir so zueinander sprechen müssen. Es ist mir schier unerträglich...!"

Oskar hatte mit einer wachsenden, sich selbst steigernden Bitterkeit gesprochen, mit einer hin und wieder klaren, fast harten Stimme, die Melusine, ja ihn selbst an seinen Vater erinnerte, im Klang, in der Betonung, im Ausdruck. Aber zuletzt war die Wärme wieder durchgebrochen. Und da hatte er Melusine mit starker Bitte angesehen und von neuem ihre Hand genommen.

Sie ließ sie ihm gleichmütig und schlaff. Sie sah starr mit unbewegtem Antlitz ins Weite. Das dunkle Haar lag glänzend auf der elfenbeinmatten Stirn. Wie edel das Gesicht dabei war; wie fein und schön. Was dachte sie? Ihr Blick ging weit, weit weg; in eine Fremde, und es war ihm, als hätte der Blick ihre Seele mitgenommen.

„Warum sprichst du so zu mir?" wiederholte sie leise seinen Ausruf.

„Weil ich dich liebhabe."

Sie lächelte. „Lieb! Ja, wir haben uns lieb. Unsere Seelen stürzen zusammen, und unsere Lippen und Hände wollen sich nicht lassen. Und dennoch werden wir uns fremder mit jedem Tag; so sehr es sich verbirgt und immer mehr verbergen will. Es gibt Stunden, wo es so nüchtern um uns ist — die wir fliehen und fürchten... wo Dinge zwischen uns Bedeutung gewinnen, die eine solche Bedeutung kaum wert sind... und an die wir uns dennoch mitunter wie an eine schlimme, erschütternde und letzte, sichre Erwartung klammern. Alles unnennbar, unter Tag gleichsam. Und nun — nun — so hell war es noch kaum um uns wie jetzt, so ein fast hartes, klares, nüchternes Licht. Man ist wie mutlos darin! Man kann nur sprechen, kaum die Hand heben, als wäre alles Blut fort."

Sie schien ihre Worte von irgendeiner Ferne abzulesen; ihr Mund lächelte, und ihr leidenschaftliches Gesicht war noch starrer.



Oskar stand auf. Er legte beide Arme um die Geliebte. Er legte den Mund auf ihre kühlen Lippen.

„Melusine, um Gottes willen, was sprechen wir?"

„Fühlst du es nicht, Liebster?"

„Ich fühle nichts, nichts. Ich fühle nur, daß ich dich im Arm halte."

„Du sprachst eben noch anders. Nun hast du Angst. Du kannst nicht fliegen, Liebster."

„Es störte meine Kreise. Ich war empfindlich!"

„Ja, das bist du, Oskar, mehr als du weißt und glaubst."

„Wir werden uns zu Willen leben, wir werden manches, manches ändern."

Sie schüttelte gelinde den Kopf.

„Der Tag ist gut, Oskar. So schickt einem der Himmel Ereignisse. Und ich ahnte, daß so etwas kommen würde; das trieb mich wie mit geheimnisvoller Macht erst recht hierher zu dir und zum Sprechen. Es gibt Tage, die sich aus der Dumpfheit und Halbheit herausheben, als wären die Dinge reifer und greifbarer geworden." Sie streichelte mit kühler Hand sein Haar, fast schwesterlich, mütterlich, zerstreut und immer noch in Fernen weilend. Um ihre Lippen war ein Wissen, Bitterkeit, Weh. Er preßte sie langsam an sich, fester, fester. Und sie entzündete sich, ihre Lippen zuckten und zitterten, ihre Augenspiegel waren feucht. Sie war zärtlich wie er.

„Es ist gut so! Sieh, Oskar, du weißt, ich werde nun wohl bald wieder, in einiger Zeit, fortgehen, wie die Dinge hier liegen. Zum erstenmal vielleicht auf längere Zeit, auf lange Wochen. Vielleicht tut auch d i e s e s Wissen seine Wirkung.... Unsere Seelen wollen Klarheit haben, auch ohne daß wir es selbst so erkennen können. — Da haben wir Zeit, darüber nachzudenken. Da haben wir einen Halt für gewisse Gedanken. Wir wollen es ausklingen lassen. Wir sollten ehrlich sein. Und mutig! Feigheit kann sich bitter rächen. Um Gottes willen!"

„Habe ich dich so verletzt, Melusine?" Ihr Atem betörte ihn, er hielt sie immer fester im Arm und sah ihr Gesicht.

„Nein. Es hat nur manches Worte bekommen."

„Wir haben uns lieb."

Sie schloß die Augen. „Wir küssen uns hinein."

„Nein!"

„Doch, Liebster. Es ist etwas Wahres daran. — Ach laß mich — laß mich — mir ist oft Angst! — als müßte ich ersticken! Als würd ich mir selber gestohlen — als verriete ich mich selbst und mein Bestes! Laß mich! Geh in deine Welt, laß mir die meine! So gut unser Wille ist; trotz allem heißen, innigen Wünschen. Du hast kein Zutrauen zu mir und ich kein Zutrauen zu dir. Wir sind immer auf der Hut, fast auf der Lauer, wir fürchten eins das andre, so groß und stark unsre Liebe ist! Es ist Mißtrauen. Und es kommt noch mehr von dir als von mir. Du fürchtest und haßt im stillen meine Extreme und Exaltationen, du fürchtest und haßt mein Streben, das mich von tausend Stimmungen abhängig macht. Ich bin kein Mensch des Entschlusses, des klaren, zielvollen Wollens. Alles ist Temperament, all meine Vernunft ist visuell! Ich habe nur Vorstellungen, die Stimmungen wecken und den Willen reizen oder abstoßen. Du aber willst eine geruhige Frau, in der du ankern und ruhen kannst. Ein Zentrum für dein Heim, eine Mutter für deine Kinder, die Zeit hat für die Kinder, die ihnen mit ihrer Muße das Beste gibt; nicht aber eine, die ruhelos ist, die zuerst sich selbst dient und zuletzt — zuletzt vielleicht nur — Geliebte wäre und vielleicht — vielleicht auch nur sein will. Sie würde eher stören und zerstören. Sie würde Unruhe und Wirrnis in dein die Ruhe und Ordnung heischendes Leben bringen. — Zigeunerin — oft hart und rücksichtslos. — Laß mich. So sehr, so herzinnig ich es oft ersehne, in deine Stille und Wärme unterzuschlüpfen, sorglos, harmlos, selig-glühend und heiter! Laß mich, du Bürger, ich würde zerstören! Oder nimm — nimm mich — wir wollen ziellos ins Glück hineintreiben, bis wir erwachen. Aber du willst nicht."

„Ich will mehr."

„Du Feiger. Du Törichter. Du scheust die unbeherrschte Flamme. Ich sollte dich hassen."

„Du tust es."

„Ich tu es nicht. Ich hänge mit Herz und Sinnen an dir. So oft ich dich auch lachend oder böse bei mir schmähe. Ich möchte dich an mich reißen und all deine Leidenschaft. Aber ich fürchte die starre Umgrenztheit deines Lebens... die ganze Luft dieses Lebens. Nein, dich, dich! Und du mich! Wir wissen es ja doch, oft schneidend klar! Ja, es könnte zum Haß werden, wenn auch die Seele dabei brennt und zittert! Haß... Haß! Wir hätten uns nie sehen sollen. Wir hätten uns meiden sollen. — Du Feiger! — Nun verschmachteten unsre Seelen, und es bleibt immer ein Schmerz, eine Wunde, eine Sehnsucht fürs ganze, lange Leben — denn glaube mir, Oskar — glaube mir, es gibt keine Erfüllung, wie du sie willst für uns." —

Melusine hatte immer rascher, zuletzt in einer gewissen Ekstase gesprochen; sie genoß sich dabei selbst, Gefühl und Stimme, und fühlte doch, wie darunter ihr die Wahrheit hell und klar zuströmte, fein, überfein, aus einem mystischen Dämmergrund hervor.

Oskar beruhigte die Zitternde. Sie war wie außer sich. Er sah, daß sie ihn mehr liebte, als er in mancher trüben Stunde glaubte. Daß all ihr Wesen Flamme war, und daß ihr Blut sie zerquälte. Aller Druck schrie laut aus ihr hervor, sie warf ihn mit hartem, wildem, kühnem Wort ab. Und all die frischen Enttäuschungen, Hemmungen und Unsicherheiten dieser Wochen, die sie in ihrem neugefundenen Streben, da draußen in der Welt des tönenden Scheins wieder erfahren, hatten sie noch mehr gereizt, noch verwundbarer gemacht — während ihr Gesicht gleichmütig kühl und heiter geblickt hatte....

Dann erwachte sie aus ihrem Zustand. Oskar ging mit ihr im Zimmer hin und her. Sie sah wie ernüchtert und befreit um sich, so, als hätte sie sich ausgeweint oder wie nach einer Erschütterung. Erquickt. Ihre Brust atmete leichter. Sie nahm seine Hand, und sie schwiegen beide, nun doch wieder bedrückt, und ihre Augen vermieden es, sich anzusehen.

„Was haben wir heute gesprochen?" fragte sie leise.

„Wir wollen es vergessen, Melusine."



Sie schwieg wieder, und alles stand von neuem vor ihr, daß sie zitterte. Oskar fühlte es an ihrer Hand.

„Ob wir es können?"

„Wir wollen und müssen."

„Ach warum. Niemand zwingt uns. Nur wir selbst."

Er blieb stehen. „Nur wir selbst, Melusine? — Ja, wir selbst!"

Und sie schlossen beide die Augen und küßten sich. —

Melusine wollte nun überhaupt auf das Fest verzichten. Sie sprach rasch und machte sich im Zimmer zu schaffen; dann kehrte sie zu dem Doktor zurück und stand ruhig vor ihm. Oh, sie konnte, wenn sie wollte, auch im Leben spielen. Aber hier war ihr Herz und darin eine wehe Müdigkeit im Bunde....

„Das geht nicht, Kind. Was sollten wir wohl Emmi und den andern sagen. Und jener Herr würde denken, du habest Gründe. — Gründe.... Unmöglich."

„Ach immer unmöglich, Oskar. Was kümmert mich jener Herr und das, was er denkt. Alles ist möglich! Wenn es dir widersteht, so bleiben wir fern. Es ist auch mir nun lieber."

„Mein Liebling. Wie gern möcht ich dir den Willen tun. Wie liebenswürdig du bist. Verzeih ... es geht nun nicht mehr gut. Alles Leben und Geschehen hat nun mal seine Fasson. Man muß wohl oder übel die gute wählen."

* * *

Sie fuhren tags darauf in dem Demuthschen Landauer, den der Papa zur Verfügung stellte, zum Sternecker hinaus.

Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre der Kommissionsrat selbst mitgefahren, da die Veranstaltung einen ministeriellen Hintergrund hatte; denn für Geheimräte besaß er nun mal eine Schwäche.

Allein es traf sich, daß in seiner alten Weinstube heute zugleich Stiftungsfete war; und da sich der Rat besonders wohl fühlte, frisch und geradezu jugendlich elastisch, nach diesen Tagen und Wochen einer oft wiederkehrenden Abspannung durch den starken jungen Frühling, so zog er diese gemütliche und weniger strapazlöse Sitzung vor. Ja, er wollte heute wieder hin, es war ein für allemal Ehrensache für diesen Tag.

Als man im Wagen saß, war Emmi sehr zufrieden. Es war sogar besser ohne den Papa; man konnte sich der harrenden Dinge ausschließlicher hingeben, fideler, toller, oh, sie wollte es nutzen und sich aus Leibeskräften amüsieren! Der Tafthut mit dem Schneeglöckchenkranz schwankte auf ihrem blonden Haar. Sie sah es sehr gut, wie Meinhard mit seinen ruhigen, nachdenklichen Augen sie immer wieder betrachtete; er konnte natürlich seine Späße und Neckereien nicht lassen; aber das war nur äußerlich — ha, mochte er, sie machte sich nichts aus Philosophen, mochten sie sonst ihre Vorzüge haben; sie war für Frische und Lustigkeit, sie besaß ihren guten Mutterwitz und Hausverstand und pfiff auf die großen Lichter!

Sie lehnte sich keck mit einem reizenden Doppelkinn neben Melusine in den Fond zurück. Der Papa winkte oben am Fenster den Damen zu, die Herren grüßten. Und dann ging es auf samtig hüpfenden Gummirädern los.

Oskar aber war, es kann nicht verschwiegen werden, merkwürdig enttäuscht, als er im Laufe dieses Nachmittags jenen Herrn kennen lernte, über der er gestern mit Melusine das in seinem Verlauf so beunruhigende Gespräch geführt hatte.

Das geht ja meist so. Man erwartet Außerordentliches, man ist aufs höchste gespannt. Die Wirklichkeit aber, vor die man gestellt wird, verblaßt dann natürlich vor diesem Höchstmaß der Erwartung, scheint gewöhnlicher, durchschnittlicher ... Er begriff Melusine im allerersten Augenblick eigentlich nicht recht und fühlte fast eine Erleichterung und spöttische Genugtuung. Er hatte Melusinens Geschmack und Herzensbedürfnis nur das Stärkste zugemutet. Narr, der er war! Wie war er denn selbst? — Und er tastete mit den Blicken an sich herunter.

Jener war etwas kleiner, aber vielleicht kühner und temperamentvoller als er selbst. Um die Augen trug er einen leicht verwitterten Zug; es waren allerdings Jahre inzwischen vergangen. Er war liebenswürdig, unbesorgt, von einem sichern Charme, der sich aber, allem Anschein nach, in Kurzangebundenheit und Härte wandeln konnte. Ja — allmählich konnte man es auch begreifen, allmählich gewann der Mann an Figur und Bedeutung. Er war übrigens älter als Oskar und an den Schläfen schon ein wenig angegraut; doch dies sah man kaum. Wer aber wußte es so genau, was auf die Frauen wirkte? Wieder umspann ihn ein unheimliches Gefühl vor Melusinens Rätselwesen, überhaupt vor der Hilflosigkeit des Mannes im Bann der Frauenwünsche. Grade ein Fehler konnte ihren Tollpunkt reizen, eine Rauheit und Roheit sie entflammen, eine Schwachheit die Stärkste überwältigen und eine Kälte sie hartnäckig und stürmisch machen. Oskar spielte mit diesen paradoxen Gedanken, drückte sich ihren imaginären Stachel mit einer gewissen Lust ins Fleisch und wollte nichts davon wissen, daß ein fester Wille noch viel entschiedener bezwang und eine starke Liebe sättigte; daß jenes andre nur als Ausnahme und reizvoller oder böser Zufall spielte. Er gefiel sich eine Weile lang dabei....

„Nun?" fragte ihn Melusine mit den Augen.

Er lächelte spöttisch. Er sei, offen gestanden, enttäuscht.

„Warum?"

„Ich erwartete etwas Imponierendes. Eigentlich ist er ein bißchen Faiseur. Und um die Augen verlebt."

„Weißt du, daß er zehn und mehr Jahre älter ist als du?"

„Nein. Das wußte ich allerdings nicht. Er war also auch damals kein Jüngling mehr."

Melusine lachte. „Lieber — Lieber! Du billigst nachträglich meinen Geschmack nicht."

In der Tat, nein. Er verstehe es nicht.

„Oder willst du nur nicht? Ihr habt dennoch Ähnlichkeiten."

„Ich bitte dich!"

„Sei nicht eitler, als du sein darfst, mein Schatz. Mehr Ähnlichkeit, sage ich dir, als du ahnst!"

„Bin ich so ein Bezauberer?"



„Nein. Und jener — verzeih, daß ich es ausspreche — gilt mir vielleicht gerade darum weniger und nichts mehr, sein Bild war sofort ausgelöscht und mein Herz befreit! Wie ein Aufatmen, wundervoll! Ihr seid beide von jener Weichheit, die alle Dunkeln und Leidenschaftlichen besitzen, und doch auch männlich bis zur Härte. Aber er war es weniger — alles viel weniger."

„Kluge Melusine. Man kennt sich selbst zu wenig. Und man soll sich nicht zu gut kennen, das schafft eine Hypochondrie des Handelns", sagte er mit seinem Spott. „Nur erinnere dich, laß dich bitten, nicht zu stark bei diesen Vergleichen."

„Die Erinnerung ist weitab vom Leben. Aber man soll dennoch nicht daran rühren, Oskar! Auch der soll es nicht, der ein Recht dazu hat!"

Was Melusine anging, so kümmerte sie sich nicht eigentlich viel um jenen Mann. Aber gestern früh, als sie ihn nach so langer Zeit wiedergesehen hatte, da war sie in der Tat erzittert, und dies hatte eine Weile eigentümlich festlich und freudig in ihr nachgewirkt, gerade weil sie sich in ihrem Glauben so sicher vor ihm gefühlt hatte....

Jetzt indes war auch das beinah fort.

Sie verschwendete wohl nach rückwärts ihr Wesen nicht gern; darin war sie egoistisch und rücksichtslos; sie gestand sich das im Augenblick unbedenklich und mit sentenziöser Abrundung dieses Gefühls zu. Sie plauderten eine Weile, und sie sah dabei, daß sich der andere wieder um einen Eindruck bei ihr bemühte, und obwohl ihr das nicht geradezu widerstand, und obwohl es abermals wie mit heimlichem Fingertasten und Funkensprühen die Erinnerung wachrief, so war sie dennoch mokant und fast unnahbar, denn sie wußte genau, daß der Empfindliche das am wenigsten vertrug; sie wollte ihm unvermittelt aus irgendeinem Grunde weh tun, und sie tat es auch Oskar zu Gefallen, in einer dunkeln Sorge um seine Liebe! Aber es war und blieb ein reizvolles Spiel mit alten Gefahren — Rache und Lust.

Da zog sich der Mann, der sich am Anfang mit guter Manier beweglich und nahezu unbekümmert gegeben hatte, nach einer Weile mit einem feinen, spitzigen Wort, in dem ein vertraulicher und resignierter Ton schwang, zurück. Oskar und die anderen waren ihm nicht gerade sympathisch, es waren dünkelhafte, zugeknöpfte Norddeutsche, noch dazu Berliner. Wie war sie an diesen steifleinenen, kaltnasigen Herrn geraten? Gute Partie! Er sah nobel aus! Äh! Seine eigene Ci-devant-Rolle war nicht gerade sublim; und die des anderen nicht minder. Und so hielt er sich bald mit ein paar Freunden, die ihn begleitet hatten, und unter denen sich auch einige Damen von Jugend, unzweifelhaftem Reiz und großer Eleganz, wie er es von allen Frauen wohl verlangte, befanden, mehr abseits und schien sich dabei vortrefflich und mit kaum merklich sprühender Absicht zu amüsieren. Und zuletzt sah man ihn nur noch selten und dann überhaupt nicht mehr....

Melusine aber, die ihn noch eine Weile mit dem Blick gesucht hatte, ein wenig feindselig und kritisch gegen ihn und seine Umgebung und in einem untersten Grunde ihres Bewußtseins erregt und fast verletzt, Melusine atmete allmählich freier, immer mit einem glücklichen Lächeln um den Mund. Und schließlich fiel alles von ihr ab, auch die Erinnerung an den gestrigen Nachmittag in Oskars Bureau, gerade die; denn es war am Ende nur diese Erinnerung gewesen, die auf ihr gelegen, und die durch die heutige Wiederbegegnung mit dem andern sich neu belebt hatte. Sie fragte sich geflissentlich, um es vor sich zu erhärten und in sich abzukreisen, was sie beide, sie und Oskar, wohl gestern so erregt und bis auf den Grund der Seele entzündet hatte; war da etwas wund oder brüchig, war das allmählich seit dem Winter geworden? Sie wies es ab, alles — alles —! Unlustig und leicht, in einer Sehnsucht nach Befreitsein, nach heiterem Sichgehenlassen und Glück.

Sie tanzte. Zuletzt genoß sie es leidenschaftlich und flog mit heißen Wangen von einem Arm in den anderen, als risse es sie fort, als gäbe es heute kein Halten. Was sie tat, das tat sie ganz und bis zum Äußersten. Oft war sie atemlos, und doch ließ sie sich gleich darauf wieder in den Arm nehmen.

„Kind, treib es nicht zu wild", sagte Oskar in guter Haltung, um ihr nicht wieder weh zu tun; sie gingen jetzt behutsamer miteinander um, und er selbst war kein leichter Tänzer, ebensowenig wie Meinhard; sie sahen lieber zu.

Dann schüttelte sie den Kopf, rasch atmend, und legte sich ihm willig in den Arm und führte ihn in den Kreis. Ihre Hand drückte seine Hand, ihre Brust schmiegte sich an die seine, und ihr Mund war ihm nahe, daß ihr Atem ihn streifte, und einmal küßte sie ihn rasch und leise.

Doch jedesmal, wenn ein anderer Tänzer sie holte, dann war es ihm, als entglitte sie ihm von neuem. Meinhard folgte ihr mit seinen väterlichen Augen.

„Sie ist doch ein großes Kind", sagte Oskar lächelnd.

„...‚Melusine'", sagte Meinhard.

Doch Oskar, den das Wort traf, überhörte es und haßte den Freund.

Dann mit einem Mal hatte sie genug. Sie atmete auf und hob die Hände zum Haar.

„Verzeih, Oskar. Ich habe es jahrelang entbehrt und tanze leidenschaftlich gern. Ich mußte mich mal austoben — überhaupt einmal! In mir war in der letzten Zeit ein Druck. Nun ist es besser und gut. Bist du böse? Ich durfte es wohl wieder nicht... nach eurer... nach deiner Auffassung. Es war schön. Und am schönsten mit dir. Komm, ich nehme meine Jacke, wir wollen hinaus, da sind wir allein!"

Auch Lily war da. Wundervoll frisch wie immer, sie hatte ebenfalls einmal mit Oskar getanzt; sie war auch liebenswürdig und nett mit Melusine. Ja, sie war zu klug und selbstkritisch, um dauernd im Schmollwinkel zu sitzen; da genoß sie lieber den Reiz des Schmerzes und sog sich eine letzte Süße daraus.

Doch Emmi mit dem Tafthut war überall und nirgends. Fritz Caspari war ihr Kavalier. „Wo stecken denn die Kleinen?" hieß es wieder wie damals auf dem Weihnachtsmarkt. Aber die Kleinen waren dann niemals zu sehen. Sie flitzten tanzend durch den Saal.... „Fritz, mein Junge, ich glaube, ich falle um; und da lauert schon



wieder das lange Ekel, ich werd ihm was!" Und sie machte ihr würdigstes Gesicht, bewegte die blonden Wimpern und war ganz Haltung; aber in den nächsten Minuten eilten sie durch den Garten, stiegen aufs Karussell, schossen an den Schießbuden, wobei Emmi stets mit glühendem Eifer in das rote Budentuch traf, würfelten um Bonbonnieren und Gießkannen, Fritz erklärte den Fesselballon, kaufte Nougat und Sekt, nein, es war himmlisch, so fidel, und Fritz, der putzige Mensch, wartete auf jeden Augenwink, war geschäftig wie im Kontor. Furchtbar nett! Sie hatte ihn sehr gern — sie pfiff auf die Matura, wenigstens auf dem Papier! ... und dazwischen warf sie den Kopf zurück, raffte lässig das Kleid und senkte den Kopf dabei, so wie sie es von Melusine gesehen hatte, war ganz Dame.

Trossel und Hoven kamen erst am Abend nach. Der lange Holländer fuhr unablässig und stockernst mit einer jungen Dame, der er gleich am Eingang Blumen abgekauft hatte, Karussell; Trossel, der „kontemplative Ironiker", befand sich bereits, als das programmäßige Gala-Elite-Monsterfeuerwerk abgebrannt wurde, in einem gelinden Schwips, denn Meinhard, der selbst kaum trank, hatte ihm immer wieder eingeschenkt; und nun lief der kleine Herr ärgerlich und zerfallen mit sich in dem vereinsamten Garten umher, über den vom See herüber die goldenen, glühenden Schlangen und bunten Raketen schossen.

* * *

So war das Sterneckerfest zuletzt heiter und voll guter Harmonie verlaufen, und man war erst weit nach Mitternacht, als schon der Morgen über Flachland und Feldern graute, heimgefahren.

Aber einige Tage darauf geschah es, daß Melusine jenen Mann, der es ihr vor Jahren so ernsthaft und heiß angetan hatte, doch noch einmal sah. Und damit hatte es diese Bewandtnis:

Es war den ganzen Morgen über eine Unruhe in ihr gewesen, sie hatte plötzlich und gänzlich unvermutet beim Erwachen an ihn gedacht gehabt, als wäre die Erinnerung unvermittelt aus Schlaf und Traum in das Wachsein hinübergeflossen, und das Bild, so eigentümlich ihr selbst diese Tatsache erschien, und so wenig sie sich Rechenschaft zu geben vermochte, war geblieben.

Und schließlich, um die sonnige Mittagstunde, hatte sie sich aufgemacht, um ein wenig zu gehen und Luft zu schöpfen, und ehe sie sich's versah, da hatte sie die Richtung den „Linden" zu eingeschlagen. Aber sie wollte das nicht eigentlich wissen; es war ja zugleich Zufall und dunkles Spiel der Laune; sie verbarg es vor sich selbst, während sie an den Schaufenstern stand und dann einen kleinen Einkauf machte. Sie ging dabei einmal die Linden herauf und mußte dann wieder zurück; und zuletzt erkannte sie doch, warum sie hier weilte und ging, und erschrak im Herzen. Es war nicht fortzuleugnen, es lebte eine anonyme und eigentümlich drängende Anhänglichkeit in ihr und daneben eine in dieser Stunde und in diesen Zusammenhängen sich plötzlich noch höher erhebende Sorge um die Zukunft, die sie ängstigte, so, als könnte ihr eine Berührung mit jenem Mann eine unvermutete Klärung oder wenigstens eine erquickende Genugtuung verschaffen. Sie war jetzt oft wie ein gefangener Vogel und hatte mitunter das Bedürfnis, nach allen Seiten zu schweifen und mit der Kraft ihres Herzens und ihres Temperaments gegen das Gitter zu schlagen — sich selbst zu versuchen und das Leben, das mit seinen schimmernden Weiten lockte, spielend zu prüfen.

Sie wußte, daß er hier in der Nähe wohnte; aber es war ihr, als wüßte sie es erst jetzt, und ihr Herz begann zu pochen und sich zu wehren.

Und dann kam er wirklich, und auch sein feines Gesicht rötete sich. Er war zurückhaltend und doch erfreut, und in seinen Augen war ein Forschen und Stutzen, als suchte er zu ergründen, ob all dies nur Zufall wäre. Denn auch in ihm war die Vergangenheit mächtig und wach, auch er hatte heute und gestern, solange er in dieser Berliner Luft weilte, ihrer gedacht, trotz jener Abweisung vor ein paar Tagen da draußen, ja, die hatte ihn erst recht gereizt ... und was anders hätte sie tun sollen? fragte er sich; sie war verlobt, sie verteidigte ihre gegenwärtige Welt! Und nun ging sie wieder, groß und schlank und schön, an seiner Seite wie ehedem — —. Der Mann erregte sich und fand erst nur wenige Worte, so daß Melusine erriet, was in ihm vorging, und da mußte auch sie sich auf einem untersten Grunde ihres Wesens zusammennehmen.

Sie beobachtete sich selbst mit hellen und fast grausamen Augen; es war eine andere, die jetzt in ihr lebte, eine, die einmal gewesen und nun blaß aus einem tiefen Schlaf oder Tod erwachte.... Aber sie verriet sich mit keiner Miene. Die Worte fielen ihr dünn und rasch von den Lippen.

Sie erlaubte es, daß er sie begleitete, sie war wie willenlos, oder sie wollte so sein, und sie kümmerte sich nicht darum, daß ihr Gewissen sprach, und daß schon jetzt eine verborgene Reue darin nagte, wenn sie dabei eines anderen gedachte; zuletzt lächelte sie mit schmalen Lippen darüber, um es los zu werden.

Es lag wohl nahe, daß man, während man so nebeneinander schritt, nicht ausschließlich von der Gegenwart sprechen konnte; sie bot zu wenig Gemeinsames, man hatte durch Jahre nicht das Geringste voneinander gehört. Es lag sicherlich näher, daß man ein wenig zurückging mit Frage und Antwort, daß man allgemach nach inneren und äußeren Erlebnissen forschte, die inzwischen eingetreten waren, und denen man sich hingegeben hatte; und da kam es von selbst, daß auch die frühere Vergangenheit wieder den Vorhang hob und zu ihnen herlugte und sie anrief.

Nun sprach er noch lauter als das erstemal von früher. Jeder Schritt, den sie auf den weichen Wegen vorwärts taten, führte sie zugleich zurück; alle Worte mußten ihre Hüllen und Masken verlieren; — ja, Melusine hatte es, als sie beide nun ganz allein in eine schattige Querallee einbogen, in die von oben das Sonnenlicht hereintropfte, beinah erwartet. Ihre Seele erbebte, in ihrem Schritt war zeitweise eine Schwere; des Mannes Sprache wurde kühner; sie duldete auch das, sie wehrte ihm sogar nicht, als er ähnlich, wie Oskar damals von i h m, nun spöttisch von Oskar sprach. Aber



ihr Herz zog sich zusammen und pochte schließlich wild. Sie hätte mit den Zähnen knirschen mögen oder einen Ruf ausstoßen vor Weh, vor Wut und bittersüßem Zorn, den ihre Willenlosigkeit und Wirrnis band. Sie sah ja so klar — so klar in sich selbst und alles. Und zuletzt entsetzte sie sich vor dem Uferlosen dieser Stunde, die ihr geheimstes Wesen widerspiegelte; und sie sehnte sich nach einem Halt und nach Einheit, nach einer starken, treuen und geliebten Hand. Sie atmete auf. Sie wußte nicht mehr, wie lange sie hier gegangen waren, ob eine viertel, eine halbe oder eine ganze Stunde. Der Inhalt der kleinen Zeitspanne überwertete wohl deren Maß.

Sie bog rasch auf den Weg hinaus. Dort blieb sie stehen. „Ich muß heim."

„Sie sind mir noch eine Antwort schuldig, Melusine."

„Nicht daß ich wüßte. Ich habe gehört und habe nicht gehört. Wollen Sie mir den kleinen Triumph nicht gönnen? Keine Antwort! Dies war und ist meine Rache für damals! Und nun leben Sie wohl!"

Und sie winkte eine Droschke, die langsam auf dem Wege fuhr, heran und stieg ein.

Sie lehnte sich zurück, noch voll Empörung gegen jenen und doch wohlig müde und tief befriedigt. Ihr Auge sah starr und träumerisch in den gleißenden Sonnenschein hinaus, der zwischen den Bäumen auf der Fahrstraße lag. Und sie schloß wie zum Schlaf die Lider.

So fuhr sie noch ein Stück in den Tiergarten hinein, ohne dem Kutscher Weisung für ein Endziel zu geben. Jenen anderen aber hatte sie völlig vergessen. Sie sagte sich wieder und wieder in tiefer Zärtlichkeit: „Ich habe nur ihn lieb, meinen — Bürger!" Aber da wurde ihr Blut heiß, daß sie aufsprang und halten ließ. Und sie ging in Zorn und Zwiespalt nach dem Ufer hinüber und dann heim....

Zu Oskar aber sprach sie von dieser neuen Begegnung vorläufig nicht.

* * *

Aber als es der Doktor dann doch erfuhr, denn sie waren gesehen worden, da verhärtete sich sein Herz und wurde für eine Weile geradezu gleichmütig oder starr.

Melusine, die ihm nun berichtete, sprach wahr, aber noch während sie redete, erkannte sie selbst, daß sie nur im Augenblick völlig wahr sprach.

Oskar las in ihr. In dem Glanz ihrer Augen, in der Röte ihres Gesichts; es floß wie ein Fühlen von einem zum anderen. Er kannte diese beweglichen und geliebten Mienen zu genau; und als er sie fragte, da flammte sie auf, zornig und höhnisch, und dann wurde sie kalt. Sie gab es freimütig zu, und sie verdunkelte es gleich darauf wieder und wies es weit von sich ab in einer heißen und jähen Sorge.

Oskar senkte den Blick.

Er wußte genug, und es verwundete ihn tief, so wenig es an sich bedeuten mochte und konnte; aber nichts — nichts besteht in der Welt für sich allein, alles steht in Zusammenhängen. Es traf ihn tiefer, als er es sich im Augenblick selbst eingestehen wollte. Unverwischbar und vielleicht unheilbar. Es war nicht Eifersucht. Die flackerte in diesen ersten Sekunden nur im Untergrund. Es widerstand ihm unbeschreiblich, daß jener Mann noch irgendeinen Grad von Macht über sie hatte, daß sie auch jenem gewissermaßen noch angehörte; es erniedrigte ihm ihr Bild, es gab ihrem Bild beinah einen Schein von Falschheit, der ihr sonst so fremd war, von seelischer Zügellosigkeit. Unvergeßbar.

Und unwillkürlich verknüpfte er nach rückwärts: wie war das mit jenem kindischen jungen Menschen gewesen? Nein, das war nichts! Der Knabe hatte vorübergehend den Verstand verloren. Und doch — man mußte sie wohl auch in diesen Dingen mit andern, mit besonderen Maßen messen. In allen Dingen! Und gleich danach fragte er sich, den Blick abwendend, leise: wie war es zwischen ihr und ihm selbst gewesen?...

Er litt darunter.

Er wußte, daß sie nicht Herrin ihrer Stunden war. Indessen — konnte das in dem langen Leben nicht wieder und öfter geschehen? So senkte sich auch unversehens der geheimste Zweifel seiner Seele tiefer in ihn hinein. Aber er schwieg. Er bekämpfte es, gerade weil es so echt war, und weil Melusine mit ihren erklärenden Worten wieder an Wunden rührte. Weil er hundert Vorwürfe heraushörte, so daß er sich selbst von neuem zweifelhaft fragte: du wägst zu genau und zu schwer! Du mußt die Dinge bei dir selbst größer und freier nehmen.

Dennoch blieb es. Und in der Minute, da ihm jene blitzhelle Erkenntnis gekommen war, da war es plötzlich wie ein kaum hörbarer seltsamer Riß durch die Luft gegangen, durch die Zeit, durch sein Herz, fast so, als würde ein Pakt zerrissen, als löste er selbst verschwiegen sich von einem Alten los. Sie waren beide unversehens auf die Spitze eines Felsens hinaufgeklettert, es war ein hoher, überscharfer Augenblick und Ausblick, ein Höhepunkt, und nun sahen sie hinab und sahen zu ihren Füßen den schmalen Weg, der verdämmernd hinabführte....

Doch da unterbrach Oskar seine Gedanken, denn er spürte, wie sein Blut sacht den Schläfen zurieselte. Er gedachte des kleinen Spaziergangs mit Lily die Friedrichstraße hinunter und dessen, was sie gesprochen — und nicht gesprochen hatten. Aber das war etwas ganz anderes! eiferte er in sich. Lily gehörte fast zur Familie, und Lily war die Letzte, die solche Gedanken herausforderte. Und daß sie sich neulich doch in einer Sekunde fassungslos gezeigt, nun, das war ein fast tragischer Moment gewesen. Teilnahme, Freundschaft — aber dann waren sie beide in ihre gerade, gute Bahn zurückgeglitten; und wenn sie sich morgen wiedersahen, so wußten sie nichts mehr davon.

Und im übrigen war er ein Mann!... so schloß Oskar schroff diese letzte Gedankenreihe.

* * *

Melusine hatte recht mit dem behalten, was sie in schwarzseherischer Laune und mit der ihr eigenen Zagheit ausgesprochen hatte, die ihr von früher her nachging und widerspruchsvoll im Blute lag.

Man hatte sie schon seit geraumer Zeit wieder etwas zurückgestellt. Die Berliner Chance hatte ein wenig



versagt; Repertoireschwierigkeiten, hieß es, vorgerückte Saison ... im Herbst würde man sehen.

Melusine hatte sich in Zorn und Bitterkeit erregt, hatte sich gedemütigt gefühlt, daß man so schnell vergaß; sie war wie ein Licht, sicherlich ein noch schwankendes Licht, aufgestanden, man hatte es gesehen und nach ihm gegriffen. Aber alles war nur für Zeit geschehen. Andere Lichter, auch Irrlichter, schimmerten hier und dort auf, neues Leben trat dazwischen, das frühere trat zurück und verblaßte, und jene Hände waren lässiger, gleichgültiger geworden.... Wie häßlich und entmutigend! Kränzlin aber hatte gelacht und auf sein Elefantenfell hingewiesen, das er übrigens gar nicht besaß, und hatte ihr auf gut Berlinisch zugerufen: „Mensch, ärgere dir nich! Erstes Gesetz in der Kunst! Man muß geduldig sein wie ein Schaf, gleichmütig wie ein Quäker! Wie's kommt, so kommt's. Und es kommt immer anders."

Sie wollte spielen, spielen! Immer sicherer und freier werden, immer mehr und ausschließlicher sie selbst werden, immer wieder unter dem magischen Einfluß des andern lernen!

Denn Melusine kannte nun Tage, die voll süßen Zuwartens waren; angefüllt mit fruchtbarer Gelassenheit und Gewißheit, in denen sie lächelnd und unberührt von den Stimmen des Tags durchs Leben schritt, als trüge sie einen unverlierbaren Schatz in sich, ein Tabu! Sie brauchte dann nur zu wollen, und sie ruhte in sich selbst, spürte die köstliche Kraft, die nur ihr gehörte, die einzig war in dieser Welt, und die sie von allem Ähnlichen schied, über alles Ähnliche hinaushob, daß nichts an dieses Innerste frevelnd und störend herantreten konnte. Es war das schönste! — Es war das beste!

Spielen! Dann würde und mußte man ihr kommen. Sie wollte hinauf — hinauf! Und sie wollte einmal fort; sie wünschte eine regelmäßige Tätigkeit. Sie wollte es aus hundert und aber hundert Gründen. —

Sie würden sich nun durch eine Reihe von Wochen, vielleicht durch vier, fünf oder mehr, nicht sehen. Ihre Seelen froren in dieser letzten Zeit, wenn sie es bedachten. Es lag so mancherlei zwischen ihnen, es war so mancherlei in diesen Monaten geschehen, dem man kaum Worte verleihen konnte oder nicht wollte.

Und nun, an einem fast schon sommerwarmen Tage, als ganz Berlin hell und berauscht war vom starken Sonnenschein, dessen sengenden Duft man in der Luft roch, da ging die Reise endlich los.

Oskar hatte ihr Kistchen und Kasten ins Haus geschickt.

„Du wirst schreiben, Melusine. Täglich."

„Nein. Aber so oft ich kann. Nicht, wenn man müde ist."

„Nun, eine Karte, eine Zeile. Ich habe dir ein Paket Postkarten frankieren lassen und mitgegeben."

Sie nickte und sah zu dem Fenster der mit großen Koffern bepackten Droschke hinaus.

Dabei aber fragte sie sich, ob er wirklich und völlig überzeugt so dächte? Ob er nicht ganz gern einmal ein wenig allein wäre? Nun ja, so dicht vor der Trennung verwehte das. Aber gestern und die Tage vorher ... da waren sicherlich auch in ihm andre Wünsche wach gewesen. Es ging ihr ja selbst so, es war eine Unruhe in ihr, selbst noch in diesem Moment — fort — fort — ein freier Atemzug, ein freies Sichumsehen — ein Gehen und Schlendern mit losen, bürdelosen Schultern — ein klares Aufwachen. „Was soll's? Ich habe Reisefieber und überspitze die Dinge!" so sagte sie sich erzürnt und beklommen. Und dennoch ...

Es stand etwas Schweres, Lähmendes zwischen ihnen, und neulich, es schien nun schon endlos lange her, da war es jählings ein paarmal laut geworden und hatte sie beide erschüttert und erschreckt.

Ja, mal eine Trennung. Nicht nur immer zuversichtlich reden und drum herumgehen. Einmal ein Akzent. Ein Einschnitt. Epoche. — Fort. Sie war jetzt eine Weile wie erfrischt durch diese Vorstellung und sehnsüchtig nach Freiheit wie ein Vogel, der im Bauer den blauen Himmel sieht.

„Und dann, Melusine, im Herbst, wenn die Dinge für dich hier wohl geklärter sein werden, dann werden auch wir das Letzte ins Auge fassen. In jedem Fall."

„Ja, Lieber. Du mußt viel Geduld haben. Und wenn es hier nun doch nichts wird?" —

Er nahm ihre Finger fester. Sie hatte die Handschuhe vorhin abgezogen, weil sie seiner Hand so näher wäre. Ihre Ringe schnitten ihr unter seinem Druck ins Fleisch.

„Im Winter. Du weißt ... ich kann nicht in dieser Halbheit leben! Es muß ein Ziel finden."

„Ja, Oskar."

Sie schwieg. Aber ihre Gedanken wogten. Es war plötzlich ein Wunsch und ein heißes Wollen. Und doch zugleich wie dunkle Abwehr und hastige Abkehr von diesen Worten, als wollte man sie damit binden. Ein toller Augenblick. Dabei glaubte sie es gar nicht, daß Oskar so unabänderlich, so wie es klang oder klingen sollte, seiner Sache gewiß wäre — so völlig und unabänderlich von ihr erfüllt. Sie glaubte es nicht! Sie hörte seine Worte, und sie fühlte, daß er im Grunde das Gegenteil sagte....

„Im Winter. Wir werden sehen. Es ist gut, daß ich mal fortkomme."

„Warum?"

Sie glitt mit ihren Lippen über seine Rechte hin. Dann sah sie ihn lange an. Und ihre Hände zitterten.

Zuletzt kam Emmi mit einem riesigen Bukett. Sie hatte es sich als Überraschung ausgedacht und war darüber fast zu spät gekommen. Sie trippelte eilig den Zug entlang und winkte schon von weitem.

„Ich falle um, Melusine. Ich wollte nur Maréchal Niel, die du liebst. Da, nimm, es kommt von Herzen. Bleib gesund! Denke mal an mich, Melusine — und vergiß mich nicht bei deinen Triumphen."

Die Kleine rührte sich selbst mit ihren spontanen Worten, und Melusine schloß sie bewegt, mehr als sie sich selbst eingestehen wollte und verstehen konnte, in die Arme. „Kleine, dumme Emmi!"

Dann aber stand sie am Fenster, das sie herabgelassen hatte. Die Postwagen jagten zurück. Die Glocke gab

das letzte Zeichen, der Mann mit der roten Mütze blies in seine Trillerpfeife und hob gebieterisch den Arm. Noch ein Handkuß. Die Blicke klammerten sich mit einer wilden, inbrünstigen Kraft aneinander, und dann glitt der Zug mit langsam wachsendem Tempo und dröhnendem Rauschen aus der Halle. Melusine bog sich vor und winkte und winkte noch lange zurück. Aber endlich verschwand ihre Hand, verschwand der weiße, schmerzlich-süße Schimmer, der von ihr ausging.

Sie setzte sich mit einem trocknen nervösen Aufschluchzen in die Kissen, und ihr Herz zog sich schwer zusammen und war trostlos und leer. So starrte sie vor sich hin und sah alles klar, überklar und schloß die Augen und lehnte sich müde und schmerzlich zurück.

Der Doktor und Emmi aber warteten noch eine Weile, warteten so lange, bis auch die glänzenden Puffer des letzten Wagens hinter einer Biegung verschwunden waren. Und nun ging Emmi an Oskars Arm.

Emmi sah zuweilen zu dem Bruder auf und war sich nicht klar darüber, ob sie ihn stören sollte. Mein Gott, sagte sie zu sich, es waren ja nur ein paar Wochen; nein, diese verliebten Leutchen, wie komisch! — und sie schwenkte keck den neuen, gestreiften Sonnenschirm. Doch Oskar blieb ernst und schweigsam, und zwischen seinen dunkeln Brauen stand eine tiefe Falte, die Emmi fürchtete. Die Halle war nun voll häßlicher Nüchternheit, da Melusine fort war. Mit jeder Sekunde glitt die Geliebte weiter von ihm weg, unaufhaltbar, wohin? Er hätte sie jetzt mit jähem Impuls zurückrufen, zurückhalten mögen, aber der Zug, schon unerreichbar fern, glitt weiter — weiter — wohin?

„Nehmen wir wieder einen Wagen, Oskar?“ fragte Emmi sehr munter. „Ihr seid ein närrisches Volk, ihr Verliebten, weiß es der Himmel!“ meinte sie schalkhaft und tippte mit der Zungenspitze gegen die Oberlippe.

„Ja, Emmi. Höchst närrisch! Laß die Hand davon!“ Er sagte es amüsiert und doch fast bitter, und er blieb den ganzen Weg über bis zu ihrem Haus in der Kurstraße zerstreut und sehr ernst.

(Fortsetzung folgt.)

Hörst du?

Ein Faschingsliedl von Eugen Stangen.

Wer ist das Geschöpfchen? Ein Nix? Ein Neck?
Kapriolt und tollt und macht Witzchen,
trägt auf dem Kraushaar verwegen und keck
schellenklingelnd ein Harlekinmützchen . . .

Und das seidne Bajazzokostüm
ist ganz weiß und so fein, so fein,
und ein liebliches Veilchenparfüm
weht um den Tollkopf wie Lenzluft rein.

Sieht mich verschmitzt und schelmenfroh an:
„Schmückst du dich nicht heut mit atlasner Weste?
Hörst du?? — Oboen! — Süß schwirrt es heran —
lockt uns — komm mit, du — zum Karnevalsfeste!“

Tanzt der Bajazzo ein toll-tolles Stück,
und die Blauaugen sprühn ihm wie Sonnen . . .
Solche Augen, die hatte mein Glück,
Das noch im Frühling verweht und verronnen.

Ach, dieses lenzdumme Veilchenparfüm
weckt mir im Innern ein Sehnsüchtigsein.
Und der Schalk im Bajazzokostüm
schüttelt die Schellen — die klingeln so fein.

Läßt mir nicht Ruhe — er bittet — er schmält,
Gamben und Geigen rufen zum Feste —
„sieh, wie die Freude ihr Flammenhaar strählt“ —
da — zieh ich mit — in die Schar der Gäste . . .

Das Bösewichtchen, das Närrchen weiß,
wispert herzinnig und harfenfein:
„Ich bin deine Jugend, ich grüß dich heiß,
und einmal noch nist ich mich bei dir ein.“

Adolphe Willette.

Von Dr. Emil Schultz. — Hierzu 6 Abbildungen.

Wenn Adolphe Willette hört, daß Kritiker und Zeitungschreiber ihn einen Nachfahren der Watteau und Fragonard nennen, gerät er in rechtschaffenen Zorn und schüttelt die weißen Locken, die das glattrasierte Antlitz mit dem sonst so kindhaft lächelnden Ausdruck umrahmen. Der Republikaner in ihm wacht auf. Wie kann man ihn, der die kleine Marianne, das Kind der Revolution, in den schützenden Armen des Siegers von Valmy, des Helden Dumouriez, gemalt hat, mit jenen frivolen Malern des Ancien Régime zusammen nennen, deren Kunst nur dazu diente, die Großen am lasterhaften Hof Ludwigs des Fünfzehnten, des Vielgeliebten, zu ergötzen und die Gemächer königlicher Mätressen mit lockern Schäferszenen, mit galanten Schilderungen aus dem Leben menschlicher, allzu menschlicher Götter und Heroen zu schmücken? Aber mag Willette auch hundertmal um der leidigen Politik willen seine künstlerischen Ahnherren verleugnen, in ihm ist doch das gleiche französische Blut, der sprühend leichte heitere Geist, die nämliche künstlerische Ueberlieferung lebendig, aus denen heraus jene Meisterwerke des 18. Jahrhunderts entstanden sind.

Willette ist ein Sohn der Champagne, doch des Künstlers eigentliche Heimat ist Montmartre. Unter den schirmenden Windmühlenflügeln von Moulin la Galette, dem Tanzsaal der kleinen Leute, der die Butte, den Gipfel des Märtyrerberges krönt, liegt Willettes Reich gebreitet, das sich heute nur mühsam noch gegen die friedliche Durchdringung der Fremdenindustrie wehrt. Schon ist leider das Beste dahin von

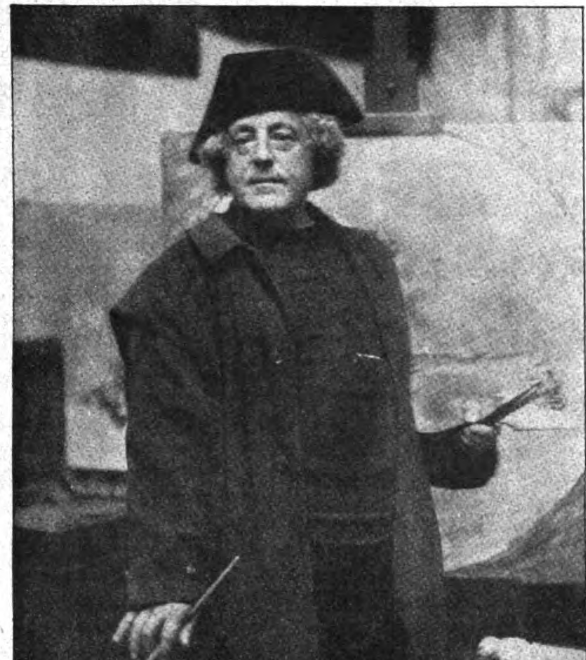




„Die Witwe Pierrots." Gemälde von Willette.

dem künstlerischen Zauber, der Bohèmeromantik, die Murger, Carpentier und so viele andere zu verzückten Apotheosen des Montmartre begeisterten; der „Schwarze Kater", der die Elite der jungen Stürmer und Dränger unter seinen Zeichen versammelte, ist längst mit Rodolphe Salis, dem geschäftstüchtigen, originalen Kabarettwirt, weggestorben, und die Ueberlebenden des Künstlerkreises sind in alle Richtungen zerstreut, manche zu ehrbaren Spießern, viele zu ansehnlichen Leuchten von Kunst und Literatur geworden, denen die Akademie der Unsterblichen gastlich ihre Pforten geöffnet hat. Schier einsam haust der Mann, dessen Name am engsten mit dem Weltruhm des Chat-Noir verknüpft war, heute in seinem Königreich und läßt nun, da der Name Willette durch die Ausstellung seines Lebenswerkes im Louvre sozusagen die offiziellen Weihen empfangen hat, nicht ohne Wehmut die Erinnerungen an jene köstlichen Glanztage des Montmartre Revue passieren.

Die Ausstellung im Pavillon Marsan enthält einige der schönsten Erinnerungstücke aus jener, des Meisters bester Zeit. So das Wandgemälde „Parce Domine", den durch die Winternacht über die Dächer von Paris



hinwirbelnden tollen Geisterzug der Pierrots und Kolombinen in liebestrunkner Verzückung oder mit tragischen Gesten. Pierrots Freud und Leid, Leben und Sterben hat Willettes Pinsel und Zeichenstift in unerschöpflichen Variationen immer wieder geschildert, die Tragikomödie des Lebens goß seine Phantasie in die kindlich spielerischen, graziösen Gestalten des Pierrot und seiner Geliebten, deren Schmetterlingsdasein auch im Sterben noch von lichten lachenden Farben umflossen und von heitern Genien umspielt ist. Auch wo er ernste Probleme anpackt, entrückt er sie aus dem Reich der Erde, entkleidet die Wesen der irdischen Schwere und versetzt sie in das Wunderland seiner Träume, die auch bei dem alternden Willette stets Träume der

Links: Der Maler Adolphe Willette vor der Staffelei.
Unteres Bild: **„Der junge Ehemann".**

Kindheit bleiben. Ausgelassene, frivole Geisterchen in leichtgeschürztem Gewand oder in paradiesischer Nacktheit treiben in Willettes Werk ihr Wesen, aber nirgends wirkt dies übermütige Treiben verletzend. — Die Witwe Pierrots, der im Zweikampf um die Gunst der Königin Rose gefallen ist, läßt sich von den Croque-Morts, den Totengräbern, bei lustigem Leichenschmaus trösten, und Jung-Pierrot bechert bereits vertrauensvoll auf den Knien eines der neuen Freunde (Abb. S. 365). Mit den Leichenträgern tanzt Pierrot im fahlen Mondschein (Abbildung S. 368), der im jagenden Gewölk die Gestalt eines grinsenden Schädels angenommen hat und hinunterblinkt auf das Wrack eines gescheiterten Schiffes, den Märtyrerberg hinab. „Da ist er, der schwarze Tod! Es lebe das Leben!" Für Willette ist das Leben ein ewiger Karneval, und wenn sein karikierender Zeichenstift die Schwächen und lächerlichen Seiten der Mitmenschen herausgreift, so schlägt sein Witz doch nie in ätzende Satire, in bittern Sarkasmus um wie bei dem menschenverachtenden Forain, dem pessimistischen Steinlen, die nur die Tiefen, die Nachtseiten des Großstadtdaseins kennen. Sein Humor, der sich mit einer treffenden Ironie verbindet, hat aus Willette den vielleicht größten der französischen „Maîtres humoristes" gemacht; die

„Das Souper." Gemälde von Adolphe Willette.



„Das Bier.“ Dekoratives Wandbild.
Von Adolphe Willette.

Blätter, die er für den „Courrier Français“, für die „Assiette au Beurre“ und für so viele andere Publikationen zeichnete, stellen einen wahren Schatz unerschöpflich sprudelnder Phantasie, witziger Laune dar, und aus allen spricht immer wieder der nämliche heitere Geist der Lebensbejahung. Für ihn gibt es keine Todsünde und nur einen Feind, unduldsames Muckertum, das ihm oft in den Weg getreten, aber von ihm mit spitzem Stift niedergestochen worden ist. Seine Kunst gilt der Verherrlichung des Weibes, jedoch nicht der Buhlerin, als die uns die Pariserin so gern in den Schöpfungen vieler Künstler erscheint. Etwas Jungmädelhaftes, Frisches ist in den kätzchenhaft geschmeidig, jugendlich schlanken und zierlichen Blondinchen, mit denen Willette seine künstlerische Welt bevölkert, ihr Lachen hat etwas kindlich Reines, ihre Zärtlichkeit etwas anschmiegend Feines, ihre Koketterie etwas Naives, Unschuldvolles, das auch eifernde Sittenrichter, denen Willettes Lebensanschauung ein Greuel ist, entwaffnen müßte. — Wer den Zeichner Willette, dessen dekoratives Talent sich zuerst in der Ausschmückung des Chat-Noir manifestierte, in seiner Bedeutung als Maler würdigen will, muß in Paris die Stätten nächtlicher Lustbarkeit, die Taverne de Paris, den Bal Tabarin, die Cigale oder dann das Rathaus aufsuchen, wo sich die Kunst des Meisters an dekorativen Aufgaben großen Stils mit Glück versuchen durfte. Es zeugt von dem feinen Verständnis für künstlerische Werte, daß die Stadtväter selbst einen Auftrag solcher Art einem Willette übertrugen, dessen Kühnheit manchmal sittsame Gemüter erschreckt hat; Willette hat seine Auftraggeber nicht enttäuscht. Das Wandgemälde für das Rathaus zeigt seine hohen koloristischen Qualitäten, seine Kompositionsgabe in bestem Licht und gereicht dem Raum, für den es bestimmt ist, zu höherer Zier als die überlieferte kalte, trockne Allegorienmalerei der „Chers Maîtres“ von der Akademie der Schönen Künste, die stets mit kaum verhehlter Mißgunst auf Willette schauten und heute ihren Verdruß über seinen Einzug in den Louvre kaum verbergen können. Der Meister kann das verschmerzen. Ist er doch der Anerkennung und Wertschätzung anderer, Größerer und Besserer sicher, die gleichfalls ohne jeden offiziellen Stempel ihren Weg gefunden haben. Kein Geringerer als der Bildhauer Rodin hat Adolphe Willette einen Stolz des heutigen Frankreich genannt.



„Der schwarze Tod.“ Zeichnung von Willette.

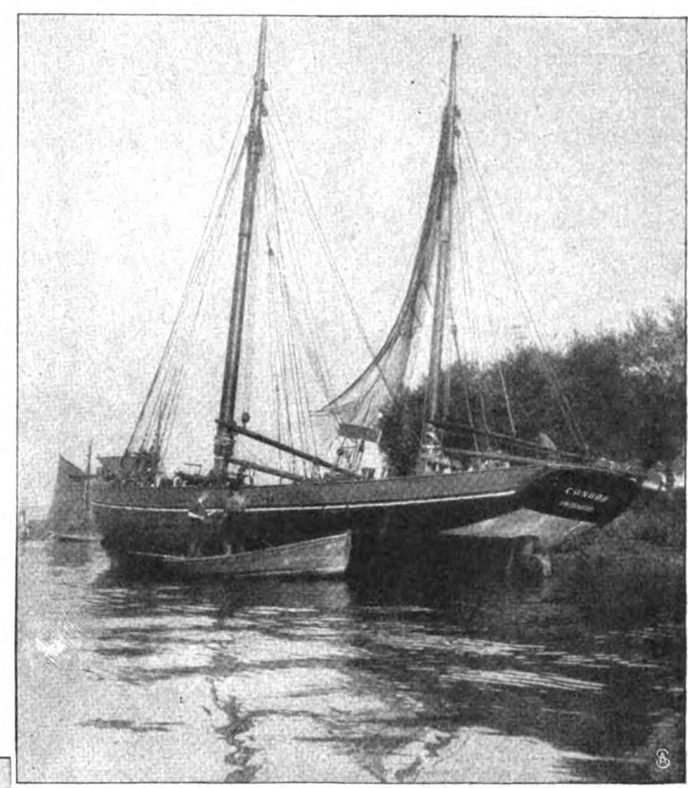
Die Finkenwärder Fischer.

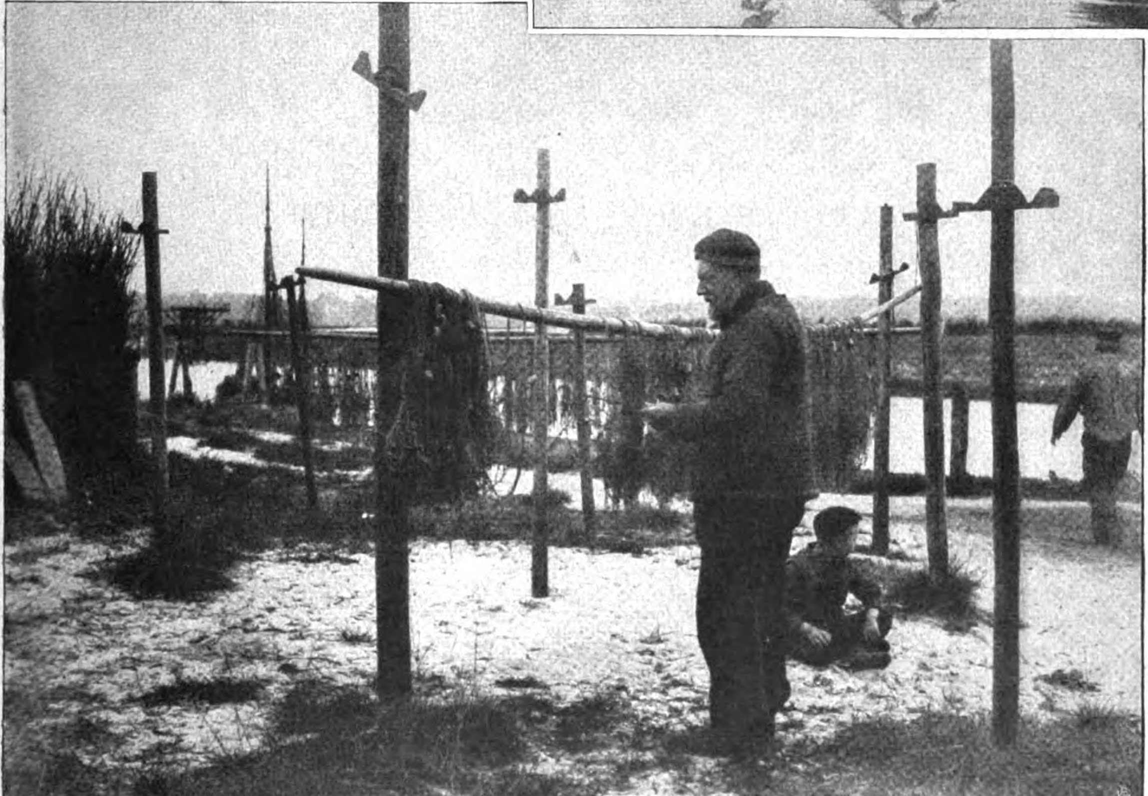
Von Emil Stender, Hamburg. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen des Verfassers.

Hamburg als Großstadt und Handelsmetropole reckt wieder einmal seinen Riesenleib; es dehnt und streckt die Arme nach allen Richtungen seines Staatsgebietes aus, um mehr Raum zu gewinnen für seine vitalen Zwecke. Die Sanierung der inneren Stadtteile ist weiter durchgeführt worden, großzügige Grünanlagen werden geschaffen, und vor allem die gewaltige Erweiterung seiner Hafenbauten erfordert die bessere Nutzbarmachung weiter Land- und Wasserstrecken. Da muß so manches Idyll dem modernen Zeitgeist weichen, das bisher noch seine stille Poesie bewahren konnte! Dieses Schicksal wird vielleicht in absehbarer Zeit auch dem hamburgischen Fischerdorf Finkenwärder beschieden sein.

Die Korrektion der Unterelbe schließt in ihr Programm die Anlage von einigen weiteren großen Hafenbecken ein, und da mußte man notgedrungen Zuflucht nehmen zu den Elbinseln, den sogenannten „Wärdern".

Finkenwärder, in halbstündiger Dampferfahrt vom Hamburger Hafen aus erreichbar, birgt von alters her ein erbeingesessenes Fischervolk. Völlig für sich abgeschlossen als wasserumgrenzte hamburgische Gemeinde, hat es seinen urwüchsigen Charakter bis auf die heutige Zeit





Beim Ausbessern der Netze. Oberes Bild: Ein Hochseefischkutter wird neu geteert.

bewahren können, und seine Bevölkerung hängt mit Leib und Seele treu und fest am Heimatort. Die Bemühungen der Hamburger Behörden, diesen Fischern, bei der drohenden Gefahr allmählicher Verdrängung aus ihrem Wohnsitz, in Cuxhaven eine neue Heimat zu schaffen, sind bisher nur von sehr geringem Erfolg gekrönt gewesen. So kommt es denn auch, daß wir heute noch bei einem Besuch dieses Eilandes viele der alten kernigen Fischertypen antreffen und einen Einblick gewinnen können in eine kleine eigenartige Welt. Leider versäumt es ja so oft der Großstädter, sich aus dem Gewühl seiner täglichen Umgebung loszureißen und Herz und Auge zu erquicken an urwüchsigem Leben in seiner nächsten Umgebung. Um so mehr erstaunt er dann aber, wenn es ihm vergönnt ist, einmal diese ihm bis dahin völlig verschlossen gewesene Terra incognita zu betreten. Die Produkte der Fischerei, die ihm sonst als tägliche Erscheinung in den Straßen der Stadt vor Augen traten, gewinnen plötzlich ein ganz anderes Interesse für ihn, und eifrig forscht er dann wohl nach Weiterem.

Blankeneser Zugnetzfischer.



Wurfnetzfischer auf der Elbe.

Da stehen an der Treppe einige Fischersleute in beschaulicher Ruhe und blicken auf den Strom hinaus; es ist Sonntag, und sie haben sich zu einem gemütlichen „Klöntje“ zusammengefunden. Die notwendigen Arbeiten für den nächsten Tag haben sie bereits am Vormittag besorgt, und nun wird die geliebte Tabakpfeife — der „Bröſel“ — in Brand gesteckt. Die Unterhaltung dreht sich um Wind und Wetter. Morgen mit der ersten „Tide“ soll es wieder in See gehen; da gibt es dann vorher noch immer viel zu tun, und bald geht's wieder an die Arbeit. Die Netze sind nachzusehen — etwas ist immer daran zerrissen oder beschmutzt, und der Fischer greift zu Nadel und Garn, um seine Netze zu „boiten“, wie er das Flicken nennt. Die zum Ausbessern und Trocknen aufgehängten Netze bedecken häufig weite Strecken des Ufers, wo sich Pfahl an Pfahl reiht. Zu andern Zeiten werden diese Pfähle auch wohl dazu benutzt, um an langen Leinen Fische — als Vorrat für den Winter — zu trocknen. Getrocknete Schollen und Scharpen sind eine allgemein beliebte Delikatesse an der Unterelbe, und jung und alt freut sich schon im voraus auf diesen Genuß. Die sogenannten „Scharpen“ sehen kleinen mageren Elbbutts ähnlich und entwickeln beim Trocknen einen eigentümlich scharfen Geruch, der diese Delikatesse dem Fremden schwer zugänglich macht; von den Einheimischen werden sie jedoch hochgeschätzt und zu allen Tageszeiten gern gegessen. Die Kinder verzehren sie auf dem Weg zur Schule und beim Spielen, vor dem Essen regen sie durch ihren Salzgehalt den Appetit an, und in den Schifferkneipen dürfen sie beim Trinken nicht fehlen. Mit einem Taschenmesser werden die Fische enthäutet, ringsum von den Flossen befreit und dann, in schmale Streifen geschnitten, verzehrt.

Manch malerisches Bild erblicken wir auf einem Spaziergang die Elbdeiche entlang, die die Insel gegen die anstürmende Flut schützen; da liegen wohlgeborgen hinter diesen Deichen die Häuschen der Bewohner, teils noch alte, strohgedeckte Gebäude, sorglich behütet von uralten Bäumen vor der Wucht der Winterstürme und eingerahmt von niedlichen Gärten, in denen Obst und Gemüse gebaut wird. Sie machen so einen recht anheimelnden Eindruck und bilden einen starken Kontrast gegenüber den immer mehr auftauchenden Ziegeldachbauten in ihrer falsch angebrachten Anlehnung an städtische Bauten. Im Fischereihafen lagert eine kleine Flottille von Hochseefischkuttern und Fischerewern; die Fahrzeuge sind erst kürzlich von ihren Fangreisen zurückgekehrt, und in den Masten sehen wir die Netze zum Trocknen aufgehängt, hier und da ist auch die Mannschaft mit dem Wiederinstandsetzen der Geräte beschäftigt. Weiterhin an dem mit Weidenbäumen bewachsenen Ufer ist ein Hochseekutter auf den Strand gesetzt, wie die Abbildung auf Seite 369 zeigt, und die Knechte sind grade dabei, das Fahrzeug neu zu teeren, damit es Wind und Wetter und allen Unbilden der nächsten Hochseereise besser trotzen kann.



Aalfang mit Reusen auf den „Stacks“ der Elbe.



Finkerwärder Fischer an der Landungstreppe.

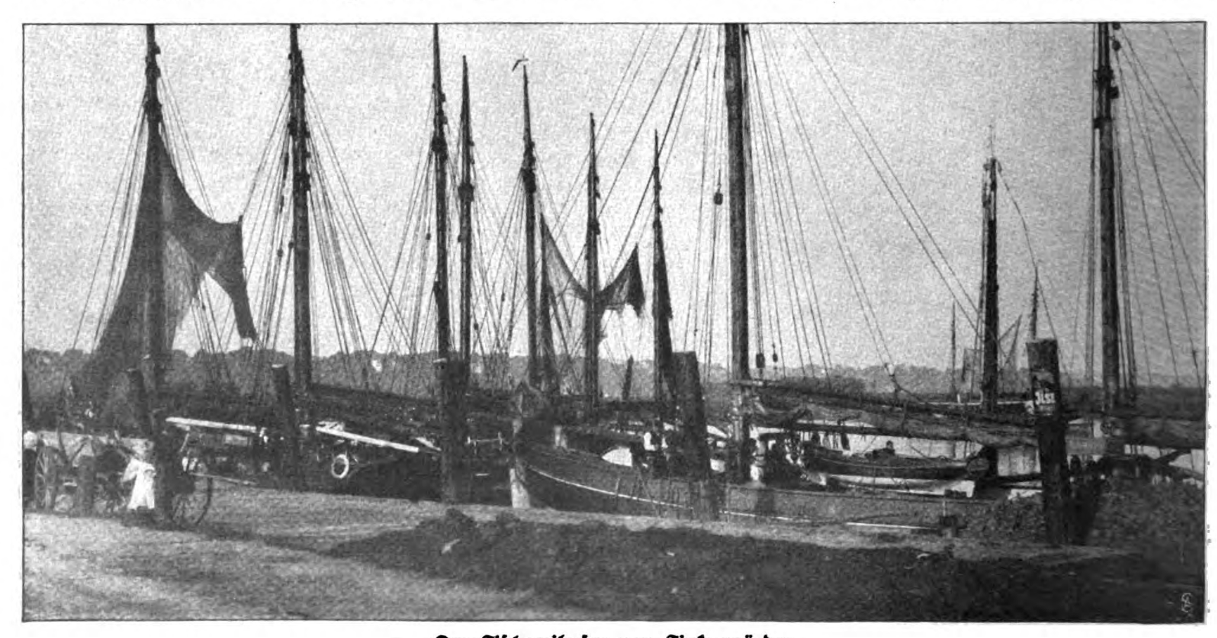




Die Fische werden an langen Leinen getrocknet.

Lange Ruhe am Land gönnt sich der Finkenwärder Fischer nie. Sobald die Jahreszeit es irgend erlaubt, treibt es den Hochseefischer wieder hinaus in die See, die sein eigentliches Element ist. Hier erst fühlt er sich so recht heimisch und lebt auf; er muß immer wieder hinaus in Wind und Wellen, bis das zunehmende Alter ihn zwingt, weniger mühsame und gefahrvolle Beschäftigung aufzusuchen. Er wendet sich dann mehr und mehr der Elbfischerei auf dem heimischen Stromgebiet zu. Heutzutage noch finden sich in der näheren oder weiteren Umgebung seines Wohngebiets ergiebige Fischgründe genug, die ihm auskömmlichen Erwerb bieten. Mit Zug- und Stellnetzen fischt er hier nach Butt, Quappen, Sturen, Stint und andern Flußfischen und bringt diese frisch an den Hamburger oder Altonaer Fischmarkt zum Verkauf. Andere betreiben ausschließlich die Wurfnetzfischerei und bringen ebenfalls ihren Fang an lebenden Elbbutten sofort an den Markt, wo die Ware als beliebte Speise für den kleinen Mann immer guten Absatz findet. Wieder andere wenden sich dem Aalfang zu und benutzen hierfür meist ihre selbstgefertigten Aalkörbe oder Reusen, die in den Wintermonaten, da naturgemäß die Fischerei für einige Zeit ruhen muß, Mann und Frau mit Heimarbeit vollauf beschäftigen.

Die sogenannten „Stacks" der Elbe, die zum Schutz gegen Wellen und Eisgang in den Strom hineingebaut werden, bieten den Aalfischern gute Fangplätze durch den hier sich ansammelnden Schlick und Schlack, in dem die Aale reichliche Nahrung an allem



Der Fischereihafen von Finkenwärder.

möglichen Kleingetier finden und dann oft in ziemlich großen Mengen daselbst gefangen werden.

Aber durch die erwähnte Elbkorrektion machen sich schon heute viele Schädigungen der Flußfischerei bemerkbar; die einst bei Finkenwärder blühende Lachsfischerei ist bereits völlig vernichtet, und so liegt die Zeit wohl nicht mehr allzufern, wo das hamburgische Fischerdorf Finkenwärder der Geschichte angehört haben wird — zum großen Leidwesen aller Freunde echt volkstümlichen Lebens. Aber unsere schnell vorwärtsstürmende Zeit erheischt solche Opfer an die Allgemeinheit, und diesem müssen auch wir Rechnung tragen in dem tröstenden Bewußtsein, an der gewaltigen Entwicklung einer Weltstadt teilnehmen zu dürfen.

Der Wirt vom „Schwarzen Drachen".

Eine Reiseerinnerung. Von Bodo Wildberg.

Wer betrachtsamen Sinnes an die Reisen zurückdenkt, die er in früheren Jahren gemacht hat, wird oft mit Staunen wahrnehmen, daß gerade die interessantesten und merkwürdigsten Dinge, die sonderbarsten und wunderlichsten Menschen von ihm übersehen und gering geachtet worden sind, während er den Doppelsternen seines Reiseführers nachrannte und die gewiß hochwichtigen Fragen nach Ruhe, Sauberkeit und Verpflegung mit gebührendem Ernst erwog. Das gilt von der einfachsten Sommerreise so gut wie von einer Weltfahrt. Ja, es gilt eigentlich vom Dasein selbst. Erst nach Jahren glauben wir zu erkennen, was unser Auge, unser Gemüt am heftigsten hätte festhalten sollen; dann aber sind die Eindrücke oft schon undeutlich geworden, und es bedarf der täuschenden Einbildungskraft, will man sie zu scheinbarer Lebendigkeit erwecken.

So ging es mir auch mit einem kurzen Aufenthalt in Deinzendorf, dessen Eindruck alsbald durch eine Reihe mühevoller Bergbesteigungen nahezu ausgelöscht wurde; jetzt aber kommt mir der „Gasthof zum schwarzen Drachen" mit seinem sonderbaren Wirt weit bedeutsamer vor als die Ueberschreitung des hohen Durrecks und andere touristische Erlebnisse.

Auf meiner Fahrt nach den Alpen pflegte ich einoder zweimal in bayrischen Landstädten oder Märkten zu übernachten. Das breitausladende Behagen dieser Siedlungen tat mir wohl, und ich war bemüht, gerade solche Ortschaften zu wählen, an denen der gewöhnliche Tourist im Eilzug vorüberrattert, ohne ihren gelben grünäugigen Hausgesichtern, ihren würdigen Rathäusern und den Zwiebeldächern ihrer behäbig weltlichen Kirchen auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Als der Zug in langen Kehren an den Laubhängen des Waldgebirges zur Donauebene hinabwanderte, erkundigte ich mich bei einem Mitreisenden nach einem geeigneten Gasthof in Deinzendorf.

„Ich könnte Ihnen den „schwarzen Drachen" empfehlen," erwiderte der Angeredete, ein ältlicher Eisenbahnbeamter in Zivil, „er ist in bezug auf Unterkunft und Verpflegung das erste Haus im Ort, wenn er auch kein eigentliches ‚Hotel' ist."

„Das ist ja, was ich suche. Ein solid bürgerliches Haus ..."

„Jawohl, solid ... aber ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß über dieses ‚erste Haus' von Deinzendorf mancherlei Gerüchte verbreitet sind ..."

„Wieso, spukt es vielleicht gar? Ich wußte nicht, daß es heute noch solche Gasthäuser gibt ..."

„O nein, man hat nie etwas von Gespenstern gehört."

Ein andrer Fahrgast mengte sich drein: „Es sind Sachen weggekommen," äußerte er trocken, „das ist das Ganze. Und man weiß nicht, wer sie genommen haben kann. Es hat sich dabei niemals um Geld gehandelt — aber es waren wertvolle Andenken — Uhrgehänge, altfränkisches Schmuckzeug, einmal ein schöner Stock, den der Beraubte einst von seinem Urgroßvater geerbt hatte, ein andermal ein Umschlagetuch aus den fünfziger Jahren. Das Fräulein Irene hat sich furchtbar darüber aufgeregt."

„Das ist die Nichte des Wirts," warf der Beamte dazwischen, „eine sehr tüchtige junge Person, die das ganze Haus unter sich hat; denn er selbst, der Kreuzinger, ist ein gar zu konfuser alter Junggeselle."

„Ueber die flachen Dächer hier, die sich manchmal dicht an den Berg anlehnen, kann sich freilich leicht einer einschleichen. Die Irene wird ihr möglichstes getan haben, um den Schuldigen zu entdecken. Aber man hört hier sonst nie was von Dieben, 's ist eine stockehrliche Gegend ... Bin begierig, was der Herr für ein Zimmer kriegen wird — das Haus ist so weitverzweigt, daß keiner sich auskennt — es haben schon welche den Zug versäumt, wie sie sich in den vielen Gängen nicht gleich zurechtgefunden hatten."

Zum Aussteigen gerüstet, erkundigte ich mich nur noch nach dem Ursprung des ungewöhnlichen Namens: „Schwarzer Drache". Sonst heißen die Gasthöfe in dieser Gegend meistens nur „Post", „Rose" oder allenfalls „Goldenes Horn".

Der zweite, offenbar sehr ortskundige Redner erzählte darauf, daß ein früherer Besitzer, ebenso schrullig und ungesellig wie der heutige, aus fernen Landen ein verschrumpftes, ausgetrocknetes Untier mitgebracht habe, das lange Zeit in der Einfahrt des Hauses gehangen. Man nannte es allgemein den schwarzen Drachen. Der Eisenbahnbeamte, ein nicht ungelehrter Mann, fügte hinzu, das Tier sei wohl ein stachlichter Roche gewesen.

Als ich ausstieg, rumpelte der Donner in den laubigen Bergen. Die Stadt lag zwischen Donau und Waldgebirge wohlig ausgestreckt, gelb und rot, überwacht von drei prächtigen Türmen. Man mußte etwa eine Viertelstunde lang durch glänzendes Wiesenland, in dem eine verfallende Kapelle zwischen feuchten Pappeln als düsteres Eiland ragte, in dem käsegelben, postkutschenartigen Omnibus fahren, auf dessen Tür der schwarze Drache Feuer spie. Zwei Bremsen rumorten zornig in dem dumpfen Kutschenraum und störten mich nicht wenig in der Betrachtung des Stadtbildes. Endlich knarrte der Wagen über einen riesenhaften Marktplatz, vorbei an einem reichgeschmückten Renaissancekirchturm, dessen mächtiges Hauptfenster grüne Jalusien schlossen, und dann hielten wir irgendwo in einer schmalen Gasse, im Regen, der jetzt wütend herniederstürzte, vor dem Gasthof zum „Schwarzen Drachen".



Beim ersten Betreten eines mir noch unbekannten Gebäudes erfaßt mich stets eine halb unbewußte Nervosität. Dazu kommen die Nebeneindrücke, die Vergangenes anklingen lassen. Hier mußte ich an ein weitläufiges altes Hotel denken, in das ich einst als Kind mit meinen Eltern gekommen war — in Nürnberg war es gewesen, auf der Reise nach Schwabenland.

Im ersten Stockwerk begegnete mir eine Gestalt, die andre Innenbilder wachrief; mit einem Mal war mir heimisch zumute, da ich die wohltuende Erscheinung sah, die nur jene Irene sein konnte, von der die Reisenden in meinem Abteil gesprochen. Ich mußte an das dickwandige vornehme Haus meines Großvaters denken und an die Tante, die mich dort gütig zu empfangen gewohnt war. Und doch hatte die Nichte des Schwarzendrachenwirts nichts Vornehmes, nichts besonders Damenhaftes. Sie war einfach gekleidet, trug eine jener mohnroten Blusen, die damals beliebt waren, und einen schwarzen Kleiderrock. Ihr bräunliches Gesicht war gut, ihre weichen, dunklen Augen waren schön und teilnehmend. Sie war mir schon öfters entgegengetreten — hier in einer Sennhütte, dort in einer belebten Straße Münchens; denn sie verkörperte einen liebenswürdigen, gesund natürlichen Frauentypus, der im Bayernland glücklicherweise nicht allzu selten ist.

„Gellns, sinds grad noch zurechtgekommen vor dem Wetter?" sagte sie freundlich und machte dann selbst die Führerin.

Bei kurzem Aufenthalt sind mir Zimmer willkommen, die in irgendeinen stummen Hof hinabschauen. Solch ein Raum wurde mir auf Irenens Anordnung hin aufgeschlossen. Ich hatte gebeten, dem Lärm der Gasse entrückt bleiben zu dürfen. In dem Hof wurde nicht gespült oder sonst gearbeitet. Er schlief im Schauer tropfender Kastanien. Ueber unbewohnt aussehenden Tratten glimmerte das Grün einer steilen Anhöhe.

Das ehrwürdige Einkehrhaus erfüllte mich mit tiefer Befriedigung. Vielleicht war dabei auch die treuherzige Weiblichkeit der Wirtsnichte mit im Spiel. Sie sagte mir nur noch, daß mein Zimmer an den „alten Teil" grenze, der gegenwärtig nicht benutzt werde. Diese Baulichkeiten hatten zu einem Kloster gehört, dessen Insassen nach der Abtei Gotteszell übergesiedelt waren.

In der Gaststube, die recht behaglich anmutete, sah ich auch den Wirt des „Schwarzen Drachen" Herrn Balthasar Kreuzinger. Es lief da nämlich ein ungefügiger schwarzbärtiger Mann auf und nieder, dessen schwere Gebärden etwas Suchendes hatten. Als ich über mein Abendbrot weg auf ihn hinschaute, mußte ich plötzlich an einen Höhlenbären denken, der in endlosem Wirrsal von Kalksteingrotten der Urzeit ohne Ruh auf und ab lief, schnüffelnd, suchend, immer suchend ... Einer der Gäste sagte halblaut: „Der Kreuzinger geht heute unter die Leut, der hat ja seinen gnädigen Tag!" Nun aber kam der Höhlenbär an meinen Tisch und knüpfte eine Unterhaltung an.

Anstatt der üblichen neugierigen Wirtsfragen bekam ich jedoch einiges Ueberraschende zu hören. Ich hatte einen jener Menschen vor mir, die man sich angewöhnt hat Halbgebildete zu nennen; als sei Bildung ein Apfel, den man in zwei Hälften schneiden und verschenken könnte.

„Wenn Sie Schriftsteller sind, werdens doch den Schieler kennen", fragte er mit naiver Vertraulichkeit und fügte dann etwas hastiger hinzu: „Nein, so dumm bin ich nicht, daß ich glauben tät, er lebt noch auf Erden. Aber leben tut er doch. Ich hab alle die Werke vom Schieler, und manche von den Gedichten kann ich auswendig. Und da ist ein Vers, der mir immer im Kopf herumgeht, über den möcht ich mich einmal mit einem gescheiten Menschen besprechen. Er heißt: Ewig still steht die Vergangenheit.'"

Ich nickte, neugierig, Weiteres zu hören.

„Sehn S', Herr," fuhr er nach einem Zögern fort, „ich hab oft über diesen Vers nachdenken müssen. Ist's auch ganz richtig, was der Schieler da sagt? Das wär mir eine Beruhigung, eine rechte Beruhigung wäre das! Da wär ja alles, was geschehn ist, was Festes und die Vergangenheit etwas ganz Stilles, wo ma Ruh hat vor dem ganzen Schwindel, der ewigen Wirtschafterei. ... So eine Art Himmelreich, in das man immer hineinspazieren könnte!"

Ich war höchst erstaunt, einen schlichten, niederbayrischen Gasthofbesitzer so tiefsinnig über eine Sache philosophieren zu hören, der so viele Gebildete wohl noch keinen Augenblick des Nachdenkens geschenkt haben mögen. Bevor ich jedoch eine Antwort erteilen konnte, rief ein derber Deinzendorfer Honoratiore den Kreuzinger an, und er kehrte dann nicht mehr an meinen Tisch zurück, sondern verlor sich bald in unbekannte Gänge seines Höhlenbaus.

Keines jener zahllosen Hotelgeräusche, die mir hin und wieder die Freude am Reisen gemindert haben, drang in mein entlegenes Zimmer; so sank ich denn bald in willkommenen Schlaf. Dann träumte ich von endlosen unterirdischen Wanderungen in der irrsamen Grottenwelt der Salzburger Kalkalpen. Irgendwo stürzten Wasserläufe in die Finsternis. Auf einmal war ich wach — wenigstens schien es mir so. Ein riesenhafter Höhlenbär, hochaufgerichtet wie ein kampflustiger Grisly Amerikas, stand in phantastischen Umrissen neben meinem Bett. Ich fuhr in die Höhe (wie ich glaubte) und fand mich noch ausgestreckt in den Federn. Der Grisly war verschwunden. Draußen planschte noch die Regenflut, und eine brüchige Rinne ergoß ihre Fülle in den Hofraum. Eine matte Helligkeit ließ die Gegenstände ringsum erkennen. Das war sonderbar genug. Endlich bemerkte ich, daß aus einem Spalt in der Wand des unbenutzten Kamins am Kopfende meines Lagers ein dünnes Licht sickerte. In diesen alten Häusern wurden die Oefen von außen oder von eigens in den dicken Mauern angelegten Gängen aus versorgt. Ich sprang in meine Nachtschuhe, hüllte mich in meinen Wettermantel und schob dann den schwerfälligen Ofenschirm beiseite, auf dem ich vor dem Schlafengehen die mühselig gestickten Türme des Schlosses Weißenstein bestaunt hatte. Mit der Unerschrockenheit eines Verschlafenen versuchte ich die Kamintür zu öffnen; gleich darauf stand ich in dem schmalen Heizgang, in dem es nach altem Rauch dunstete, und blickte mit traumhafter Verwunderung in eine Reihe mattbeleuchteter, altertümlicher Gemächer.

Drei oder vier Zimmer waren es, die durch grauweiße Holzläden gegen den regenrauschenden Innenhof hin verschlossen waren. Unsicher webte das Licht, aber der Atem uralter Dinge, die sonderbar wehmütige Luft der eingesperrten Vergangenheit war deutlich zu spüren. Mir war, als wäre ich unversehens in ein nächtliches Museum getreten. Hier spiegelte sich die Helligkeit flüchtig in dem schwarzen Säulenwerk eines barocken Riesenschranks, dort glimmerten Goldrahmen um nach-



dunkelnde Gesichter. Die zuckende Leuchte befand sich im letzten Zimmer, in der Hand einer düsteren, bärenhaft mächtigen Gestalt, die vor einem tandbedeckten Marmortisch stand und zu einem dickumrahmten Bildnis aufzuschauen, gleichsam zu beten schien. Ich weiß nicht, was mir den Mut gab, weiter vorzudringen, ich weiß nur noch, daß ich mit unbeschreiblichem Staunen die sanften Braunaugen Irenens aus dem Bild auf mich gerichtet sah. Gerade legte der Höhlenbär — nein, der Drachenwirt Herr Balthasar Kreuzinger einen Gegenstand auf den Tisch und murmelte dabei die heiseren Worte: „Da hast du was Neues, Iren. Was Neues, was Altes. Das wird dir gefallen, gelt?"

Wie einem unfreiwilligen Spion war mir zumute, ich schlich zurück in mein Zimmer, warf mich aufs Bett, und im Nachgrübeln packte mich der Schlaf, so daß ich erst am leuchtenden Morgen erwachte.

Der Regen hatte aufgehört; als ich die Läden zurückstieß, kam ein frischer Hauch vom Grün der Kastanien, und über der Bergkante war der Himmel blau und voll der Verheißung.

Zunächst gedachte ich kaum meines Traumes — einen anderen Namen hätte ich dem Erlebnis nicht gern gegeben. Doch als ich die braunen Augen des Fräuleins Irene wiedersah, da wußte ich mit einem Mal: hier bestand ein Rätsel, das unwiderstehlich lockte. Gleich nach dem Frühstück eilte ich wieder hinauf und schob den gestickten Ofenschirm beiseite, wie ich es in der vergangenen Regennacht schon einmal getan.

Bei vollem Tageslicht — denn wunderlicherweise waren die grauweißen Läden an mehreren Stellen zurückgeschlagen — schritt ich nochmals durch die neuentdeckten Räume. Sie bildeten eine Zimmerflucht, die im Geschmack der fünfziger und sechziger Jahre eingerichtet war; freilich enthielt sie auch einige ältere Stücke. Kein Gegenstand jedoch kam aus einer jüngeren Zeit. Auf den Tischen und in den Glasschränken sah man überall Gegenstände, die fernen Jahrzehnten angehörten. Und jetzt erst geschah es, daß ich triebmäßig nach meiner Uhrkette griff. Heute früh schon hatte mir etwas gefehlt — ich wußte nicht recht was; denn die fahlen Erscheinungen der Nacht umnebelten mir noch die Sinne. Jetzt aber wußte ich es. Das Onyxpetschaft aus der Kongreßzeit, vom Urgroßvater ererbt, es hatte nicht mehr auf dem Nachttisch gelegen, als ich mich ankleidete. Und hier lag es nun — auf dem marmornen Gabentisch vor Irenens Bildnis! Und daneben glänzten allerlei hübsche Dinge: ein kostbarer Spazierstock, Uhren, Berlocken, Miniaturbilder. . . . Ich entsann mich nun jenes Gesprächs in der Eisenbahn. . . .

Ich schaute zum rätselhaften Bild Irenens empor. Es war in der Manier der älteren Münchner Porträtisten gemalt, und der Künstler hatte sichtlich unter Stielers Einfluß gestanden. Solch spätes Epigonentum war selbst in Deinzendorf kaum denkbar. Und doch war's Irene mit ihren weichen, teilnehmenden Augen, ihrem guten, gescheiten Antlitz; aber alles war ins Lieblich-Süße übersetzt und etwas preziös vorgetragen.

Eben wollte ich mein Onyxpetschaft aufnehmen, da fiel eine gewichtige Tatze auf meinen Arm. Der Kreuzinger stand neben mir und schien sehr erbost über mein unerlaubtes Eindringen. „Sie, Herr, das ist keine Art; das hier sind meine Privatgemächer."

„Aber das Petschaft ist nicht Ihres, lieber Herr Wirt."

Sein auffallend bewegliches Kinn begann unsicher zu arbeiten. Aber in dem unförmlichen Gesicht lebte kein Bewußtsein irgendeiner Schuld. Fast weinerlich entgegnete er: „Davon hab ich nichts gewußt. Aber seien Sie doch zufrieden, es ist ja in der Vergangenheit am sichersten!"

Jetzt hielt ich es für das Richtige, mich unter dem Schein des Einverständnisses zu empfehlen und alsbald Fräulein Irene aufzusuchen. Ich fand sie in einem engen Kontor an einem Stehpult voller Rechnungen; hier erzählte ich ihr alles.

Bei Erwähnung des alten Petschafts schlug sie erschrocken die Hände zusammen. „Lieber Gott! Das hab ich freilich nicht gewußt! Sehen Sie, daß er die drei Zimmer im alten Teil als ‚Reich der Vergangenheit' eingerichtet hat — das weiß ich längst. Und ebenso, daß dort das Bild meiner seligen Mutter hängt, die der arme Onkel so sehr gern geheiratet hätte — aber sie hat meinen Vater lieber gemocht als ihn. Doch die Entwendung der Schmucksachen war mir was Neues. Bester Herr, glauben Sie mir, davon weiß er nichts, seine nächtlichen Besuche macht er wie im Schlaf! Wenn er dann bei Tag sein Reich betritt, freut er sich gewiß über die schönen Sachen, die noch dazugekommen sind, der arme Narr! Aber die Sachen müssen freilich den Besitzern zurückgegeben werden, wenn er auch nachher einen Wutanfall kriegt —"

Die Wunderlichkeit und Traurigkeit dieser Zustände rührten mich nicht wenig. „Das Onyxpetschaft kann er behalten", sagte ich voller Mitleid. „Es liegt vor dem schönen Bild Ihrer Mutter, der Sie so ähnlich sehen, Fräulein Irene."

Aber trotzdem hatte ich nachmittags mein Petschaft wieder. Kreuzinger kam nicht zum Vorschein. Abends fuhr ich weiter nach Rosenhein und innaufwärts nach Tirol.

* * *

Erst nach mehreren Jahren berührte ich wieder die Gegend von Deinzendorf. In Gotteszell stieg eine rundliche Frau in den Zug, der ungewöhnlich stark besetzt war. Sie kletterte ohne viel Ziererei in unser Raumabteil. Ihre guten braunen Augen erschienen mir so bekannt. Auch sie erkannte mich und hielt mir die Hand hin.

„Frau Irene?" fragte ich.

„Jawohl, Frau Irene Lammer, Wirtin vom ‚Schwarzen Drachen'. Sie sind aber all die Jahre nimmer bei uns gewesen."

Sie begann dann von der Zwischenzeit zu erzählen, und der wehmütige Ton, in dem sie von ihrem Onkel Kreuzinger sprach, befestigte in mir die Ueberzeugung, daß sie eines Toten gedachte.

„Das hätte man aber nicht geglaubt", sagte ich endlich. „Ihr Onkel war doch ein so kräftiger Mann."

„War? Er ist noch gewaltig stark — besonders wenn er tobt. . . ."

„Ja, lebt er denn noch? Und wohnt er denn nicht mehr bei Ihnen?"

Wir fuhren die Schleife am Waldgebirge hinab zur Donau. „Dort lebt er", sagte Frau Irene.

Ihre volle bräunliche Hand wies nach einer Gruppe lustigroter Dächer, die sich am Stadtende ins buschige Tal schmiegten. Der Häuserkomplex sah aus wie eine moderne große Heilanstalt.



Tilly Bébé.

Von M. von Senger. Hierzu 4 Spezialaufn. von H. Traut.

Tilly Bébé! Wer hätte den kindlichen Namen nicht schon gehört?! Hat die Tierbändigerin doch im Lauf der letzten Jahre Tausende von Menschen in atemloser Spannung gehalten. Ein kleines, blondes, zierliches Weib, begraben unter einem Dutzend wilder Bestien, ohne Peitsche, ohne Waffe, ihnen als Spielball preisgegeben. Doch rosig, lächelnd und unversehrt taucht Bébé wieder aus dem Knäuel der wilden Tiere empor! Die mächtigen Körper, die wuchtigen Pranken mit den furchtbaren Krallen haben der „Charmeuse des lions", wie man sie in Frankreich nannte, nichts angetan.

Ihre Unerschrockenheit grenzt an das Unfaßbare. Kaum vier Wochen als Dompteuse tätig, wird der berühmte Tierbändiger Mac Donnald vor ihren Augen von den wilden Tieren zerfleischt. Furchtlos betritt sie nach kaum einer Viertelstunde den gleichen Käfig. Der Hauptattentäter des armen Verunglückten, der wilde Löwe Ruy Blas, wird ihr zärtlichster, folgsamster Zögling.

Man besieht sich verwundert das sonderbare Geschöpf: eine kleine, mollige Wienerin, obendrein mit dem Ausdruck eines gutmütigen „Trulscherls", wie man in ihrer Vaterstadt solch gar nicht besonders rassig aussehende Weiblein nennt. Man erklärt sich ihre Vorliebe für wilde Tiere und ihr hervorragendes Dressurtalent damit, daß sie ja wohl aus einer Tierbändigerfamilie stamme. Doch nein, dies stimmt nicht. Mathilde Rupp ist aus kleinbürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen. „Aber die ‚Viecher' waren von jeher mei' ganze Freud! Jed's Komfortabelpferd hab i g'streichelt und g'füttert, so daß die Kutscher mi alle grob angefahren und davong'jagt haben!" Wißbegierig forscht man weiter, ob Tillys Mutter vielleicht eine gesteigerte Sympathie für Tiere gehegt hat. Auch dies trifft nicht zu; Mutter und Schwestern kreischen bei dem Anblick einer Maus laut auf wie die meisten andern weiblichen Wesen. Dagegen legte sich die kleine Rupp im Alter von vier Jahren in den unsauberen Keller und bedeckte sich mit Sand, damit Russen und Schwaben gemächlich über sie hinwegspazieren konnten. Diese Tierfreundlichkeit soll ihr Anno dazumal keinen geringen Verdruß eingebracht haben. Tilly wird sogar zu Besserem erzogen; sie wird Stenographin und tritt, kaum sechzehnjährig, in die Kanzlei eines Wiener Rechtsanwalts.



Die Tierbändigerin mit ihren drei Schlangen.



Tilly Bébé mit ihrem Lieblingslöwen.

Dort ist es langweilig, ihr Chef ist brummig und mit ihr unzufrieden wegen ihres „Mangels an Intelligenz". Nach drei Jahren läuft sie nach einer Monierung ihres Brotherrn weg und direkt in das Vivarium. Dort will sie um jeden Preis in den Hyänenkäfig. Man erklärt sie einfach für sinnlos. Doch überzeugt sie in Kürze alle von ihrem ungewöhnlichen Tierbändigertalent. Bébé betritt hierauf gar bald die ersehnte Laufbahn in Begleitung eines besonnenen Dompteurs. Vorerst bekommt sie eine Gruppe Hyänen zur Dressur, und etwas später war ihr das Glück besonders hold, und sie erhält eine zwölfköpfige Löwengruppe zur Erziehung.

„Und jetzt", berichtet Bébé, „ging eine glückselige Zeit für mich an, inmitten meiner Lieblinge!" Zu letzteren gehörte noch ein formidabler Eber.

Ihre Dressur fußt auf — Liebe. „Nur mit der größten Güte und Zärtlichkeit kann man bei den Tieren etwas ausrichten", versichert Bébé und erzählt dann weiter: „Zuerst betrachtete und studierte ich meine ‚Schatzerln' vor den Käfigen, und bald hatte ich es heraus, daß jeder anders war und andere Gepflogenheiten hatte, darauf basierte ich meinen gänzlich individuellen Unterricht. Damit mich meine Löwen rascher liebge-



„So sieht sein Gebiß aus."

wönnen, verbrachte ich sogar meine Mußestunden im Käfig. Ich las, nähte, rauchte (das ist nämlich meine Passion, ich rauche täglich 12—16 starke Zigarren), ja, ich schlief sogar unter dem Schutz meiner großen Wildkatzen." Der Blick, aber noch viel mehr die Stimme wirken auf die reißenden Tiere bezähmend. Zur Zeit der Brunst, im Frühjahr und im Herbst, werden die Tiere oft unheimlich wild. Viele Zeichen von Prankenschlägen und gefährlichen Hieben weisen Tillys Arme und Beine auf. Wie ein tapferer Krieger ist sie stolz auf diese vernarbten Wunden. Bébé preist alle wilden Tiere als vornehm und intelligent, „doch es heißt stets seine innere Ruhe ihnen gegenüber bewahren", setzt sie hinzu. Ist man selbst durch eine

seelische oder physische Störung etwas zappelig und nervös, dann heißt es den Blick der gefahrvollen Gesellen meiden und über sie hinwegsehen.

„La reine des fauves“ kennt keine Todesfurcht. Bei einem Debüt in Brüssel wurde sie in einem unbedachtsamen Augenblick von einem ihrer Lieblinge attackiert und erlitt einen tiefen Biß an der linken Schläfe. Sie sah, wie im Zuschauerraum Damen ohnmächtig wurden und der eiserne Vorhang fiel.

Blutüberströmt lief sie in ihre Garderobe und sperrte sich dort ein, während man draußen heftig an der Tür rüttelte, um ihr beizustehen. Sie prüfte ihre Wunde und sah, daß sie heilbar war, denn „starkes Gift hab ich immer bei mir; wär ich damals arg verschandelt worden, hätt ich's gleich g'nommen, so grauslich möcht ich in der Welt net herumlaufen“.

Den nächsten Tag trat sie mit stark verschwollenem Gesicht auf, das Haus war ausverkauft, und ein nicht enden wollender Jubel empfing die mutige Tierbändigerin.

Eine gefährliche Last.

Tilly Bébé fühlt sich mit den Tieren eins: „Andere Menschen lieben Eltern, Geschwister, einen Mann, ich nur meine Viecher, denen kann man vertrauen, die vergelten wirklich Liebe und Zärtlichkeit!“ Ein paar ihrer Löwen hatten sich in Rußland erkältet und gingen daran zugrunde. Der pekuniäre Schaden war Bébé gleichgültig, aber den Verlust der Tiere, über den kann



sie sich heute, nach Jahr und Tag, noch nicht trösten. Auf meine Entgegnung, daß sie ja wieder Löwen bekommen könnte, antwortete sie gedrückt: „Die alten sind's ja doch nimmer!"

Ihrem ganzen Wesen haftet eine rustikale Kindlichkeit an, die es begreiflich erscheinen läßt, daß sie der Psyche der Tiere näher steht als so mancher kompliziertere Mensch. Doch treibt sie auch wissenschaftlicher Ehrgeiz zu anderer Art Tierdressur. So hat Tilly Bébé sich gegenwärtig Schlangen zu Schülerinnen auserkoren. „Man spricht diesen Reptilien die Fähigkeit ab, sich abrichten zu lassen; doch ich will gerade beweisen, daß man auch mit ihnen vieles erreichen kann, wenn man nur trachtet, sie richtig zu verstehen."

Nun sitzt sie tagelang in ihrem Tierbändigerinnenboudoir in Harlaching bei München, das reich mit Fellen von Lieblingstieren und mit Lorbeerkränzen geschmückt ist, und befaßt sich mit größter Geduld und in strenger Arbeit mit ihren indischen Pythons. Es ist unheimlich anzusehen, wie diese sonderbar schönen, $2^1/_2$ Meter langen, männerarmdicken Leiber zu ihrer Meisterin kriechen und sie klug ansehen. Haben auch diese Schlangen keine Giftzähne, so können sie durch ihre Muskelkraft doch mit Leichtigkeit einen nicht allzu starken Menschen erdrücken, wenn sie ihn mit straffen Windungen umklammern. Sind diese Tiere in einer hinterlistigen Laune, dann sollen sie besonders nach den Augen trachten, die sie mit rascher Gewandtheit heraus beißen können.

Diese gemütlichen Eigenschaften hindern Tilly nicht, auch mit dieser Spezies wieder auf das engste befreundet zu sein, und unter diesem stolzen Schlangengetier hat Tilly wieder einen besonderen Liebling: Kora ist ihr Name. Kora wird gestreichelt, bekommt die zärtlichsten Kosenamen und darf des Nachts das Lager mit der blonden Maid teilen. Sie nützt diesen Vorteil natürlich aus und windet sich in der kalten Jahreszeit mit Vorliebe um den Körper ihrer Meisterin. Dafür ist sie aber auch schon sehr geschult und versteht jedes Wort ihrer Herrin.

In kurzer Zeit wird Tilly Bebé sich vor dem Publikum mit ihren grünbraunen Prachtschlangen präsentieren, vorerst allerdings in fernen Ländern. Die Abrichtung von Schlangen gestaltet sich schon aus dem Grund recht schwierig, da man mit Lockspeisen nichts bei ihnen anfangen kann. Ihre Lebensweise ist sehr einfach. Sie brauchen nur alle sechs Wochen vier lebendige Meerschweinchen zu vertilgen, um gut genährt zu sein. Vorher kommen sie in das Schlangenbad, wo sie sich gleichfalls für $1^1/_2$ Monate mit Getränk versorgen.

Ich sprach mit Bébé über ihre vielen Triumphe, die sie in ganz Europa gefeiert hat, und daß ihr diese gewiß eine große Genugtuung gewährt haben mögen.

„O ja, aber die größte Freud war die, als mein ehemaliger Vorgesetzter, der Advokat, aus einer Loge bei Ronacher in der berühmten Löwenbändigerin Tilly Bébé nach drei Jahren seine Stenographin wiedererkannte. Sein Erstaunen hatte keine Grenzen, und bei einer Flasche Schampus waren wir recht vergnügt zusammen, und lachen mußte der gute Mann, als ich zum Abschied sagte: „Na, sehen's, der ‚Mangel an Intelligenz' war doch nicht so weit her!"

Die Zeiten.

Plauderei von Hans Ostwald.

Das wissen wir ja alle, daß es unterschiedliche Jahreszeiten gibt, daß der Winter uns manchmal mit seiner Kälte plagt und manchmal mit seinem heitern Schnee erfreut, daß der Sommer uns grüne Wälder, Wandertage und auch unerträgliche Hitze bringt, daß der Frühling uns mit seinen fröhlichen Blüten beglückt und der Herbst seine bunten Riesensträuße an alle Bäume und Sträucher bindet. Von noch manchen andern Zeiten wissen wir, denen wir Menschen alle miteinander ohne Unterschied unterworfen sind. Solcher Zeiten, die uns alle in der Gewalt haben, denen wir alle gemeinsam ausgeliefert sind, gibt es noch viele. Aber dann gibt es auch Zeiten, die jeder ganz für sich hat, die sein Eigentum sind, deren Besitz ihn von allen andern unterscheidet. Die schönste Frau hat ja ihre Zeiten, wo sie nicht häßlich, sondern nur weniger schön aussieht. Und der tüchtigste Mann fühlt manchmal eine Stunde nahen, in der er sich aufs Ruhebett ausstrecken möchte. Die beste Köchin verbrennt oder versalzt an gewissen Tagen bestimmt die leckersten Speisen.

So hat eben jeder seine Zeit.

Wieviel verschiedene Zeiten ein Mensch haben kann, das hat mir mein Junge beigebracht. Er hat einen ganzen Sack voll Zeiten, einen ganzen Kinderkopf voll. Und was geht in einen Jungskopf alles hinein! Was kann alles herauskommen!

Ulrich hat vor allem seine Buddelzeit. Das ist so im Frühjahr, wenn die Erde wieder weich wird und solch ein kleiner Kinderspaten leicht hineingeht und leicht ein Häufchen Sand werfen kann. Da werden Berge erhöht mit Tunnelbauten und Höhlen und allerlei geheimnisvollen Löchern, die ganz besondere Namen tragen. Oder Bergbahnen werden angelegt, mit Viadukten und Schleifen und Serpentinen. Und wenn der Sommer naht, werden auch große Schiffe gebaut — mit Sitzen für die Passagiere und mit einem Brett, auf dem der Kapitän steht.

Das heißt, diese Buddelzeit währt ja nun eigentlich bis in den Herbst hinein. Aber sie wird doch unterbrochen von allen möglichen anderen Zeiten. Vor allem von der Murmelzeit. Wie oft werden die kleinen bunten Tonkugeln abgezählt! Wie oft wird darum gestritten, wer nun eigentlich gewonnen habe! Ich höre das alles häufig genug, wenn sie vor meinem Fenster ihre Kugeln gegeneinander werfen und triumphierend oder ärgerlich schreien.

Merkwürdig — ganz plötzlich müssen die Kinder alle Murmel haben. Alle Jahre um die gleiche Zeit werden die Säckchen und Taschen mit den blauen, roten, grünen und kunterbunten Kügelchen gefüllt. Alle diese Zeiten haben eine seltsame Regelmäßigkeit.

Dann kommt auch die Wanderzeit. An jedem Tage zur bestimmten Stunde kommt Ulrichs Freund, der



Rolf, und holt den Ulrich ab. Sie sollen immer nur eine Stunde fortbleiben. Es werden aber fast immer zwei Stunden. Sie machen eben ihre kleinen Entdeckungsreisen. Einmal hinaus aufs Feld. Einmal durch die Villenkolonie. Und neulich wanderten sie sogar bis zur nächsten Eisenbahnstation, immer die Chaussee entlang. Und Rolf kam beglückt heim und erzählte, daß sie auf der Bahn zurückgefahren seien — und das wäre das erstemal in seinem Leben gewesen, daß er ohne große Leute, ohne Papa und Mama, Eisenbahn gefahren sei. Ja, so fangen die Kinder an, ihre eigenen Wege zu gehen und zu fahren.

Im Frühjahr ist auch noch die Pflanzzeit. Da will Ulrich in seinem kleinen Garten säen und pflanzen.

Zuerst Primeln und Krokusse, diese fröhlichen Frühlingsgrüße. Und nachher werden Tausendschönchen und Stiefmütterchen, Nelken und Goldlack gesetzt. Und dazwischen zieht er schmale Linien und streut kleine schwarze Körner hinein — Mohnsamen. Oh — er weiß schon, daß aus diesen winzigen Körnchen schöne Pflanzen mit üppigen Blumen aufsprießen. Und am Gartenrand pflanzt er Sonnenblumensamen. Wenn im Hochsommer die Hitze über die Felder schreitet und auch in Ulrichs Garten scheint, setzt sich der Junge hinter die hohe Hecke, die aus den wenigen Samenkörnern emporgewachsen ist. Das ist die Zeit, wo er seine faule Zeit hat, wo er mit Bewußtsein und Behagen seine Ferien genießt und sich ärgert, wenn ihn seine Mutter an die Ferienaufgaben erinnert.

Dann hat er natürlich auch seine Angstzeit, wo er nicht weiß, ob er versetzt wird. Das ist so im Herbst. Aber wenn es in den Winter hineingeht, dann ist diese Angstzeit wieder ganz überstanden. Dann lebt er in der zuversichtlichen Zeit, dann weiß er ganz genau, daß er wieder versetzt wird, daß er nicht hängenbleibt. Dann hat er wieder mal seine fleißigen Tage gehabt und ist aus allen Aengsten heraus.

Und nun — vor Weihnachten — da kommt seine Hammerzeit. Da sucht er aus allen Winkeln Bretter zusammen. Vom Boden sucht er allerlei, und selbst aus dem Kohlenkeller fischt er ein Brett heraus. Wenn es auch ganz schwarz und rußig ist, er kann es doch verwenden. Und nun geht das Gesäge und Gehämmere los. Ganz in Heimlichkeit soll es immer sein. Kein Mensch soll was davon wissen. Aber — Sägen und Hämmern lärmen auch durch geschlossene Türen — schließlich kommt er so ganz von hinten herum und sagt, er arbeite was für die Tante Doktor — und ich solle ihm Bescheid sagen. Die alten Bretter wären viel zu dünn, und die dummen Nägel hielten nicht darin!

„Was soll die Tante Doktor mit dem Zigarrenkasten anfangen?“ frage ich.

„Na — es soll für den Onkel Doktor sein!“ meint er verdrießlich, „ich habe mich ja bloß versprochen!“

Wir bauen also den Zigarrenkasten — der dann auch richtig auf meinem Weihnachtstisch steht.

Ist endlich Schnee gefallen und ist Schlittenbahn draußen, dann kommt natürlich seine Rodelzeit. Mit roten Backen kommt er aus der Schule. Und zum Mittagessen ist kaum Zeit. Aber hinaus in den Schnee und erst wiederkommen, wenn es längst dunkelt — und wenn die Schularbeiten längst fertig sein müßten — und noch dazu mit aufgeweichten Schuhen wiederkommen — mit nassen Strümpfen und nassen Hosen — ja, das ist seine liebste Zeit! Selbst im schönen Sommer sagt er manchmal: „Ach, im Winter ist es doch auch schön, wenn es Schlittenzeit ist!“

Noch viele andere Zeiten hat er. Sind die Felder abgemäht, kommt er mit dem Drachen an. Und eine Reifenzeit und eine Laterna-magica-Zeit — und allerlei andere Zeiten hat der Junge noch.

Seine Schwester meinte, er hätte auch eine Zankzeit — und sogar oft. Aber davon weiß Ulrich nichts. Er freut sich aller seiner Zeiten und ist in jeder glücklich.

Bilder aus aller Welt.

Deutsche Ballonführerinnen.

Der Flugsport ist in Deutschland in raschem Aufblühen begriffen. Auch das schöne Geschlecht beteiligt sich daran mit bewundernswerter Energie und erstaunlichem Mut. Bekanntlich ist das Pilotendiplom von einer recht scharfen Prüfung und einer Führerfahrt abhängig. Bereits elf deutsche Frauen besitzen das Attest zur Führung eines Luftballons. Wir geben die Bilder der letzten fünf erfolgreichen Bewerberinnen. Einige von ihnen haben bei ihrer Führerfahrt ganz beachtenswerte Zeiten aufgestellt. So blieb Frau Exz. von Quast fünfzehn Stunden in der Luft, während die Geschwister Groẞe in Meißen gelegentlich einer Wettfahrt von Dresden aus sogar $22^1/_4$ Stunden in den Lüften blieben.



Frau von Quast, Berlin.



Frl. Elisabeth Große, Meißen. Frl. Margarete Große, Meißen. Frl. Hedwig von Reppert, Mainz.



Frau Kati Freise, Görlitz.

Der Palazzo Davanzati in Florenz wurde von dem kunstsinnigen Professor Volpi erworben, der dieses interessante Denkmal des dreizehnten Jahrhunderts dauernd erhalten will.



Phot. Brogi.

Der Palazzo Davanzati in Florenz,
wurde angekauft, um als Denkmal des Trecento erhalten zu werden.



Paul le Mans,
1. Vorsitzender der Allg. Intern. Artistengenossenschaft.



Prof. Albert Heim,
Zürich, tritt von seinem Lehramt zurück.



Oberbaudirektor R. Meusch,
wurde zum 1. Wasser- und Wegebaubeamten für beide Mecklenburg ernannt.

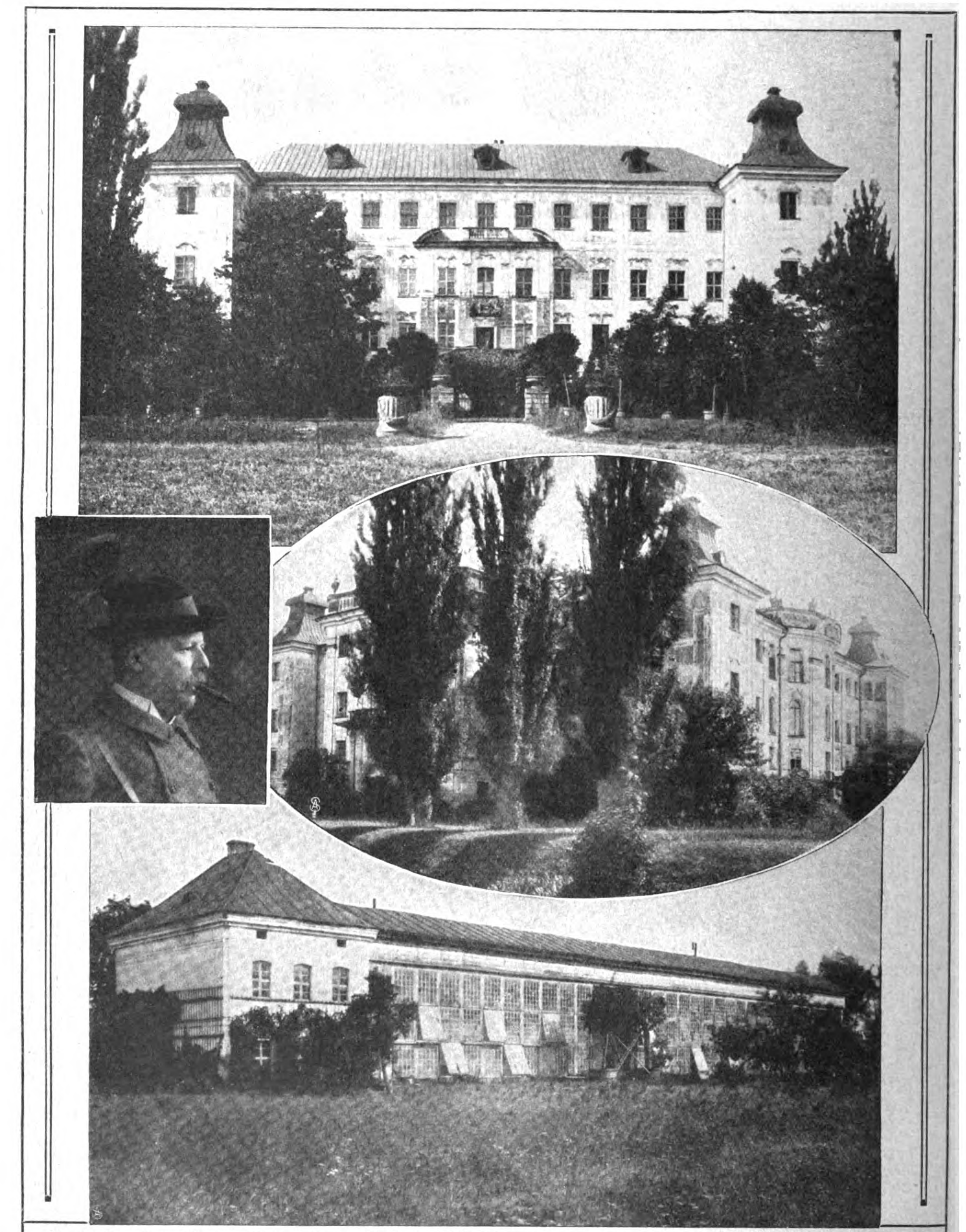


Fr. Beatrice Kernic,
Frankfurt a. M., wurde an das Hoftheater in Hannover engagiert.



Der geschäftsführende Ausschuß des Klubs der in Berlin studierenden Amerikanerinnen.
Frau Generalkonsul Alexander Thackara (×), die Vorsitzende des Klubs





Oben: **Das Herrenhaus.** Links: **Der verstorbene Fürst Alexander von Sulkowski.** Rechts: **Baumgruppe im Park.** Unten: **Die Gewächshäuser.**

Ein der preußischen Unterrichtsverwaltung zugefallenes Fideikommiß: Die Herrschaft „Reisen" des Fürsten Sulkowski bei Lissa, Provinz Posen.

In der Teestube eines Pariser Warenhauses.

Nach einer Zeichnung von René Lelong.

Die Allgemeine Internationale Artistengenossenschaft in Hamburg feierte unter ihrem Vorsitzenden Paul le Mans vor kurzem das Fest ihres 25jährigen Bestehens.

Der bekannte Züricher Geologe Professor Albert Heim tritt von seinem Lehramt am Züricher Polytechnikum zurück und beabsichtigt, ganz seinen Privatstudien zu leben.

Zum ersten Wasser- und Wegebaubeamten der beiden Mecklenburg wurde der Oberbaudirektor R. Meusch ernannt, der gerade auf diesem Gebiet große Erfahrung besitzt.

Nach einem erfolgreichen Gastspiel in „Hoffmanns Erzählungen“ als Giulietta und Antonia wurde Frau Beatrice Kernic von der Frankfurter Oper an das Hoftheater in Hannover verpflichtet.

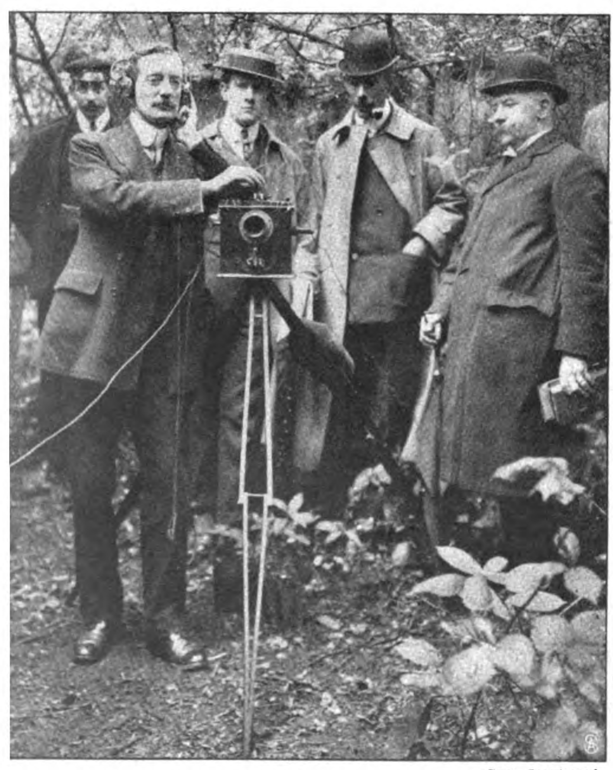
Die zahlreichen Amerikanerinnen, die in Berlin studieren, haben sich zu einem Klub zusammengeschlossen, der sich eines eifrigen Zuspruchs und großer Beliebtheit erfreut.

Das Fideikommiß des im Jahr 1905 verstorbenen Fürsten Sulkowski, die Herrschaft Reisen bei Lissa in Posen, fiel, da ein erbberechtigter Nachkomme fehlte, an den preußischen Staat.

Die großen Warenhäuser müssen dafür Sorge tragen, daß ihre Kunden sich leiblich stärken können. In Paris legt man

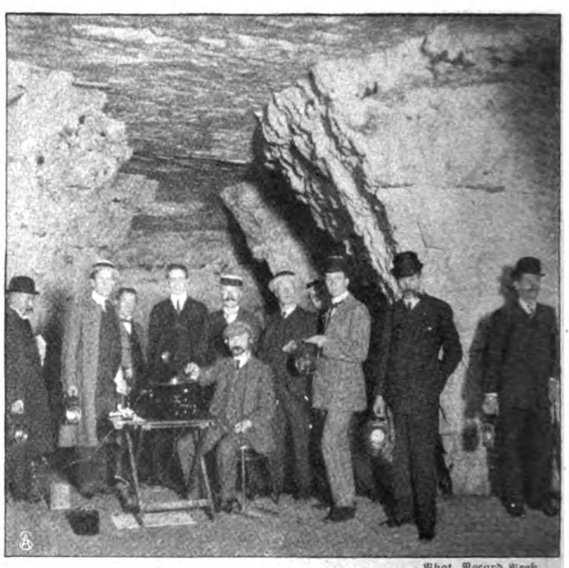


Drei Windhunde werden zum Start geführt.
Der Kampf englischer Windhunde um den Waterloo-Pokal.



Phot. Record Preß.

Das leicht transportierbare Telephon über der Erde.
Drahtlose Telephonie.



Phot. Record Preß.

Das Telephon innerhalb der Kalkhöhle.
Drahtlose Telephonie.

besonderes Gewicht auf die elegante und behagliche Einrichtung solcher Tee- und Erfrischungsräume.

Ein sportliches Ereignis ersten Ranges ist der alljährlich stattfindende Wettlauf der Windhunde auf der Ebene von Altcar bei Liverpool um den Waterloo-Pokal.

In Chiselhurst hat man erfolgreiche Versuche mit drahtloser Telephonie von den dort häufigen Kalkhöhlen nach der Erdoberfläche gemacht. Das Verfahren ist für den Bergbau, zumal bei Verschüttungen, von großer Bedeutung.

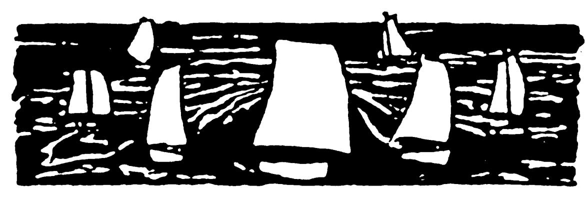
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 10. Berlin, den 11. März 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 10.



Die sieben Tage der Woche.

2. März.

Das englische Unterhaus nimmt die Vetobill mit 368 gegen 243 Stimmen in zweiter Lesung an.

Aus Rom wird gemeldet, daß der Vatikan in einer im Osservatore Romano veröffentlichten Note die Bedingungen veröffentlicht, unter denen er bereit wäre, die Verhandlungen mit Spanien über die Auslegung des Konkordats und die Ordensniederlassungen wieder aufzunehmen.

In der Türkei wird der Abgeordnete für Bagdad Ismael Hakki zum Unterrichtsminister ernannt.

In Rumänien werden bei den Wahlen zur Ersten Kammer 59 Anhänger der Regierung und 11 Oppositionelle gewählt; außerdem sind fünf Stichwahlen notwendig.

In Persien wird von dem Regenten Nasr el Mulk ein neues Ministerium unter dem Vorsitz des Kriegsministers Segehdar ernannt.

In Uruguay wird Dr. José Battle y Ordonnez zum Präsidenten gewählt.

3. März.

In München stirbt, 77 Jahre alt, der Führer der bayrischen Zentrumspartei Prälat Dr. von Daller.

Die spanische Regierung erklärt in ihrer Antwort auf die Note des Vatikans, daß Spanien das Recht in Anspruch nehme, sich seine Gesetze ohne Einmischung von außen zu geben.

4. März.

Fregattenkapitän Vollertun meldet aus Ponape, daß die Operationen gegen die Aufständischen beendet sind. Der ganze Stamm der Dschokatsch ist gefangen, 15 von ihnen wurden als Mörder standrechtlich erschossen, die übrigen 426 nach Jap verbannt.

Mit einem Festgottesdienst in der Petersburger Kasan-Kathedrale wird die Fünfzigjahrfeier der Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland eingeleitet.

Der Regent von Persien Nasr el Mulk leistet in öffentlicher Parlamentsitzung den Eid auf die Verfassung.

5. März.

Der Kaiser wohnt der Vereidigung der Rekruten in Wilhelmshaven bei und richtet an sie eine Ansprache, in der er auf die Heiligkeit des Eides hinweist.

Der Kronprinz trifft an Bord der „Arabia" in Suez ein.

6. März.

Der Kronprinz trifft in Kairo ein und wird auf dem Bahnhof von dem Khedive empfangen.

Prinzregent Luitpold ordnet an, daß an den bayrischen Mittelschulen alljährlich zur Abhaltung eines Schulfestes im Sommerhalbjahr ein Tag vom Unterricht frei gegeben werde, an dem der Erfolg der körperlichen Ausbildung durch öffentliche Turnvorführungen und Turnwettspiele dargetan werden soll.

In Münster i. W. stirbt, 76 Jahre alt, der Bischof Dr. Hermann Dingelstad.

Die französische Deputiertenkammer erteilt dem neuen Ministerium Monis nach der Verlesung programmatischer Regierungserklärungen mit 309 gegen 114 Stimmen ein Vertrauensvotum.

7. März.

Der brandenburgische Provinziallandtag wählt an Stelle des aus dem Amt geschiedenen Freiherrn von Manteuffel den Oberpräsidialrat von Winterfeldt zum Landesdirektor.

Bei der Reichstagsstichwahl in Lindau-Immenstadt wird an Stelle des verstorbenen Zentrumsabgeordneten Schmidt der Nationalliberale Rechtsanwalt Thoma gewählt.

8. März.

Aus Washington wird gemeldet, daß das Kriegsdepartement die Mobilisierung der Truppen längs der mexikanischen Grenze, angeblich um den Mechanismus der Mobilmachung zu prüfen, angeordnet habe.

Prinzregent Luitpold von Bayern.

Von Professor Karl Mayr.

Alle die Bayern, Schwaben, Franken und Pfälzer, die im bayrischen Staat vereinigt sind, feiern in diesen Tagen den 90. Geburtstag des Prinzregenten Luitpold — man darf wohl sagen — mit einmütiger Herzlichkeit und echter Wärme. Durch das ganze Land geht das Gefühl aufrichtiger Dankbarkeit gegen den Fürsten, der mit 65 Jahren in düsterer Stunde das Steuer ergriffen, Bayerns „glücklichstes Jahrhundert" geschlossen und ihm bis jetzt ein neues gedeihliches Jahrzehnt hinzugefügt hat. Selbst die, die den Namen eines Fürsten nicht hören können, ohne die Stirn zu runzeln und skeptisch zu blicken, stören nicht die festliche Stimmung; auch sie senken den Degen vor dem ehrwürdigen Haupt; sie müssen bekennen, daß hier ein Leben ohne Makel und Tadel gelebt und ein Vierteljahrhundert im Dienst der Allgemeinheit treulich und mit liebendem Ernst regiert worden ist.

Die Feier geht in einfachen Formen vor sich. Der Regent hat sich alle größeren Festlichkeiten und persönlichen Geschenke verbeten und überdies eine eigene Kommission zu ihrer Fernhaltung eingesetzt. Das Ergebnis einer Landessammlung wird hauptsächlich zur Unterstützung von Veteranen des siebziger Krieges und zu charitativen Zwecken verwendet. Das zeichnet den ganzen Mann: persönlich anspruchlos, ohne die Würde des Regierenden preiszugeben, ritterlich, wohlwollend, volkstümlich fühlend.

Das Schicksal schien ihm das Los der nachgeborenen Prinzen bereitet zu haben, vom Schatten der Regie-



renden verdeckt zu werden. Aber es bildete ihn im stillen wie den Größten der Nachgeborenen des neunzehnten Jahrhunderts, Kaiser Wilhelm I., und sparte ihn zu später Wirksamkeit für Land, Reich und Kunst auf. Die ganze Art des Regenten knüpft weit mehr an seinen Vater König Ludwig I. als an einen der nächsten Vorgänger auf dem Thron Bayerns an. Ludwig I. war von leidenschaftlich deutscher Gesinnung. Sein prachtvolles Wort an den Erzieher seines ältesten Sohnes, er solle deutsch werden: „ein Bayer, aber deutsch vorzüglich, nie Bayer zum Nachteil der Deutschen; wie die Briten sind wir Deutsche und mehr noch ein Volk, wenn auch unter mehreren Fürsten" — löschte auch in der Erziehung seiner übrigen Söhne alles Franzosentum, jegliche Spur des ancien regime aus und wurde den Söhnen zu einem niemals mehr verlorenen Gesetz. „Wie kann ein Deutscher Frankreichs Freund sein, heißt es weiter in dieser denkwürdigen Instruktion, solange es wenigstens das Elsaß noch von Deutschland abgerissen, unterworfen behält — von Deutschland, zu dem es gehört, durch Sprache und Lage immer gehören wird."

Auch die Empfindungen Ludwigs I. über die Wege zur Neugestaltung Deutschlands bewegten sich trotz mancher Verschwommenheit und manchen Schwankens doch auf einer richtigen Bahn, wenn ihm ein kleineres Deutschland, mit Ausschluß Oesterreichs, vorschwebte, das gestützt sein sollte auf Verträge der deutschen Fürsten untereinander. Es ist kein Zweifel, daß diese Gedanken im Sohne wirkten und den Boden für seine unvoreingenommene Beurteilung der späteren Entwicklung bereitet haben. Auch die Bescheidenheit in den persönlichen Bedürfnissen, das Pflichtgefühl und die Arbeitsamkeit hat er vom Vater geerbt. Durfte dieser von sich rühmen, daß er alle Mappen schon erledigt habe, wenn in den benachbarten Bürgerhäusern die ersten Morgenlichter sichtbar wurden, so arbeitet auch der Regent heute noch regelmäßig von 6 Uhr an, vor dem Frühstück, und hält die Geschäfte in peinlichster Ordnung. Selbst an den Jagdtagen wird zuerst der Einlauf aufgearbeitet. Alle Erfordernisse der höfischen Repräsentation erfüllt er mit Würde und ohne Nachgeben gegen sich; aber er bedarf des Prunkes nicht. Viele Bilder aus seinem täglichen Leben, die in diesen Tagen verbreitet werden, zeigen, daß ihm in der Einfachheit am wohlsten ist. Der Regent ist einer der verfassungstreuesten Fürsten. Mit größter Gewissenhaftigkeit vermeidet er es, sich in die Befugnisse seiner Ministerien zu mischen. Er verspricht nichts, bevor er seine Minister gehört hat. Bei seinem Regierungsantritt hat er sofort das Kabinettsekretariat beseitigt, das in der Hand eines ehrgeizigen Mannes sich leicht zu einer dem Geist der bayrischen Verfassung widerstrebenden Einrichtung entwickeln konnte. In seiner ganzen Regierung läßt sich nichts finden, was einer aufrichtigen konstitutionellen Gesinnung widerspräche. Hat er es doch mehrfach abgelehnt, während der Regentschaft seine Zustimmung zu einer im Lande selbst vielfach gewünschten Verfassungsänderung zu geben, die ihm die Krone aufs Haupt gesetzt hätte.

In seinen Anschauungen über die Konfessionen setzt sich der Geist milder Duldsamkeit fort, den er in seiner Jugend von einem Schüler des irenischen Bischofs Sailer empfing. Soviel an ihm liegt, trachtet er jedes Aufflammen der Gegensätze zurückzuhalten und, wie sein Sohn bei des Regenten 80. Geburtstag öffentlich betonte, „jedem das Seine zu geben". Es ist bezeichnend, daß er bereits Mitte der vierziger Jahre, zur Zeit, als in Bayern der Protestantismus von Staats wegen bedrängt werden sollte, als Hofadel und Bischöfe zusammenwirkten, damit der König öffentlich sein Mißfallen an den protestantischen Synoden ausdrücke, jede Verkümmerung der Rechte der Protestanten bei seinem Vater hintanhielt, wie er auch verschiedene Tagungen verhindert hat, um während seiner Regierung München nicht zu einem Schauplatz religiöser Streitigkeiten werden zu lassen. Seine religiösen Pflichten übt er freilich pünktlich aus und hält sogar an frommen Bräuchen: gleich beim Beginn der Regentschaft hat er angeordnet, daß das ewige Licht vor Hans Krumpers Patrona Bavariae an der Residenz wieder angezündet werde. Aber keine Konfession hat ernstlichen Grund zur Klage. Wie vom päpstlichen Stuhl die Zufriedenheit mit der Lage der Katholiken in Bayern kundgegeben wurde, so feiert ihn — das beste Zeugnis für wahrhaft friedliche Gesinnung — auch der derzeitige Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums als einen „rechten patronus ecclesiae".

Die Entwicklung der bayrischen Verhältnisse, die der Regent bis 1886 in unmittelbarer Nähe der Regierenden, dann als Handelnder erlebte, ist gewaltig. Der moderne bayrische Staat ist sozusagen mit ihm selbst herangewachsen; seine ganze Verfassungsbildung, angefangen von den Kämpfen unter König Ludwig I. bis zu den Versailler Verträgen, hat er als Reichsrat der Krone mitgemacht. Vor seinen Augen verschmolz allmählich das Gemisch verschiedener Stämme, die einander in Eigenart, Konfession und Sitten schroff gegenüberstanden, zu einem einheitlichen Bayern. Begeistert sah er, wie sein Vater am bayrischen Volk eines der großartigsten Erziehungswerke vollbrachte, wie durch ihn der im Süddeutschen einige Zeit verschüttete Sinn für bildende Kunst wieder erweckt wurde, neue Nahrung empfing, und wie schließlich die Kunst Münchens zu einem Eckstein der neuen deutschen Kultur wurde; wie aus der bescheidenen Residenz an der Isar allmählich eine den idealen Bildungschätzen der Nation geweihte und von ganz Deutschland geliebte Stadt wurde. Nach dem Jahr 1848 setzte dann sein Bruder König Maximilian II. das Volk mit der inzwischen fortgeschrittenen wissenschaftlichen Bildung des übrigen Deutschland in Berührung, und Ludwigs II. enthusiastisches, poetisches Gemüt schuf zu seinem ewigen Ruhm der Musik Richard Wagners in Bayern wirksame Anerkennung und eine Heimstätte, wie sie generationenlang die Sehnsucht geträumt hatte. Nicht minder groß waren die Wandlungen in Verkehr und Wirtschaft, die an Prinz Luitpold vorüberzogen; reicht doch seine Erinnerung vom ersten Luftschiff zurück bis zur ersten Lokomotive. Seine großen Reisen, die ihn während der Jahre 1841 bis 1847 nach Spanien und Marokko, Sizilien, ans Goldene Horn, nach Kleinasien und Aegypten führten, mußte er noch großenteils mit primitiven Verkehrsmitteln zurücklegen. Mit der Entwicklung der bayrischen Armee war er, der aus innerer Neigung den Soldatenberuf ergriffen und den Dienst vom Gemeinen an durchgemacht hatte, aufs engste verbunden. Als nach dem Krieg von 1866, in dem sich manche frühere Vernachlässigung gerächt hatte, das Heerwesen einer durchgreifenden Neuorganisation nach dem Plan des Kriegsministers v. Pranckh unterworfen wurde, widmete sich ihr der Prinz mit der ganzen Energie

und Arbeitsamkeit seiner Natur und half ihr die Wege ebnen. Der Französische Krieg, in dem sich die Neubildung der Armee so glänzend bewährte, sah ihn freilich nicht an der Spitze eines Armeekorps, wonach es ihn stürmisch verlangt hatte, sondern als Stellvertreter seines Königs im Hauptquartier. Von hier aus hat er aber nicht bloß ernste Samariterdienste an seinen Getreuen getan und höfische Aufgaben erfüllt — er übergab König Wilhelm den Brief Ludwigs II. mit dem Anerbieten der Kaiserkrone — sondern hat auch durch seine Familienbeziehungen die Bismarcksche Politik von den schweren Sorgen vor einer Einmischung Oesterreichs befreit. Es wird eine der ergreifendsten Erinnerungen des Regenten sein, daß er in Frénois zugegen war, als Napoleon König Wilhelm seine Uebergabe anzeigen ließ, und eine der erhebendsten und stolzesten, daß er unter den deutschen Fürsten stand, als der große Kanzler die Kaiserproklamation in Versailles verlas.

Im Jahr 1886 brach das Verhängnis über den unglücklichen geistesumnachteten König Ludwig II. herein und zwang Prinz Luitpold als den Ältesten der Familie zur Uebernahme der Regentschaft. Das Schicksal fand in ihm einen ganzen Mann, der trotz der schreckensvollen Erschütterungen, die der doch wohl selbstgewählte Tod des Königs und die irregeleitete Volksstimmung mit sich brachten, auch auf diesem neuen Platz seine Pflichten sofort mit sicherem Blick erkannte, mit Umsicht und geschultem Willen ans Werk ging. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger vermied er alles Aufsehenerregende und Ungewöhnliche, tat alles, um das Ansehen des Verstorbenen nicht zu schädigen, und nahm mit seiner Regierung den inneren Ausbau und die Einordnung Bayerns ins Reich, die durch die falschen Anschauungen König Ludwigs so sehr erschwert worden war, zielbewußt und fest in die Hand; ohne daß es zu irgendwelchen bedeutenden Konflikten gekommen wäre, führte er diese großen Aufgaben glücklich und erfolgreich durch. Seine Regierung entbehrt dramatischer Gipfelungen und glänzender äußerer Ereignisse; aber die innere Organisation der Wirtschaft, des Verkehrs, der Bildungsanstalten war fruchtbar und segensreich. Das warme Gefühl für Gesamtdeutschland, das der Regent von Jugend auf in sich gesogen, im Krieg von 1870 und durch die Freundschaft mit Kaiser Wilhelm I. gestärkt hatte, trug jetzt reiche Früchte. In allen großen Angelegenheiten des Reiches, wie in der Frage des Septennats, bei der Schaffung der Flotte, bei der Reichsfinanzreform oder wo es sich darum handelte, eindrucksvoll die Einheit der deutschen Fürsten vor dem Ausland zu bekunden, steht Bayerns Prinzregent treu und fest zum Reich, in Wahrheit sein „zweiter Pfeiler". Besondere Dankbarkeit weiß ihm Bayern ob seines Verhältnisses zur Kunst, in deren Pflege München und das Land eine seiner Glorien, der Staat eine seiner Pflichten sieht. Aeußere Gründe verwehrten dem Regenten ein persönliches Mäzenatentum großen Stils, gleich seinem Vater, zu entfalten. Aber seine Liebenswürdigkeit im Verkehr mit den Künstlern, von denen einige zu seinen nächsten Freunden zählen, das warme Interesse, das er an ihren Arbeiten nimmt, vor allem sein Grundsatz, die Künstler frei gewähren zu lassen, und die ritterliche Art, jede neu auftauchende starke Individualität dieses unerschöpflichen Bodens zu ehren, haben vielleicht das Beste dazu beigetragen, um der Münchner Kunst ihre ruhige und folgerichtige Entwicklung während seiner Regentschaft zu wahren. Der Name eines „Protector artium", mit dem ihn die Künstlerschaft beim Regierungsantritt begrüßte, kommt ihm in Wahrheit und vollem Recht zu: er schützt und hegt, was von bildender Kunst zum Licht dringen will.

Mit wirklicher Bewunderung, ja mit einer Art von Stolz erfüllt jeden Bayern die in der Tat ans Märchenhafte grenzende Gesundheit des Neunzigers. Bis in die jüngste Zeit hinein hat er im Alpsee bei Hohenschwangau, im Chiemsee und im Nymphenburger Park gebadet und seine Schwimmübungen gemacht. Noch diesen Winter sah man ihn im Spessart sich bei der Jagd mit Behendigkeit und jede Hilfe zurückweisend vom Pferd schwingen. Vierzehn Tage vor seinem 90. Geburtstag besuchte er den Ball des Kaufmannskasinos und — führte die Polonäse an. Wer ihn bei Tisch mit seiner tiefen warmen Stimme einen Toast sprechen hört oder beim Hofballcercle gar manchen jüngeren an Frische und Ausdauer weit in den Schatten stellen sieht, schenkt gern den Versicherungen Glauben, daß in seinen Interessen für alle Staatsangelegenheiten kaum ein Nachlassen bemerkbar ist. Leibeszucht jeder Art, Mäßigkeit, Unnachgiebigkeit gegen sich selbst bis ins höchste Alter haben ihn vor den Mühen des Alters bewahrt. Möge dieser wunderbaren Lebenskraft noch lange Sonne und Tätigkeit beschieden sein.

Neuyorker Karneval.

Von Henry F. Urban.

In dieser nüchternen Dollarmetropole Neuyork gibt es einen Karneval. Es klingt wie ein schlechter Witz. Aber es ist so! Freilich muß ich sogleich betonen: es ist ein vorwiegend deutscher Karneval. Selbstverständlich! Dem eingeborenen Amerikaner fehlt zum richtigen Karnevalisten schlechthin alles. Ihm fehlt zumal der Sinn für harmlos ausgelassene Lebensfreude in einer größeren Menschenmenge, die bei Wein, Bier oder Kaffee beieinandersitzt. Der strenge Puritanismus hat ihm das ausgetrieben und die damit verbundene Unfähigkeit, dem Wein und dem Bier als verständig genossenen Freudenbringern im stundenlangen Beisammensein Geschmack abzugewinnen. Was übrigens auch auf den Kaffee zutrifft. So blieb es dem eingewanderten Deutschen überlassen, dem Karneval im Dollarland Obdach zu geben. Noch richtiger wäre es, das Verdienst als ein süddeutsches zu bezeichnen. Süddeutsche, namentlich Rheinländer waren es, die auch unter den Neupuritanern ihren geliebten Karneval nicht missen wollten, vielleicht gerade deshalb nicht, weil ihnen vor der puritanischen Lebensauffassung um sie herum graute.

Erklärlich ist, daß der Karneval zu einer besonders erfreulichen Blüte in Neuyork gediehen ist, denn hier saß von jeher das Deutschtum in hervorragender Anzahl. Auch in Neuyork ist der Februar der Faschingsmonat.



Zwar öffentlich macht er sich nicht bemerkbar. Das Wetter ist nicht danach, und das große Publikum würde einem „Rosenmontag" oder einem närrischen Straßenfasching in sonst einer Form kein Verständnis entgegenbringen. Die tiefere Bedeutung des Narrentums vermag der Neuyorker nicht zu erfassen. Es würde an der Faschingsatmosphäre fehlen, die der leichtere Sinn des Süddeutschen oder des Romanen mühelos schafft. So flüchtet sich der lustige Prinz mit der Schellenkappe in die gastlichen Räume der deutschen Vereine, wo er sicher ist, mit offenen Armen und Herzen empfangen zu werden. Die glänzendsten Veranstaltungen dieser Art bietet seit Jahren der Gesangverein „Arion", der durch seine liebevolle Pflege des deutschen Männergesangs sich einen Namen in Amerika wie in Deutschland gemacht hat. Es wird wenige deutsche Amerikafahrer geben, die in seinen prunkvollen Gemächern nicht vorübergehend als Gast geweilt haben. In jedem Winter veranstaltet dieser Verein in seinem großen Konzertsaal eine Reihe von „Karnevalsitzungen", die mit großer Sorgfalt und bedeutenden Kosten vorbereitet werden. Die etwas kahlen Wände verschwinden unter dem künstlerischen Schmuck von der Hand berufener Maler, Bildhauer und Dekorateure (je nachdem). An einer Seite des Saals, nahe dem Konzertpodium, wird die „Bütt" errichtet, von der auserlesene Narren ihre karnevalistischen Vorträge halten. Die „Bütt" hat in jedem Winter eine andere Form, und zwar immer eine solche, die zu einer besonders bedeutungsvollen Zeitfrage oder einem besonders hervorragenden Zeitereignis Beziehung hat. Augenblicklich ist die Luftschiffahrt von überragendem Interesse. Folglich stellte diesmal die „Bütt" des „Arion" (im Verein betonen sie mit naiver Vorliebe gewöhnlich die erste Silbe) die Gondel eines Luftschiffes dar. Das Luftschiff gab überhaupt für diesen Karneval des Vereins sozusagen den Ton an. Auf dem Konzertpodium thront kappengeschmückt der „Kleine Rat" mit dem jeweiligen Leiter der Sitzung in der Mitte. Daneben nimmt das Orchester Platz, das die Lieder begleitet. Unten im Saal sitzen an langen, weißgedeckten Tischen die Narren und Närrinnen, junge und alte, auf dem Kopf die bunten Kappen, von deren Schellen ein ununterbrochenes feines Geklingel ausgeht. Vor ihnen stehen die vollen Weinflaschen und Gläser, liegen die Liederbücher mit den Liedern, die gesungen werden. Zahllose elektrische Lichter glühen durch den Rauchschleier von zahllosen guten oder nicht guten Zigarren. Allemal eröffnet der Vorsitzende die Sitzung mit einer gereimten Ansprache, von der erwartet wird, daß er sie selbst verfaßt hat. Dann wechseln Lieder, von sämtlichen Anwesenden gesungen, mit lustigen Vorträgen in der „Bütt". Den Deckel der Liederbücher schmückte diesmal der ganzen Breite nach ein Bild des in Neuyork hochgeschätzten deutschen Zeichners und Karikaturisten Nap (Nappenbach), das ebenfalls an die Luftschiffahrt anknüpfte. Arion fliegt hoch über dem Meer auf dem üblichen Delphin, der Flügel bekommen hat, keck durch die Luft. Auf dem festen Land reißen die Vögel als „ausrangierte Flieger" schnöde Witze über den Luftschiffer. Unter den „Ausrangierten" befinden sich auch Pegasus und Amor und der Klapperstorch. Im Hintergrund am Meeresstrand erhebt sich karikaturistisch das „Deutsche Haus", dessen Errichtung von den Deutschen Neuyorks geplant wird, um ein Sammelpunkt des Deutschtums zu werden, in gesellschaftlichem und völkischem Sinn. Daraus ist zu ersehen, daß die mühselige Aussaat des nicht genug zu preisenden deutsch-amerikanischen Sämanns Dr. Hexamer vom „Deutsch-amerikanischen Nationalbund" langsam zu sprießen beginnt. Aehnliche Bilder Naps ranken sich als graziöse Girlanden um die einzelnen Lieder des Buches. Wie gesagt — man läßt sich's im „Arion" was kosten, um den Karneval zu feiern.

Die Lieder werden nach bestimmten, meist altbekannten Melodien gesungen wie: „Strömt herbei, Ihr Völkerscharen", „Die Bande kommt", „Prinz Eugen, der edle Ritter" oder „Kupferschmied". Sie besingen alles mögliche: Liebe, Politik, Häusliches und Unhäusliches und natürlich wieder die Luftschiffahrt. Da begann eins der Lieder, das nach der Melodie des fröhlichen „Kupferschmied" zu singen war:

Ein Lustikus steigt in die Bütt,
Es ist der Arion;
Die dreht sich
Und bläht sich,
Als wär's ein Luftballon;
Und in der Gondel sitzt ein Narr
Voll fastnachtsselger Lust,
Der schwingt die bunte Kappe jetzt
Und singt aus voller Brust:
 Auf dem Wasser liegt
 Nicht des Deutschen Zukunftstraum,
 Denn zu salzig schmeckt
 Ihm der Meereswellen Schaum;
 Nach viel Höhrem geht
 Jetzt des Deutschen stolzer Sinn,
 In den Himmel
 Will der Lümmel
 Fliegen mit dem Zeppelin.

Gutgemeinte Verse sind's, daheim von den Vereinsdichtern mit gerunzelter Stirn und mit heißem Bemühen der bockbeinigen Muse abgerungen. Mancher brave Dollarmacher, dem der Pegasus durchaus nicht gestatten wollte, ihn zu besteigen, hat sich einfach sein Lied von irgendeinem behenden Versmacher unter den Mitgliedern der deutschen Zeitungen Neuyorks anfertigen lassen und heimst dafür am Sitzungsabend schmunzelnd von seinen Bekannten Dichterlorbeeren ein. Was tut's? Irgendwoher muß das Lied doch kommen! Und das Versemachen ist nicht jedes Geschäftsmanns Sache. Aehnlich ist es mit dem Vortragenden in der „Bütt". Der Witz und der Humor sind noch unangeborener als das Dichten. Da schwitzt mancher Blut und Rheinwein, wenn der schmetternde Tusch des Orchesters dem Publikum verkündet: „Das war soeben ein Witz!" während das Publikum gar nichts davon gemerkt hat. Dem Vortragenden blüht überdies das fatale Spießrutenlaufen zwischen den langen Tischreihen. Die beiden „Zeremonienmeister" geleiten ihn tänzelnd von seinem Platz aus unter dem Händeklatschen der Narren und Närrinnen zur Bütt, zu der er am liebsten schleichen möchte, das Manuskript im Gewande. Und nach Beendigung des Vortrages geleiten sie ihn in gleicher Weise nach dem Podium, vor den Tisch des „Kleinen Rats", wo der Vorsitzende satirische Glossen über ihn ausschüttet und ihn zum Schluß aus seinem Weinpokal trinken läßt. Wer durch dieses Fegefeuer unversengt hindurch will, kauft sich also lieber von diplomierten Humoristen, was er selbst nicht genügend vorrätig hat.

So geht's weiter bis zur gereimten Schlußansprache des Vorsitzenden. Es ist nicht alles Reim, was sich reimt, und es ist nicht alles Witz, was gewitzelt wird. Ach nein! Aber man darf nicht vergessen, daß hier



meist einfache, biedere Geschäftsleute, die oft aus kleinen Anfängen zum „Prominenten“ sich hinaufgespart haben, sich ehrliche Mühe geben, einmal für einige Stunden die unselige Dollaritis abzuschütteln und an ihrer Stelle die Gemütlichkeit und die Lebenslust der alten Heimat sprechen zu lassen — sich und den andern zur seelischen Erquickung. Das bedeutet da drüben im ungemütlichen verdollarten Neuyork tausendmal mehr als in Köln, Mainz oder in Berlin. Und wenn dann am nächsten Morgen der Vereinsreporter in der deutschen Zeitung geschrieben hat, nachdem er die unbegrenzten Möglichkeiten in Wein und anderen Getränken auf dem Fest erprobt hat: der Geist und der Witz in Liedern und Vorträgen haben wieder mal die elektrische Beleuchtung verdunkelt, so glauben Mister Schulze, Lehmann und Müller das aufs Wort und schwören dem Prinzen Karneval ewige Liebe und Treue. Sie dürfen das mit gutem Gewissen, finde ich. Das würdige Ende des Vergnügens bildet natürlich das Essen oder vielleicht noch ein Tänzchen — wegen der Töchter. Prinz Karneval ist nicht zum wenigsten so beliebt, weil er nebenbei ein ausgezeichneter Figaro ist. Aber es ist alles in allem ein teures Vergnügen: der Wein, das Essen und die Kappen, für die bezahlt werden muß, damit der Verein auf seine Kosten kommt.

Zum Schluß des Vereinsfaschings gibt es allemal den „Kehraus“ oder wie der Deutsche in Neuyork lieber gut Englisch sagt: „blow out“ (das Ausblasen). Er ist eine Sitzung nur für Herren, wo Vereinsdichter und Vereinshumoristen um die Wette in Pikanterien schwelgen — oder in dem, was der Deutsche gemeinhin darunter versteht. Die deutsche Pikanterie hat von jeher mehr nach Bier als nach Schaumwein geschmeckt. Natürlich schmollen die Weibchen, daß auch hier die Männer wieder ein Vorrecht haben sollen. Sie besänftigt nur die Liedersammlung, die ihnen der Gatte am nächsten Morgen mit vielsagendem Lächeln zusteckt — als willkommenen Gesprächstoff für den nächsten Kaffeeklatsch.

Der Vereinsfasching in Neuyork bewegt sich also urchaus in den alten Gleisen des heimatlichen Faschings — beim „Arion“ wie bei den übrigen deutschen Vereinen. Bei den andern ist er gewöhnlich äußerlich bescheidener, aber dafür noch urwüchsiger, ich möchte sagen noch mehr im Volkston gehalten — entsprechend dem gesellschaftlich weniger anspruchsvollen Publikum, das zu diesen Vereinen gehört. Sie genießen deshalb die Faschingsfreuden nicht minder übermütig. Dem eingeborenen Nachwuchs freilich bleibt der Karneval ihrer Väter und Mütter meist ein Buch mit sieben Siegeln, so viele Sitzungen die Jungen auch mitmachen mögen. Wie die Alten sungen, vermögen die Jungen nicht einmal zu zwitschern. Sie finden schon eher Gefallen an den Maskenbällen, die zum Fasching gehören. Jahrelang waren die Deutschen auch als Veranstalter von Faschingsbällen tonangebend. Auch hier war der Verein „Arion“ Lehrmeister und leuchtendes Vorbild. Der große Maskenball, den er alljährlich in dem riesigen Raum des „Madison Square Garden“ veranstaltete, war das Ballereignis des Winters für ganz Neuyork. Doch ganz Neuyork bewies auch hier wieder, daß ihm der richtige deutsche Faschingsgeist fehlt. Die nichtdeutschen Teilnehmer des Balles waren entweder zu passiv oder zu unangenehm aktiv. Die deutsche Gemütlichkeit drückte dem Ball nicht den Stempel auf. Sie herrscht um so wahrnehmbarer und wohliger bei den intimen Faschingsbällen, die die deutschen Vereine in ihren eigenen Räumlichkeiten veranstalten.

Für diese Art Feier des Faschings sind übrigens außer den Deutschen auch die übrigen eingewanderten Elemente Neuyorks zu haben: die Irländer, Italiener, Skandinavier, Slawen, Juden und Franzosen und sogar die Amerikaner. Sie alle haben ihre Faschingsbälle. Nebenher laufen zahllose Veranstaltungen geriebener Spekulanten, die auch im Fasching vor allem den Dollar sehen. Sie geben ihren öffentlichen Bällen gern französische Aushängeschilder, wie „Ball der französischen Studenten“. Das soll die Gimpel auf den Leim locken, die unter französisch etwas besonders Pikantes suchen. Seine Königliche Hoheit Prinz Karneval ziehen es vor, diesen Bällen fernzubleiben.

Neue Gemüse.

Von Wilhelmine Bird, Dahlem.

Blumenkohl, Wirsingkohl, Weißkohl, Rotkohl, Grünkohl Rosenkohl — alles Kohl, und am siebenten Tag soll der Mensch ruhen. — Wenn wir bedenken, daß nicht viel mehr denn hundert Jahre verflossen sind, seit wir uns der segensreichen Erfindung Apperts, der Sterilisation, erfreuen, die uns die Ernte kurzer Monate in Konserven über das ganze Jahr ausdehnt, so können wir lebhaft verstehen, wie sehr die kohlgefolterten Seelen während des langen Winters eines Ruhetags bedürftig waren, der an frischen Gemüsen außerdem nur noch einige Rübenarten bot, deren nüchterner Gehalt nicht gerade geeignet war, den veredelten Geschmack eines Feinschmeckers zu trösten. Es sei denn, daß die geadelte Spezies der Karotte, in die Galauniform frischer Butter, süßer Sahne und feiner Petersilie eingehüllt, ihn völliger Verzweiflung entrissen hätte. Um das glückliche Gefühl der Dankbarkeit aus den tiefen Winkeln der Seele herauszuholen, ist es ratsam, einen Abgrund zu betrachten, dem man entronnen ist. Heute sind wir in den Stand gesetzt, die reizvollsten Widersprüche zu genießen. Wie hoch der Schnee auch liegt, wie eisig der Nordwind auch weht — mit der Wonne des Eissports steht uns der dadurch doppelt erhöhte Genuß des Koteletts mit dem Spargel, wie aus maienjugendlicher Erde erstanden, zu Gebote. Und nun gar — les petits pois! Süßester Ausdruck des Frühsommers, Königin des Gemüsegartens. Es ist nicht auszudenken, daß sie nur kometengleich kommen und gehen sollte. Hat sie nach ihrer Kultivierung von der aus grauen Zeiten stammenden gemeinen Erbse zu jetziger Delikatesse doch eine Welt in Bewegung gesetzt. Um das Jahr 1600 galt sie in England noch als ein „Frauenzimmer-Leckerbissen“ und wurde dafür gegen schweres Geld von Holland verschrieben; oft ein Gradmesser für den Höhepunkt eines entflammten Herzens. Mit zweifelndem Lächeln lesen wir, daß der be-



rühmte Colbert, dessen kulinarische Befähigung ebenso glänzend entwickelt gewesen zu sein scheint wie sein beispielloses Finanzgenie, ein einziges Gericht grüner Erbsen nach heutiger Münze mit nahezu 200 Mark bezahlte. Daß die Marquise von Pompadour sogar die Hilfe des Polizeipräsidenten in Anspruch nahm, damit ihr von den Kultivateuren das erste Gericht grüner Erbsen ausgeliefert würde, um Ludwig XV. damit zu karessieren. Während der sparsame und unglückliche Ludwig XVI. den Genuß der ersten grünen Erbsen seinen Generalpächtern abtrat, die sie nach zuverlässigen Quellen dem rekordgewinnenden Züchter mit 800 Lire (1200 Mark) bezahlt haben sollen. In Deutschland war es Wilhelm von Braunschweig, der später für das zuerst gebrachte Erbsengericht zu Markt huldvollst eine Prämie von einem Taler zusicherte. Und wir? — Ich kann immer wieder nur sagen: Hut ab vor Appert, dessen Genie uns solch schöne Dinge sicher durch unsern ganzen Lebenslauf spinnt. — Trotz allem — das „toujours perdrix?" lastet nun einmal auf der Menschheit, und wir verlangen nach Neuem. Wie groß das Verlangen nach neuen Gemüsen ist, beweist der Heißhunger, mit dem vor kurzer Zeit die Knolle der Sonnenblumenart „Heianthi" an das Tageslicht gezerrt wurde. Doch — schade um die viele Tinte und vielen Worte, die dafür verschwendet wurden. Die stark versuchte Suggestion, die von Frankreich ausging, gelang nicht. Man konnte diesen tonlosen Knollen in keiner Zubereitung Geschmack abgewinnen und — tat's zu den übrigen, was um so mehr sagen will, als sie im Ertrag reich und im Garten sogar leicht zur Wucherung neigt. Ein Geschwisterkind von ihr, die Topinambur, ist bereits glücklicher im Erfolg, was schon der Umstand beweist, daß sie nicht nur von den Delikatessenhandlungen aufgenommen, sondern auch in den Markthallen vielfach zu finden ist. Fast grotesk und launenhaft in der Form, mit Auswüchsen aller Größen zieht sie die Blicke auf sich, denen sie sich bald dunkelrosa, bald heller zeigt. Man findet sie in Katalogen auch häufig als Jerusalemartischocke verzeichnet, wozu ihr wirklich artischockenartiger Geschmack wohl in erster Linie Veranlassung gegeben hat. Daß man sie gelegentlich auch als Wildfutter bezeichnet, kann nichts daran ändern und erklärt sich aus dem Umstand, daß sie auch wild angetroffen wird und, da ihre Reife in den Winter, in die Gegenwart fällt, sie den Tieren somit ein doppelt willkommener Bissen sein muß. Zum Genuß schält man sie, schneidet sie roh in zentimeterstarke Scheiben, um sie in steigender Butter zu braten, oder gibt sie mit einer holländischen Sauce, nachdem man sie geschält, gekocht und dann in dünne Scheiben geschnitten hat. Roh in stärkere Scheiben geschnitten, höhlt man diese etwas aus, gibt eine beliebige Füllung, wie Fisch, Fleisch oder Käsefarce, hinein und bäckt sie darauf im Ofen oder besser noch auf dem verdeckten Rost. Sie wird sich dann mit ziemlichem Glück dem ahnungslosen Empfänger als Artischockenboden suggerieren lassen. Als ihre erheblich vornehmere Verwandte tritt uns die „Sweet potato" (süße Kartoffel), ein besonderer Liebling der Amerikaner, entgegen. Beide gehören zu den Batatenarten, die zu uns aus dem südlichen Nordamerika kommen; die Sweet potato aber hat drüben die Oberhand gewonnen und geradezu nationale Würde erreicht. Es ist sehr zu bedauern, daß bis jetzt alle Kulturversuche hierzulande scheiterten. Wie eigentümlich sie sich im Geschmack auch dem gibt, der sie zum erstenmal genießt, so schnell erringt sie doch die Zuneigung, und man versteht die Leidenschaft, mit der die Amerikaner sie namentlich in der Verbindung mit frischer Butter und jungen Erbsen essen.

Nach meinem und wohl der meisten Geschmack mundet vielleicht die im Ofen gebackene süße Kartoffel am besten. In Bissen unter Zugabe frischer Butter mittels Gabel aus der Schale gehoben, gibt sie der Zunge eine geradezu delikate Aufgabe.

Sind die Kartoffeln sehr groß, und sie sind oft bis zu einem Pfund schwer, dann werden sie nach dem Backen natürlich geteilt, es sei denn, daß die Leidenschaft des Essers ebenso groß wie die Kartoffel wäre. Sie fügt sich aber auch mit Glück anderen Formen. Mit der Schale gekocht, erkaltet, abgezogen und dann in dünne Scheiben geschnitten, gibt man sie in eine Kasserolle und bedeckt sie mit süßer Sahne oder guter Milch, gibt ein gutes Stück frische Butter, etwas Pfeffer und Salz sowie etwas feingehackte Petersilie und einen kleingeriebenen Zwieback dazu. Schalotten sind noch besser. Hierin läßt man die Kartoffeln 20 bis 30 Minuten dämpfen, so daß sie ordentlich eingezogen sind, gibt dann noch etwas Zitronensaft dazu und serviert sie recht heiß.

Sehr beliebt sind auch die „fried potatoes", die drüben zu den täglichen Gerichten, wenn auch nicht nur von süßen Kartoffeln, gehören und mehr mit dem Namen „chips" oder „Saratoga chips" bezeichnet werden. Letzteres nach dem berühmten Neuyorker Badeort. Der Bedarf darin ist so enorm, daß sie in großen Mengen angefertigt und unter Glasdeckung in den Läden ausgeboten werden. Da sie in Fett ausgebacken sind, hat man nur nötig, sie in einer Pfanne noch einmal zu erhitzen. Die Zubereitung geschieht in der Weise, daß die Kartoffeln geschält und roh in möglichst feine Scheiben geschnitten werden. Ein dünnes und recht scharfes Messer ist dazu am geeignetsten. Nachdem sie dann eine halbe Stunde in möglichst kaltem Wasser lagen, läßt man sie auf einem Sieb ablaufen, breitet sie auf ein Tuch aus und preßt ein anderes darüber zum Trocknen. Darauf werden sie in kochendem Fett hellgelb ausgebacken, keinesfalls dunkel; sie müssen wie lichte Goldscheiben aussehen, crisp, und nicht fettig schmecken. Letzteres zu vermeiden, bringt man sie einen Augenblick nach dem Backen auf grobes Löschpapier. Noch seien die gefüllten süßen Kartoffeln erwähnt, die eine vorzügliche Vorspeise bei größeren Mahlzeiten abgeben.

Große Kartoffeln werden im Ofen gebacken. Es wird ein Deckel davon abgeschnitten, genügend, um mit einem Löffel das Innere herausnehmen zu können, so, daß die Kartoffel aber noch ihre Form behält. Die Kartoffelmasse wird mit frischer Butter und Sahne, etwas Salz und Pfeffer zu einer Creme verrührt, dann über dem Feuer nochmals unter Zugabe von fein geriebenem Chester oder Parmesankäse erhitzt und in die Kartoffelhülle gefüllt. So werden sie in heißen Servietten serviert.

Ein anderer lieber Eindringling von „drüben", der auch bei uns eine große Zukunft hat, ist das „sweet corn", süßes Korn oder Zuckermais. Der Tugenden sind zahlreiche, die den Mais zieren. In indirekter Form ist er längst in verschiedensten Mehlprodukten bei uns eingebürgert; für den allgemeinen Verbrauch, da er importiert wird, aber leider zu teuer. Doch nicht seine mannigfaltigen Metamorphosen will

ich beschreiben, sondern als Gemüse will ich sein Lob verkünden. Ist er in den südöstlichen Staaten Europas auch längst seßhaft, so kommen uns doch die besten Sorten aus Amerika, wo man sich intensiv mit der Sortenvermehrung beschäftigt. Zu meiner Freude ist es mir gelungen, mir die Saat von zwei noch sehr wenig gekannten Sorten von drüben mitzubringen. Ein nahezu schwarzes und ein tiefgelbes Korn, welch letzteres der Züchter „Gold“ nannte, von großem und duftigem Wohlgeschmack. Auch unter den älteren Sorten gibt es sehr gute, von denen sich für unser Klima besonders Crosby's early eignet. Die Zubereitung ist im ganzen sehr einfach; die Hauptsache ist, daß die Kolben zur Verwendung in der Küche im richtigen Stadium ausgebrochen werden. Das ist etwa drei Viertel der Reife. Es schadet nichts, wenn man die Blatthülle ein wenig lüftet und untersucht. Das Korn muß noch im milchigen Zustand sein und sich mit dem Nagel eindrücken lassen. Dann ist es saftig und süß. Je mehr der Reife zu, desto mehr verliert es diese nötige Beschaffenheit. Der Zuckermais wird vielfach falsch beurteilt durch das Verfehlen der richtigen Pflückzeit. Die Kolben werden in leicht gesalzenem Wasser etwa eine Stunde gekocht; ich finde, daß, wie bei grünen Erbsen, ein Zusatz von Zucker sehr verbessert. Recht heiß, in gedeckter Schüssel, werden sie serviert und, mit frischer Butter stark bestrichen, von den Kolben richtig abgeknabbert. In Amerika bedient man sich vielfach kleiner Metallhalter, die an den Enden eingeführt werden. Richtig dargeboten, kann der Genuß zur Leidenschaft anwachsen. Es ist köstlich, die Erntezeit des Mais in Amerika zu erleben. Zunächst die riesigen, unabsehbaren, wogenden Maisfelder und dann der sich überall kundgebende Genuß. Kein Haus, kein Restaurant, auch in der Eisenbahn, ohne Mais. Auf dem silbergedeckten Tisch des Reichsten wie in der schmutzigen Hand des ärmsten Straßenjungen trägt er seine Herrschaft zur Schau. Vorzüglich lassen sich die Kolben auch konservieren, und es macht viel Freude, im Winter damit zu überraschen. Sonst werden die Körner weiß abgelöst, in Büchsen gebracht, mit leicht gesalzenem Wasser bedeckt und genügend lange sterilisiert. So kommt er in den Handel. Auch in Butter gebraten, werden die abgelösten Körner namentlich zum Lunch gegessen, dazu muß er aber sehr zart sein. Ein früherer Bericht des Ministeriums für Ackerbau in Washington gibt ein treffendes Bild seines Nährwertes. Es heißt da: „Der Mais liefert einen konzentrierten Nährstoff, der zugleich sehr wohlschmeckend ist und besonders sehr wertvoll, wo harte Muskelarbeit verlangt wird. Das beweist namentlich die Tatsache, daß im Süden die schwarze Bevölkerung, deren lange Arbeitzeit in den Baumwollfeldern auf eine sehr harte Probe gestellt wird, Mais als hauptsächlichste Nahrung zu sich nimmt.“

Unsere Bilder

Von der Ostasienreise des Kronprinzen.

(Hierzu die Abbildungen auf S. 396 u. 397.)

Allahabad, am Einfluß der Jumna in den Ganges gelegen, gehört von alters her zu den berühmtesten Wallfahrtsorten der Hindus. Alle zwölf Jahre, wenn daselbst die „Magh Mela“, eine uralte religiöse Messe, abgehalten wird, sollen sich dort über eine Million Pilger zusammenfinden. Aber auch in den Zwischenjahren treffen in den Monaten Dezember und Januar in Allahabad Hunderttausende von frommen Pilgern aus allen Teilen Indiens ein, um in den Fluten des heiligen Stromes zu baden und auf diese nicht allzu schwierige Art ihre bisher begangenen Sünden los zu werden. In diesem Jahr übte zudem noch die Weltausstellung mit ihren historischen, großartig ausgestatteten Aufzügen aus der altindischen Geschichte und sonstigen volkstümlichen Vergnügungen starke Anziehungskraft aus. So kam es, daß während der Januartage, die unser Kronprinz in Allahabad zubrachte, durch außerordentlich starken Pilgerzuzug lebhafter Trubel in der sonst ziemlich stillen Hauptstadt der Nordwestprovinzen herrschte. Im Anschluß an einen der mehrfachen Besuche, die der Kronprinz der Ausstellung machte, nahm er die Gelegenheit wahr, sich den nur eine Viertelstunde entfernten Badeplatz der Pilger mit seinem eigenartigen faszinierenden Treiben anzusehen. Auf dem weiten strandartigen Uferplatz wehten an hohen Bambusstangen bunte Fahnen, Fähnchen und Wimpel. Aufdringliche Händler mit Eßwaren, Opferblumen, Ansichtskarten und Andenken aller Art versuchten durch kreischende Anpreisungen ihre Waren an den Mann zu bringen. Dazwischen zeigten Gaukler, Schlangenbändiger und Akrobaten ihre Künste. Jedenfalls ging es zwischen den am Ufer weilenden Pilgergruppen recht lebhaft zu, und der Nichteingeweihte konnte sich sehr gut in eine am Gangesufer abgehaltene heimatliche Kirmes hineinversetzt glauben. Männer mit ihren Frauen, auch mehrere Familien zusammen mit ihrem gesamten Nachwuchs jeglichen Alters und Geschlechts badeten alle gemeinschaftlich, doch geschah dies nach indisch-einheimischen Begriffen in durchaus dezenter Weise. Abbildung S. 396 zeigt uns eine solche Familienvereinigung, die nach genossenem Bad sich von der Sonne vollends trocknen läßt. Den Frömmsten der Frommen, den heiligen Fakiren, genügte ein bloßes Gangesbad nicht. Sie taten des der Gottheit Wohlgefälligen noch viel mehr. Nur mit einem Lendenschurz bekleidet, schmutzstarrend am ganzen Körper, der samt dem Gesicht mit Asche beschmiert war, übten sie am eigenen Leib die schwersten Kasteiungen inmitten der herbeigeströmten Pilgerscharen aus. Einer von ihnen hatte sich bis zum Hals eingraben lassen. Nur sein Kopf ragte über dem Erdboden empor. Das Gesicht himmelwärts gekehrt, die Augen weit geöffnet, starrte er bewegungslos in die unbarmherzig niederbrennenden Strahlen der Tropensonne, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken. Der Tollste von diesen religiös Wahnsinnigen war ein Fakir, den die nächste von unserm Kronprinzen aufgenommene Abbildung S. 396 zeigt. Unbeweglich, in stoischer Ruhe vor sich hinstarrend, hockte er auf einer mit Hunderten von spitzen Nägeln gespickten Holzbank und schien sich dabei ganz wohl zu befinden. Die scheinbare Unempfindlichkeit seiner unteren Extremitäten brachte ihm übrigens, außer dem ehrfürchtigen Anstaunen seitens seiner Glaubensgenossen, auch zahlreiche Spenden in kleinen Münzen, Eßwaren und an Opferblumen ein, welch letztere er später, nachdem die Blumen seine heiligen Hände passiert, wohl wieder mit Vorteil verkauft haben dürfte....

Hauptmann a. D. Dannhauer.

Meta Schoepp, Verfasserin unseres neuen Romans.

(Hierzu das Porträt auf S. 400.)

Sehr geehrte Redaktion!

Jetzt, da mein Roman fertig vor mir liegt, ist eine Frage in mir aufgestiegen: Werden die Holunner mir böse sein, daß ich sie nicht wie verwunschene Königssöhne schilderte? Daß ich gar manches ausplaudere, über das des Felsens rauhe Söhne sich untereinander wohl schmunzelnd unterhalten, das aber den Fremden verborgen bleibt? Aus ihrer Vergangenheit erzähle ich — und weiß, daß die Verhältnisse sich wohl änderten; daß aber die Menschen geblieben sind, wie sie auf diesem Felsen vor zwei Jahrtausenden gewesen. Sie lugen übers Meer und warten auf das Glück. Und ob das Störtebeker ist oder Napoleon, die Badegäste oder die deutsche Flotte — das Glück ist es für sie, das der Herrgott schickt. Der ist ja auf dem roten Felsen geboren! Der sollte dieses Landes Kindern nicht ganz besonders zugetan sein?

Wie der Roman entstanden ist? Ich glaube, mein Junge ist daran schuld, der ja auch die Ursache war, daß ich das Buch „Mein Junge und ich“ schrieb. Denn „Mein Junge“ ist wirklich mein Junge, und „ich“ bin wirklich ich. Wir standen an der Nordspitze und sahen, wie die Sonne ein weites, wallendes Meer in zitternden Purpur tauchte. Mir tut das Herz so weh, sagte er, weil wir morgen abreisen müssen. Mir tat's auch weh. Aber ich sagte: du darfst



nicht traurig sein. Ich schreibe dir eine Geschichte von Helgoland. Und ich habe sie geschrieben und bin dabei selbst zum „Holunner" geworden. Manchmal brüllte der Sturm sein brausendes Lied; manchmal war ein schöner Geruch um mich her von Gin und Stockfisch — den Kopf kann ich aber doch noch nicht abbeißen; aber immer — immer sah ich das Wundereiland, sah ich den purpurnen Altar aus wallenden Wassern stolz sich erheben; hatte ich eine so heiße Freude, daß sie wieder unser ist, diese deutsche Insel im deutschen Meer, die doch deutsch war bis in die graue Vorzeit hinein. Eine deutsche Warte hebt stolz ihr Haupt vor deutscher Küste — von der erzähle ich. Und habe einen glühenden Wunsch: daß meine Feder stark genug war, des heiligen Landes Herrlichkeit zu schildern. Meta Schoepp.

Zum 90. Geburtstag des Prinzregenten Luitpold (Abb. S. 393 u. 394) veröffentlichen wir außer einer neuen Aufnahme des fürstlichen Jubilars drei alte Bilder, die ihn in anderen Stadien seiner schönen und segensreichen Lebensbahn zeigen. Das eine stellt ihn als hübschen kleinen Knaben mit langen Locken dar, das andere als kaum Achtzehnjährigen in Artillerieuniform. Auf dem letzten Bild, einem Gemälde aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, sehen wir den Prinzen mit seiner Gemahlin Auguste, einer geborenen Erzherzogin von Oesterreich-Toskana, die im Jahr 1864 die Augen geschlossen hat, und mit seinen vier Kindern, deren jüngstes — der Prinz Arnulf — nicht mehr unter den Lebenden weilt.

Das romanische Fest in der Burg Dankwarderode (Abb. S. 395 u. 398). In der alten Burg Dankwarderode, dem prachtvollen Denkmal des romanischen Baustils, das die Stadt Braunschweig zu ihren architektonischen Schätzen zählt, ist dieser Tage ein buntes Stück mittelalterlichen Lebens auf wenige Stunden neu erstanden. Der Regent von Braunschweig Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg und seine Gemahlin hatten erlesene Gäste zu einem Kostümfest von seltenem Reiz geladen. Mehrere deutsche Fürsten, unter ihnen das hessische Großherzogpaar, waren dem Ruf gefolgt. Den Fürsten, die die Prunkgewänder ihrer Ahnen mit Würde und Anmut zu tragen verstanden, folgte ein stattliches Gefolge von Rittern und Damen, von Standartenträgern, Reisigen und Edelknaben. In der romanischen Halle wurde dann das Fest ganz im Stil der Zeit gefeiert. Treffliche Sänger trugen Lieder zum Preise der Minne und schöner Frauen vor, junge Damen tanzten uralte Reigen, und flinke Gaukler sorgten für die Belustigung der Gäste. Auch ein junges Brautpaar, Prinz Christoph zu Stolberg-Roßla und Prinzessin Ida Reuß, nahm an dem Fest teil.

Das neue französische Kabinett (Abb. S. 398) hat sein Debüt vor der Kammer glücklich bestanden und das erste Vertrauensvotum einer sehr starken republikanischen Majorität erhalten. Die markanteste Persönlichkeit des neuen Ministerrats ist nicht sein Vorsitzender Monis, sondern Delcassé, der freilich diesmal nicht wieder in das Ministerium des Aeußern eingezogen ist, sondern sich mit dem bescheidenen Portefeuille der Marine begnügen mußte, während der Advokat Cruppi das Portefeuille des Aeußern übernahm. Der frühere Börsenmakler Berteaux ist zum zweitenmal Kriegsminister geworden.

Der Walzerabend der „Woche" (Abb. S. 399) war ohne Zweifel ein glänzendes gesellschaftliches Ereignis. Viele Tausende von Angehörigen der besten Berliner Gesellschaft waren herbeigeströmt, um die preisgekrönten Walzer unseres Wettbewerbs zuerst meisterhaft tanzen zu sehen und dann fröhlich mitzutanzen. Der Glanzpunkt des ungemein reichhaltigen Festprogramms war die Vorführung der vier Walzer, die in der ersten Sammlung erschienen sind. Zwölf Damen und Herren des Balletts der Königlichen Hofoper unter der Leitung des Ballettmeisters Burwig führten die prächtigen Tänze zum erstenmal öffentlich vor. Der mit dem Ersten Preis gekrönte Walzer Elsners wurde im Rokokokostüm getanzt, Miß Fosters „Prärieblumen" in der bunten Farbenpracht der mexikanischen Nationalkleidung. An den Karneval des Rheinlandes erinnerten die Kostüme der Tänzer, als sie Gretschers „Rheinischen Walzer" den erfreuten Festgästen vortanzten. Dem Ball ging ein Konzertteil voraus, in dem die Kammersängerinnen Frl. Hiedler und Frl. Artôt de Padilla von der Berliner Hofoper und Kammersänger Herr Paul Knüpfer ganz hervorragende Gesangsleistungen darboten. Den von Marx Möller gedichteten launigen Prolog sprach der Königl. Hofschauspieler Max Winter. Es schien, als ob die Fröhlichkeit und Tanzlust aller Zeiten und aller Länder durch die weiten Räume der Philharmonie flutete. Man wird noch lange von diesem Walzerabend sprechen.

Die Fernphotographie (Abb. S. 396 u. 397) macht erfreuliche Fortschritte. Davon hat sich kürzlich der Staatssekretär des Reichspostamts überzeugt, als er mit vier hohen Beamten seines Ressorts der fernphotographischen Station des „Berliner Lokal-Anzeigers" einen Besuch abstattete. Prof. Dr. Korn, der Erfinder des Wunderapparats, und sein Mitarbeiter Dr. Glatzel erklärten den Besuchern nicht nur alle Einzelheiten des Verfahrens, sondern sie konnten ihnen den Apparat auch bei der Arbeit zeigen. Ein Bild von den Streikunruhen in Asnières wurde von Paris her nach Berlin telegraphiert, und wenige Minuten darauf sahen die Herren vom Reichspostamt die Aufnahme, die auch das Interesse unserer Leser erregen dürfte.

Jakob Heinrich van 't Hoff † (Abb. S. 398). Die deutsche Wissenschaft hat einen schweren Verlust erlitten, denn sie durfte den in diesen Tagen verschiedenen großen Chemiker Prof. Dr. van 't Hoff mit Recht zu den Ihren zählen, wenn seine Wiege auch in Utrecht gestanden hatte. Schon als Universitätslehrer in Utrecht und Amsterdam hatte van 't Hoff Bedeutendes geleistet und zu den Bahnbrechern der physikalischen Chemie gehört. Dann wurde er im Jahr 1896 an die Berliner Alma mater berufen. Hier hat er dann sein wissenschaftliches Lebenswerk fortgesetzt, dem wir die Begründung der Stereochemie und die mächtige Förderung der theoretischen wie der physikalischen Chemie verdanken. Zahllose Auszeichnungen von Staaten und Akademien und der Nobelpreis des Jahres 1901 haben diese großen Verdienste mehr konstatiert als belohnt.

Wilhelmine von Hillern (Abb. S. 398), die Tochter der berühmten deutschen Schriftstellerin Charlotte Birch-Pfeiffer und selbst eine sehr geschätzte Erzählerin, vollendet am 11. März ihr 75. Lebensjahr. Unter den Werken der Jubilarin hat ihr Roman „Die Geierwally" in der Mitte der siebziger Jahre sehr großes Aufsehen erregt. Auch als dramatische Dichterin und als Schauspielerin hat Frau von Hillern Erfolge errungen. Sie hat in den letzten Jahren in Oberammergau gelebt, ist aber vor kurzem nach München übergesiedelt.

Die Toten der Woche

Prälat Dr. Balthasar v. Daller, bayrischer Zentrumsführer, † in Freising am 3. März im Alter von 76 Jahren.

Bischof Dr. Hermann Dingelstad, † in Münster am 6. März im Alter von 76 Jahren.

Wirkl. Geh. Rat Dr. Heinrich v. Eggeling, bedeutender Physiologe, † in Jena am 2. März im Alter von 74 Jahren.

Antonio Fogazzaro, berühmter italienischer Dichter, † in Vicenza am 7. März im Alter von 69 Jahren.

Geh. Reg.-Rat Prof. Jakob Heinrich van 't Hoff, berühmter Chemiker, † in Steglitz bei Berlin am 1. März im 58. Lebensjahr (Portr. S. 398).

Geh. Justizrat Dr. Richard Wilke, † in Potsdam am 8. März im Alter von 81 Jahren.

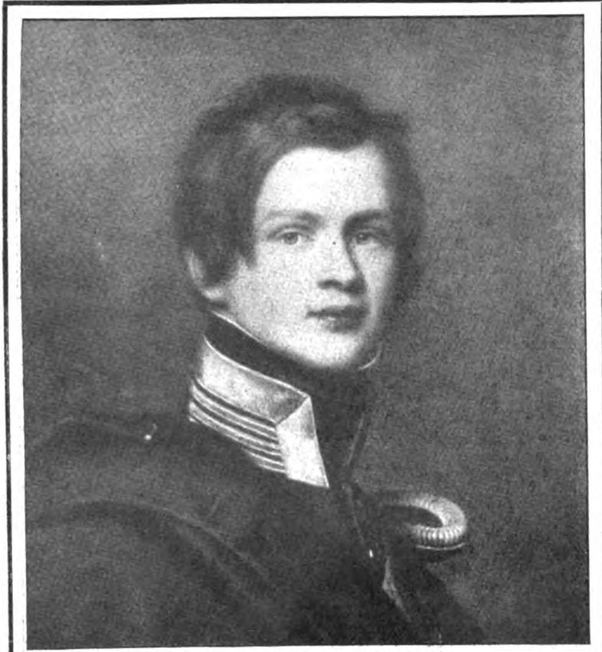


Bilder vom Tage



Hofphot. Dittmar.

Prinzregent Luitpold.
Zu seinem neunzigsten Geburtstag.



Prinz Luitpold im Jahr 1839.



Prinz Luitpold als zweijähriger Knabe.



Von links: Prinz Ludwig; Prinz Luitpold mit d. Prinzen Arnulf; Prinz Leopold; Prinzessin Auguste, die verstorbene Gemahlin des Prinzregenten; Prinzessin Therese.

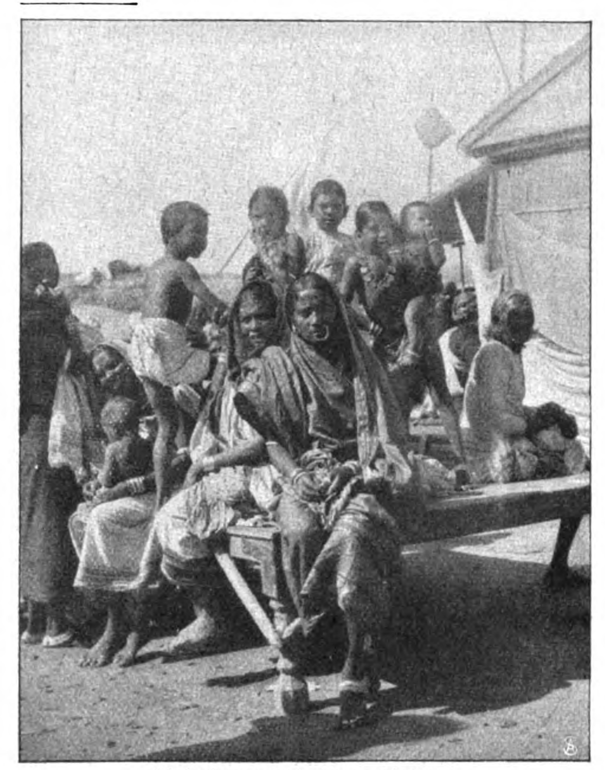
Prinz Luitpold von Bayern und seine Familie in den fünfziger Jahren.

Zum neunzigsten Geburtstag des Prinzregenten Luitpold.

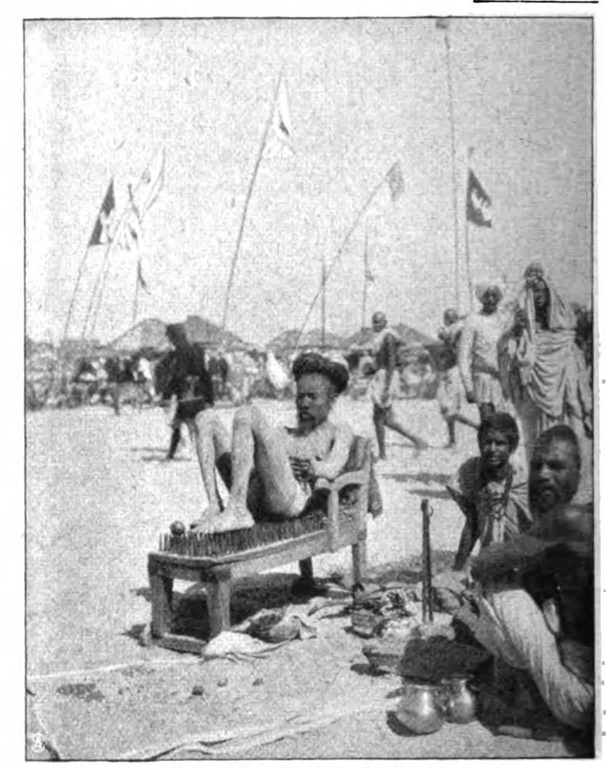
Von links: Johann Albrecht Herzog zu Mecklenburg, Regent von Braunschweig. Die Großherzogin von Hessen. Die Herzogin Johann Albrecht. Der Großherzog von Hessen. Hofphot. Raab.

Der Herzogregent Johann Albrecht und seine Gäste in mittelalterlichen Gewändern.

Vom Kostümfest auf Burg Dankwarderode in Braunschweig.

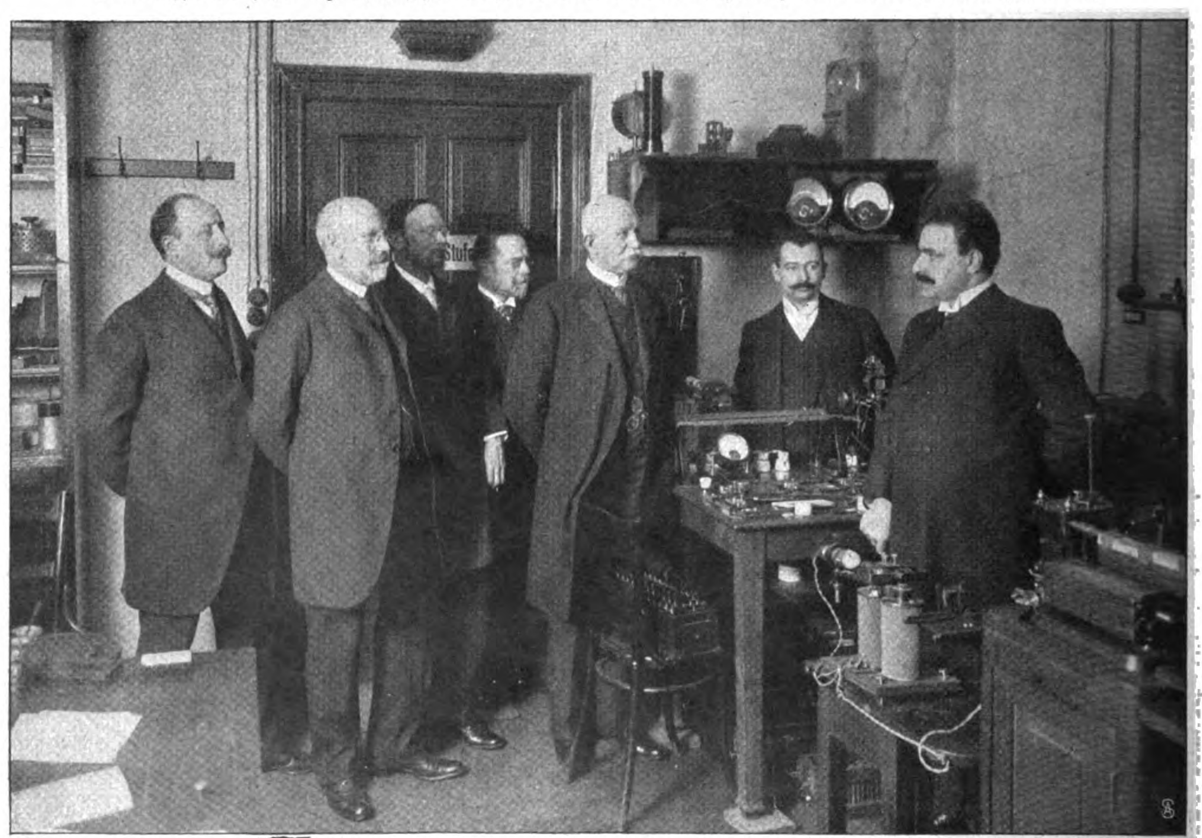


Hindufrauen mit ihren Kindern.



Hindufakir, auf Nägeln liegend.

Interessante photographische Aufnahmen des Kronprinzen in Allahabad (Indien).



Prof. Dr. A. Korn, der Erfinder der Fernphotographie, und sein Mitarbeiter Dr. Glatzel erklären den Apparat.
Von links: Die Vortragenden Räte Braun, Menny und Prof. Dr. Strecker, Ministerialdirektor Köhler, Staatssekretär Kraetke, Dr. Glatzel, Prof. Dr. Korn.

Staatssekretär des Reichspostamts Kraetke in der fernphotographischen Station des „Berliner Lokal-Anzeigers“.



Lady Hardinge. Der Kronprinz. Lord Hardinge. Phot. Boedecker.

Der Kronprinz in Kalkutta als Gast des Vizekönigs von Indien, Lord Hardinge.



Fernphotographische Aufnahme von den Streikunruhen in Asnières bei Paris,
die während des Besuchs des Staatssekretärs Kraetke der Station des „Berliner Lokal-Anzeigers" übermittelt wurde.



Hofphot. Raab.

Christoph Prinz zu Stolberg-Roßla und seine Braut Prinzessin Ida Reuß ä. L.
Eine Verlobung während des Kostümfestes auf der Burg Dankwarderode in Braunschweig.



Phot. Aura Hertwig.

Geh. Reg. Rat Prof. Dr. van t'Hoff †
Der berühmte Chemiker der Berliner Universität.



Hofphot. Gebr. Lützel.

Wilhelmine v. Hillern,
die bekannte Schriftstellerin und Tochter der Charlotte Birch-Pfeiffer, feiert ihren 75. Geburtstag.



Phot. Central-Illustration.

Von links nach rechts (im Vordergrund sitzend): Justizminister Perrier, der Ministerpräsident Minister des Innern Monis, Marineminister Delcassé, Minister der öffentlichen Arbeiten Dumont; (stehend): Kolonialminister Messimy, Minister für soziale Arbeit Paul-Boncour, Handelsminister Massé, Finanzminister Caillaux, Kriegsminister Berteaux, Minister des Aeußeren Cruppi, Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern Constant, Unterrichtsminister Steeg, Landwirtschaftsminister Pams, Unterstaatssekretär im Postministerium Chaumet, Unterstaatssekretär im Justizministerium Malvy.

Ministerwechsel in Frankreich: Aufnahme des Gesamtministeriums.



Siegfried Elsners Walzer „Mein Stern“ (1. Preis).



Miß Fay Fosters Walzer „Prärieblumen“ (2. Preis).



Philipp Gretschers Walzer „Rheinischer Walzer“ (3. Preis). Phot. Zander & Labisch.

Die mit den drei ersten Preisen gekrönten Walzer aus dem Wettbewerb der „Woche“,
getanzt von Damen und Herren des Balletts der Kgl. Hofoper unter Leitung des Ballettmeisters Burwig.

Vom Walzerabend der „Woche“ zum Besten des Berliner Krippenvereins.



Phot. Ernst Schneider.

Frau Meta Schoepp, die Verfasserin unseres neuen Romans „Skepp up Strann“.



Skepp up Strann.

Roman von

Meta Schoepp.

Pastor Hinkelmann beguckte sich zum drittenmal den Fischkutter, der ihn zur Insel hinüberbringen sollte. Er traute dem Ding nicht, trotzdem ihm der Hafenwärter versichert hatte, daß auf keinem Meere der Welt besser gebaute und sicherere Schaluppen segelten. „Das ist ja kein gewöhnliches Boot," sagte er, „das ist ja eine Helgolander Slup!"

„Aber es könnte doch untergehen", sagte Pastor Hinkelmann.

„Ja, das könnte es."

„Und vielleicht kommt ein größeres Schiff, das mich hinüberträgt. —"

Nein, es kam keins. Was sollte ein Schiff jetzt auf Helgoland?

„Sie können sich ja denken, guter Mann," sagte Pastor Hinkelmann, „daß man ein gewisses Bedenken hat. Es ist für einen Mann, wie ich es bin, keine Kleinigkeit, sich dem Meer anzuvertrauen."

Der Hafenwärter sah ihn sich mal genauer an. So von oben bis unten. Und mochte auch seine Bedenken haben. Was wollte der Mann in dem schwarzen Röckchen, mit dem steifen, schwarzen Hut an Bord? Aber er fragte nicht. Kapitän Weller winkte ihm; ein alter Freund; brachte seit Jahren Kohlen von England; war unterhaltender und für einen alten Seebären auch angenehmer anzusehen als dieser junge Geistliche. Und er grüßte, wünschte gutes Wetter und gute Überfahrt und ging.

Pastor Hinkelmann sah ihm nach, wie er breitspurig, selbstbewußt daherging, ohne empfunden zu haben, daß er doch mit einem Pastor gesprochen. Er dachte — was für eine unangenehme Bevölkerung! Und wandte sich an einen Matrosen, der am Bollwerk lehnte und seit einer Stunde vor sich hin ins Wasser sah.

„Was meinen Sie wohl, wie das Wetter sein wird?" fragte der Pastor.

Der Matrose sah ihn lange an, spuckte ins Wasser und betrachtete den Himmel, als sähe er ihn heute zum erstenmal. „Ja," sagte er, „das kann so kommen — — das kann aber auch so kommen."

Der Pastor guckte sich auch den Himmel an. „Ja — ich meine — — was meinen Sie damit?"

Der Matrose maß den Pastor mit den gleichen wägenden Blicken, wie es vorher der Hafenmeister getan hatte. „Will der Herr denn auf See?"

„Ja. Nach Helgoland. Man hat mir geschrieben, daß ich von Cuxhaven aus die bequemste Überfahrt hätte."

Der andere legte den Schwerpunkt seines Körpers statt auf das rechte auf das linke Bein. „Ja, das mag wohl sein."

„Kennen Sie Helgoland?"

Der Matrose sah ihn noch genauer an. Dann verzog ein Lächeln seinen Mund und wurde zu einem breiten Grinsen über das ganze Gesicht. „Das sollte wohl sein."

„Wie ist die Bevölkerung?" Der Pastor war dafür, sich die Kenntnisse immer an richtiger Stelle zu holen. „Ich meine, wie lebt es sich unter ihr?"

Das behagliche Grinsen wurde zu einer schauderhaften Grimasse. „Ach, Herr, recht gut. Und man kriegt einen guten Tropfen."

Das letzte überhörte der Pastor. „Ich habe mich dorthin gemeldet," sagte er zutraulich, „weil ich mir sagte — dort winkt dir ein reiches Feld! Und ich bin mit so großer Freude abgereist — — ich komme aus dem Thüringischen, wissen Sie. Aber das Meer — — nicht wahr — Sie können das vielleicht mitempfinden — —"

„Ja", sagte der Matrose.

Der Pastor knöpfte den letzten Knopf seines Rockes zu, denn es zog auf der Brücke. Lustig plätscherten die Wellen am Bollwerk, lustig schaukelte der Fischkutter hin und her. Weiße Wölkchen hingen am Horizont. Wenn die Morgensonne hervorkam, schillerte das Meer in so blendender Helle wie der Gebirgskamm im ersten Schnee im Sonnenschein. Ein frischer Wind wehte, so wie ein schöner Februartag ihn bringt. Und wenn das Wasser einmal höher spritzte, als der Pastor es vermutet, hatte er einen Salzgeschmack auf den Lippen.

„Und sehen Sie," sagte er, „deshalb fragte ich nach dem Wetter. Zum Beispiel — was halten Sie von den Wolken da drüben?" Und er wies mit dem Finger auf einen Wolkenballen, der, von der Sonne beschienen, wie ein Schneegebirge über der Elbe lag.

Der Matrose betrachtete mit großer Aufmerksamkeit die Wolke.

„O," sagte er, „die tut Ihnen nichts."

Der Pastor wies nach dem Meer, über dem ein ähnliches Gebilde schwebte. „Und die?"

Wieder langes Betrachten, langes Überlegen. „Och — die tut Ihnen auch nichts."

„Aber wenn sie nun heraufkommen?"

Der Matrose spuckte aus und kratzte sich den Kopf. „Ja, Herr, denn kann da was aus werden."

„Sie meinen — —," wie schwer es doch ist, aus den Leuten etwas herauszukriegen, „Sie meinen, das könnte gefährlich werden? Eben sagten Sie doch, die tun nichts?"

Der Matrose machte ein bedenkliches Gesicht. „Ja, Herr — wenn sie da bleiben, dann tun sie Ihnen nichts. Aber wenn sie nicht da bleiben — und manchmal bleiben sie nicht da —"

„Aber Sie sagten doch — — ich meine — —"



„Ja, Herr — das ist schwer zu sagen. Manchmal kommt das. Und manchmal kommt das nicht." Und damit drehte er sich um und ging langsam zum Hafen hinüber, in dem einige Dreimaster lagen, an denen gezimmert und gestrichen wurde. Und er dachte, das muß ja nun eine Freude sein, wenn sie den an Bord kriegen.

Der arme Pastor ging fröstelnd im hellen Sonnenschein auf der Landungsbrücke auf und ab. Mißtrauisch sah er auf die Wolken, mißtrauisch sah er auf den Kutter, auf dessen Boden ein Spitz lag, der ihn ununterbrochen zornig anbellte. Er hatte sich seine Expedition nach der Insel im Ozean anders vorgestellt. Vor allen Dingen hatte er sich das Meer anders vorgestellt. Er war Hauslehrer in einer englischen Familie gewesen, die gute Beziehungen zum Gouverneur Sir Henry King hatte, und war gefragt worden, ob er den deutschen Prediger für einige Zeit wohl vertreten würde. Er hatte freudig „ja" gesagt. Hatte sich auch gleich eine Enzyklopädie geborgt, in der unter H etwas über Helgoland gedruckt war. Hatte von Mylady ein dickes Buch erhalten, das ein Tagebuch von Helgoland war, und das er auf der Fahrt noch einmal in Muße durchlesen wollte.

Ja, er hatte an alles gedacht. Nur nicht an das Meer.

Wieder kam einer in langsamem Tempo daher. Die Hände in den Taschen der weiten Seemannshosen; den Südwester auf dem Kopf, im Mund ein großes Stück Tabak, wodurch die rechte Backe wie eine Geschwulst aussah. Der junge Geistliche sah ihm entgegen — wie ungraziös war so ein Mensch! Was hatte er für eine entsetzliche Haltung! Der Spitz im Boot ging von seinem wütenden Gebell zu einem fröhlichen Gewinsel über und lief vom Vorderteil der Schaluppe zum Steuer und wieder zurück.

„Sind Sie Pastor Hinkelmann?" fragte der Mann.

„Ja", sagte der Pastor sehr zurückhaltend.

„Und wo ist Ihre Bagage?"

„Dort;" er wies auf einen nicht allzu großen Koffer.

Der Mann holte den Koffer und stieg damit in seine Schaluppe. So ruhig, als ginge er eine Treppe hinunter. Er stellte ihn unter die Ruderbank und fragte nach dem andern. Es war noch ein Regenschirm da und eine gestickte Reisetasche.

„Mir wurde gesagt, daß das milde Seeklima großes Gepäck überflüssig mache." Er errötete. Und er hörte sich selbst deutlich zu seiner Mutter sprechen — — „ich will den schwarzen Rock anziehen; man imponiert den Leuten viel mehr, wenn man in würdiger Kleidung ihnen zum erstenmal gegenübertritt". Und das liebe alte Familienplaid hatte er absichtlich auf dem Kanapee liegen lassen, dort, wo die beiden Sprungfedern in der Polsterung fehlten. Er sagte, wegen des milden Klimas. Aber es war wegen der leuchtenden Farben. Rot und gelb paßten nicht zu seinem Stand.

Der Mann sah den Herrn Pastor an, wie es vorher der Hafenmeister und der Matrose getan hatten.

„Sind Sie schon auf der See gewesen, Herr Pastor?"

„Nein. Und deshalb interessiert es mich besonders, einiges zu wissen. Zum Beispiel: was halten Sie vom Wetter?" Er sah ihn fast ängstlich an.

Der Mann spuckte aus und sah sich die Wolken an. „Das kann gar nicht besser sein, Herr Pastor. Das ist ja Ostwind!"

„Und Sie meinen, daß dieses Schiffchen ganz sicher ist?"

Das war eine überflüssige Frage; und außerdem fühlte sich der Mann als Besitzer beleidigt. „Herr Pastor — das ist der ‚Kronprinz von England'. Und wenn der eine Ladung Schellfische glücklich überbringt, wird er Sie wohl auch bringen."

„Gewiß — gewiß — — es ist nur — — Sie werden das verstehen —"

Der Mann wollte es nicht verstehen. Er machte sich an den Segeln zu schaffen. Und nun kamen mehr Leute. Drei, die die gleiche Art und das gleiche Aussehen hatten wie der Mann im Schiff; und ein halb Dutzend andere, die den Fremden das Geleit gaben und sich dabei den neuen Pastor angucken wollten. Schweigend lehnten sie am Bollwerk und sahen sich den Mann an. Und es war ihm unbehaglich. Er war doch kein wildes Tier!

„Swart is Trumpf!" sagte einer.

„Nee — — wie 'ne Wickelpupp. So will nu das Unglückswurm nach Hilligland."

„Un wenn's den in Wasser setzen, swimmt he weg as 'n Hering."

„Was hat he für traurige Augen. —"

„Und schöne, gelbe Haare!"

Und einer hatte wirklich Mitleid und ging zu ihm. „Sei möten 'n lüttgen Rum drinken, Herr Pastor; dann wird Sei beter."

„Nein," sagte der Pastor, „geistige Getränke liebe ich nicht."

„Geistliche Getränke liebt he nicht", übersetzte der Mitleidige.

„In der Postkutsche hatte man mir auch dergleichen angeboten. Aber ich bin der festen Überzeugung, daß es auch ohne Spirituosen geht. Außerdem verbietet mir mein Stand — — und dann dauert die Überfahrt ja auch nicht so lange."

Die Leute sahen sich an und dann den Kutter — und wieder den Pastor.

„Dat's nich so slim," sagte einer, „wir hatten einen, der hat auch so angefangen. Und dann haben wir ihm gezeigt, wie man Grog trinkt. Und dann hat er Geschmack dran gefunden. Und dann hat er Gott im Herzen gehabt und 'n Grog im Magen. Und ist 'n ganz vernünftiger Mensch geworden. Aber Geschmack muß er erst bekommen."

Die Drei stiegen in die Schaluppe. Pastor Hinkelmann sah auf das sich tief neigende Boot — und ein Schauer flog über ihn. Ein schwankendes Boot über abgrundtiefer See — das war nun sein Geschick!

„Steigen Sie ein, Herr Pastor."

„Gott bewahre mich!" murmelte der Hafenmeister, der nun auch noch mit Kapitän Weller zum Zugucken gekommen war, „das is wie ne Tierquälerei. Wie sich so'n Mensch fürchten kann!"

„Und wie er auf die Beins zittert!" sagte der Kapitän.

„Daß die englische Regierung so was erlaubt!"



„Wie Gott will!“ sagte der Pastor. Und nahm den Hut ab. Und dann kletterte er mit einer Umständlichkeit in das Boot, als schwebe er über einem Abhang und greife in Todesangst nach jedem Halt, der sich ihm bot. Und voll Interesse sahen ihm die Leute zu. Sie hatten nie gedacht, daß es so kunstvoll war, in ein Boot zu kommen.

„Keinen gauden Gang geiht dat nich,“ sagte einer, „und Seewasser wird er auch noch smecken.“

Einer löste das Tau und warf es hinab. Klatschend fiel es aufs Wasser; Peter Krohn zog es ein. Mit dem langen Ruder drückte Bad Lassen gegen einen Baum des Bollwerks. Der Anker wurde aufgezogen, und dann flogen die Segel an die Masten.

„Farewell!“ schrie Peter Lührs. Der Dänengruß war das einzige, was er aus der Dänenzeit behalten.

„Hipp hipp hurra!“ brüllte Kapitän Weller und schwenkte die Mütze. Rauschend glitt der „Kronprinz von England“ der offenen See entgegen. Der Wind blähte die Segel, am Mast flatterte die Helgolander Flagge; wie ein silberner Streifen glänzte das Kielwasser. Ernst sahen ihm die Matrosen nach.

„Wir hatten mal ne Lik an Bord“, sagte einer und erzählte eine schauerliche Geschichte von einer Leiche im Zuckerschrank; und wie man sie endlich über Bord geworfen. Es war kein rechter Zusammenhang zwischen dem „Kronprinzen von England“ und der Geschichte. Aber sie hörten doch alle zu. Und sahen dem Boot nach, bis es hinter Neuwerk verschwand.

Peter Lührs, der Besitzer des „Kronprinzen von England“, hatte alle Ursache, auf seine Slup stolz zu sein. Wie ein Vogel flog sie vor dem Wind. Seine braunen, haarigen Fäuste hielten die Schotten. Seine klaren, blauen Augen beobachteten den Horizont. Am Steuer saß Peter Krohn. Bad Lassen und Hinrich Auckens waren damit beschäftigt, die weiten Segeltuchhosen anzuziehen, die bis zu den Knien reichten und das aufspritzende Wasser abhielten; sie knüpften ihre Südwester unter dem Kinn fest und steckten ihre langen Pfeifen in Brand. Dabei standen sie breitbeinig vor dem Mast, nur besorgt, daß die Pfeifen in Brand kamen. Pastor Hinkelmann hatte längst seine Beine hochgezogen; erstens fürchtete er, daß im nächsten Augenblick der „Kronprinz von England“ kenterte, und zweitens kamen so viele Seen über das seitwärts laufende Boot, daß seine Stiefel schon ganz naß waren. Er war innerlich empört. Auf der Weser hatte er doch auch Schiffe fahren sehen; keins war so unvernünftig gefahren! Und wie der Wind pfiff und heulte! Und wie die See sich bäumte! Kreischend folgten Möwen dem flinken Fahrzeug — und das Land blieb zurück. Immer weiter zurück!

Ach, der Wind pfiff und heulte nicht — der hatte sich nur jauchzend in die Segel geschwungen und sang da sein Lied — sein kühnes Lied! Und breitete rauschend seine Fittiche aus — dem Meer entgegen, der Freiheit entgegen! Und es war keine wütende See, der der Pfarrer entgegenfuhr — breite, majestätische Wogen nahmen die Schaluppe auf ihre grünen Rücken; wie ein Vogel glitt sie drüber hin; rauschend und schäumend spritzte das Wasser, smaragdgrünes Wasser zum Bug auf; klatschend fiel das Boot in ein Wassertal — erhob sich triefend — Lührs zog die Schotten an. — —

„Jetzt sind wir in See, Herr Pfarrer“, sagte Peter Krohn. Sie waren bei der roten Tonne.

Der Pfarrer begriff nicht die Größe des Augenblicks. Er fror. Und es war ihm schlecht zumute. Er wollte das Tagebuch lesen. Wenn man sich geistig vertieft, vergißt man manchmal körperliches Unbehagen. Er bat um seinen Koffer. Peter Krohn langte in den Kielraum und holte einen alten, arg mitgenommenen Tuchmantel hervor, der vielleicht noch aus der Zeit der großen Blockade stammte und einem Holländer gehörte.

„Da kriechen Sie nur rein, Herr Pfarrer“, sagte er. „Er riecht jetzt noch 'n beten nach Schellfisch. Aber das verflüchtigt sich. Sie sehen schon ganz verklammt aus. Wollen Sie Tabak? Und da ist ein guter Rum —“

Der Pastor empfand ein Grauen vor Tabak und Rum. Und der Schellfischgeruch war scheußlich. Nicht nur der Mantel — das ganze Boot stank nach Tran und Fisch. Er schluckte und hatte ein Frösteln über dem ganzen Körper — er nahm den Mantel. Mit steifen, bläulichen Fingern griff er nach dem Koffer und entnahm ihm das Buch — es war schwarz gebunden — „Mit Gott“ stand drauf.

Die Helgoländer sahen mißtrauisch auf — er wird doch keine Seepredigt halten? Und ganz unmotiviert begann Hinrich Auckens den Refrain eines Liedes zu singen, das er in Husum gehört — „O du min Hinerich, o du min Jong —“, immer wieder, immer wieder, und dabei hatte er ein rauhes Organ und hielt mit den Zähnen die Pfeife fest — und Bad Lassen erzählte auf einmal von einer Ladung fetten Speck, den eine Schnigge an Bord gehabt, und der dann auf den Klippen herumlag. Wenn man hineinbiß, knirschte er. Man mußte alten Branntwein trinken. — —

Der Pfarrer schloß die Augen. Er mußte in Stimmung kommen, um das, was er las, auch ganz begreifen zu können. — —

Da fuhr er also übers Meer. Über das gleiche Meer, über das vor fast elfhundert Jahren fromme Männer gefahren waren, um den grimmen König Radbod zu taufen, den stolzen Friesenkönig, der, durch Pipins Übermacht aus Utrecht vertrieben, Zuflucht auf der Farriainsel suchte, auf der Friesen Heiligtum, auf der geweihten Erde des Fosite, dieses „weisesten Richters bei Götter und Menschen“.

„O du min Hinerich — o du min Jong!“ sang Hinrich Auckens. Pastor Hinkelmann unterdrückte ein Stöhnen. Wenn nur der entsetzliche Fischgeruch nicht wäre.

Aber er wollte ja nicht dran denken. Und da fiel ihm seiner Mutter Englisch Salz ein. Er nahm es aus der inneren Rocktasche und hielt es sich vor die Nase, schloß die Augen und wollte wieder in Stimmung kommen. Wie toll rauchten seine Gefährten; und da er in Lee saß, bekam er den schönen Pfeifenqualm.

„O du min Hinerich — o du min Jong — —“ sang Hinrich Auckens schadenfroh.

Der Pastor fand ihn unausstehlich, diesen Gesang. Aber schrecklicher war das Gemisch von Qualm und



Tran; war das wilde Rauschen des Kielwassers; war das übermütige Hüpfen und Springen des „Kronprinzen von England" von Kamm zu Kamm. — Ungeheuer waren ja diese grünen Wogen! Wälzten sich heran mit ihren grünen Leibern — tauchten hinab — und hoben plötzlich den weißmähnigen Kopf just vor ihm! Just vor ihm!

„Trinken Sie 'n Schluck Rum," sagte Peter Lührs und hielt ihm die Flasche hin, „dann wird Ihnen besser, Herr Pastor."

„Ist es noch weit?"

„Wenn der Wind nicht noch mehr umschlägt, sind wir zu Abend da. Kopf weg, Herr Pastor —" und er ließ die Schotten laufen — das Boot fiel schwer auf einen sich unheimlich heranschiebenden Wasserberg — drehte sich — der Pastor schrie laut auf — eine See war übergekommen, und er saß im Wasser. Denn jetzt lagen sie über Steuerbord beim Wind; rauschend blähten sich die Segel von neuem — es klang, als hämmere der Wind drin; ja, so froh und stark klang es.

Der Pastor wechselte seinen Platz. Auckens und Lassen schöpften ruhig das Wasser aus, Peter Krohn hatte einen frischgeräucherten Dorsch aus dem Kielraum gezogen, riß ihm den Kopf ab und biß herzhaft in das weiße Fleisch. Seine Hände glänzten vor Fett, und Fett glänzte im weißblonden Bart — ein unaussprechliches Behagen lag auf dem Gesicht ausgedrückt. Aus glasigen Augen betrachtete ihn der Pastor. Das war fürchterlich. Und wie die Leute grinsten — ach, wer jetzt aussteigen konnte. —

„O du min Hinerich — o du min Jong —", sang wieder Hinrich Auckens.

„Unterwegs anlegen kann man wohl nicht?" fragte der Pastor mit hohler Stimme.

Sie blieben ganz ernst. „Nein, Herr Pastor — —"

Er nahm sein Buch — sich konzentrieren! Das war das einzige. Mit ganzer Kraft an die große Vergangenheit denken! Ob die Heidenbekehrer eigentlich seekrank geworden? Es ist von keinem berichtet worden. Der große Wilfried war doch sogar in Britannien, und sicherlich muß bei einem Martyrium so was ganz besonders in die Wagschale fallen. Und er kämpfte gegen einen Schwindelanfall —

Hinter den Ohren wurde er grün; die Helgoländer sahen es mit wachsendem Vergnügen; nickten sich grinsend zu. Und er nahm sein schwarzes Buch mit der Kraft der Verzweiflung — las nach, was Adam von Bremen, der Bremer Domherr, um 1070 über das Fositeland weiter erzählt. Er atmete tief die salzige, frische Luft; scharf blies ihm der Wind ins Gesicht — der Schwindelanfall war vorüber. Und wie er in die gleichmütigen, gebräunten Gesichter sah, auf diese starken, selbstsicheren Menschen, denen doch auch ihr Leben lieb war, kam etwas wie Beschämung über ihn. Mit seinem Rock wollte er ihnen imponieren — und machte sie lächeln über seinen Kleinmut! Wie sollten sie denn einmal zu ihm, zu ihrem Hirten und Helfer aufsehen, wenn sie ihn so schwach und hilflos gesehen! Er fühlte sich auch ganz wohl — der Tabakqualm ging nach der andern Seite — der Trangeruch schien sich wirklich verflüchtigt zu haben — und so viel Kraft und Zuversicht schöpfte er aus seinem Buch. —

Die Helgoländer unterhielten sich über ihren Gouverneur.

„Verstehen tut er nichts," sagte Peter Lührs, „wie soll er's auch verstehen? Er hat nur ein Bein; Hilmar Dehn sagt, das andere liegt bei Waterloo. Und weil er immer dran denken muß, macht er so'n wehleidiges Gesicht."

Pastor Hinkelmann wußte von Mylady, daß Sir Henry King in ewigem Kampf mit den Insulanern lag. Er war ein tapferer Haudegen aus dem Landheer, der bei seiner Ernennung zum Gouverneur die Insel Helgoland bei Australien gesucht hatte. War ein tüchtiger Soldat gewesen mit einem tapferen Herzen — „aber" — sagt Peter Lührs: „verstehen tut er nichts."

Auckens lehnte am Mast; rieb sich behaglich den Rücken. „Hast du schon mal einen kennen gelernt, der was versteht?"

„Nein", sagte Lührs, das hatte er nicht.

„Und dann nimmt er Hinrich Haas zum Polizeidiener, und der soll's ihm sagen. Und der Gouverneur spricht kein Helgolandisch; und der Polizeidiener kein Englisch. Und dann unterhalten sie sich —"

„Das war bei den Dänen auch nicht anders — der Major von Zeska hat auch nichts verstanden —" Peter Krohn hegte noch immer einen tiefen Groll gegen den letzten dänischen Befehlshaber. Es war ein offenes Geheimnis gewesen, daß Peter Krohns Mutter auf die dänische Regierung sehr schlecht zu sprechen war. Wegen der Fischkuchen. Dreimal hatte sie Fischkuchen im Backofen gehabt, und jedesmal hatte so ein verhungerter Däne ihn halbgar aus dem Ofen herausgestohlen. Dabei gehen einem dänische Sympathien verloren. Er konnte es immer noch nicht vergessen.

„— und wie sie zum Major kommt, sagt er, sie soll es beweisen. Wie soll sie beweisen, daß der Kerl die Fischkuchen gefressen hat? Es ist genug, daß sie es weiß. Unter englischer Regierung ist so was doch nicht vorgekommen!"

„Aber wenn du es nun falsch gewußt hast", meinte Bad Lassen bedächtig. Er gönnte seinem Nachbar Krohn den Fischkuchenärger wegen der Schnepfen. Jedesmal wußte der seine Netze so zu stellen, daß er nur die Nachhut bekam.

Der Pastor las aus seinem Buch eine Beschreibung des Peter Sax über die Helgoländer, jenes Eiderstedter Chronisten, der um 1630 auf der Insel gelebt haben mochte, und empfand etwas wie Abneigung gegen diese Menschen; denn er fühlte sich wieder wohl. Aber er hörte doch zu, was sie sich erzählten. Von dem Tage sprachen sie, da Helgoland englisch wurde, und dann von dem Fischkuchen. Gerade zwanzig Jahre lagen zurück. Und plötzlich hörte er sich fragen — und errötete darüber — „Hat es Ihnen denn gar nicht leid getan?"

Peter Lührs sah ihn verwundert an — nun sprach der auf einmal! „Was denn, Herr Pastor?"

„Sie waren doch Dänen! Und auf einmal waren Sie Engländer! Das kann Ihnen doch nicht so gleichgültig gewesen sein!"

Lührs spuckte aus und sah nach dem flatternden Wimpel am Mast. „Herr Pastor," sagte er hochmütig, „das kann uns doch nicht angehen! Ob auf der Insel der Danebrog weht oder die englische Flagge oder Schleswig-Holstein oder die Hansa — das kümmert uns doch nicht! Wir sind doch Helgoländer! Sie können unser Land doch nicht nehmen! Solange der Felsen steht, sind Helgoländer drauf gewesen —"

Das wußte der Pastor. Eine aufsässige, wilde, heidnische Bevölkerung hatte der Felsen gehabt, und von Demut und christlichem Gebaren war nichts verzeichnet. Die Lady, deren Kinder er unterrichtet, hatte noch ganz empört von dem Eigennutz erzählt, den diese Insulaner ihr gegenüber bewiesen, als sie auf der Flucht vor Napoleons Schergen mit ihrer Mutter dort Wohnung gesucht. Zwei Dukaten hatten sie sich für den Tag geben lassen für zwei Stübchen, die nicht einmal Myladys Koffer faßten. Und als sie so hohen Preis nicht zahlen wollte, hatten sie achselzuckend ihre gewaltigen Hände in ihre Hosentaschen gesteckt und Mylady ruhig weitergehen lassen. Es war nicht so oft, hatte ein nichtsnutziger Kerl gesagt, daß das Meer einen Segen an die Insel kommen ließ, wie zur Zeit der Kontinentalsperre. Ein Unrecht wäre es gegen Gottes Geschenk, wenn man das nicht ausnützte. Und Mylady mußte zahlen. Und als er ihr seinen Entschluß mitteilte, als Seelsorger hinüberzufahren, hatte sie ihn nur gebilligt.

„Sehen Sie, daß es bescheidene Menschen werden; predigen Sie ihnen Liebe zu ihren Mitmenschen; sagen Sie ihnen, daß Gottes Lohn denen winkt, die ihren Nächsten in der Not beistehen — —"

Sie war eine so edle Frau. Und konnte es nicht vergessen, wie die Insulaner sie behandelt hatten. Und als er daran dachte, wurde er ganz empört und vergaß, daß er in einer Helgolander Schaluppe saß; und tat, als wären gerade diese vier die räudigen Schafe, gegen die sich der Groll Myladys richtete. — „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat," sagte er, „und schlimmer wären wir wie die Tiere, wenn wir nicht unseres Königs Farben verteidigten, denn wir wären Verräter. Wie kann ein Fürst sich auf seine Untertanen verlassen, die gleichgültig die Fremdherrschaft annahmen! Wenn man plötzlich die Insel England nehmen würde, was Gott verhüte, müßte man ja denken, daß Sie auch dann tatenlos die Hände in den Schoß legen würden!"

Die vier Männer hörten zu, ohne ihre Verwunderung zu zeigen. Nur Auckens fing wieder an zu singen. Diesmal so recht wehmütig und jämmerlich: „O du min Hinerich, o du min Jong!" und sah den jungen Pastor bedenklich an. Kaum ist die Angst weg, und sie sind wieder auf Deck, dann gehen sie auch gleich mit einem los wie der Teufel mit der armen Seele. Wart, min Jong, dachte Auckens, bis wir wenden. Dann kriegst wieder Landwind. Und auch Peter Lührs sah sich den Pastor an, der schon an ihnen herumkorrigierte, ehe er auch nur an Land war.

„Das verstehen Sie nicht, Herr Pastor," sagte er, „und das mit England verstehen Sie auch nicht. Wegnehmen kann man England nichts. Denn England hat die See. Und wer die See hat, hat die Macht. Und wer England Helgoland nehmen will, der muß erst seine Schiffe nehmen. Aber das geht uns ja nichts an,"— wieder sah er nach dem Wimpel — „was geht uns das an. Wir sind nicht englisch und nicht dänisch. Hollunners sind wir. So hat Gott das bestimmt. Und er hat uns unser Geschäft gegeben. Die Fische hat er uns gegeben und die Schiffe. Die Fische kommen, ob die Dänen da sind oder die Türken. Und die Riffe bleiben — und ob der König von Britannien sich mit seinem Thron selbst daneben setzt." Er spuckte aus, schob den Südwester mehr aus der Stirn zurück — und wurde erregter. „Die Dänen haben uns Freiheiten versprochen und haben sie nicht gegeben. Unsere Großmütter mußten der Kommandantin Torf tragen! War das Freiheit? Und weißt noch, Peter Krohn? Mit dem Fäulelappen hat sie Webke Botters um die Ohren geschlagen, weil sie ihr nicht genug Wasser in die Küche trug! Das war die dänische Regierung! Und wie wir uns in Kopenhagen beklagt haben, hieß das, es soll anders werden!" Und da ließ er die Schotten laufen, und rauschend warf sich das Boot auf die andere Seite. „Und so ist das mit den Engländern auch. Sie versprechen uns Freiheiten; aber nachher schlagen sie uns mit dem Fäulelappen um die Ohren."

Und da saß der Herr Pastor wieder im Wasser, und Peter Krohn machte ein wütendes Gesicht. Über hundert Jahre war die Geschichte mit dem Fäulelappen alt; und erinnerte man sich ihrer, stieg immer wieder der Groll gegen die herrschsüchtige Majorin auf. Man hat ein gutes Gedächtnis auf der Insel.

Und nun war's wie vorher. Bad Lassen schöpfte Wasser, und der Pastor mußte sich wieder konzentrieren. Was für einen Tabak diese Leute rauchten! Und überhaupt — was waren sie für eine rechthaberische, unangenehme Gesellschaft! Was hatten sie für eine Moral! Wieviel Kämpfe würde es kosten, ehe er sie so weit hatte, wie er sich das vorgenommen! Bis sie diese friesische Rauheit abgestreift hatten. Er nahm sein Buch und las — und der Schauder, den er empfand, rührte nicht nur von dem Trangeruch aus dem Kielraum her.

Da stand es, welche hervorragende Rolle die Insel in der Geschichte der Seeräuber gespielt hatte. Welch ein gefährlicher Schlupfwinkel das Felsennest im Nordmeer gewesen war. Und er schloß wieder die Augen und nahm Zuflucht zu dem englischen Salz — und hörte das Rauschen des Kielwassers und hörte den wilden Gesang in den Segeln; und er dachte — der Tod ist unter mir — ein paar Bretter trennen mich vom Tode. Und die Wasserberge kamen und schwanden; und von Kamm zu Kamm hüpfte das Schifflein.

„O du min Hinerich, o du min Jong" — — der Pastor wurde wieder grün!

„Nehmen Sie einen Schluck Rum," sagte Peter Lührs, „das braucht man auf See, Herr Pastor —"

Und diesmal trank er. Sehr vorsichtig. Und schluckte es sogar runter. Und sie sahen alle zu — und es hörte sich an — als lache etwas vom Klüver herunter.

„Junge, Junge," meinte Hinrich Auckens, „was wird Mudding seggen!"



Sie hatten recht. Der Rum wärmte. Es war doch recht merkwürdig, daß sie alle von dem milden Seeklima gesprochen hatten. Er fror recht jämmerlich. Welch ein Glück, daß er das Buch hatte! Und er las weiter. Der wilde Störtebeker war also ein gern gesehener Gast auf der Insel! Und Vitalienbrüder und Likendeler, ein Piratengesindel, wie es deutsche Meere erst wieder zur Zeit der Kontinentalsperre gesehen, versteckten sich dort, überfielen die Hamburger und Bremer Handelschiffe von ihrem geschützten Platz aus — der Schrecken der Seefahrer waren sie — genau wie die englischen und französischen Kaper vor zehn Jahren.

Der Pastor schlug die Augen auf — es war doch etwas Gewaltiges, daß er just in so ein Piratennest verschlagen wurde! Sein Amtsbruder hatte geschrieben, daß dort im allgemeinen brave Leute wären. Aber man müßte auf ihre Eigenart einzugehen verstehen. Er sah seine vier Gefährten an — sie aßen getrockneten Fisch, und der Spitz knabberte an den Gräten. Aßen so ruhig, als säßen sie auf festem Land in ihren Wänden. Manchmal spülten Seen über Bord, und wenn des Schiffes breiter Bug klatschend beim Wenden auf die Woge schlug, spritzte nasser Staub über das Boot; und wenn sich das Boot auf die Seite legte, daß das Sprietsegel ins Wasser tauchte und rauschend und triefend wieder emporstieg — und wenn der Herr Pastor fröstelnd sich in den alten Holländer Mantel fester einhüllte und sich die salzigen Tropfen von der Nasenspitze und von den Augen wischte — saßen sie ruhig und gleichmütig da, aßen ihre trockenen Fische, kauten Tabak und guckten ins Meer. Von den Südwestern troff das Wasser und lief langsam über die breiten Buckel. Ab und zu nahm Auckens den Schöpfeimer, wenn gar zu viel Wasser im Schiff war, und sang dabei sein Lied mit immer verschiedenem Ausdruck. Melancholisch und weinerlich, zärtlich und übermütig und so voll Spott, wenn er auf den neuen Pastor mit dem Meerwasser an der Nasenspitze sah. —

„O du min Hinerich, o du min Jong!" — —

Nach Stunden, in denen Pastor Hinkelmann ein wenig eingenickt war, denn nachts im Postwagen hatte er nicht geschlafen — nach Stunden äugte Peter Lührs scharf nach Westen. Er lehnte am Mast und nahm den Kiker vor die Augen. Und dann setzte er sich wieder behaglich nieder. „Herr Pastor," sagte er, „wenn Sie nun geradeaus sehen, dann sehen Sie dat ‚Lunn'."

Der Pastor sah gerade aus, sah auch seitwärts, aber er sah nur grüne Wogen, in die sich manchmal violette Tinten mischten. Lührs reichte ihm den Kiker, aber auch durch den sah er nichts. Nur Wasserberge — diese grünen, glänzenden Wasserberge, die durch ihr Wallen und Wogen ihn schwindelig machten. Er setzte sich nieder. Wenn es ihm dadurch schlecht wurde, wollte er lieber nichts sehen. Aber auf einmal hatte er den Mund voll Seewasser.

„Perke Thaten kocht Mehlpôs heute", sagte Hinrich Auckens.

Peter Krohn horchte auf. „Sie hat ein unkleidsames Gesicht," Auckens schien es zu bedauern, „aber Mehlpôs kann sie kochen. Und dann ein Topf voll Sirup!"

Und der Pastor las gerade in seinem Buch über die Leckerbissen der Insulaner, die sie um 1700 hatten. — „Wenn sie sich delektieren wollen, füllen sie die Kabeljaumagen mit Grütze und die Schellfischköpfe mit Mehl, kochen es miteinander und gießen Sirup darüber."

„Es ist wohl schwer, sich an Ihre Kost zu gewöhnen?" fragte er.

Und Bad Lassen sah ihn spöttisch an. „Das soll wohl sein — —"

Sie sprachen wieder vom Mehlpôs. Als sie ihr Land sahen, dachten sie sofort an seine Genüsse. Aber dann sprachen sie vom Leuchtturm. Die alte Feuerblüse, die die Hamburger 1673 auf der Insel errichtet hatten, schien ihnen lieber zu sein als der stolze, von Englands Großmut zeugende Turm, das erste große Geschenk Britanniens an seine jüngste Kolonie.

„Sie meinen das gut," sagte Peter Krohn, „aber sie verstehen das nicht. Im Winter 1812 sind die Scheiben vereist gewesen. Weißt noch, Auckens? Und wie Peter Franz von Jütland kam? Und sieht den Leuchtturm nicht? Was war's für'n Wetter!"

Und sie sprachen von Peter Franz und der fürchterlichen Winternacht vor vierzehn Jahren, in der er in offener Schaluppe um sein Leben kämpfte, und von dem großen Lohn, der ihm für seine Überfahrt geboten war. Einen grauen Kopf hat er in der Nacht bekommen; und sah aus wie 'ne Dame mit Locken um den Kopf; so hingen ihm die Eiszapfen ums Gesicht. Und eine ganze Stunde hat ihn der Leutnant d'Auvergne am Feuer gehabt, bis seine Kleider aufgetaut waren. Und das hat er nicht wegen Peter Franz getan, sondern wegen der Papiere, die er auf der Brust trug. In einer hübschen Kapsel. Was haben sie dem Kerl für Grog eingepumpt zum Auftauen! Und sie sagten, daß die Papiere eine Million wert waren. Und eine englische Brigg lag unter Segel und tanzte wie ein junges Famel auf der Springbude und lief am gleichen Morgen aus mit Bad Botters an Bord. Und nachher erfuhr man, was für Papiere das gewesen; und daß es die erste Nachricht von des Bonaparte grausigem Rückzug aus Rußland war. Daß der Winter, der die Scheiben des Leuchtturms hatte zufrieren machen, der großen Armee das Leben gekostet hatte. Und Peter Franz sagte, das wäre ihm ganz egal. Aber daß er von der Westseite zur Insel herankam und glaubte beim Schneegestöber, daß es die Ostseite war — das war ihm nicht egal. Und zuerst war's ihm wie ein Späuk. Und daß das bei der alten Feuerblüse nicht möglich gewesen wäre. Und daß er's heute noch nicht begreifen konnte, daß er mit seiner Slup und seiner Depesche nicht auf die Riffe gejagt war.

Peter Lührs konnte es auch nicht begreifen.

„Wie ne Wiege war das Lunn," sagte Hinrich Auckens, „und Tütje Payens hat in ihrem Kramladen aufgeräumt und hat gesagt, wenn es schon zu Ende ist, dann will sie wenigstens noch retten, was möglich ist. Sie ist so ein umsichtiges Frauenzimmer."

Sie lachten. So ein stilles, innerliches Lachen. Die Schrecken jener Nacht lagen weit hinter ihnen.

Pastor Hinkelmann meinte, der richtige Augenblick zu einer innerlichen Betrachtung sei gekommen —



„Gottes Wege sind wunderbar," sagte er, „er spricht zu den Wogen: glättet euch. Und führt das Schifflein sicher in den Hafen. Wer ihm vertraut und seiner Macht, der kann nicht untergehen —"

Wieder beguckten sie ihn sich von der Seite. Bad Lassen wischte mal mit dem Handrücken über Mund und Knebelbart; der fette Dorsch hatte seine Zeichen darauf zurückgelassen.

„Aber die Hauptsache ist doch, Herr Pastor, daß man was davon versteht", sagte er ruhig. „Und die Slup muß gut geteert sein; und 'n fixen Kerl am Steuer; und das Holz von Amsterdam. Und manchmal reißen Segel, und Seen gehen über, und das Boot schlägt voll Wasser bis unter die Ruderbänke, und es weht ein fliegender Sturm, und man setzt über die Brandung. Und man denkt nur an die Slup, Herr Pastor, und manchmal an die Frau und an die Kinder, Herr Pastor, und was aus ihnen werden soll, wenn das Boot umschlägt und man ist ein Bissen für die Fische. Und auf dem Lunn ist der Pastor, und zwölf Schilling müssen wir ihm zahlen für das Beten. Und manchmal hilft es auch. Aber manchmal geht der Bestmann über Bord. Und dann hilft das nicht —" und er sah geradeaus über das wallende Meer, und eine Erinnerung mochte lebendig geworden sein. Und auch die andern waren still.

Der Pastor hatte keine Lust, darauf etwas zu sagen.

„Aber Broders hat mal Holz von Husum genommen", sagte Peter Lührs. Er spuckte aus; und aus seinen hellblauen Augen leuchteten Spott und Schadenfreude.

Eine alte Geschichte war das. Auf der ganzen Insel wurde sie besprochen; wie Broders seine Schaluppe baute. Und alle sagten, mit Holz von Amsterdam. Aber Broders war für Husum. Er ist so ein Neunmalkluger. Und nach einem Jahr nahm er das Holz von Husum. Und man sah zu, wie Andrésen Siemens sie baute, und wie Broders sie hübsch blau mit nem gelben Strich anstreicht. Und wie er nen Engel drauf malt, ordentlich fett und rund. So was versteht er. Und malt einen Spruch dazu: „Siehe, ich bin bei dir alle Tage". Aber nicht ein Jahr lang hat's gedauert, da war er nicht mehr bei ihr. Da war die schöne Slup ein Wrack, in der Brandung zertrümmert wie eine Nußschale.

„In zwei Stunden sind wir an Land", sagte Auckens.

Der Pastor fror jämmerlich; und hatte schrecklichen Hunger. Aber gegen den fetten Dorsch hatte er eine lebhafte Abneigung.

„Wenn ich noch einen Schluck Rum bekommen könnte — —"

Sie sahen ihn wohlwollend an — und er trank.

„Ich nehme es für Medizin", sagte er.

„Das tun Sie nur, Herr Pastor." Peter Krohn trank auch. „Das hat Carsten Röhrs auch gesagt. Und er konnte nicht schlafen ohne seine Medizin. Und er sagte, seine Medizin machte ihn erst zum Menschen. Aber er hat Släg bekommen von der Olsch; ach, was hat der arme Mensch für Släg gekriegt!"

Pastor Hinkelmann sah ihn bitterböse an. Welch unverschämter Vergleich! Man soll sich nicht gemein machen mit den Leuten. Gleich wird es falsch ausgelegt. Gleich werden sie anzüglich! Und nun war er auch fest entschlossen, eine Schranke zwischen sich und ihnen zu errichten. Kein Wort wollte er mehr mit ihnen sprechen! Kein Wort! Und er nahm das Tagebuch und las Myladys Betrachtungen aus dem Jahre 1807, als die Insel das rettende Eiland war für Tausende, die vor des Napoleons Rachsucht aus Norddeutschland flohen; für Tausende von Kaufleuten, die, durch die Kontinentalsperre vom Festland vertrieben, ihre Niederlagen auf der Insel hatten.

Welch ein ungeheures Treiben damals auf der Insel herrschte! Hunderte von Booten und Schiffen schaukelten sich im Hafen. Und wie ein Ameisenhaufen sahen die zahllosen Menschen auf dem Vorland aus, auf die man vom Bollwerk herabschaute; die auseinanderliefen und wieder zusammenkamen! Die handelten und zuschlugen, kauften und verkauften, betrogen und betrogen wurden. Eine ungeheure Börse war Helgoland, bis Napoleons Adler sanken; da verließen die Krähen das Felsennest. Es wurde still auf der Insel. Die Vorräte verdarben in den Speichern, die Flüchtlinge kehrten in die Heimat zurück. Leer und öde gähnten die Packhäuser, Helgoland erwachte aus seinem Taumel.

Britannien aber besaß seit 1814 ein zweites Malta, das keine Macht ihm streitig machte.

* * *

Nein, er imponierte ihnen nicht! Der Pastor Hinkelmann, der geglaubt hatte, sein schwarzes Kleid und sein ernster Beruf würden Eindruck auf die Leute machen, hatte nichts Imposantes für sie. Ein paar Dutzend Männer in weiten, blauen Hosen, in blauen Jacken standen in ziemlich enger Gruppe zusammen. Hände in den Taschen, in den Mündern Kautabak; standen da, stumm, lauernd, ohne jegliche Ehrerbietung.

Als das Boot knirschend auf den Strand lief, kroch er aus dem dicken Mantel und fand, daß er nasse Füße hatte. Und dann stand er da mit seinem Tagebuch unterm Arm, der gestickten Reisetasche in der einen und dem großen, blauen Regenschirm in der andern Hand und sah den schroffen, roten Felsen an.

Peter Lührs und Peter Krohn waren noch im Boot beschäftigt; die beiden andern trugen vorsichtig Körbe und des Pastors Holzkoffer an den Strand, und Hinrich Auckens, der dem Pastor der unangenehmste von den vieren war, begann wieder sein dummes Lied mit entsetzlich wehmütigen Ausdruck: „O du min Hinerich, o du min Jong!" Und dann sah er zum Felsen empor und schwenkte den Arm zu irgend jemand. Der Pastor folgte der Richtung seines Blickes und meinte die Galerie eines Theaters zu sehen. Hoch oben vom Plateau über das Bollwerk gelehnt, drängten sich die Menschen. Und alle guckten hinunter; guckten auf ihn hinunter.

Aber da kam jemand. Da kam ein großer Mann mit rotem Gesicht und braunem Leibrock auf ihn zu und schwenkte von weitem schon sein rotes Schnupftuch. Gott sei Dank, es gab jemand, der sich seiner annahm! Der Pfarrer, den er vertreten sollte, war gekommen, um ihn an diesem ungastlichen Gestade zu bewillkommnen.

Und er umarmte ihn! Umarmte ihn mit einer Freude, als seien sie alte Freunde!



„Gelobt sei Gott!" sagte er, „gelobt sei Gott!" und er schien ganz erschüttert und schien feuchte Augen zu haben. „Sie ahnen nicht, mein lieber junger Freund, wie ich mich nach diesem Tag gesehnt habe! Kommen Sie!" Und er nahm ihm die Reisetasche ab und unterhandelte mit einem jungen Burschen, der den Koffer für sechs Schillinge aufs Oberland tragen sollte.

Und so gingen sie. Arm in Arm. Pastor Hinkelmann wankte ein bißchen. Nach so langer Seefahrt war das Land fast neu für ihn.

„Da geht er hin", sagte Hinrich Auckens.

„Was muß es für ein frommer Mensch sein! An das Leibliche hat er noch gar nicht gedacht. Was hat er für Beinwerk! Slank wie'n Kranich!"

„Das war 'ne schwere Überfahrt," sagte Bad Lassen, „aber Schellfische kann er nicht leiden. Und geistliche Getränke liebt er nicht. Aber Rum trinkt er."

„Und Untertanen sollen wir werden. Und der König soll sich drauf verlassen." Peter Krohn nahm Mantel und zwei Laib Brot, die er mitgebracht. „Das ist das Wunderbare; sie kommen und wollen regieren. Wie mit 'nem jungen Famel ist es: gleich nach der Hochzeit will sie die Hosen haben. Und wenn man nicht aufpaßt, hat sie sie. Und sie gibt sie ihr Lebtag nicht wieder her. Und das muß man wissen, und man muß sich danach einrichten. Und er ist 'n junger Mensch und kann noch viel lernen. Aber die Hosen müssen wir anhaben." — Und damit ging er, sehr ernst; und die andern folgten. Und nun kamen ihnen die Frauen entgegen und nahmen Körbe und Mäntel und Brote auf ihre Schultern, unter ihre Arme. Stolz und selbstbewußt gingen die Männer hinterher. Ledig, ohne auch nur für die Hilfe zu danken. Das ist nun mal so: dem Mann die Arbeit auf See, der Frau auf dem Land. Und niemals war noch der Versuch gemacht worden, daran etwas zu ändern.

(Fortsetzung folgt.)

Das dänische Ballett.

Von Paul Elsner. — Hierzu 11 photographische Aufnahmen.

In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts erstand dem dänischen Ballett ein neuer Meister in August Bournonville, der seine Tanzschöpfungen mit einem so köstlichen Gewand poetischer Schönheit umspann, daß diese, vom Schimmer ewiger Jugend verklärt, noch heute das klassische Repertoire bilden. Er gab dem Ballett einen edlen, plastischen Stil, er hob es aus den Regeln des Konventionellen zu einer Ausdruckskunst empor, die stärker als das gesprochene Wort die Herzen bewegt, und verschaffte seinen Mitgliedern eine hochgeachtete soziale Stellung.

Frühere Jüngerinnen Terpsichores beleben jetzt mit ihrer Grazie das Heim eines Geistlichen, eines Obersten, eines Hofjägermeisters, eines Gesandten, und die großen Schauspielerinnen, die Frauen Heiberg, Eckhart und Hennings, waren stolz darauf, ihre künstlerische Laufbahn als Ballettänzerinnen begonnen zu haben.

Seit Jahren steht an der Spitze des Balletts ein Mann, der die Perlen der von Bournonville hinterlassenen Werke in die Fassung des Zeitgeschmacks gebracht, der dem Ballett neues Leben verliehen hat. Bei seiner allseitigen Meisterschaft in der mimischen Kunst, bei seiner Fähigkeit, sich in fast alle Gestalten zu wandeln, denen er ein sieghaftes, innerlich bezwingendes Gepräge ausdrückt, gilt Hans Beck (Abb. S. 410) für den größten Künstler des Nationaltheaters. Er ist aber auch ein Tänzer von blendender Technik, der mit Jugendfeuer dem jubelnden Bacchuszug seiner tanzenden Scharen voranstürmt.

Durch seine Darstellung des Gennaro werden die beiden ersten Akte des Fischerballetts „Napoli" zu einem mimischen Drama größten Stils und durch den Adel seiner Plastik auch zu einer Apotheose seiner männlichen Schönheit. In ihm findet die Titelrolle der „Leibjäger auf Amager" eine ideale Verkörperung (Abb. S. 410).

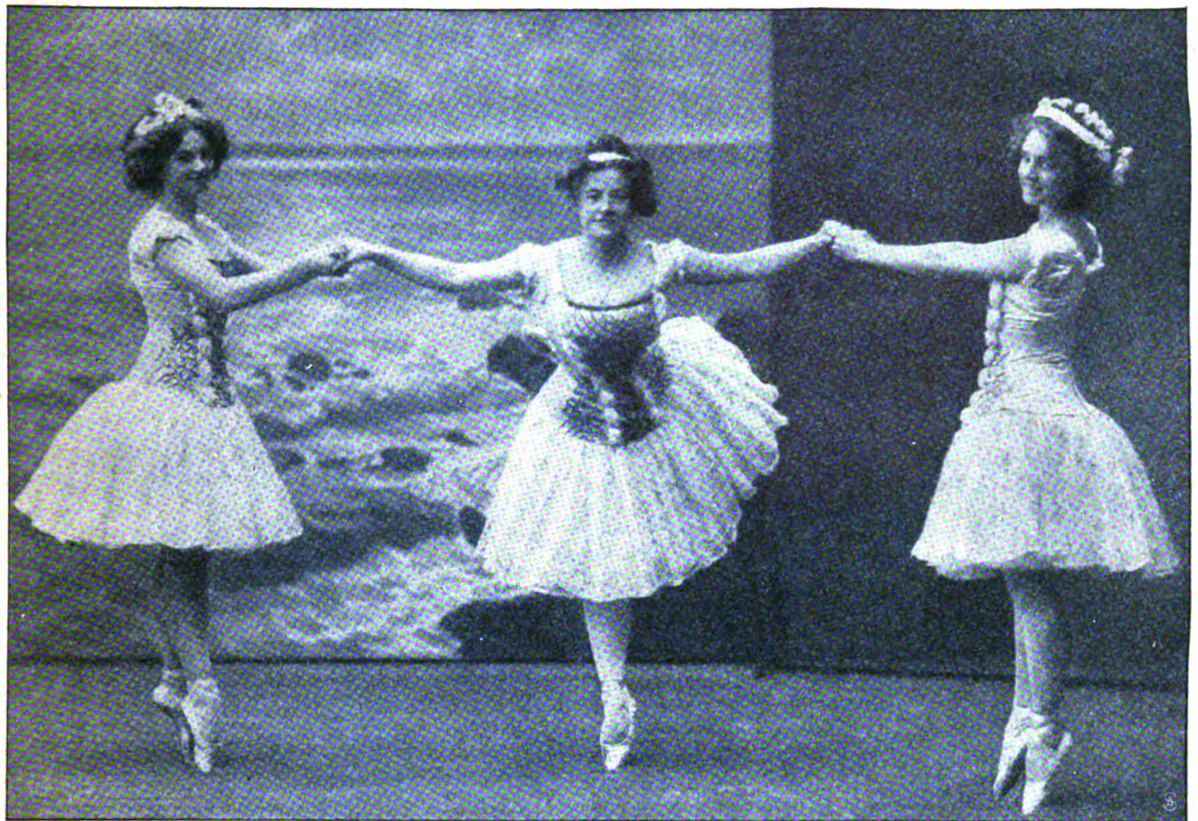
In „Thrymsqviden" ist Hans Beck der alle Nuancen des Seelenlebens wundervoll malende Loke, der der mit rührender Hingabe zu ihm aufblickenden Sigyn — der reizenden Solotänzerin Frau Borchsenius — die goldene Brautkette reicht (Abb. S. 409).

Die erste Solotänzerin des Balletts Frau Price de Plane, von dem Liebreiz der anmutigen Psyche selbst, erblicken wir als lichte Sylphide, als ätherisches Märchenwesen auf Abb. Seite 410. Wie in Verzückung über dem schlummernden schottischen Landmann James (Solotänzer Uhlendorff) geneigt, haucht sie einen Kuß auf seine Stirn. Der mit der liebenswürdigen Effy (Frau Borchsenius) verlobte James ist fortan dem Zauber dieses Kusses verfallen, was die Hexe — Hans Beck — aus Effys Hand wahrsagt (Abb. S. 410 unten). Von der Sylphide in die Bergeinsamkeit entführt und von ihren Schwestern im Reigentanz umschwebt, wird James von ihrer unirdischen Schönheit so hingerissen, daß er sie ergreift und küßt. Da schwindet das Unberührbare, das ewig Jungfräuliche und Körperlose mit den von ihren Schultern sinkenden Flügeln dahin. Wie eine silberhelle Welle des Wohllauts scheint sie sich in eine Melodie aufzulösen und entschwebt mit ihren Schwestern der Erde auf schimmerndem Gewölk.

Auch in „Harlekins Millionen" hat sich Frau Price de Plane gleich dem Solotänzer Richard Jensen durch die unnachahmliche Linienschönheit ihrer Bewegungen in aller Herzen getanzt (Abb. S. 411).

In Hans Becks Ballett zu dem Andersenschen Märchen „Die kleine Seejungfrau" blickt die gleiche seelenvolle Künstlerin als Trägerin der Titelrolle sehnsüchtig auf das verglühende Meer hinaus, wo bald darauf ein Schiff mit dem von ihr geretteten und liebevoll am Strand gebetteten Prinzen im Sturm zerschellt. Sie, deren Seele fortan ein einziges Sehnen nach dem von seiner späteren Braut gefundenen Prinzen ist, trinkt den Trank der Hexe, aus deren Grotte sie als ein junges Mädchen von märchenhafter Holdseligkeit zur Marmortreppe seines Schlosses emportaucht. Von köstlichen Gewändern umschimmert, tanzt sie dann so berückend vor dem Prinzen und seinem Hofstaat, daß





Die Solotänzerinnen Frau Jörgen-Jensen, Frau Borchsenius und Frl. E. Smith. Phot. G. Lindström.

Aus dem Ballett „Die kleine Seejungfrau“.



Ballettmeister Hans Beck und Frau Borchsenius. Phot. G. Lindström.

Szene aus dem Ballett „Thrymsqviden“.



Solotänzerin Frau Tegner und Solotänzer R. Jensen.

Aus dem Ballett „Die kleine Seejungfrau“.



der Prinz ihrem unsäglichen Liebreiz erliegt. Aber die meisterhaft von Frau Elisabeth Beck gegebene Fürstin hat ihrem Sohn eine andre Gattin bestimmt. Schon naht sie in Prozession, und, ach, es ist seine „Lebensretterin“, die er immer geliebt hatte. Während sich nun Bilder von unerschöpflicher Glanzfülle mit faszinierenden



Solotänzerin Frau Price de Plane als Seejungfrau vor dem Brautpaar, dem Prinzen (Solotänzer Uhlendorff) und der Prinzessin (Solotänzerin Frl. Andersen).

sucht einer liebenden Mädchenseele wundersam Ausdruck leihend. Dann starrt sie in der Sommernacht voll duftiger Traumstimmung und ergreifender Wehmut wieder auf das Meer hinaus, dem der Meerkönig selbst entrauscht, um ihr einen Dolch zuzuwerfen. Aber er entsinkt ihrer Hand, als sie den Vorhang des auf dem Schiffverdeck



Hofphot. Elfelt.

Ballettmeister Hans Beck als „Leibjäger auf Amager“.



Herr Uhlendorff und Frau Price de Plane in dem Ballett „Sylphiden“. – Phot. G. Lindström.



Phot. Lindström.

Ballettmeister Hans Beck in dem Fischerballett „Napoli“.

Tänzen ineinander schlingen, bricht stückweise das Herz der kleinen Seejungfrau, die wunderbar über die weichen Töne der Liebe und des Leids verfügt. — Nach der prunkvollen Trennung auf dem Schiff, tanzt auch sie vor dem Brautpaar (Abb. obenstehend), der trauernden Sehn-



Phot. G. Lindström.

Aus dem Ballett „Sylphiden“: Die Wahrsagerszene.

errichteten prinzlichen Zeltes gehoben hat. Sie küßt den Geliebten und stürzt sich in die Fluten, um mit der emporsteigenden Sonne langsam gen Himmel zu schweben...

Den drei jüngsten, in siegreicher Jugend schön prangenden und an den Jubeltänzen dieses Balletts be-





Frl. Grete Ditlevsen und Hans Beck. Phot. G. Lindström

Der Livsgladens-Tanz aus dem Ballett „Die kleine Seejungfrau".

teiligten Solotänzerinnen (Abb. S. 409) wird der Kunstmäzen Karl Jacobsen ein Denkmal errichten. Ihre schlanken, blühenden Gestalten werden mit leichten, kaum den Boden berührenden Grazienschritten den Rand des „Tänzerinnenbrunnens" umschweben. — Ihr Anblick wird in dem Beschauer Erinnerungen an Schönheitseindrücke wecken, die ihn wie mit goldenen Flügeln streiften. Er wird der edlen und veredelnden Kunst des Balletts, dieses bedeutsamen Moments in der geistigen Entwicklung einer Nation, dieses Maßstabes ihrer Kultur gedenken, sich dabei der Mahnung Bournonvilles erinnern: „Möge die Welt nie so kalt und nüchtern werden, daß es der frohen Jugend versagt würde, sich in heiterem Reigen um das ruhende Alter zu schwingen."



Atelier-Moderne.

Solotänzerin Frau Price de Plane
in „Harlekins Millionen"



Szene aus dem Ballett „Sylphiden"

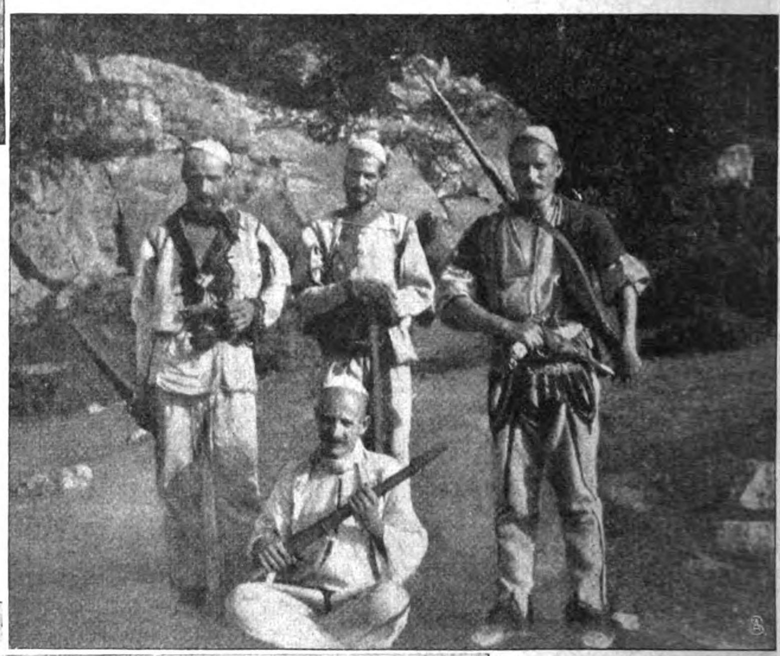
Ein romantisches Land.

Von Franz Genthe. — Hierzu 10 Aufnahmen.

Wenn es irgendein Land in Europa gibt, das man noch als ein wildes bezeichnen kann, so ist es Albanien. Albanien ist vielleicht das einzige Land in unserm Erdteil, in dem man noch die ganze Romantik des Reisens finden kann; dort ist der gebildete Mitteleuropäer vor Postaufträgen, Automobilen, Steuereinschätzungsbehörden und ähnlichen Annehmlichkeiten des Lebens sicher. Die türkische Regierung verhindert nach Möglichkeit den Besuch des Landes, und die allgemeinen Verhältnisse sind gerade nicht sehr verlockend. Das Reisen im Land ist kein sonderliches Vergnügen. Einkehrhäuser gibt's nicht, der Fremde ist auf Gastfreundschaft angewiesen. Und die Wege — daß Gott erbarme! In den nord- und mittelalbanischen Bergen existiert nicht eine fahrbare Straße, von Post, Telegraph und Ansichtspostkarten ganz zu schweigen. Seit mehr als tausend Jahren lebt das albanische Volk, hingestellt wie ein erratischer Block, zwischen weit jüngeren Nationen als eine zähe und wilde Rasse, die von der Völkerwanderung wie von jedem andern weltenbewegenden Ereignis bis auf den heutigen Tag unberührt oder doch unbewegt geblieben ist. Albanien ist mehr ein nationaler als ein politischer oder historischer Begriff. Es gibt Albanier, aber es gibt keine homogene, kontinuierliche albanische Geschichte, weil es niemals einen einheitlichen albanischen Staat oder eine solche Provinz gegeben hat. Es gibt nur ein albanisches Volk, einen vielnamigen Stamm, der in den westlichen Gebirgs- und Küstenlandschaften der Türkei von dem See von Skutari und der montenegrinischen Grenze an bis zum Golf von Arta und weiter in den Nordprovinzen Griechenlands, ferner in Attika und Argolis haust. Nach neueren Schätzungen leben in der Türkei ungefähr 1500000 Albanier, von denen etwa 65 Prozent sich zum Islam bekennen, 23 Prozent Orthodoxe und 12 Prozent Katholiken sind. 4—500000 Albanier wohnen zerstreut in Griechenland, Italien.

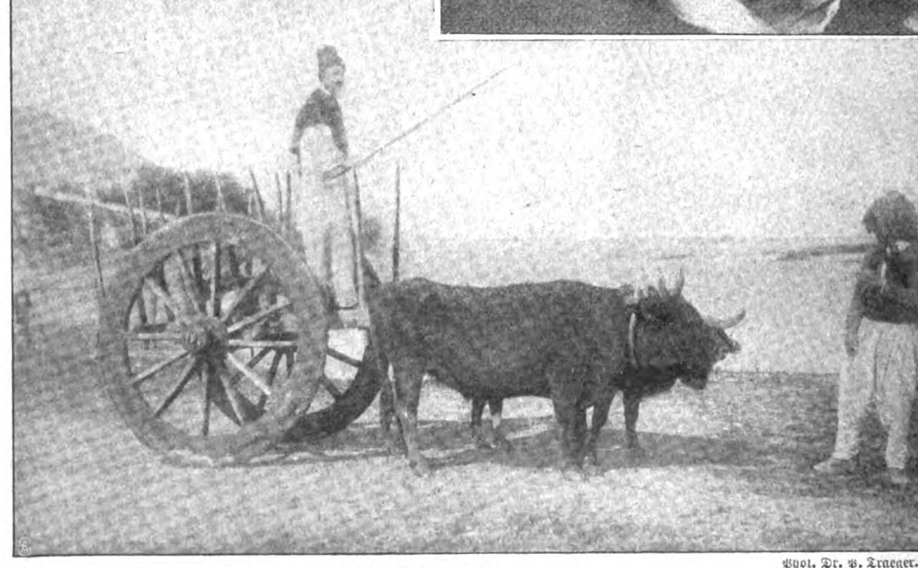
Phot. Dr. P. Traeger.

Ein Albanier aus dem Stamm der Hotti.



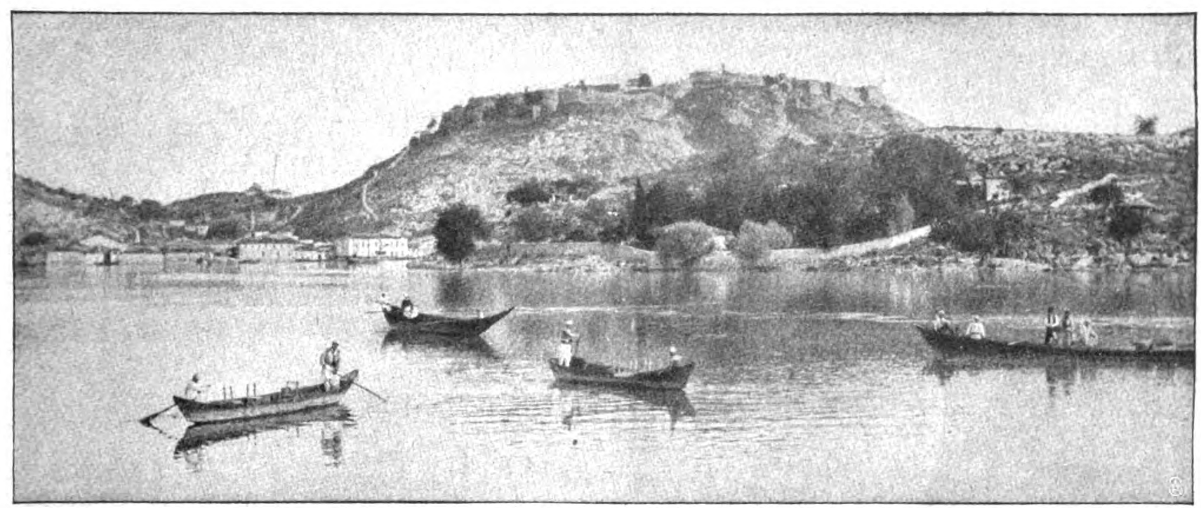
Phot. L. Djacovic.

Albanische Landleute.



Phot. Dr. P. Traeger.

Albanisches Ochsengespann.



Der Hafen von Skutari. Phot. L. Djacovic.

Aegypten, Amerika usw. Ist das eigentliche Albanien nur strichweise bekannt, so ist vollends das Volk selbst wohl der dunkelste Stamm in Europa, den die Wissenschaft kennt. Vielleicht sind die Albanier die Nachkommen der alten Illyrier; auf jeden Fall sitzen sie, soweit die Geschichte reicht, in ihrem Land, unberührt selbst von den Stürmen der Völkerwanderung. Die albanische Rasse zerfällt in zwei große Stammesgruppen, oder besser gesagt, es handelt sich nur um zwei sehr verschiedene Dialekte, den gegischen und den toskischen. Die Gegen sitzen in Nord- und Mittelalbanien sowie im Wilajet Kossovo, die Tosken dehnen sich von Berat und Gorca bis nach Janina und weiter nach Süden durch das ganze alte Epirus, Aetolien und Arkarnanien bis zum Golf von Korinth aus. Einen sehr starken Gegensatz zwischen Nord und Süd bildet die Verschiedenheit der Konfessionen. Der Geschlechtsverband ist die Grundlage aller Beziehungen, das Herkommen vertritt die Stelle des Gesetzes; das Gebot der Blutrache herrscht mit ungebrochener Gewalt; das Gastrecht wird heilig gehalten. So bekannt Südalbanien im allgemeinen ist, so ungemein wenig wissen wir von Nord- und Mittelalbanien.



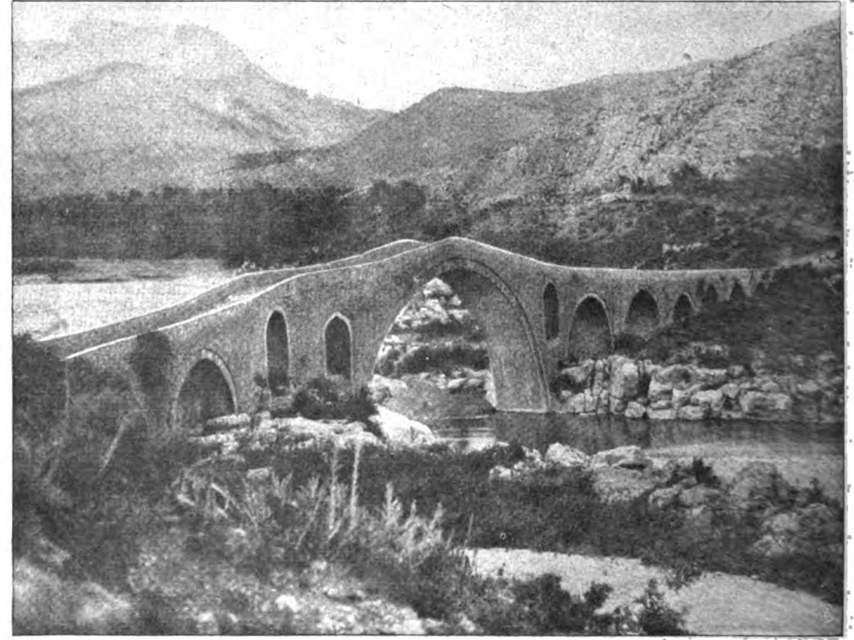
Eine Straße in Skutari. Phot. L. Djacovic.





Arbeiter auf dem Felde. Phot. Dr. Franz Pantel.

Ein gütiges Geschick hatte mich im Frühjahr 1909 nach Cettinje geführt; es sah wieder mal bös auf dem Balkan aus. Aber die Kanonen hatten ein Einsehen, und die Diplomaten gingen nicht aufeinander los. Es blieb Friede, und ich konnte — zum fünftenmal — die übliche Spazierfahrt nach Skutari, dem albanischen Paris, antreten. Von Skutari aus kann man am leichtesten eine Reise in das Innere antreten, wenn der Polizeigewaltige gut gelaunt ist oder nicht gerade größere Raufereien zwischen den einzelnen Stämmen stattfinden. Von Cettinje fährt der Wagen in schwach zwei Stunden nach Rijeka, über die Höhe von Dobrsko, über eine wilde Steinwüste, von der man den Skutarisee und die nordalbanische Alpenkette, die Prokletija, zu Gesicht bekommt, ein ungastliches und mit dem Schleier des Geheimnisvollen verhülltes Gebirgsland. In zahllosen Serpentinen führt der Weg bis zur schiffbaren Crnojevica Rijeka hinunter, die zehn Kilometer weiter unten in den See mündet. Zwei Dampfer der italienischen Gesellschaft „La società d'Antivari" vermitteln den Verkehr zwischen Rijeka, Virbazar, Podgorica und Skutari. In etwa sieben Stunden sollte man die Strecke Rijeka-Skutari zurücklegen, was indes selten vorkommt, da sehr oft auf den von Antivari kommenden Zug gewartet werden muß und auch der zuweilen recht stürmische See den Dampfern manche Hindernisse in den Weg legt. Endlich ist die am Südende der Stadt Skutari auf Rosa-Fa thronende alte venezianische Feste in Sicht, der Dampfer geht weit vom Zollamt vor Anker, und in der landesüblichen Londra werden Passagiere und Gepäck in buntem Wirrwarr verstaut. Die Zollrevision wird merkwürdig human betrieben, die italienischen und französischen Zöllner können von ihren Skutariner Kollegen lernen, wie man Fremde, die doch nur Geld ins Land bringen, behandeln muß. Dann kommt das einzig Unangenehme, die Fahrt in die Stadt. Die Stadt ist ungefähr eine halbe Stunde vom Hafen entfernt, und am Hafen, zwischen Festung und See, befindet sich nur der Basar, das Geschäftsviertel, ein Wirrwarr von einigen tausend Baracken. Das Pflaster in den engen Straßen ist hundsmiserabel, aber noch weit schrecklicher ist die Fahrt zum Hotel in den Vehikeln, die in Skutari mit dem stolzen Namen „carozza" bedacht sind. Für alle Müh und Qual entschädigt den Touristen aber ein wirklich recht gutes Hotel. Skutari ist eine ganz amüsante Stadt, der Basar sogar eine bedeutende Sehenswürdigkeit. Hier herrscht in den Vormittagstunden ein überaus reges Leben, besonders am Markttag, wenn die Leute aus der Zadrima, aus der Ebene, einkaufen und die Malissoren aus den Bergen kommen. Früher war das Markttreiben viel großartiger. Skutari war bis Mitte des 19. Jahrhunderts einer der Hauptdhandelsplätze des ganzen Balkans; jetzt hat Saloniki den Handel an sich gerissen. Keine Provinz der europäischen Türkei ist von der Regierung so vernachlässigt wie Albanien. Allerdings wehrt sich die Bevölkerung selbst gegen jede Wohltat, die der Staat der Provinz zukommen lassen will. Die einzelnen Stämme sind vollkommen unabhängig, denn sie verwalten sich selbst, zahlen keine Steuern und



Die alte Türkenbrücke bei Mez. Phot. Dr. med. Heimann.



Die Moschee im Basar (Geschäftsviertel) von Skutari. Phot. Dr. med. Heimann.

kümmern sich blutwenig um die Behörden, mit denen sie überhaupt nur in Berührung stehen, wenn sie in die Städte Skutari, Djakova, Ipek und Prizren zu Markte kommen. Im Innern des Landes gibt es nicht eine einzige Stadt. Die Stämme sind scharf voneinander geschieden, so daß im Gebiet des einen Stammes kein Angehöriger eines andern Clans wohnen darf. An der Spitze des Stammes steht der Bajraktar, dessen Würde erblich ist, und der mit den Kren, den Häuptern der einzelnen Gemeinden, die Plecenija, den Rat der Aeltesten, bildet, der über alle wichtigen Fragen entscheidet. Die Regierung ist froh, wenn sie nicht in das albanische „Wespennest" zu greifen braucht, und die Bevölkerung hält sich jeden Beamten drei Schritte vom Leib. Außerdem hat jeder Stamm, jede Familie genug mit ihren persönlichen Angelegenheiten, die aus der Blutrache entspringen, zu tun. Die Hauptgeißel Albaniens ist und wird vorläufig noch lange die Blutrache bleiben; sie fordert in ganz Albanien jährlich wohl einige tausend Opfer. So verabscheuenswert die Blutrache an und für sich ist, im Grunde genommen ist sie nur der Ausdruck eines gewissen Rechtsbewußtseins und Rechtsschutzes in einem Lande, wo jede staatliche Autorität fehlt und völlige Anarchie herrscht. Die Familie eines Ermordeten ist aber nun nicht bloß berechtigt, sondern auch verpflichtet, für das ihr zugefügte Leid an dem Mörder oder dessen Familie Vergeltung zu üben. Die Blutrache steht stets den nächsten Verwandten des Ermordeten zu, und in dem gleichen Ort oder in dem gleichen Stamm ist auch der nächste Verwandte des Mörders ihr Gegenstand, wenn dieser nicht selbst erreichbar ist.



Albanischer Hirte. Phot. Dr. med. Heimann.

Somit trifft die Blutrache nicht bloß den eigentlichen Schuldigen, sondern auch seine schuldlosen männlichen Familienmitglieder bis zu den entferntesten Verwandtschaftsgraden. Da nun aber nach albanischen Rechtsbegriffen jedes Opfer Vergeltung erheischt, so erbt die Blutrache als heiliges Vermächtnis vom Vater auf den Sohn, Enkel und die nächsten Verwandten fort. Ganze Geschlechter werden so ausgerottet. Gilt es doch bei besonders erbitterter Feindschaft als Ehrensache, den Gastfreund des Gegners zu beseitigen, weil dann der Stamm, dessen Schutz der Ermordete genoß, zu doppelter Blutrache verpflichtet ist. Zwei gute Eigenschaften hat aber selbst der rohste Albanier: er ist gastfrei und hält die Bessa, das Treuwort — und das Weib ist unverletzlich. Nur durch die Bessa allein wird in einzelnen Teilen Albaniens eine gewisse Lebensexistenz ermöglicht. Durch die Not gezwungen, hat man bestimmte, der Allgemeinheit zugute kommende Sachen und auch Personen unter die Bessa gestellt, wie die Kirchen, die Priester, bestimmte Straßen, die Weiden, die Hirten, Frauen und Kinder. Ich greife willkürlich einige Sachen heraus, an denen der Leser sich ein annäherndes Bild von den Zuständen des Landes machen kann. Es wird aber viel übertrieben, und Schauergeschichten werden erfunden, meist von Leuten, die in Skutari in den Caféhäusern gesessen haben und sich in der Heimat als Albanienreisende bewundern lassen. Die ernsthaften Forscher, wie Traeger, Wirth, Siebert, Steinmetz, Nopcsa, Ippen, Krag, Hassert usw., haben das Land eingehend bereist und wiederholen immer wieder, daß der Reisende ungehindert unter Geleit von einem Stamm zum andern kommen kann, wenn er nicht selbst Dummheiten macht oder Verhältnisse eintreten, die man eben in Kauf nehmen muß. Das Reisen in Albanien ist durchaus kein besonderes Vergnügen, und wer dort nichts verloren hat, soll eben nicht dorthin gehen.





Hausweberei in Albanien. Phot. Dr. P. Traeger.

Wird Mars die Kriegslocken schütteln, wenn der Schnee schmilzt und die Rothemden von Kalabrien und Sizilien aus den „Brüdern" in Albanien zu Hilfe eilen?

Die schöne Melusine.

Roman von

Viktor v. Kohlenegg.

17. Fortsetzung.

Als der Doktor Demuth an diesem Abend sehr spät heimkam, erfüllt von brennenden Erinnerungen unter dem Einsamkeitzauber der Nacht, so daß alles Störende und Trennende versank und Melusinens Bild ernst und blaß und eindringlich vor ihm stand, so wie er sie in seinen besten Stunden sah, an diesem Abend — Oskar hatte in seiner schwermütigen und von spitzen Reuegefühlen durchzogenen Stimmung kein Licht gemacht — da stieß er plötzlich im zweiten Stock mitten auf der Treppenbiegung mit dem Fuß an etwas Weiches und, wie ihm merkwürdigerweise schien, an etwas Warmes und elastisch Nachgebendes.

Ein Mensch, dachte er rasch und erschrocken.

Ein Betrunkener! dachte er gleich darauf. Aber wie kam so ein Geselle hier herauf? Es war nicht recht wahrscheinlich. Vielleicht war es jemand aus dem Hause, einer der Markthelfer, ein altes Faktotum, das überm Hof in einer Mansarde hauste; hatte Hinzekarl des Guten zu viel getan und seinen Weg verpaßt, oder Tübbeke, der Portier, ein Muffel und Leberinvalide, der trotzdem zuzeiten mit Inbrunst einen hob? Zum Donnerwetter, Oskar wurde zornig über die Unordnung und wohl noch mehr über die Störung, die ihn so hart und allzu irdisch aus seinen Gedanken und heißen Himmeln riß. Er suchte rasch in den Taschen nach seinen Wachshölzern, denn er war nun doch plötzlich nervös, sicherlich nicht aus Furcht, eher in einer dumpfen Befürchtung; denn in seinem Zorn entzündete sich eine wachsende Unruhe, die aber jene erste Empfindung nur noch schärfer machte. Vage Vorstellungen durchirrten ihn, während seine Hand hastiger wurde; und nun riß er das Wachsholz an, das Lichtlein flammte, flackerte schwach auf und drohte wieder zu verlöschen. Ja, ein Mensch. Ein Mann. Und ein schwerer, ein wenig stöhnender oder röchelnder Atem. Es war so, als würde auch dieses Geräusch erst bei dem huschenden Schein des Lichtleins deutlicher und erst jetzt vernehmbar. Oskar durchschlug ein Entsetzen. Er beugte sich hastig vor, obwohl schon ein unbestimmtes, mehr geahntes als klar und fest zupackendes Erkennen alles verriet und verraten hatte. Es

war nicht möglich, es war Traum und Spuk. Oskar wehrte sich und griff zu.

Er leuchtete mechanisch in das Gesicht. Dann stellte er das Lichtlein in der Schachtel auf die Treppe. Er machte dem anderen die Weste auf, Kragen und Hemd, hob ihn behutsam, riß sich selbst den Rock ab und bettete den Kopf darauf. Alles leidenschaftlich rasch, lautlos, mit klarstem Wollen und doch mechanisch, so rasend schnell deckten sich Wollen und Tun. Dann sprang er ein paar Stufen hinauf. Doch er besann sich und rannte, sich am Geländer haltend und Stufen überspringend, die Treppe hinab zu Tübbeke! Jetzt nicht die Weiber! Die konnten jetzt nicht helfen. Ein Mann! ... Und Tübbekes Junge konnte zu Amelong laufen, so sagte er sich, und sprang weiter. Und endlich war Oskar unten im Souterrain, er strauchelte fast, er riß an der Klingel und pochte mit der Faust. Drinnen aber tickte in warmer, dicker Schlafluft und plötzlich in noch größerer Stille nach des Doktors Alarm die Kastenuhr.

„Was' los?" grunzte es aus erstickenden Kissen.

„Rauskommen, Tübbeke! Aber schnell!"

Der Alte brummte, allmählich schien er sich zu besinnen, dann wurde er langsam behender, es dauerte für den wartenden Doktor eine Ewigkeit! Etwas schlürfte schlaftrunken auf dumpf stapfenden Filzschuhen heran, aber es währte noch eine ganze Minute, eine Endlosigkeit, eh der Schlüssel unter den suchenden, tastenden, unwillig stoßenden Händen und über einem Fluch schnappte.

„Ziehen Sie sich die Hosen an, Mensch. Fix! Ihr Junge muß zu Amelong. Los — los, Frau Tübbeke, jagen Sie Ihren Bengel raus! Dem Herrn Rat ist etwas zugestoßen. Sind Sie fertig, Mann? — Kommen Sie?"

Und er eilte wieder hinauf. Tübbeke, zerzaust und blaß, mit schlotternden Hosen folgte mit einem Küchenblaker.

Der Doktor schloß oben hastig die Korridortür auf. Dann kam er zurück. Er sah wieder in das Gesicht. Seltsam! dachte er blitzschnell dazwischen, wie weh das doch tut ... wie das gleiche Blut sich dagegen auflehnt und das Herz zusammenpreßt! ...

„Er lebt", flüsterte Herr Tübbeke. „Nu man los."

„Warten Sie. Ich will Licht machen", besann sich der Doktor und war eine Sekunde lang ungehalten darüber, daß man immer zuerst den eigenen Kopf verlor. Ruhig Blut, alter Sohn, auch in solchen Lagen, da zeigte es sich erst recht. Und nun war er mit einem Schlag wieder er selbst. Er ging leise über den Korridor, er machte überall Licht, auch in des Vaters Schlafzimmer, und schloß dort die Fenster.

Dann trugen sie ihn hinauf. Der Mann war schwer, kaum zu heben. Und wie hilflos! ... Und dennoch war all dies geradezu phantastisch. Nie, nie, in ihrem langen Beisammensein, war Oskar dem alten Herrn so nahe gewesen, wortwörtlich mit seinen Händen, hatte er sich so leidenschaftlich um ihn bemüht, und hatte der Papa den Sohn mit diesem Eifer sich bemühen lassen! ... Der alte Herr war wohl ausgewesen, nach dem Stock, Mantel und Hut zu urteilen. Richtig, Oskar entsann sich, er hatte zum Stammtisch gehen wollen, es war heute wieder der Tag, und die Tafelrunde hatte in letzter Zeit eine neue Anziehungskraft für den Vater gehabt. Gerade nach dieser Frühjahrsmüdigkeit und unter der wohl trügerischen Frische seiner Abende. Ja, es hatte ihn getäuscht, wie diese traurige Wirklichkeit lehrte, es hatte ihn nur aufsässig und ungeduldig gemacht. Er wollte es mal wieder zwingen — Mann sein, Herr sein, über sich und sein Leben und seinen Körper! ...

Sie betteten ihn sorglich. Oskar holte selbst Wasser aus der Küche, und dazwischen fragte er: „Ist Ihr Junge fort, Tübbeke?"

„Lange, Herr Doktor.... Drei Minuten bis hin."

„Ist gut. Bleiben Sie hier. Ich will jetzt Frau Hummel wecken."

Oskar ging behutsam wieder hinaus. Der Korridor war taghell, die Tür zur Treppe stand noch offen, es war eine Unordnung, die ihn unwillkürlich störte und ärgerte, und dazu das Licht, die Stille, die wartende Spannung. Alles, was nicht in die Stunde gehörte, war versunken. Einen Augenblick lang, während er vorsichtig den Flur bis zur Tür der Frau Hummel entlang schritt, durchirrte den Doktor eine glückselige Erinnerung, eine süße, heiße Sehnsucht nach Melusine.... Wo mochte sie jetzt weilen? Aber sofort bewegte er abweisend den Kopf: sie war jetzt fern ... in jedem Sinn fern, als gehörte sie kaum zu dem Vater und kaum zu dem, was ihn selbst in dieser Stunde bis auf den Grund der Seele bewegte....

Er beschloß übrigens, Emmi noch nicht aufzustören, obwohl sie es ihm sicherlich späterhin mal verdenken würde, daß sie nicht von Anfang an mit dabei gewesen wäre. Die Hummel konnte sie dann vorsichtig wach machen, wenn es nötig wäre; aber das mochte und konnte nur Amelong entscheiden, Gott wolle es verhüten! Aber an eine direkte Gefahr glaubte Oskar selbst nicht; er glaubte es einfach nicht; es war eine Ohnmacht — — oder doch eben ein kleiner Schlag. Aber es gab bekanntermaßen und überaus häufig diese Zufälle in leichterer und bestkurabler Form. Doch dann vermochte er es abermals nicht zu verhindern, daß wiederum eine neue und gänzlich vage Vorstellung sich seiner bemächtigte, sich in ihm regte, geradezu im Widerspruch mit diesem Glauben und mit seiner ganzen gegenwärtigen Stimmung ... es war ein rasches Bild, er ging unten durch die Bureaus und durch den Laden, ruhig und aufrecht, er war der Herr; er konnte in der Tat diese eilige, ungehörige Folge von Bildern nicht ändern und aufhalten, nicht einmal den Umstand, daß eine kaum glaubhafte, irrlichternde Freude und Genugtuung mit dieser huschenden Vorstellung verknüpft war. Aber er unterdrückte auch das sofort und mit vollem Erfolg und wandte sich höchst unwillig und beschämt davon ab.

Die Hummel fuhr auf, als sie des Doktors Stimme an der Tür hörte, und saß dann eine Weile wie erstarrt und betäubt. „Auf der Treppe ... auf der Treppe war es passiert!"

„Wir wollen Emmi vorläufig nicht wecken, Frau Hummel. Amelong ist benachrichtigt. Wissen Sie, wann der Vater wegging?"

„Gegen neun. O, du Herr meines Lebens. Gehen Sie hinaus, Herr Doktor, daß ich raus kann aus 'm Bett. O du lieber Gott." ...

Oskar aber wußte, daß sich die Alte im nächsten Augenblick, sobald sie in Aktion war, beruhigte und die Verläßlichkeit in Person war.

Endlich, als Oskar schon zum vierten- oder fünftenmal auf die Treppe hinausgetreten war und in das totenstille Haus hinabgelauscht hatte, wobei er unwillkürlich das Geländer mit der Hand umspannte und mit



bezwungener Unruhe daran rüttelte, endlich kam Geheimrat Amelong mit seinen vielen auf dem Leib klappernden Kneifern durch die angelehnte Entreetür herein; er sah um diese Nachmitternachtstunde noch länger und magerer aus, und seine Glieder schienen noch schlottriger. Doktor Demuth war ihm bei dem ersten Geräusch rasch entgegengegangen.

„Oskar, was ist los? Hm, er hatte immer eine zu gute Meinung von sich. Wir andern sind alle Schafsköpfe daneben. Wir werden sehen. Ich glaube übrigens nicht, daß Freund Hein leichtfertig mit ihm anbändelt, es könnte dem Klappermann schlecht bekommen!"

Und der alte Hausarzt trat ein und machte sich sobald und noch im Mantel über den Kranken.

Es war still. Oskar lehnte derweil an einem der Fenster.

Er kreuzte die Arme und sah zu. Die Hummel ging lautlos hin und wieder, selbst in dieser Stunde adrett. Tübbeke in Schlotterhosen und mit wildem Haarschopf drückte sich vor der Tür herum, vielleicht gab es noch einen Auftrag; und sein Junge, als Estafette, glühend vor Neugierde und Eifer, wartete draußen auf der Treppe.

Oskar dachte unter dem Druck der Erwartung, der sich nun schwerer und schwerer auf ihn senkte, unwillkürlich und ein wenig bereuend und fast abbittend wieder an Melusine — herzlich und treu, dann auch an Emmi, dann an seine Tätigkeit und seine eigenen nächsten Pläne, die ihn, es war merkwürdig, plötzlich lockten, als empfände er abermals die eigene Kraft neben dieser Hinfälligkeit.... Dabei erschien er sich selbst vollkommen ruhig. Ja, in einer Sekunde dachte er: du bist etwas herzlos, mein Junge! Und er heftete die Augen wieder fest auf den Rücken des Arztes.

Wie behutsam und voll sicherster Überlegenheit Amelong doch war, wenn er in seinem Beruf hantierte, beobachtete Oskar weiter. Vielleicht war ihm sein „Sprechanismus", wie er es selbst nannte, seine sprunghafte und paradoxe Plauderlust letzten Endes nur ein Mittel zum Zweck, zur Diagnose; er machte den Patienten damit unvorsichtig, so daß der sich im Gespräch und in allem dem Arzt auslieferte. Diese Deutung ist jetzt sehr wichtig! dachte Oskar mit scharfem Spott.

„Nun, Herr Geheimrat?"

„Sie haben recht, Doktor."...

„Schlimm?"

„Weiß man noch nicht. Linksseitige Lähmung. Links war immer seine schwache Seite. Hoffen wir, daß er das Bewußtsein bald wiederfindet; das dürfte vorderhand das wichtigste sein. Sie müssen jetzt nach der Apotheke schicken, Doktor; auch an eine Pflegerin müssen wir morgen denken. Ich bleibe noch eine Weile hier und gebe dann auch Ihnen Anweisungen, liebe Frau Hummel. — — Hören Sie, Oskar, eins wissen wir — er ist zäh! Freund Hein schlägt sich die Hippe stumpf."

„Soll ich Emmi wecken?"

„Was soll sie? Lassen Sie das Kind schlafen. Ich glaube, man trägt sie im Schlaf weg."

„Es ist vorläufig keine Gefahr?" fragte Doktor Oskar wieder hartnäckig.

„Ich denke nicht, Doktor. Aber bin ich ein Augur?"

Und der Geheimrat hakte die Kneifer auf die Nase, bog den Kopf zurück, hob die Brauen und begann, scheinbar verloren für seine Umgebung und doch schwatzend und behaglich sorgenvoll brummelnd, zu schreiben.

Es war für alle seltsam, den Papa in dieser Hilflosigkeit und dämmernden Gleichgültigkeit zu sehen.

Obwohl man den Kranken leibhaftig vor sich hatte, konnte man sich doch kein rechtes Bild von seinem Zustand machen. Man trat vorsichtig an das schwere Mahagonibett, das auf besonders niedrigen, wuchtigen Knauffüßen stand, heran, streckte den Hals vor und machte ein teilnehmendes, furchtsames und ungläubiges Gesicht. Das war es also... das war der Mann, vor dem alle, die mit ihm zu tun gehabt hatten, in stummem Respekt standen oder gar erzitterten. Man glaubte auch jetzt noch, daß sich im nächsten Augenblick die kalten, kleinen, graublassen Augen zu einem scharfen Blick öffnen und den zudringlichen Beschauer höhnisch davonscheuchen würden, und daß die schnarrende, rostige Stimme sich erheben könnte zu einem harten Verweis. Doch nichts geschah; und das war eigentlich das merkwürdigste und beunruhigendste.

Zugleich aber empfand man verschwiegen die Genugtuung, daß dieser gestrenge Herr auch nur ein Mensch wäre; schwach und gebrechlich, dem man Teilnahme nicht versagte, auf die er wie jeder andere angewiesen wäre. Jeder kommt mal dran!

Die älteren Herren des diesseitigen Hauses kamen herauf, um das Tagesbulletin aus Frau Hummels oder Emmis Mund zu vernehmen; der oder jener Geschäftsfreund oder Bekannte sprach auf Minuten vor. Auch Herr Donat kam, verweilte einen Moment am Bett, wobei ihn das Dämmerlicht und die fatale Krankheitstimmung ungeduldig machten; er hielt dann in einem der Nebenzimmer Emmi und die Hummel noch bei einer Zigarette und einem Glas Portwein eine Weile in lebhaftem Gespräch fest.

Auch Casparis kamen. Fritz hatte einen roten Kopf und schüttelte verlegen und aufgeregt Emmi die Hand, ohne durch die Anwesenheit der andern sich wesentlich stören zu lassen, so spontan geschah es. Emmi nahm es mit gesenkten Lidern und ernster Haltung hin, den Kopf etwas schräg; dann legte sie wieder, wie sie jetzt gern tat, die Hände vor der Taille zusammen.

„Ja, Fritz, du Guter; es ist hübsch, daß du mit uns fühlst. Es greift an, kann ich dir sagen; ich falle oft wie tot um, sobald ich im Bett bin. Aber d a r a u f kommt es ja nicht an."

„Doch, Emmi! Etwas doch! Du solltest dich schonen, du solltest überhaupt mehr an die Luft. Du bist — schrecklich blaß, ich — wir machen uns alle Sorge." Doch Emmi schüttelte den Kopf. „Das läßt sich leider nicht ändern, mein lieber Junge. Papa wird durch die Schwester oft beunruhigt; da muß ich oder die Hummel stets zur Hand sein. Wir wechseln uns ab. Es ist recht lieb von Lily, daß sie täglich nach uns sieht und uns hilft. Das gute Ding! Auch sie scheint der Papa zu erkennen oder nicht als fremd zu empfinden. Melusine ist ja nun da unten, zieht von Stadt zu Stadt und kann sich uns nicht widmen. Sie hat mit sich selbst zu tun, die Liebe... aber es muß wohl so sein. Ich danke dir, Fritz. Ich weiß, du meinst es ehrlich. Aber auf mich kommt es jetzt wirklich nicht an!"

Wer aber den Kommissionsrat von den vielen Leuten im Hause und in der Nachbarschaft nicht selbst zu Gesicht bekam, der erfuhr es durch die andern, daß hier ein Wille gebrochen oder ermüdet wäre. Es herrschte ein emsigeres und belebteres Treiben in den Geschäftsräumen. Indessen, wie würde der neue Herr sich entpuppen?



Der Kommissionsrat lag mit kleinem, verzogenem Gesicht zwischen den weißen Kissen. Der harte, kurze, weiße Schnurrbart war an seinen Enden wie immer steifgewichst. Aber das Kinn war weiß und stoppelig. Er atmete leise, und mitunter brachte er, wie im Traum, ein paar Töne über die Lippen. So war es schon seit jener Nacht. Unverändert.

Auch Oskar und Emmi standen oft benommen vor dem Bett. Aber sie waren noch mehr bewegt. Besonders Oskar, der diese Regung kaum kannte, fühlte etwas wie Zärtlichkeit vor diesem veränderten Antlitz, das die tiefe, blasse Hilflosigkeit ihm innerlich nahebrachte; und er war unter seiner Sorge froh darüber, strich mitunter über die Kissen oder die fühllose Hand des Vaters. Emmi schossen oft die Tränen in die Augen, gerade wenn sie Oskar so am Bette sah, und er mußte ihr gut zusprechen. Es war ja das erstemal, daß sie der Zerstörung so nahe stand, es erschütterte sie.

„Es ist so schrecklich, Oskar! Ein Glück, daß ich dich habe. Ich glaubte immer, du wärst eine kühle Natur. Du gabst dich stellenweise so ... hülltest vieles gern in einen Scherz. Aber das ist wohl Männerart, ich kann es mir denken! Wie wäre sonst deine große Liebe zu Melusine möglich. Wo ist sie jetzt? Hast du eine Ahnung? Du wirst sie natürlich schonen wollen.... Ach, es ist so schrecklich! Nun liegt er hier. Er wäre außer sich, wenn er es wüßte, w i e wir uns mit ihm befassen und über ihn bestimmen. Nicht zu sagen —! Sage, Oskar ... sein drittes Wort war Akkuratesse und Adrettheit uns Kindern gegenüber, wenigstens mir gegenüber ... sollten wir nicht doch mal den Barbier kommen lassen? Ich glaube, Papa wäre entsetzt." ... Sie trocknete ihre Tränen und sah auf, und Oskar streichelte die kleine Schwester.

„Ich werde mal mit Amelong reden."

Tante Jüly sah an jedem Tag einmal in der Frühe oder am Nachmittag nach dem Rechten. Sie wünschte, daß Emmi sie abholte, damit das Kind einen Weg hätte und an die Luft kam. Sie machte dann allein oder mit Emmi erst allerlei Einkäufe in der Nachbarschaft, oder sie gingen die Stralauer Straße hinunter bis zur Brücke; dort an der Ecke, gegenüber der alten Waisenkirche, war ein Obstkeller mit Klingelstufe, der beste im ganzen Viertel, da stiegen sie hinunter und holten eine Ananas, Feigen oder französische Kirschen.

Es war wundervoller Sonnenschein, das Wasser schillerte und blitzte in eiligen Wellchen; bei Pochhammer in der alten ungedeckten Badeanstalt war Lärm, man sah hier und da eine gebräunte Gestalt in roter Badehose in die Höhe turnen und dann ins Wasser platschen; das Wasser duftete unter dem flimmernden Himmel, der bis nach Stralau hinunter stahlblau war; die Boote neben Pochhammer waren frisch kalfatert und rochen stark nach Teer, und wenn es am Nachmittag war, dann herrschte hier ein lustiges Miettreiben; junges Volk ruderte geschickt oder verzweifelt nach der Jannowitzbrücke hinüber und nahm den Spott der am Eisengeländer lungernden Gaffer mit. Auch die beiden Damen sahen eine Weile zu und promenierten auf und nieder; es lenkte Emmi, die am liebsten gleich 'mal mit in eins der Boote geklettert wäre, ab, und die frische Wasserluft, der Sonnenschein und Teergeruch taten ihr wohl.

Tante Tinchen aber kam niemals mit in das Haus in der Kurstraße. Sie ließ sich von Emmi und Tante Jüly rapportieren.

„Nee, ich will das nicht sehen", sagte sie. „Ich habe an mir genug. Und so 'n schönes Wetter! Grüß Vatern. Nu is er dran. Hat er sich woll nicht träumen lassen — ruhig, Jüly, ich rede meine Naht. Hat er nach mir gefragt? Hat er m i r jemals 'ne Liebeserklärung gemacht — drei Kreuze hat er geschlagen, sag ich dir, und weggesehen, wenn ich antanzte. Nu liegt er da. Der Lauf der Welt, und keiner is sicher. Nee, ich danke. Ich lasse mir die Laune nich mehr verderben. Ich habe nicht mehr viel Zeit hier unten zu verlieren, ich muß sie nutzen, muß mich sputen, wenn ich noch was von ihr haben will. Ich fahre nachher mit Miene ins ‚Türkische Zelt'."

* * *

Oskar hätte nicht geglaubt, daß in der vorangegangenen Zeit doch noch ein Druck auf seinem Selbstgefühl gelegen habe. Nun erst fühlte er es ganz deutlich. Der Papa hatte ihm, gewollt oder ungewollt, seine Wünsche erfüllt. Es war ein großer Schritt nach vorn gewesen, hatte die Verhältnisse klar geregelt und Perspektiven aufgehellt. Das war schon viel; das hatte ihn belebt und mit Zuversicht den kommenden Dingen entgegenblicken lassen.

Jetzt aber, durch diese unerwartete Wendung, war dem Vater das Hauszepter völlig aus der Hand geglitten, und niemand wußte, auf wie lange; vielleicht für eine noch unabsehbare Zeit, möglich aber auch, daß er es allein niemals mehr aufzunehmen vermochte und einer Hilfe und Stütze ständig bedurfte.

Da mußte denn der Doktor vermittelnd und ausgleichend in die Bresche treten. Zuerst tat er es mit sichtlicher Zurückhaltung. Er trat gewissermaßen lediglich als Berater auf. Er ließ alles den alten Gang gehen und besprach sich mit Herrn Marx und Herrn Encke, die er mit persönlichem Wort in des Vaters Bureau bat.

Der Papa konnte morgen genesen; er selbst war nur Verweser. Es wäre ihm sogar ein wenig lächerlich erschienen, gleich vom ersten Tag an als Herr und Chef durch das diesseitige Haus zu gehen; er wußte zudem, daß ihn dreißig, vierzig Augen emsig beobachteten.

Herr Marx mit der eleganten Armhaltung und mit der philosophischen Ausdrucksweise, wenn es sich um Fragen des Kontokorrents handelte, begegnete dem neuen Herrn mit Ehrerbietung; er stand mit schiefgeneigtem Kopf, die kleinen Finger beider Hände zierlich abspreizend und zuweilen mit ihnen den Stulpen einen Stoß gebend, vor dem Doktor; willfährig, aber doch mit dem Selbstbewußtsein des langjährigen und verdienten Mitarbeiters; er suchte höchst diplomatisch einen vertraulichen Standpunkt, sondierte, wagte hier und da eine Kritik anzubringen, aber er ließ das sofort wieder fallen, da Doktor Demuth die Einwürfe überhörte, und kam dann stets mit roter, geschwollener Miene wieder aus dem Kabinett hervor, eilig sich in seine Geschäfte stürzend, als hätte es sich um große Dinge gehandelt.

Oskar nahm auch das hin. Ebenso die fahrige Intimität des alten schwarzbärtigen Herrn Encke, der mit dem Papa zusammen im Dupréschen Geschäft gearbeitet hatte. Encke fragte zu jeder Stunde, wie es gehe und stehe, und nannte Oskar wie früher einfach: Doktor! Er schwatzte genau so offen wie vorher über Mißstände und persönliche Unzuträglichkeiten im Hause, querulierte und war scheinbar nicht gewillt, den Doktor, den er noch als Jungen gekannt hatte, anders zu respektieren als sonst.

Oskar wußte, daß sich das von selbst geben würde. Gerade bei seiner eigenen, ruhigen, höflichen Art. Sie



zog unmerklich die klarsten Grenzen, genau wie sie um den Vater bestanden, nur mit andern Mitteln. Der empfindliche, gute Encke mußte wohl bald einmal einen Ruheposten im Hause bekommen; er hatte es verdient, und das Geschäft brauchte eben auch neue Kräfte....

So waren zwei bis drei Wochen vergangen, während diese Dinge ihren Lauf nahmen.

Jede Stunde war für Oskar voll Sinn und geheimer Kraft, die gelassen und belebend in die nächste wies. Er war schon vor neun Uhr unten, ging durch alle Räume, ließ sich von jeder wichtigen Stelle rapportieren; Abteilung A und B nahmen in gleichem Maß seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Werke des diesseitigen Verlags, so gutes Geld sie brachten, hatten ihn vorher kaum noch interessiert; sie hatten immer das gleiche Bild geboten. Jetzt aber nahm er dies und jenes Buch mit erneutem Interesse zur Hand, gewissermaßen mit der erwachenden Liebe des Eigenbesitzes, blätterte darin und legte es behutsam wieder hin. Es lockte und reizte ihn, Fühlung zu nehmen, denn es war ja nicht von der Hand zu weisen, daß er auch hier möglicherweise in absehbarer Zeit eingreifen und Beschlüsse fassen mußte, und es schien ihm am Ende und bei aller Zurückhaltung, die er seinen Vorstellungen auferlegte, kein unverdienstliches und freudeloses Beginnen zu sein, den gesamten Verlag zusammenzuschweißen, an jeder Stelle zu erweitern und neu zu beleben....

Er saß nun, nachdem auch die zweite Woche verstrichen war, nicht mehr mit jener anfänglichen Scheu an des Vaters Schreibtisch und auf dessen altem Drehstuhl im Kontor; er hatte sich nach einiger Zeit auch die Schreibtischplatte nach seinen Bedürfnissen eingerichtet, denn es war nötig, daß er hier unten residierte. Zuweilen aber hielt er dennoch inne, sah sich um und war verwundert, sich hier im Allerheiligsten, in der kühlen Luft des Gestrengen zu finden, an seinem Platze und seine Geschäfte betreibend. Doch es blieb wahr....

Auch die Abende gehörten meist der Arbeit. Nicht selten aber führte er Emmi nach dem Essen ein wenig ins Freie, denn das gute Ding sah nicht lustig aus, und dabei schloß sich Lily manchmal an; oder er verplauderte einen Abend mit Meinhard.

Melusine war nun drei Wochen fort. Oskar aber erschien es länger — endlos lange — —

Er hatte ihr natürlich vom Vater geschrieben. Nicht eigentlich sofort, denn er hatte erst selbst eine größere Nachricht von ihr abgewartet. Die war denn auch am dritt- oder viertnächsten Tag nach ihrer Abreise gekommen; nur wenige Seiten, aber, so merkwürdig ihn dies jetzt berührte, schon voll von jungem, jubelndem Triumph und von neuem Glück, sie wäre neu angespannt und bis zu den Haarwurzeln wieder mit Hoffnung gefüllt! „Nur du fehlst!“

Da hatte Oskar ganz kurz über den Vater geschrieben.

Er wäre plötzlich sehr ernst erkrankt, und seine Genesung läge im dunkeln. Melusine schrieb sofort teilnehmende Worte zurück, die auch für Emmi bestimmt waren; aber ihre eignen Angelegenheiten standen ihr doch wohl, man konnte es zwischen den Zeilen fühlen, näher und höher; sie ging auch unmerklich zu diesen Dingen wieder über und fand, so wenig es war, was sie davon schrieb, ungleich lebendigere, frischere Worte. Man durfte es ihr nicht verdenken. Der Papa hatte ihr nicht gerade mit Überschwang die väterlichen Arme geöffnet. Dennoch war Oskar enttäuscht; es regte sich ihm wieder ein feiner Zweifel an ihr, als würde sie durch den Schwung ihres Wesens, durch den Egoismus ihres Tuns zuzeiten ganz verändert. Er kannte sie: der Augenblick hatte sie; die Fremde umleuchtete sie, man verwöhnte und feierte sie!... Sollte sie mit ihm Trübsal blasen und mehr als Teilnahme äußern? Er verlangte wohl zu viel.

Aber sie schrieb immer von ihrer Liebe und von ihrer heißen Sehnsucht.

Auch Oskar vermißte sie. Besonders am Abend, wenn er müde und still war. Dann kam das Verlangen nach ihr neu und betäubend stark über ihn. Ihre Hand halten, ihre Stimme hören. Und sein Blut floß leise und schwer über sein Herz.

Am Tage aber, im Drange der Geschäfte, der neuen Würde und Bürde, vergaß er sie auf Stunden nahezu völlig; oder ihr Bild tauchte weit hinten in der Ferne mit einem kühlen Schimmer vor ihm auf, als ginge es ihn im Augenblick kaum etwas an. Dann waren sie einander wie fremd.

Ein paarmal kam ihm das besonders deutlich zum Bewußtsein, und er dachte darüber nach. Er schämte sich und wollte sich *zwingen*, sie in sich zu sehen und ganz zu fühlen; aber es versagte dann nicht selten ein wenig. Und zuletzt empfand er das Ganze als störend.

Ja... er war im Grunde zufrieden damit, daß ihr Bild zuzeiten so blaß in der Ferne stand und ihn bei seiner eifrigen gesammelten Tätigkeit nicht über Maß und Gebühr beunruhigte. Er war in mancher überehrlichen Minute zufrieden damit, daß sie grade in dieser Zeit fern von ihm weilte; jedes konnte seine Wege gehen, der Lebenskurs des einen schnitt nicht den des andern oder rieb sich an ihm. Keiner lenkte den andern ab. Jeder wuchs in seine neue Sphäre hinein, wurde mit jedem Tag, jeder Woche mehr er selbst.

Es waren vage Gedanken, die ihn erschreckten und sein Herz zuweilen wie unter einem Eiseshauch schlagen ließen. Gedanken des nüchternen Tages, der leidenschaftlichen Geschäftigkeit. Aber sie waren sicherlich nicht völlig unnatürlich; sie waren gesund und männlich, wie er es sich selbst gelegentlich und mit etwas starrer Bestimmtheit zugestand.

Es war eine so reiche Zeit, die vom frühen Morgen bis zur Nacht ihm selbst gehörte, nur ihm; in der er sich dehnte und reckte, in der er ungehindert mit gemessen leidenschaftlicher Liebe seine Pläne ausbreitete. Er gehörte sich selbst an und seiner Welt, die so klar und fest umfriedet war; und am Abend plauderte er ausruhend mit Emmi oder mit Meinhard und oft mit Lily. — Alles voll Ruhe, Kraft und Beherrschtheit, wie er es liebte. Ja, er fürchtete sogar umgekehrt in andern Momenten und unter all seinen Gedanken und Bewußtheiten ein wenig ihre Rückkehr, die alles wieder anders machen und in Frage stellen würde, die von neuem an gewisse, wirr abgerissene Fäden anknüpfen oder wie ein wirbelnder, harter, frischer Windhauch in sein geordnetes Haus blasen würde.

Aber war dann der Abend, die Nacht da, dann sank ihm auch die schwere Stille und Erinnerung ins Herz. Und er wußte, daß sie noch die alte, große Macht über ihn besaß. Und nannte ein Wort, einen Namen, den Namen aller Namen — Melusine. Und doch blieb das ketzerische Bangen auch jetzt noch. Und zuletzt war oft eine Überspannung der Schluß, sein Gefühl war wie taub. Und Melusinens Bild stand mit einem Mal fremder als je in seiner Seele. Und wenn er aus *diesem*



Zustand einmal aufsah und sich alles klarmachen wollte, Gegenwart und Zukunft, dann durchzog ihn jäh und mit Blitzeshelle der Gedanke: ... es ist unmöglich ... es ist nicht recht denkbar, daß wir einmal hier, hier zusammenleben sollten. Er konnte sich's mit einem das Letzte schauenden Blick schlechthin nicht vorstellen.

* * *

Die vierte Woche brachte eine Besserung.

Der Vater konnte für ein Stündchen aus dem Bett in seinen Sessel gebracht werden. Auch der Barbier, zu Emmis Genugtuung, durfte erscheinen.

Der Papa erkannte die Seinigen und mit einigem Nachdenken auch Fremde. Aber er sprach, und man mußte dabei sehr aufpassen, nur von seinem Zustand, wie er sich fühle, daß er wenig Appetit habe, und wie er geschlafen. Aber nichts vom Geschäft. Oskar und auch Amelong tippten manchmal an, fragten oder erzählten von dem, was etwa am Tage vorgefallen war. Der Papa sah sie aufmerksam an, versuchte zu nicken, hob mühsam die rechte Hand, strich über die linke und gab eine erweiterte Darstellung seines Befindens.

Es war erstaunlich und erschütternd. Manchmal schien es Oskar, als w o l l t e der Vater nur nicht von diesen Dingen sprechen; als ob er auch jetzt, da er zur Untätigkeit und zum Gewährenlassen verdammt war, hartnäckig eigensinnig und eisern verschlossen wäre. Aber in andern Augenblicken wurde es klar, daß hier gewissermaßen ein Loch in des Vaters Bewußtsein war, oder daß diese Dinge nur so durch sein Bewußtsein hindämmerten, so daß er sie kaum fassen konnte oder wollte, es war wohl zu anstrengend für ihn. Nur ein- oder zweimal fragte er plötzlich laut und klar, mit seiner alten, dünnen, rostigen Stimme. Aber es dauerte nur einen Augenblick; als man ihm antwortete, versuchte er zu nicken, sah den Sprecher aufmerksam an und erzählte gereizt, daß er auch keine Täubchen mehr wolle, nichts — nichts — man sollte ihn zufrieden lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kindermaskenball.

Hierzu 6 Originalzeichnungen von B. Strzoda u. 9 Kostümbilder von Speaight u. Vandyk.

Kinderfeste sind immer am niedlichsten, wenn die feiernden Kinder noch richtige, echte Kinder sind, die noch ganz heimisch sind im echten Kinderland, dessen absolute Königin, die alles weiß und kann, ihre Mutter ist, und die noch nie ihre Kindernasen vorwitzig über den blühenden, schützenden Zaun stecken wollten, der ihr Land von dem der großen Leute trennt.

In der Großstadt stellt sich diese Vorwitzigkeit leider schnell ein; besonders wenn die Eltern selbst den heiligen, niedlichen Zaun nicht genügend respektieren.

Einmal habe ich in Berlin so ein im Kinderland urheimisches Kind gesehen; es saß mir eines Abends im Omnibus gegenüber, neben seiner Mutter; ein kleines Mädchen von etwa sieben Jahren; es war soeben nach Theaterschluß, und das Kind schien noch ganz den bunten, lebhaften Eindrücken nachzuträumen. Da auf einmal hob es sein Köpfchen dem Ohr der Mutter zu, und leise, so daß außer mir, der ich gerade gegenüber saß, keiner die Worte hören konnte, kam die Frage: „Du, was macht Schneewittchen wohl jetzt?" Worauf die Mutter, die nicht — wie das heute Mode ist — vor all den Zuschauern mit ihrem Liebling Theater spielen wollte, ruhig sagte: „Das erzähl ich dir nachher zu Haus." —

Vor dem Ball:
Die kleine Dame wird geputzt.

Der Blumenreifen.

Im Kreis solcher Kinder, denen die Märchenwelt wirklich und die Wirklichkeit Märchen ist, ist ein Kinderball mit bunten Verkleidungen etwas Herzerquickendes. Natürlich werden dann dabei die Sitten der Erwachsenen nicht nachgeäfft und vorweggenommen, da sonst die Kleinen blasiert werden könnten. Ein mit Rosen besetztes oder bedrucktes Kattun- oder Wollkleidchen, von Mutters eigener Hand gemacht, sitzt natürlich viel besser und steht viel vornehmer als die knisterndste Seide, die vom









Gavotte aus der Zopfzeit.

Geschäft zugeschneidert wurde; dazu kommt noch ein Kranz von Rosen ins blonde Haar, und Dornröschen ist fix und fertig; Spindel, Krone usw. stören und gehen doch nachher im Saal verloren. Ein Schneewittchen wird von einem schwarzhaarigen Kind dargestellt, das ganz weiß gekleidet ist und in einem Kranz weißer Blüten geht.

So läßt sich mit geringen Mitteln jede Figur darstellen; man vermeide nur die überflüssigen Requisiten. Und auch die Erwachsenen, die so ein Fest überwachen, tun gut, wenn sie ebenfalls scheinbar aus der Märchenwelt kommen; der Grund ihres Kommens ist leicht erklärt. Eine gute Tante zum Beispiel, die die Kuchentafel leitet, kann als Knusperhexe erscheinen, die noch im allerletzten Moment aus dem Feuer geholt und begnadigt wurde, und deren Kuchenhaus die Kinder in der einen Ecke des Saales sehen. Nach erfolgtem Klopfen und Fragen wie im Märchen erscheint sie, begrüßt die Kinder und ladet sie zum Kuchenessen in ihr Haus, d. h. ins Nebenzimmer. Hier ist der Phantasie der Wirte weiter Spielraum gelassen. Später kann etwa der Zauberer aus dem gestiefelten Kater etwas vorzaubern, und es kann ein Kasperle- oder Marionettentheater gezeigt werden, damit die Kinder sich nicht zu sehr erhitzen und ganz abgemattet ins Bett kommen.



Am weisesten sind ja allerdings jene Leute,



Die Tanz- pause.



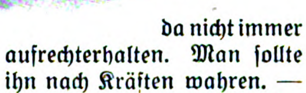




Phot. Vandyk.

die ihren Kindern die Feste in den Sommer verlegen. In Schweden zum Beispiel feiert man vielfach im schönen Herbst einen heiteren Festtag, den sogenannten „Barnensdag", an dem dann natürlich alle Kinder teilnehmen; man kennt dort oben — wie wir ja auch aus den Geschichten der nordischen Dichter sehen — wenig Cliquen- und Kastenkram; da gibt's dann ein jahrmarktartiges Getriebe, da gibt's Rundfahrten und schließlich im Saal ein Tänzchen. Bei uns auf dem Kontinent sind die städtischen Familien während des Sommers viel auf Reisen; so müssen denn die Kinderfeste in den Winter verlegt werden. Und den Eindruck des Improvisierten, der solchen Jugendfeiern so nett steht, kann man





da nicht immer aufrechterhalten. Man sollte ihn nach Kräften wahren. —

Das Bett bildet den balladenhaft ergreifenden Schluß eines jeden Kinderballes; deshalb endet so mancher Kinderball wie so mancher Reigen in der Ballade mit Schluchzen und Verwirrung. Zum Glück überträgt sich diese Trauer nicht auf die älteren Teilnehmer, die solche Nöte schon kennen, und die wissen, daß weder der Henker noch der Tod draußen warten, sondern gerade einer der nettesten Kinderfreunde.

Gut ist es immer, wenn man dem Kind möglichst nur



Im Walzertakt.

Heimfahrt nach dem Ball.

ein solches Gewand zum Maskenball mitgibt, dessen Bedeutung es kennt, und in dem es seine Rolle durchzusetzen weiß. Man kann ihm da leicht allerlei Winke geben. Nur muß man es dann nicht anfangen wie die Berater des jugendlichen Fritz Reuter, als der zum erstenmal als Kind einen Maskenball besuchen durfte. Seine Tante Christiane hatte ihm dazu aus schwarzem Stoff ein Schornsteinfegergewand geschneidert, und Onkel Herse hatte ihn mit Leiter und Besen ausgerüstet und mit dem dazu gehörigen Rat, überall mit der Leiter hinaufzuklettern und zu kehren und zu scharren. Daß diese Sache übel verlief, ist bekannt. Auch Rollen, in denen man sich eine Maske vor das ganze Gesicht binden muß, meide man, es sei denn, man habe ein zweites Kostüm zum Vertauschen in der Garderobe. Letzteres sei auch denen geraten, die in den so kleidsamen Puderfrisuren und im Rokokokostüm tanzen wollen; man ist noch nie auf einem Maskenfest, wenn es schon zwei Stunden gewährt hatte, heiteren Perückenträgern begegnet, sondern nur solchen, die über die Hitze wehklagten.

Bilder aus aller Welt.

In diesen Tagen hielt der durch seine bedeutsamen Studien über deutsche Kunst bekannt gewordene Franzose John Grand-Carteret zwei Vorträge im Choralionsaal in Berlin über Kaiser Wilhelm II. als Friedensfürst im Urteil der Franzosen und Napoleon I. als Kriegskaiser im Urteil der Deutschen, ferner über die deutsche Frau und das deutsche Mädchen in französischer Beurteilung.

An den Folgen eines Schlaganfalls starb kürzlich in Wien der berühmte Kinderarzt Prof. Escherich.

Eine der jungen Damen der englischen Gesellschaft, die in diesem Jahr die ersten Schritte auf dem Parkett des Hofes tun werden, ist die Gräfin Anastasia (Zia) Torby, älteste Tochter des Großfürsten Michael Michailowitsch von Rußland, der seinen Wohnsitz dauernd in der Nähe von London hat.

Das bekannte Verlagshaus B. G. Teubner, Leipzig, beging vor kurzem den 100. Jahrestag seiner Gründung. Wir geben die Bilder der jetzigen Leiter, des Enkels des Begründers Dr. A. Ackermann und des Urenkels Dr. A. Giesecke.

Die Königin Luise-Stiftung zu Dahlem bei Berlin feiert ihr 100jähriges Bestehen. Die Stiftung steht unter dem Protektorat der Deutschen Kaiserin und dient der unentgeltlichen Erziehung junger Mädchen, die nicht in Berlin oder den Vororten beheimatet sein dürfen.

Die Breslauer Bühnenkünstler haben zum Besten der Bühnengenossenschaft eine Nachtzirkusvorstellung arrangiert, die recht bemerkenswerte Leistungen bot und großen pekuniären Erfolg hatte.

Der Begründer der Mitteldeutschen Gummiwarenfabrik Kommerzienrat Louis Peter in Frankfurt a. M. beging



Phot. Piron.

John Grand-Carteret.
Zu den Vorträgen des französischen Gelehrten in Berlin.



Phot. Rita Martin.

Gräfin Zia Torby,
Tochter des Großfürsten Michael von Rußland und der Gräfin Torby, debütiert in der Londoner Gesellschaft.

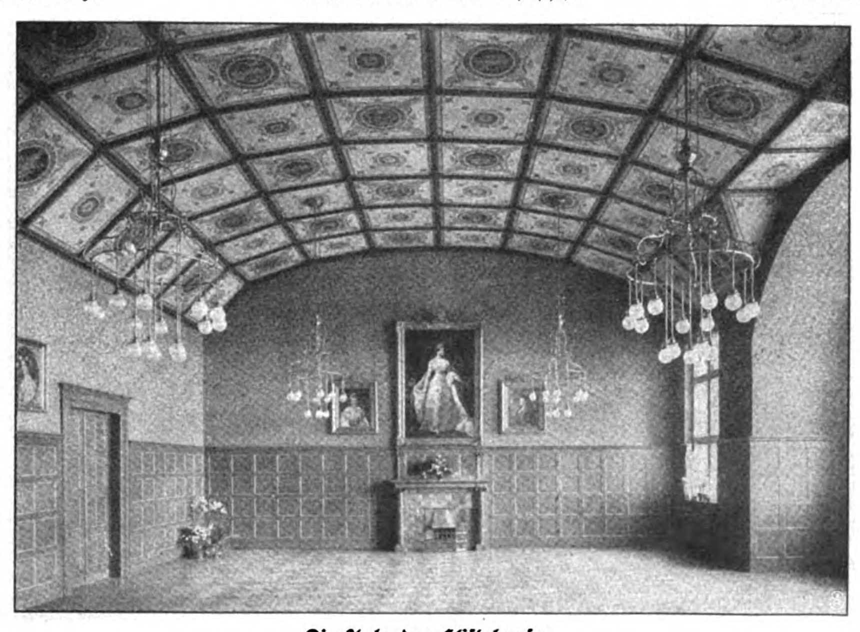
Hofrat Dr. Alfred Ackermann,
Chef der Firma B. G. Teubner.



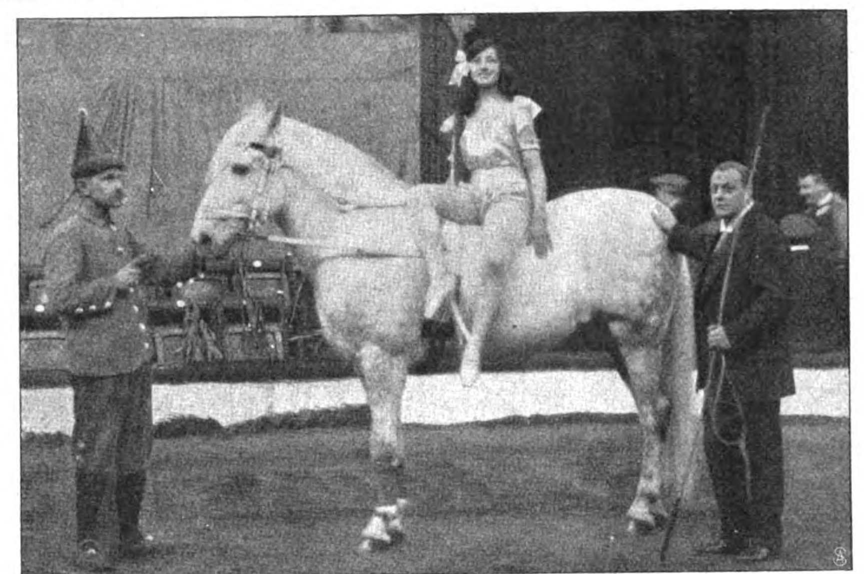
Hofrat Prof. Dr. Escherich †
der berühmte Wiener Kinderarzt.



Dr. Alfred Giesecke,
Zweiter Chef der Firma B. G. Teubner.
Zum 100jährigen Jubiläum des bekannten Verlagshauses.



Die Aula des Stiftshauses.
Zum 100jährigen Bestehen der Königin Luise-Stiftung in Dahlem.



Kronenatelier, Breslau.

Frl. Marie Hastert vom Breslauer Schauspielhaus als Jockeireiterin.



Kommerzienrat Louis Peter,
Begründer der Mitteldeutschen Gummiwarenfabrik,
feiert seinen 70. Geburtstag.



Prof. Eduard Reuß †
bekannter Dresdner Tonkünstler.

Kronenatelier, Breslau.

Der Manager, Frl. Hastert, Herr Senius, Herr Lion.
Zirkusnachtfest der Breslauer Bühnenkünstler.

seinen 70. Geburtstag. Der bekannte Musiker Professor Eduard Reuß in Dresden verstarb vor kurzem. Reuß war ein Schüler Liszts und hat während seines schaffensfrohen Lebens stets die innigste Liebe und Verehrung für seinen Lehrer an den Tag gelegt.

Eine schwierige sportliche Leistung ist der Telemarkenschwung an sich, doppelschwierig, wenn er von zwei Skiläufern zugleich ausgeführt wird, wie das unser Bild zeigt.

Die Weltmeisterschaft im Eisschnellauf errang für 1911 N. W. Strunnikow aus St. Petersburg bei dem Meeting in Hamar in Norwegen.



N. W. Strunnikow,
St. Petersburg,
Sieger in der Europameisterschaft im Eisschnellauf für 1911.

Eine kühne sportliche Leistung: Der doppelte Telemarkenschwung.

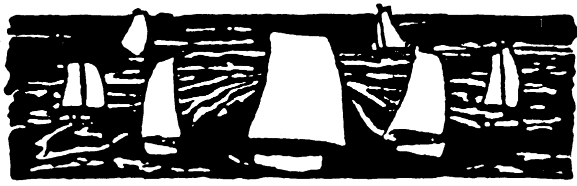
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 11. Berlin, den 18. März 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 11.



Die sieben Tage der Woche.

9. März.

Die Reichstagskommission für die elsaß-lothringische Verfassung hält ihre erste Sitzung nach der von der Regierung angeregten Vertagung ab. Staatssekretär Dr. Delbrück erklärt, die Verbündeten Regierungen seien bereit, vorausgesetzt, daß ihre Vorlage sonst grundlegenden Aenderungen nicht unterzogen werde, der Verleihung des Stimmrechts an Elsaß-Lothringen zuzustimmen. Es soll im Bundesrat drei Stimmen führen, die jedoch nicht gezählt werden, wenn die Präsidialmacht nur mit ihnen die Mehrheit erlangen würde.

Im Thronsaal der Residenz zu München findet eine Landeshuldigung für den Prinzregenten Luitpold aus Anlaß seines neunzigsten Geburtstages statt.

10. März.

Der Kaiser kehrt in Begleitung der Kaiserin von Kiel nach Berlin zurück.

Aus dem Jemen treffen Nachrichten über neue Gefechte ein. Bei Menahah werden die Aufständischen von den türkischen Regierungstruppen mit großen Verlusten zurückgeschlagen.

Bei der Reichstagsersatzwahl in Gießen für den verstorbenen antisemitischen Abgeordneten Köhler wird eine Stichwahl zwischen den Kandidaten der Antisemiten und der Sozialdemokraten notwendig.

In Serbien wird an Stelle des wegen seines Konfliktes mit dem deutschen Gesandten aus dem Amt geschiedenen Oberst Gojkowitsch der General Stephanowitsch zum Kriegsminister ernannt.

11. März.

Die Regierung in Lissabon setzt die Wahlen für die gesetzgebende Versammlung der Republik Portugal auf den 1. April an.

Aus Tanger wird gemeldet, daß die Malhalla des Sultans Mulay Hafid den aufständischen Scherarda bei dem Berg Jalfat geschlagen und ihnen schwere Verluste beigebracht hat.

In Mexiko werden die konstitutionellen Garantien aufgehoben.

12. März.

Der Prinzregent Luitpold von Bayern vollendet sein neunzigstes Lebensjahr. Zur Feier seines Geburtstages werden in München, Berlin und zahlreichen anderen Städten des In- und Auslandes Festlichkeiten abgehalten. Im Königlichen Schloß zu Berlin bringt der Kaiser bei einer Galatafel einen herzlichen Trinkspruch auf den Prinzregenten aus.

Zum Nachfolger des in Genehmigung seines Abschiedsgesuches zur Disposition gestellten Chefs des Admiralstabs von Fischel wird Vizeadmiral von Heeringen (Portr. S. 439) ernannt.

13. März.

Dem mecklenburgischen Landtag gehen die Grundzüge eines neuen Verfassungsentwurfes zu, nach dem die Zusammensetzung des Landtages auch in Zukunft auf ständischer Grundlage erfolgen würde.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß die Regierungstruppen in einem Gefecht in den Bergen bei Agupricta von den Aufständischen in die Flucht geschlagen wurden.

Im englischen Unterhaus spricht der Minister des Aeußern Sir Edward Grey im Verlauf der Flottendebatte über die deutsch-englischen Beziehungen und erklärt seine volle Uebereinstimmung mit den Ausführungen, die der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg im Dezember im Reichstag gemacht hat. England habe nicht den Wunsch gehabt, seine Beziehungen zu irgendeiner Macht so zu gestalten, daß dadurch herzliche Beziehungen zu Deutschland unmöglich würden.

Zum Nachfolger des verstorbenen Oberpräsidenten der Provinz Westfalen von der Recke von der Horst wird der Koblenzer Regierungspräsident Prinz Karl von Ratibor und Corvey (Portr. S. 434) ernannt.

14. März.

Aus Marokko wird gemeldet, daß zwischen Ksar Abdellah und Igli arabische Räuber eine Karawane angegriffen, vierzehn Leute der Begleitmannschaft getötet und fünfzig Kamele geraubt haben.

Schüleraufsätze.

Von Schulrat Prof. Dr. Jakob Wychgram in Lübeck.

Die Abiturientenprüfungen sind vorüber. Vater, Mutter und Geschwister haben all die Aufregungen mit durchgemacht. Welches Aufsatzthema wird es geben? Denn am Ausfall des Aufsatzes hing ja schließlich ein gut Teil des Schicksals, dem Sohn oder Tochter, Bruder oder Schwester verfallen waren. Und es ist auch ganz vernünftig so, denn die Art, wie jemand seine Gedanken äußert, sein Wissen gruppiert, ist das sicherste Zeichen für seine „Reife". Womit nicht gesagt sein soll, daß nicht der Gescheiteste auch dabei Schiffbruch leiden kann. Denn es liegt nicht bloß an ihm, ob der Wurf gelingt. Eine dunkle, unberechenbare Macht schwebt über ihm: Die Themawahl des Lehrers. Daher die Aufregung in Herz und Haus.

Und wie es hier in den Tagen und Wochen vor einer entscheidenden Prüfung zugeht — die übrigens gar nicht so entscheidend ist, wie Prüflinge und Familien glauben — so ist es im Grunde all die Jahre zugegangen. Schon dem Sextaner hat der Aufsatz am meisten das Herz beschwert; wer Söhne und besonders auch Töchter hat durch die Schule laufen lassen, weiß ein Lied davon zu singen. Alle Bande der häuslichen Ordnung sind gelöst, wenn in den nächsten Tagen der Schriftsatz abgeliefert werden muß. Papa und Mama müssen auf die Zeitung und andre süße und berechtigte Gewohnheiten verzichten, um an dem Werden des Kunstwerks mitzuarbeiten oder das Gewordene mit an-

zuhören und noch Ratschläge zu einer letzten Politur zu geben.

Aber wir werden darum den Aufsatz nicht allgemein ein Uebel nennen dürfen. Seine Muttersprache mit Anstand und Geschmack handhaben, von dem, was man weiß und will, was man denkt und fühlt, auch schriftlich Kunde geben, ist ein großes Ding und will gelernt sein, wenigstens in dem Maß, wie diese Kunst überhaupt lernbar ist. Aber dieses große Ding ist fast schwieriger zu lehren als zu lernen. Wenige im Publikum haben eine Ahnung davon, wie schwer diese Aufgabe des Lehrers zu erfüllen ist. Es sei dem Schulmann, der einst durch die Nöte des Lehrenden wie des Lernenden hindurchgegangen ist, erlaubt, von diesen Dingen etwas aus der Schule zu plaudern.

Daß in den Kreisen der Lehrenden aller Schulgattungen viel Unsicherheit und Ratbedürfnis in diesen Dingen besteht, das zeigt auch dem Nichtfachmann ein Blick auf die fast unübersehbare Literatur über den deutschen Schulaufsatz; wie die überhaupt für Schulen bestimmten Bücher den breitesten Platz auf dem Markt des Gedruckten einnehmen, so wieder wimmelt es unter ihnen von Schriften, die Anleitung geben wollen zur richtigen Themawahl und -bearbeitung, oder die diese ganze Frage in grundsätzlichen Erörterungen prüfen. Neben dem vielen Minderwertigen, Geschmacklosen, ja Schädlichen, das dazu geschrieben worden ist — und manches erhält sich mit der zähen Lebenskraft des Unkrautes — tauchen dann und wann Bücher auf, denen das Unterrichtswesen in diesem wichtigsten Kapitel wirkliche Förderung verdankt; von den neueren sei nur das wahrhaft feinsinnige Buch des bayrischen Lyzealprofessors Wilhelm Schnupp genannt. Die große Frage der pädagogischen Wissenschaft überhaupt spielt auch hier hinein; was ist der Jugend, dem jeweiligen Lebensalter wahrhaft gemäß? Denn auch dem vorsichtigsten und zurückhaltendsten Beobachter der Entwicklung unseres Unterrichtswesens drängt sich die eine Ueberzeugung auf: wir kennen das Kind und seine Wesensart besser als unsere Vorfahren. Sinnreiche psychologische Verfahrungsarten haben uns die geistige und seelische Entwicklung des Kindes, die ihr zugrunde liegenden Gesetze, die Bedürfnisse der verschiedenen Altersstufen kennen gelehrt. Und überall leuchtet uns die eine große Wahrheit entgegen, die zwar geniale Erzieher, wie Pestalozzi und Fröbel, schon deutlich ausgesprochen haben, die aber doch nicht Gemeingut geworden war: das Kind will Tätigkeit, selbstschaffende Tätigkeit! Wie ein milder Regen befruchtet diese Einsicht alle Unterrichtsfächer und -methoden in allen Schulen. Noch stehen wir in den Anfängen dieser Entwicklung, aber daß sie nur in jener Richtung weitergehen kann, ist schon vielen der Einsichtigsten unumstößliche Gewißheit.

So wird auch die erste Forderung, die bei der Wahl des Themas gestellt werden muß, die sein, daß die Aufgabe eigene Kräfte des Schülers auslöse, daß sie ihm Gelegenheit gebe, von dem Besonderen, das in ihm liegt, Gebrauch zu machen, daß die Gestaltungskraft, die, wenn auch in noch so bescheidenem Maß, in jedem Kind lebt, entbinde. Das aber ist nur möglich, wenn sich die Aufgabe streng in dem Kreis dessen hält, was dem Kind nach seinem Alter wirklich vertraut oder leicht zugänglich ist, und was zugleich sein Interesse anspannt. Hier liegt der springende Punkt: der feinfühlige Lehrer wird ganz intuitiv wissen, wie dieses Interesse erregt und verwertet werden muß; aber auch für den, der es nicht ist, gibt die psychologische Wissenschaft, die gerade das komplizierte Phänomen des Interesses neuerdings glücklich entwirrt hat, nützliche Handreichung. Gleichwohl wird gerade hier noch viel gesündigt. Insbesondere durch den viel zu starken — nur durch Routine und Tradition starken — Glauben, daß die Wiedergabe von Gelesenem das Interesse der Jugend reize. Meistens sind die Themata, die lediglich Nacherzählungen verlangen, der Jugend höchst zuwider; selbst dann, wenn der Wortlaut des Themas diese Aufgabe etwas verkleidet; es ist für den Knaben nicht viel anders, ob er den „Neid der Götter“ nach dem Ring des Polykrates und die „Macht des Gesanges“ nach dem Grafen von Habsburg behandeln soll, oder ob ihm auferlegt ist, schlecht und recht den „Inhalt“ der Gedichte zu erzählen. Beides ist gleichermaßen unangenehm. Wie ganz anders muten da die Themata an, die sich besonders unter dem Einfluß der von Bremen (Scharrelmann) ausgehenden erfrischenden Bewegung mehr und mehr durchsetzen, und die sich in voller Unmittelbarkeit an den Schaffenstrieb — der allerdings ja meist noch Reproduktionstrieb ist — der Jugend wenden. Hübsche Versuche dieser Art hat vor einigen Jahren die Direktorin des Wiener Mädchengymnasiums Dr. Eugenie Schwarzwald gemacht. Hier eine kleine Auswahl: Wie ich reisen möchte. Was ich am liebsten werden möchte. Wenn ich zehn Kronen hätte. Wenn ich Lehrer wäre. Was ich nicht kann, aber können möchte. Als ich krank war. Bei welchem Schaufenster ich am liebsten stehenblieb. Solche Themata, die sich flott und in geringer Zeit erledigen lassen, greifen unmittelbar in den Kreis des kindlichen Denkens und Fühlens, und ihre Behandlung macht nicht nur den Schülern, sondern auch den Lehrern Freude, die beim Korrigieren nicht dreißig- oder vierzigmal fast übereinstimmende Wiedergaben desselben Vorganges zu lesen bekommen, sondern von Heft zu Heft eine andere individuelle Welt aufleuchten sehen.

Man glaube nicht, daß für die Größeren derartige Themata ungeeignet seien; man muß sie nur nach dem Interessenkreis modeln; das Bedürfnis, Individuelles zu sagen, Neigungen, Abneigungen, Billigung, Mißbilligung zu äußern, ist auch ihnen eigen; nur wünschen sie von der Aeußerung zur Motivierung überzugehen: Der Epoche des „Was?“ folgt die des „Warum?“ Ein Gymnasialdirektor empfing seine neuen Primaner jedes Jahr mit dem Aufsatzthema: Warum gefällt mir . . . ., und nun ließ er sie selbst einsetzen, was sie wollten, ein Buch, einen Mann, ein Naturgebilde, eine Wissenschaft, oder was immer ihnen gefiel. So konnte jeder sein Eigenes geben, und indem er das tat, bot er dem verehrten Lehrer die Möglichkeit, ihn zu kennen nach einer hervortretenden Richtung seines Wesens, ohne doch daß er mehr aus sich herauszutreten, mehr von seinem Innern bloßzulegen brauchte, als sich in dem Gegenstand selbst objektivierte. Denn auch hier liegen, wie fast überall in einem feineren Betrieb der Pädagogik, Gefahren: niemals darf eine Maßnahme der Schule auch nur den Schein gewinnen, als ob sie sich mit leiser Indiskretion oder gar gewaltsam in das Innenleben des Schülers eindrängen wolle. Man denke nur an die ungeheuerlichen Themata, die Herzog Karl Eugen von Württemberg in der Karlsschule im Jahr 1774 geben ließ, und die den Schüler zwangen, eine reflektierende Charakteristik seines eigenen Wesens zu vollziehen!



WALZER-ABEND



DER

„WOCHE"

Mittwoch, 22. März, 8½ Uhr abends.
Philharmonie zu Berlin.

Konzert und Ball.

Auf vielfaches Verlangen wird der so überaus erfolgreiche „Walzer-Abend der Woche" noch einmal wiederholt, da zu der ersten Veranstaltung infolge des völlig ausverkauften Hauses Tausende keinen Einlaß mehr fanden. Auch diesmal wieder sollen die preisgekrönten Tanzwalzer der „Woche" von zwölf Paaren sowie ferner von drei Solotänzerinnen des Balletts der Königl. Hofoper in Kostüm vorgetanzt und dann zu dem um 10 Uhr beginnenden Ball gespielt werden. Ihre Mitwirkung haben freundlichst zugesagt: Frau Kammersängerin Marie Goetze und Fräulein Artôt de Padilla von der Kgl. Hofoper, Herr Dr. Marx Möller, Herr Kgl. Hofschauspieler Max Winter, der Berliner Lehrer-Gesang-Verein, ferner die Herren Johann Strauß und Julius Einödshofer mit ihren Orchestern. Der Reinertrag des Festes fließt dem Säuglingsheim Westend zu. Um eine Ueberfüllung der Philharmonie zu vermeiden, wird nur eine beschränkte Anzahl von Eintrittskarten ausgegeben werden.

Eintrittskarten zum Konzert und Ball . . . . 5 Mark
Familienkarten mit 4 Abschnitten, für 4 Personen gültig . . 15 Mark
Logenplätze (Balkon und Saal) . . . . 10 Mark

Karten bei Bote & Bock, Musikalienhandlung, Leipziger Str. 37, bei A. Wertheim, Leipziger Platz und Kantstraße 3, sowie in den Filialen und dem Depeschensaal des „Berliner Lokal-Anzeigers"

Mit diesem Wunsch, den Gründen der Erscheinungen nachzugehen, wächst in dieser Epoche auch das Bedürfnis, zwischen den Dingen Zusammenhänge zu suchen, das Gemeinsame zu verbinden, des Gegensätzlichen sich bewußt zu werden. Es gewährt den jungen Leuten eine besondere Befriedigung, Symptome zusammenzufassen zu einem einheitlichen Bild, durchgehende Gedanken in der zeitlich oder räumlich ablaufenden Reihe von Erscheinungen aufzuspüren. Daher finden in jenen Jahren Themata Beifall, wie das in den Schulen immer wiederkehrende von der Veränderung des Freiheitsbegriffes bei Schiller, das zugleich wie kein anderes geeignet ist, in den jugendlichen Gemütern das Bild der wundervoll folgerichtigen Entwicklung einer großen Persönlichkeit zu gestalten. Der Verfasser dieser Zeilen hat einmal mit seinen erwachsenen Berliner Schülerinnen auf Grund der Privatlektüre von „Dichtung und Wahrheit" das Verhältnis Goethes zu allen Dingen behandeln lassen: zur Religion, zum Alten und Neuen Testament, zu seinen Freunden und Feinden, zur Kunst, zur Natur, zur Spracherlernung, zum Symbolischen, zum Aberglauben, zu Lüge und Verstellung, kurz, zu allen nur denkbaren Erscheinungen des Lebens; jede Schülerin konnte sich irgendeine dieser Relationen auswählen und sie nun durch das ganze große Werk hindurch aufsuchen und zu einem einheitlichen Bild gestalten. Er gedenkt mit Vergnügen der fröhlichen Tätigkeit, mit der aus lauter Mosaiksteinen diese Bilder zusammengesetzt wurden, und der Freude, die aus dieser schöpferischen Arbeit erwuchs. Es war gerade zur Zeit der Ausstellung von St. Louis; die Aufsätze wurden in die deutsche Unterrichtsausstellung gesandt, und wir hörten mit Genugtuung, daß sie von der amerikanischen Lehrerwelt aufs lebhafteste, sogar in den Tageszeitungen, besprochen wurden.

Das ist es, was man immer wieder von den Schulen und ihren Lehrern fordern muß, bei Kleinen und Großen: Kräfte wecken! Es ist auch ganz falsch, zu glauben, daß man sich damit etwa nur an die Begabten wende. Irgendwelche Kräfte schlummern überall; Sache der pädagogischen Kunst ist es, sie zu finden und sie in Bewegung zu setzen.

Nachdem dieses Hauptprinzip ausgesprochen ist, könnte ich einen kurzen populären Aufsatz, in dem die Dinge ja nur flüchtig beleuchtet werden sollen, schließen. Aber es wird vielleicht unsere Leser noch einiges aus dem weiten Gebiet interessieren: hat doch jeder Leser und jede Leserin so manches „Aufsätzliche" an sich selbst und auch wohl an den eigenen Kindern schmerzlich erfahren.

Zwei schwere Sünden werden oft durch den Aufsatz an der Jugend begangen. Die eine ist, daß man unsere Dichter und die feinen Blüten ihres Geistes in geschmackloser Weise zur „Behandlung" stellt. Was da geleistet werden kann an trübseliger Verständnislosigkeit für Kind und Kunst, das gewahrt man leicht durch einen Blick in manche der schon genannten Themensammlungen. Es ist in diesen Tagen ein Buch erschienen, das sich zur Aufgabe stellt, einmal im einzelnen nachzuweisen, welche Gefahr für den guten Geschmack, aber auch für die innere Wahrhaftigkeit der kommenden Generationen viele solcher Sammlungen und ihr immer noch großer Einfluß auf den Schulbetrieb bedeuten. Das Buch heißt „Unser Schulaufsatz, ein verkappter Schundliterat" und ist verfaßt von Adolf Jensen und Wilhelm Lamszus. Man wird vielleicht nicht in allem so weit gehen wie diese Herren, aber es ist ihr großes Verdienst, den Finger auf eine der wundesten Stellen des Schulbetriebes gelegt zu haben. Alle Bestrebungen auf Kunsterziehung, d. h. bescheiden ausgedrückt auf eine gewisse geläuterte Geschmacksbildung, scheinen vergebens zu sein, solange noch Tendenzen, wie sie aus folgendem Beispiel ersichtlich sind, Einfluß haben. Man höre: „Wie siegt die Nixe über den Fischer?" Das Thema wird in einer der Themensammlungen folgendermaßen behandelt: A. Einem ruhevoll nach der Angel schauenden und auf jedes Geräusch lauschenden Fischer erscheint eine Nixe und sucht ihn durch ihren Zaubergesang zu sich in die Tiefe zu ziehen. B. Sie erreicht den Sieg I., indem sie dem Fischer Vorwürfe macht über die grausame Art, wie er den Fischen nachstellt, II. indem sie ihn zu locken sucht durch Schilderung des reizvollen Lebens in der Tiefe: 1. Sonne und Mond baden sich im Meer jung und schön, 2. des Himmels Blau verklärt sich zur reinsten Schönheit in der feuchten Tiefe, 3. das aus der Tiefe verschönert winkende Menschenantlitz ladet ein zu einem ewigen Erfrischungsbad. C. Sieg der Nixe. Wirksamer können der Jugend unsere Klassiker nicht verleidet werden, als indem man ein Gedicht, in dem alles Stimmung, Musik, Schönheit, Geheimnis ist, zu einer Dispositionsübung herabwürdigt. Dies ist nur ein Beispiel statt vieler. Man lese das Jensensche Buch, und man wird sich schaudernd abwenden.

Liegt hier die Gefahr vor, die ehrfürchtige Scheu vor der Schönheit, die wir unserer Jugend geben — eigentlich nur: erhalten — sollen, mit grober Betastung zu zerstören, so legt eine andere, weitverbreitete Gattung von Themen die Gefahr nahe, daß man die Jugend zur Phrase verführt. Dies geschieht zweifellos, wenn man von den jungen Leuten verlangt, daß sie über etwas schreiben sollen, was sie noch nicht beurteilen können. Wenn es irgendeine Forderung gibt, die aufs strengste in unseren Schulen durchgeführt werden sollte, so ist es die, daß alles vermieden werde, was die innere Wahrhaftigkeit des Schülers gefährdet. Und nun lese man einmal folgende Themata, die wirklich in deutschen Schulen gegeben worden sind: Die Bedeutung der Griechen für die geistige Entwicklung der Völker. Man beachte: der Völker. Auf Deutschland beschränkt, würde dieses Thema schon eine Unmöglichkeit bedeuten, nun soll aber der junge Mensch auch noch wissen, welche Bedeutung die Griechen für die geistige Entwicklung der Franzosen, der Engländer, der Italiener usw. gehabt haben! Oder, auch dieses Thema ist wirklich gegeben worden: Ueber die Baukunst der Aegypter und Griechen in ihrem Zusammenhang mit dem Nationalcharakter beider Völker! Derartige Themen zwingen den Schüler, fremde Gedanken zu erlesen und niederzuschreiben, sich eines Dinges zu unterfangen, das er nicht leisten kann, etwas zu scheinen, was er nicht ist.

Es ist vielleicht gut, dies einmal öffentlich zu sagen; aber es ist gerecht, hinzuzufügen, daß sich eine deutliche Besserung, eine bewußte Abwehr vom Phrasenhaften, eine zunehmende Schätzung des Wirklichkeitsinnes und der Bescheidung auf das Mögliche vollzieht.

Eine ganz eigenartige Entwicklung hat der deutsche Schulaufsatz an einzelnen Schulen in den letzten Jahren genommen. Wie der Dichter zur vollen Wirkung die Ausdrucksmittel anderer Künste zu Hilfe nimmt, so zieht der Schüler, wenn das Wort nicht ausreicht, zur Verdeutlichung das Zeichnen heran. Auf der Brüsseler



Ausstellung waren „illustrierte“ Aufsätze ausgestellt, und diese Methode greift mehr und mehr um sich. Man wird vielleicht gegen sie einwenden können, daß die sprachliche Entwicklung darunter leiden könnte; ich teile diese Befürchtung nicht, solange sie sich in bescheidenen Grenzen hält und dem Zeichnen wirklich die Aufgabe beläßt, die die Sprache nicht lösen kann. Freilich habe ich über das Thema „Ein Gang durch die Markthalle“ einmal einen Aufsatz gesehen, der nur aus einer Reihe von Bildern, recht netten und charakteristischen Zeichnungen, bestand! Es gibt also Aufsätze ohne Worte, wie es Lieder ohne Worte schon lange gegeben hat

Reisetagebuch aus Südamerika.

Von Georges Clemenceau.

VI.

Die Pampa ist nicht ganz Argentinien. Sie ist aber doch ein so ausschlaggebender Teil des Landes, daß sie durch ihre Gestaltung der landwirtschaftlichen Arbeit und der Ausbeutung der Bodenerzeugnisse dieses Land und seine Bewohner zu dem gemacht hat, was sie sind. Während die Industrie noch in unausgebildetem Zustand ist und in ihrem Fortschritt wahrscheinlich durch die Schwierigkeit der Kohlenbeschaffung gehemmt werden wird, bietet die Pampa vom Meer bis zu den Anden eine ungeheure Fläche gleichartigen Alluvialbodens, der für die gleichen Zwecke der Viehzucht und des Anbaus geeignet ist. Keine Bodenerhebung, überall die gleiche Humusschicht, der gleiche Stand des Grundwassers darunter, nirgends besondere Eigentümlichkeiten, die zu einem andern Dasein aufforderten als zu dem unabänderlich gleichen Leben des Campo.

Natürlich hat man anfangs halbwilde Herden auf die allerprimitivste Weise nutzbar gemacht, und eine Besserung hierin trat erst ein, als sich die Aussicht auf europäische Märkte für den Verkauf eröffnete. Als sich diese Absatzgebiete auftaten, richtete sich alles, was Intelligenz und Geld vermochten, auf die Vervollkommnung der Viehzucht, so daß der Fortschritt in nur wenigen Jahren schon die Hoffnungen der ersten Tage hinter sich ließ. Und da gleichzeitig der Getreidebau seinen Aufschwung nahm, so wurde hierdurch der zwiefache Anblick der Pampa von einem bis zum andern Ende der unermeßlichen Ebene klipp und klar entschieden. Die Viehzucht (Herden und natürliche oder künstliche Prärien) und Körnerbau (Weizen, Hafer, Mais, Lein) — ein anderes Schauspiel bietet sich dem Reisenden nicht und kann sich ihm nicht bieten. Die Viehzucht ist fern von den Eisenbahnlinien noch in ihrem unvollkommenen Zustand, wird aber immer besser ausgestaltet, je mehr man sich jenen nähert; und überall, wohin das Eisenbahngleis vordringt, entwickelt sich unmittelbar der Landbau.

All das formt den Mann des Campo, den Estanciero, den Ansiedler, den Peon, den Gaucho, und zwingt ihm die Arbeits- und Lebensbedingungen auf, denen er sich nicht zu entziehen vermag. Ob Gutsbesitzer, Pächter, Knecht oder ländlicher Arbeitsmann — das ungeheure Gebreite, das sich vor ihm auftut, die weite Entfernung der Wohnstätten, die Beschwerlichkeit der Straßen, die zur Verfügung stehen, lassen dem Bewohner kein anderes Beförderungsmittel als das Pferd, das man allenthalben findet und im Bedürfnisfall ohne weitere Umstände „entlehnt“. Der Mann des Campo ist Reiter. Gewiß ist er kein „feiner“ Reiter, dessen Kunst man in Saumur*) schätzen würde. Keine Trense, nur ein Gebiß; die erste Folge davon ist, daß das stattliche Aussehen beeinträchtigt wird und das Pferd ein schlechtes Gleichgewicht bekommt, während der Reiter, um diesen Fehler auszugleichen, die Hände bis zur Gesichtshöhe hebt, so daß der unschöne Gesamteindruck durch das schwankende Gleichgewicht des Reitenden vervollständigt wird. Wie es in solchem Fall zu geschehen pflegt, gelingt es dem Mann, bei dem Instinkt und Wille wohl oder übel alle Fehler ausgleichen müssen, notdürftig seine Haltung zu bewahren und immer auf dem Rücken des Tieres zu bleiben, zumal wenn, wie hier, nur mäßige Gangarten auf flachem Terrain vom Pferd gefordert werden. Der Huf stößt niemals auf einen Stein, aber er kann in ein Loch geraten: das kleine, sehr widerstandsfähige „Kreolenpferd“ versteht es ausgezeichnet, dieser Gefahr auszuweichen. Mehr darf man von ihm nicht verlangen. In einem riesigen Sattel von Schafsfell sitzend, bewaffnet sich der Peon oder der Gaucho**), die Krempe des Hutes über die Augen gesenkt und in seinen Poncho (eine Decke mit einem Loch, durch das man den Kopf steckt) gewickelt, mit einer Peitsche, deren Handgriff ihm im Notfall auch als Hammer dient, und mit einem Lasso, letzteres, mit oder ohne Kugeln, hinter dem Sattel aufgerollt. Ein pittoresker Anblick in der Monotonie dieser endlosen Ebene, in der ein Rancho, ein Baum, ein Tier oder ein Mensch sich von einem grell beleuchteten Hintergrund als mächtiges Relief abhebt. Lautlos und ohne Bewegung seiner Glieder, die Augen starr auf den öden Horizont gerichtet, zieht der Mensch durch das Schweigen der unbegrenzten Einsamkeit dahin, wie ein Gespenst. Sind es mehrere, so tauschen sie Worte mit leiser Stimme. Nichts Phantastisch-Ueberschwengliches, wie man es in einem Sonnenland erwartet hätte. Das liegt vielleicht am Ernst, mit dem in der schrankenlosen Weite des Himmels und der Erde, wo keine Bodenerhebung auch nur dem Blick einen Ruhepunkt gewährt, Mensch und Weltall einander gegenüberstehen.

Doch es sind da die ungeheuren Massen von Hornvieh und Pferden, und sie nehmen einen beträchtlichen Raum ein in der öden Ebene, die „grün im Winter, gelb im Sommer“ ist. Ich schweige von den großen Schafherden, weil es solche in den von mir besuchten Bezirken nicht gibt. Spricht man von einer Kuhherde, die zehntausend Stück zählt, so macht das selbst auf einen Großpächter aus dem Charolais***) wohl immerhin einigen Eindruck. Nun, ich kann versichern, daß zehntausend Rinder in der Pampa gar nichts zu bedeuten haben. Man sieht am Horizont eine dunkle Masse und weiß nicht recht, ob das ein Dorf oder eine Gruppe

*) Saumur ist die Stadt im Departement Maine und Loire, wo sich die berühmte französische Kavallerieschule befindet. (Anm. d. Uebers.)

**) Der Gaucho gilt für einen Mestizen.

***) Landschaft in Burgund. (Anm. d. Uebers.)

Heuschober ist, bis kleine Veränderungen im Umriß des Fleckens einen auf den Gedanken bringen, es könnte etwas Lebendiges sein. Die Linien werden deutlicher, einzelne Trupps lösen sich los, man sieht hornartige Spitzen auftauchen, und bald erblickt man, als schwarze Silhouetten auf den hellen Himmel gezeichnet, an der Linie des Horizonts das ruhige Hin- und Herschieben der Riesenmasse, gleich den Herden der Patriarchen, die ich weiland in den Schattenspielen des Chat noir bewundert habe. Der Schattenriß ist so scharf, daß man das Gefühl der Entfernung verliert und über die gelassene Einmütigkeit ganz erstaunt ist, die mit langsamer und unwiderstehlicher Gewalt diese Riesenherde so gleichmäßig in Bewegung setzt, daß es fast den Eindruck einer schweigsamen Schicksalsoffenbarung macht. Es ist wie eine Phantasmagorie im Traum und um so fesselnder, weil das Bild sich sogleich völlig geändert hat, wenn man den Blick einmal für einen Augenblick von dem Schauspiel abwendet und dann aufs neue darauf richtet. Die schwere, wandernde Herdenmasse scheint jetzt am anderen Ende des Horizonts stillzustehen, während im tiefsten Hintergrund der lichtdurchfluteten Ferne deutlichere oder verschwommenere Schattenpunkte sichtbar werden und neue lebendige Scharen andeuten, die bald unbeweglich sind, bald von unbestimmter Wanderlust ergriffen scheinen. Pampavisionen, auf die niemand achtet, und die mich lebhaft gepackt haben, denn in ihnen liegt das ganze Drama dieses Landes, von dem Rasenfleck, auf dem die Augen des Tieres sich dem Licht öffnen, bis zum letzten Schritt dieses Schicksalsweges, der auf dem schlüpfrigen Brettersteg des Schlachthauses endet.

Die schnelle Bewegung des Automobils vervielfacht und beschleunigt den Wechsel des Schauspiels. Die weiten Bezirke der Pampa, deren Ausdehnung zwischen zwei und hundert Quadratmeilen schwankt*), sind in große Parzellen geteilt, deren Drahtumzäunung den Wanderungen der Herden ein Ziel setzt. Die Landstraßen sind zwischen zwei Reihen von Drähten gezogen. Was ihr Boden, der keinen einzigen Stein enthält, je nachdem an Staub oder Schlamm aufweist, kann man sich ohne Mühe vergegenwärtigen. Trotzdem wagen sich die Fahrzeuge auf diese Straßen, und es muß ihnen auch wohl gelingen, sie zu überwinden. Man trifft auf ihnen Herden von Rindern und Schafen an; auch wohl Familien von Schweinen, die damit beschäftigt sind, einen abgehäuteten Hammel zum Frühstück zu verzehren. In weniger als einer Stunde sind die Knochen rein abgenagt und auf den Weg verstreut, wo sie, im Lauf der Zeit verwitternd, dem Boden einen wertvollen Bestand an Phosphat liefern mögen. Begreiflicherweise sucht das Automobil solche „Straßen" nicht auf, sondern hält sich querfeldein auf dem endlosen Billardtuch schadlos. Keine Wegeordnung, keine Polizei belästigt einen. Das einzige Gesetz ist die eigene Laune und die Sorge um das reiche Frühstück, das uns in der nächsten Estancia erwartet. Dort angekommen, entdeckt man, daß jene ungeheuren Herden am Horizont sich in brave Rinder verwandeln, in friedfertige Tiere, weil sie in glücklicher Unkenntnis von den tieferen Ursachen dahinleben, die der ihnen vom Menschen bezeigten Güte zugrunde liegen. Vielleicht setzen wir sie in Erstaunen? Vielleicht sind wir ihnen gleichgültig? Ihre Augen heften sich auf unsere schnaubenden Maschinen, wie die unsrigen auf den sanften Wiederkäuern ruhen, und kein Funke entzündet sich beim Zusammenprall der beiderseitigen Gedankengänge, von denen der eine in seiner Grausamkeit nur allzu zielbewußt ist, der andere kaum zu verstehen sucht und gar bald haltmacht.

Der Rebenque des Peon gelehrig folgend, läßt sich die Herde, die in ihrer bewegten Masse einen drohenden Eindruck macht, durch Rufe und Heransprengen Berittener in kurzem Galopp Halt gebieten oder lenken. Der Anblick eines im Wind flatternden Stoffes (Jacke oder Poncho) tut ebenfalls volle Wirkung. Wenn man von den zum Melken eingezäunten Kühen (durchschnittlich drei Liter täglich) absieht, so scheint der leichte Gebrauch dieser Einschüchterungsmittel den klarsten Ausdruck für die Beziehungen zwischen Mensch und Tier zu bilden. Die Pflege und Wartung beschränken sich auf die Errichtung des Mühlenwerks, das in automatischem Betrieb die Tränkung besorgt; dazu kommt dann noch die Anschaffung der Bullen, die für die Verbesserung der Rasse sorgen sollen, und die Auslese der für die Kühlhäuser bestimmten Stücke. Alles übrige ist Sache der Vorsehung. Ein ganz anderes System also als das auf unseren französischen Gütern übliche. Von Schutzvorrichtungen gegen Wind und Sonnenbrand kann nicht die Rede sein. Gras ist vorhanden, wenn die Dürre sich dem nicht widersetzt; daneben auch eine garstige Distel, die auszuroden man sich nicht die Mühe nimmt, und die manchmal die Prärie überwuchert.

Von den Plagen, die der Himmel schickt, ist die Dürre die fürchterlichste, denn sie bricht gleichzeitig über ungeheure Gebiete des Campo herein. Wenn es nicht geregnet hat, kann weder Gras noch Luzerne noch Getreide zum Vorschein kommen. Das bedeutet für das Vieh die Unmöglichkeit, zu leben. Der Winter ist schon eine recht harte Jahreszeit, die überstanden werden muß. Das struppige Fell, die hohlen Flanken, die spitz hervortretenden Knochen zeugen von den Leiden des Viehs, das schutzlos dem eisigen Wehen des Pampero preisgegeben ist. Mit dem Frühling kommt die Hoffnung auf Regen. Täuscht aber diese Hoffnung, so gehen unzählige Herden unter und sterben. Zum Unterhalt der erlesensten Tiere hat man Luzernen in Bündeln aufspeichern können, aber man kann nicht daran denken, auch noch die Herde zu füttern. Dann wird die Pampa ein ungeheures Totenfeld, auf dem sich Hunderttausende von Kadavern anhäufen, ohne daß es möglich wäre, sie zu begraben. Im Campo ist es Brauch, dem Wind, der Sonne, dem Regen und der Erde die Sorge zu überlassen, daß allmählich im Lauf der Zeit der Boden wieder in seinen klaffenden Poren den Leichnam des toten Tieres aufnimmt. Raubvogel und Hund arbeiten mit daran, aber in wie geringem Grad!

Die Viehzucht in Argentinien hat, wie man sieht, ihre Licht- und Schattenseiten. Die Natur mischt sich ein und führt sie abwechselnd zum Triumph und zu schweren Niederlagen. Der Mensch steuert nur wenig bei, kann nur wenig beisteuern; er muß die Schicksalsmächte walten lassen und für seinen Erfolg auf die Quantität zählen, anderseits läßt er sich darum nicht von glücklichen Versuchen, die Qualität zu bessern, abhalten. Ich sagte schon, daß kein Preis ihn stutzig macht, wenn es sich um den Ankauf der besten Zuchtstiere handelt. Damit muß er sich notwendigerweise

*) Unter Quadratmeile ist hier die Lieue Carrée verstanden. 1 Lieue gleich 4444½ Meter; es gehen also etwa 3 „Lieues Carrées" auf eine deutsche Quadratmeile; oder 1 Lieue Carrée ist ungefähr 20 Quadratkilometer groß. (Anm. d. Uebers.)



in England versorgen, da seine Kundschaft für das Fleisch hauptsächlich in England sitzt. Allenthalben rühmt man die erzielten Resultate. Für die Pferderassen springt der Erfolg in die Augen. Wenn man mir bezüglich des Rindviehes sagt, man würde den unseren gleichwertige Tiere zu weniger als dem halben Preis auf den Markt von La Villette*) liefern können, so bin ich so frei, darüber anderer Ansicht zu sein. Wenn ich überzeugt bin, daß es unsere Gaumen einige Ueberwindung kosten würde, sich an das Fleisch aus den Gefrierhäusern zu gewöhnen, mit dem England sich begnügt, so muß meiner Ansicht nach ein Unterschied gemacht werden zwischen den meist wundervollen Tieren der ersten Auslese, die man auf den Ausstellungen antrifft, und dem durchschnittlichen Herdenvieh, von dem ich wahrheitsgemäß zum allermindesten sagen muß, daß sich viel mittelmäßiges Zeug darunter befindet. Es wird Zeit erfordern, und die Vorbedingungen für die Zukunft müssen sich ändern, wenn Argentinien dahin gelangen soll, etwas zu liefern, was den feinen Erzeugnissen unserer französischen Rassen gleichkäme. Das wird so bleiben müssen, solange das Jungvieh, dessen Entstehung mehr oder weniger dem Zufall überlassen bleibt, auf dem Gras zwischen zwei Kadavern von seinesgleichen zur Welt kommt und sich entwickelt, wie die Witterung es eben zuläßt. Ich habe überall solche Kälbchen gesehen, die von der Mutter, gleich nachdem sie geworfen sind, im Stich gelassen und erst wieder aufgesucht werden, wenn sie saugen sollen.

Wie ich schon bemerkte, scheinen die in Herden lebenden Pferde mehr Vorsprung vor ihren Artgenossen anderwärts bewahrt zu haben. Ich spreche weniger von den äußeren Formen als von der Leistungsfähigkeit und den sie bedingenden Eigenschaften, die mir oft bemerkenswert erschienen sind. Man kann sich das Vergnügen nicht vorstellen, im Automobil durch die Pampa dahinzurollen, an jedem Fenster eine Schar junger, freudig wiehernder Pferde, die es an Schnelligkeit dem Motor gleichzutun suchen. Aber um Gottes willen nenne man sie nicht „wilde Pferde“. Trotz der Sage glaube ich nicht, daß es in Argentinien „wilde Pferde“ gibt. Es gibt Pferde, und es gibt Reiter, die diese wild behandeln und dabei vorgeben, sie müßten sie bändigen. Das ist ein Ueberbleibsel aus der alten Zeit, das die jetzt allgemein verbreitete Aufzucht von zahmen Pferden überdauert hat.

Nachdem ich so den Schauplatz in den Hauptzügen gezeichnet, hätte ich nur noch den Rancho und die Estancia an ihre richtige Stelle zu setzen — ihnen ein Quartier anzuweisen, um es beim richtigen Namen zu nennen.

In Mestizenhütten bei Tucuman habe ich kein anderes Möbel gefunden als die beiden Gestelle mit der Matte darüber, die zugleich als Stuhl, Bett und Tisch dienen; die Küche liegt immer draußen. In der Pampa weisen die Wohnungen, die einen mittelmäßigen oder noch schlechteren Eindruck machen, doch wohl einen Lehnsessel und eine Kommode auf, wozu dann noch eine Uhr, eine Nähmaschine und ein Grammophon kommen; ist der Erfolg da, so vervollständigt ein Klavier die Einrichtung. Das Grammophon ist das Theater der Pampa. Es enthält Orchester, Gesang und gesprochenen Text, kurz eine „künstlerische“ Darbietung, wie sie dem ästhetischen Bedürfnis der Zuhörer angemessen ist.

*) La Villette ist die nördliche Vorstadt von Paris, in der sich die Schlachthäuser befinden. (Anm. d. Uebers.)

Brauch und Sitte im Campo werden von den Lebensbedingungen bestimmt. Die Menschen, die in den Städten zu eng zusammenwohnen, sind tausend Versuchungen ausgesetzt. Allen Mitmenschen weit aus den Augen gerückt, steht man nicht geringeren Gefahren gegenüber, weil es dann so leicht ist, sich über Bedenken hinwegzusetzen. Ein Augenzeuge wirkt bei jeder Gelegenheit als Hemmnis. In der Pampa, wie sie vor alters her war, machte sich der Augenzeuge gern die Gelegenheit zunutze und wurde zum Spießgesellen. Zwischen die zweifelhafte Drohung einer unbestimmten Polizei in der Ferne und die Furcht vor dem Indianer gestellt, verwandelte sich der Gaucho in einen abenteuerlichen Soldaten, der zu jedem Handstreich bereit war.

Der heutige Gaucho hat aus der Vergangenheit die vorsichtige Redeweise, die zurückhaltende, karge Geste, den forschenden Blick des Mannes beibehalten, der stets im Verteidigungzustand lebt. Aber die Zivilisation dringt ihm aus allen Poren, und er kann in der Floridastraße von Buenos Aires spazierengehen, ohne aufzufallen.

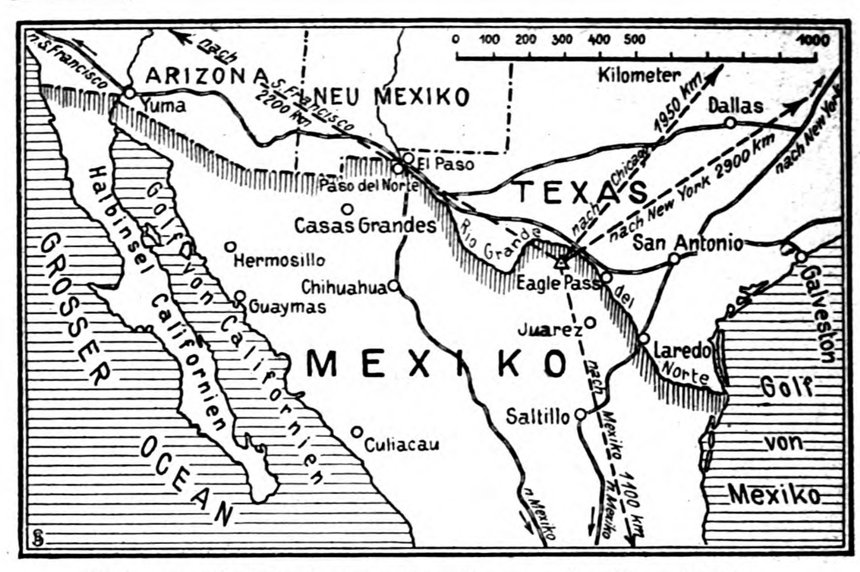
Unsere Bilder

Der Kaiser auf Helgoland (Abb. S. 435). Die Insel Helgoland hat vor kurzem wieder einmal den Besuch des Kaisers empfangen. Der Monarch kam an Bord des Linienschiffes „Deutschland“ nach Helgoland, um sich an Ort und Stelle über die großen Arbeiten berichten zu lassen, die zur Befestigung des Felseneilands und zu seiner Sicherung gegen die zerstörenden Wogen ausgeführt werden. Im Westen der Insel ist eine neue große Schutzmauer im Bau; diesem Werk vor allem galt der Besuch des Kaisers. Er weilte nur eine Stunde auf Helgoland, dann nahm er Abschied und begab sich wieder an Bord der „Deutschland“.

Der 90. Geburtstag des Prinzregenten Luitpold (Abb. S. 436—438) ist im ganzen Reich, besonders aber in München mit Glanz und Enthusiasmus gefeiert worden. Die bayrische Hauptstadt prangte am 12. März im reichsten Schmuck von Fahnen und Kränzen. Am Vorabend des Festes hatte es eine glänzende Illumination und eine schöne Serenade gegeben; am Festtag selbst wurden zahlreiche Feiern veranstaltet, aus deren Fülle hier die Enthüllung des Denkmals des Begründers der bayrischen Dynastie hervorgehoben sei. Die Reiterstatue Otto von Wittelsbachs ist von Freiherrn v. Büsing-Orville gestiftet worden; sie steht im Hofgarten vor dem Armeemuseum. Der Enthüllungsfeier, bei der der Kriegsminister eine Ansprache hielt, wohnte der Thronfolger Prinz Ludwig bei. — Unter den Klassen der Bevölkerung, die den Geburtstag Luitpolds mit der aufrichtigsten Freude begingen, befanden sich die Münchner Künstler. Der Prinzregent hat unendlich viel zur Förderung der bildenden Künste getan. Als Staatsmann hat er ihre Entwicklung in jeder Weise begünstigt, als Privatmann ist er stets ein Mäzen im größten Stil gewesen. Maler aller Richtungen durften die markige Gestalt des Prinzregenten auf die Leinwand bannen. In allen Lebensaltern, in allen Trachten hat sich der Fürst malen lassen, und stets erleichterte das feine Verständnis des hohen Modells den Künstlern ihr Werk. Die Münchner Künstlerschaft hatte also allen Anlaß, den 12. März zu feiern. Sie tat es durch einen offiziellen Huldigungsakt in der Akademie der Bildenden Künste, bei dem man all die Großen sah, die München zur ersten Kunststadt Deutschlands gemacht haben.

Am Geburtstag der Königin Luise (Abb. S. 436) war das Denkmal der unvergeßlichen Dulderin im Berliner Tiergarten wieder in der herrlichsten Weise geschmückt. Dem Kaiserpaar, das am Morgen des 10. März in den Tiergarten gekommen war, hatte die Blumenpracht rings um das Denkmal so sehr gefallen, daß es auch seine Enkel zum Standbild ihrer großen Ahnfrau bringen ließ. Die drei kleinen Söhne des Kronprinzen freuten sich herzlich über die bunten Beete und die duftenden Blumen, von denen man ihnen kleine Sträuße





Zu den amerikanischen Truppenansammlungen an der Grenze Mexikos.

gab. Der ernste Gedenktag, den die Großen feierten, wurde für die Kleinen zu einem heiteren Blumenfest.

Zur Mobilmachung der Vereinigten Staaten (Abb. S. 439 u. obenst. Karte). Uncle Sam hat wochenlang die mexikanischen Unruhen beobachtet, ohne Maßregeln zur Sicherung seiner Grenzen zu unternehmen. Plötzlich aber wurde die Welt durch die Nachricht überrascht, daß auf Befehl des Präsidenten Taft die Mobilisierung eines sehr beträchtlichen Teils der kleinen amerikanischen Armee vorgenommen werden solle. Ueber die Gründe dieser Maßregel herrschte zunächst große Unklarheit. Es ging das Gerücht, daß Porfirio Diaz, der greise Präsident Mexikos, im Sterben liege. Als diese Hiobspost dementiert wurde, behauptete man, der militärische Ehrgeiz des amerikanischen Generalstabschefs Wood habe die Mobilisierung der 20000 Mann veranlaßt. Der wirkliche Grund dürfte wohl darin zu suchen sein, daß sechs Milliarden amerikanischen Geldes durch die Unruhen in Mexiko gefährdet sind.

Lola Artôt de Padilla (Abb. S. 441) gehört zu den bevorzugten Lieblingen des Berliner Opernpublikums. Die Künstlerin hat im Jahr 1905 zum erstenmal die Bretter betreten. Damals trat sie in den Verband der Komischen Oper. Dem Kgl. Opernhaus gehört sie erst seit der vorigen Saison an, und doch hat sie dort schon gewaltige Erfolge errungen. Auch im Konzertsaal blühen dieser vornehmen Sängerin reiche Lorbeeren. Erst vor kurzem bildete ihr Gesang den Glanzpunkt eines Berliner Wohltätigkeitskonzerts.



Karl Prinz von Ratibor und Corvey,
der neue Oberpräsident von Westfalen.

Dr. jur. Prinz Karl von Ratibor u. Corvey, der bisherige Regierungspräsident von Koblenz (Portr. nebenstehend), ist als Nachfolger des verstorbenen Freiherrn v. d. Recke zum Oberpräsidenten der Provinz Westfalen ernannt worden. Der Prinz, ein jüngerer Bruder des Herzogs von Ratibor, steht im 51. Lebensjahr und ist unvermählt.

Antonio Fogazzaro † (Abb. S. 442). Italien hat in Fogazzaro einen seiner berühmtesten Männer verloren. Auch in Deutschland schätzte man den feinen Schilderer der „Kleinen alten Welt“, achtete man die Seelenkämpfe des modernen Katholiken Fogazzaro, die sich in seinem vielbesprochenen Roman „Der Heilige“ spiegeln.

Das Skimeeting von Holmenkollen (Abb. S. 440) hat in Christiania und im ganzen Norden wochenlang den allgemeinen Gesprächstoff gebildet. Natürlich beteiligten sich meist Skandinavier an den Wettbewerben, aber es waren doch auch zwei hervorragende Ausländer zur Stelle, nämlich der deutsche Skimeister Böhm-Hennes und der Oesterreicher Bildstein. Beide leisteten besonders als Springer Ausgezeichnetes.

Das Rudermatch Oxford-Cambridge (Abb. S. 440), das größte sportliche Ereignis des englischen Vorfrühlings, erfordert von den beiden konkurrierenden Mannschaften ein ungemein intensives Training. Die Ruderer der Universität Cambridge haben ihr Bootshaus in Bourne End. Fast täglich bringt ein Dampfer die Mannschaft zum Ueben dorthin.

Eine chinesische Studienkommission (Abb. S. 442), bestehend aus mehreren europäisch gebildeten Herren und einer Dame, ist mit dem Reichspostdampfer „Derfflinger“ nach Deutschland gekommen. Die Kommission soll das Polizeiwesen des Reiches und seiner Nachbarstaaten studieren.

Personalien (Abb. S. 439 u. 442). Fürstin Elisabeth zu Windisch-Graetz, die Lieblingsenkelin des Kaisers von Oesterreich, ist an einem Frauenleiden schwer erkrankt und mußte von dem Berliner Chirurgen Bumm operiert werden. — Der Provinziallandtag hat den Reichstagsabgeordneten v. Winterfeld, bisher Oberpräsidialrat in Potsdam, zum Landesdirektor der Provinz Brandenburg gewählt. — Vizeadmiral von Heeringen, der neue Chef des deutschen Admiralstabs, gehört unserer Marine seit 39 Jahren an. Er hat sehr lange im Reichsmarineamt gewirkt und sich große Verdienste um die Organisation der Flotte erworben. — Der Bürgermeister von Usedom ist seit Wochen verschollen. Herr Troemel reiste nach Berlin, wurde hier gesehen und verschwand dann aus dem Gesichtskreis seiner Freunde. Man befürchtet, daß ein Unfall oder ein Verbrechen vorliegt. — Am 5. März beging Prinzessin Elisabeth zu Schaumburg-Lippe ihren 70. Geburtstag. Die fürstliche Frau ist eifrig für gemeinnützige Bestrebungen tätig und steht seit Jahren an der Spitze des Vaterländischen Frauenvereins im Regierungsbezirk Wiesbaden. — Georg J. v. Hauberrisser, einer der bekanntesten deutschen Architekten, vollendet am 19. März das 70. Lebensjahr. Der Künstler, ein geborener Oesterreicher, hat vor allem bayrische Städte mit prachtvollen Bauten geschmückt. Sein berühmtestes Werk ist das Münchner Rathaus. — Der Zar hat einen neuen Generalgouverneur in das Amurgebiet geschickt. Nikolai L. Gondatti, der neue Chef dieser wichtigsten Provinz Russisch-Asiens, ist ein vorzüglicher Kenner des Ostens. Er hat sich als Gouverneur von Irkutsk, Tobolsk und Tomsk bestens bewährt. — Oberbaudirektor Mensch, der seit 33 Jahren in der verdienstvollsten Weise als Leiter des mecklenburgischen Wasser- und Wegebaus wirkt, feierte kürzlich seinen 70. Geburtstag. — Das in Nr. 10 d. J. auf S. 412 veröffentlichte Bild „Albanische Landleute“ ist nicht von L. Djacovic, sondern von Fr. Liebert aufgenommen worden.

Die Toten der Woche

Bundesrat Dr. Brenner, † in Mentone am 11. März.

Professor Dr. Otto Drasch, bekannter Embryologe, † in Graz am 9. März im Alter von 61 Jahren.

Senator Augusto Pierantoni, bekannter Rechtslehrer, † in Rom am 12. März im Alter von 72 Jahren.

Professor Dr. Otto Puchstein, hervorragender Archäologe, † in Berlin am 10. März im Alter von 55 Jahren.



Bilder vom Tage

Hofphot. Schensky.

Kaiser Wilhelm und K. Admiral Schröder, Kommandant von Helgoland, auf der Landungsbrücke.

Vom Besuch des Kaisers auf Helgoland.





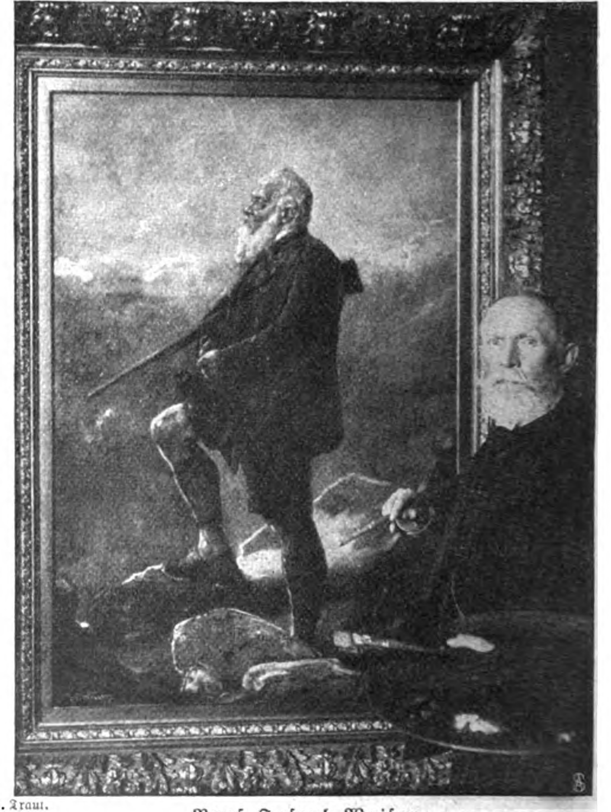
Phot. Intern. Illustr.-Verlag.



Die Söhne des Kronprinzenpaares mit Blumenspenden auf dem Weg zum Luisendenkmal im Tiergarten.
Am Geburtstag der Königin Luise in Berlin.



Prof. Eduard Grützner.



Prof. Joseph Weiser.

Phot. H. Traut.

Der bayrische Prinzregent und die Kunst: Münchner Künstler und ihre Gemälde des Prinzen Luitpold
zu Ehren seines 90. Geburtstages.



Phot. Jaeger & Goergen.

1. Prof. Kurz. 2. Prof. v. Hackl. 3. Prof. v. Zügel. 4. Prof. Halm. 5. Prof. Dr. Simonsfeld. 6. Prof. Raupp. 7. Prof. Seitz. 8. Reichsrat v. Miller. 9. Prof. Feuerstein. 10. Prof. Frhr. v. Habermann. 11. Prof. v. Stuck. 12. Prof. v. Stieler. 13. Prof. Jank. 14. Prof. v. Tiersch. 15. Prof. Schmitt. 16. Prof. v. Defregger. 17. Prof. Herterich.

Die Feier des Prinzregenten-Geburtstages in München: Huldigung für den Prinzen Luitpold in der Akademie der Bildenden Künste.



Die feierliche Enthüllung des Denkmals für Otto von Wittelsbach. Phot. B. J.-G.



Das festlich geschmückte Münchner Rathaus. Phot. Traut.

Die Feier des Prinzregenten-Geburtstages in München.



Oberpräsidialr. v. Winterfeld,
der neue Landesdirektor
der Provinz Brandenburg.



Hofphot. Langhans.

Elisabeth Fürstin zu Windisch-Graetz,
eine Enkelin des Kaisers Franz Josef von Oesterreich.
Zu ihrer Erkrankung.

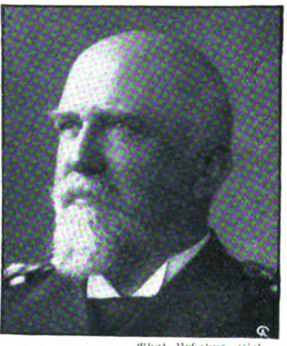


Phot. C. O. Bulla.

Generalgouverneur Gondatti,
der neue russische
Verweser des Amurgebiets.



General Wood,
der Leiter der Mobilmachung
des amerikanischen Heeres.



Phot. Urbahns, Kiel.

Vizeadmiral v. Heeringen,
der neue Chef
des Admiralstabs der Marine.

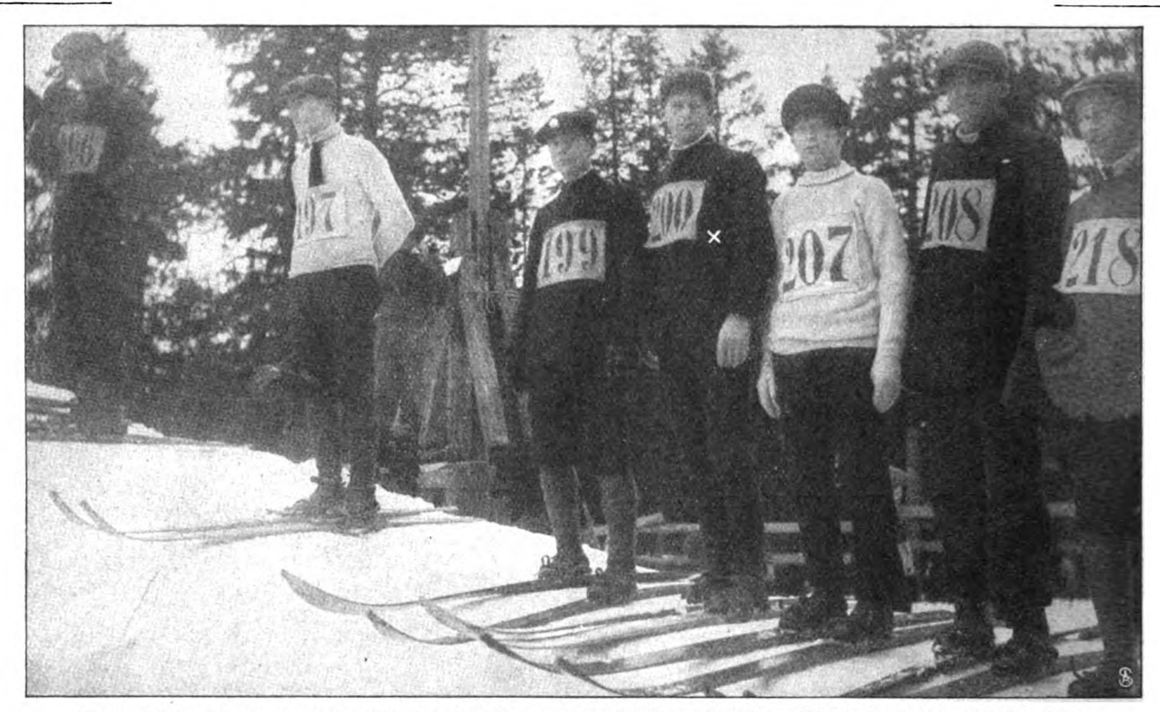


Präsident der Vereinigten Staaten William Taft.



Präsident der Republik Mexiko Porfirio Diaz. Phot. Valleto & Co.

Zur Mobilmachung amerikanischer Truppen gegen Mexiko.



Vom Skimeeting in Holmenkollen bei Christiania: Der deutsche Skimeister Böhm-Hennes (×) beim Start.



Die Cambridge-Mannschaft lichtet ihr Boot zu einer Uebungsfahrt in Bourne End.
Vorbereitungen zum Ruderwettkampf Oxford-Cambridge.

Phot. Becker & Maaß.

Ein Stern der Berliner Hofoper: Lola Artôt de Padilla.



Hofphot. Heuschkel.

Oberbaudirektor Mensch,
der verdiente Leiter des mecklenburgischen Wasser- und Wegebaus, feierte seinen 70. Geburtstag.



Phot. Traut.

Professor Georg J. von Hauberrisser,
der bekannte Architekt und Erbauer des Münchner Rathauses, feiert seinen 70. Geburtstag.



Prinzessin Elisabeth zu Schaumburg-Lippe,
die Präsidentin des Vaterländ. Frauenvereins im Reg.-Bez. Wiesbaden, feierte ihren 70. Geburtstag.



Bürgermeister Troemel,
Usedom,
verschwand auf unerklärliche Weise.



Antonio Fogazzaro †
der italienische Dichter und Romanschriftsteller.



Chinesische Kommission zum Studium des Polizeiwesens europäischer Staaten auf der Fahrt nach Europa.
China im Zeichen des Fortschritts.

Skepp up Strann.

Roman von

Meta Schoepp.

1. Fortsetzung.

Pastor Hinkelmann erzählte seinem Amtsbruder ganz stolz, daß er nicht seekrank gewesen sei. „Es waren furchtbare Wellen. Manchmal das ganze Boot voll Wasser. Aber mit Gottes Hilfe — —"

„Ja, ja —", sagte der andere; „und Peter Lührs ist ein tüchtiger Lotse. Das kann ihm niemand ableugnen. Überhaupt — Sie werden sich wohl hier fühlen, lieber Freund. O Gott — wie wohl Sie sich hier fühlen werden! Es ist eine Bevölkerung — ich bin in ganz jungen Jahren Missionar gewesen. Und habe unter den Heiden gelebt. Aus Liebe, Herr Bruder. Und es ist etwas Köstliches um die Liebe. Und dann bin ich hierhergekommen. Denn meine Frau hatte Lust dazu. Und ich weiß es, Herr Bruder, daß Gott die Welt schuf; aber im Vertrauen, Herr Bruder, diese Insel hat der Teufel geschaffen!"

Pastor Hinkelmann blieb stehen, sah überrascht auf den äußerst erregten Mann. „Dann fühlen Sie sich hier nicht glücklich?"

Sein Amtsbruder schien nach Luft zu schnappen. Aber er sagte nichts. Er lächelte nur. Ein eigentümlich schmerzliches Lächeln.

Es kamen ihnen Männer entgegen, die alle Zeit zu haben schienen. Mit langsamen, kurzen Schritten gingen sie, genau so, wie Lührs und Peter Krohn sich auf dem Schiff bewegt hatten. Und alle hatten den gleichmütigen Ausdruck im Gesicht und alle den fragenden, gleichsam lauernden Blick.

„Viel zu tun haben die Leute hier wohl nicht?" fragte der Pastor.

„Viel zu tun? Gar nichts haben sie zu tun! Das liegt im Charakter dieser Nation!" Er sah auf zwei Männer, die lässig, breitbeinig vor ihnen herschlenderten. „Sehen Sie sich die mal an. So gehen sie alle. Alle! Und wenn ein Engel vom Himmel käme — sie würden sich nicht mehr beeilen mit ihren Schritten. Nur wenn's was zu verdienen gibt. Einer läuft — und auf einmal läuft die ganze Gesellschaft! Sie wissen nicht warum. Aber wenn einer läuft, gibt's was zu verdienen. Und daran wollen sie alle teilhaben. Ach, ich habe sie kennen gelernt!"

Sie gingen über das Vorland, auf dem etwa sechzig Häuschen standen. Einige nur hatten ein Stockwerk aufgesetzt. Die waren in der Schmuggelzeit entstanden, als man Wohnungen mit Gold aufwog. Noch standen Schuppen da und einige Holzbauten; aber sie fingen an zu verfallen. Besonders da sich für die Bretter Liebhaber eingestellt zu haben schienen. Ein großer, langgestreckter Bau lag wie erstorben da; Geröll, Tang, Trümmer bedeckten den Platz um ihn herum. Die Börse war es gewesen, in der man mit ungeheuren Summen operierte, in der sich einer Welt Handel abgespielt wie nie zuvor! Gleichzeitig aber war der Raum auch als Theater benutzt worden. Und oft genug waren im Parkett Fürstlichkeiten, Handelsherren aus aller Welt, Diplomaten und Damen der besten Gesellschaft vertreten. Öde stand die Halle — nicht einmal als Packraum zu benutzen. Denn es war niemand, der jetzt an der Insel landete.

Neugierig sah Pastor Hinkelmann sich um. Neugierig sah er, wie sich die rote Felsenwand schroff hinter einer Reihe von Fischerhäuschen erhob, die gleichsam an ihr angeklebt schienen.

Sie kamen an Peter Mohrs Pottchen vorbei.

„Das ist so ein Sündenpfuhl", sagte der erbitterte Pastor. „Ich habe Sir King gebeten, dieses Haus schließen zu lassen. Wie kann man Leuten das Evangelium bringen, die dem Alkohol frönen! Ich habe dem Gouverneur gesagt: alles Elend kommt vom Alkohol. Man muß den Leuten die Gelegenheit nehmen, ihn zu bekommen. Aber sehen Sie, Sir King ist zu schwach. Und dann trinkt er selbst."

„Aber das ist ja furchtbar!" sagte Pastor Hinkelmann. Scheu sah er zu dem „Pottchen" hin. Es war ein niedriges Haus am Fuß der Treppe mit vier winzigen Fensterchen und einer schmalen Tür, durch die man sich nur seitwärts drücken konnte. Vor dieser Tür stand eine Anzahl Männer, die die beiden Geistlichen noch nicht bemerkt zu haben schienen.

„Sie tun natürlich nur so," sagte Pastor Ring, „weil sie wissen, daß ich sie verachte." Er blieb gerade dem Pottchen gegenüber stehen. — „Da war Knut Detlevsen. Er gehörte noch zur dänischen Besatzung; aber weil er taub war und ein zerschossenes Bein hatte, durfte er bei Peter Mohr die Gäste bedienen. Lieber, junger Freund — sie haben ihren Spott mit ihm gehabt. Sie wußten, daß er Helgoland nicht ausstehen konnte; und daß er eine Braut in Glückstadt gehabt hatte. Und dann war es ihre Freude, wenn er voll war von Rum und Branntwein. Dann hat er in diesem sinnlosen Zustand die Insel verflucht und seine Braut verflucht. Denn sie soll auf schlechte Wege gekommen sein. Und über die Braut haben sie Tränen gelacht. Aber das von Helgoland haben sie nicht vertragen können. Denn sie waren auch schon betrunken. Und jeden Abend gab es Schläge im Pottchen wegen Knut Detlevsen. Aber Sir King ist untätig geblieben. Er sagt, die Leute litten an Vaterlandsliebe. Und Knut Detlevsen sollte den Mund halten. Und nach einem Jahr ist Knut Detlevsen gestorben. So liegen hier die Verhältnisse!"

Sie gingen weiter. Die Leute vor dem Pottchen grinsten ihnen nach; zwinkerten sich mit den Augen zu.



„Nu kriegt er seine Lektion", sagte einer.

„Und er weiß, was für Ekels wir sind."

„Und was das für ein Elend mit den Schnepfen ist."

„Und daß das Lunn ein Sodom ist. Wenn er von hübschen Weibern spricht, spricht er auch gleich von Sodom."

Sie lehnten an der Wand, kauten ihren Tabak, spuckten aus — Pastor Hinkelmann fand, daß ihre Manieren fürchterlich waren.

Sie waren auf der großen Treppe. Kinder hockten auf den Stufen und sahen ihnen neugierig entgegen. Scheu huschte ein Kater an ihnen vorbei. Viele Stufen waren morsch, ausgetreten; die Holzstufen verfault. Es war eine steile Treppe mit hölzernem Geländer, die, oben an Mastbäumen befestigt, durch das Wachthaus aufs Oberland führte. Da stand auf einer hügeligen Erhebung — dem road Borrig — das Haus des Kommandanten.

„Hier wohnt Sir King", sagte der Pastor.

Aber sein junger Freund sah zurück. Sah auf das Meer, das in unendliche Fernen sich dehnte; das, von der sinkenden Sonne geküßt, rötlich sich färbte. Tiefe violette Schatten glitten über smaragdgrüne Ebenen, und graues Gewölk traf der Sonne Purpurschein. Es waren keine wildbewegten Wasser, wie sie ihn unterwegs entsetzt hatten; längst war der Wind abgeflaut, und das leise Wogen der ungeheuren Fläche hatte nichts Beängstigendes. Es war der ewige Rhythmus im All; es war das ewige Leben, das hier atmete. Es war eine Gewalt in diesem ruhig atmenden Riesen, die den jungen Menschen, der nie zuvor das große Wasser gesehen, mit Furcht und Entzücken — mit Andacht und Grauen erfüllte. So Köstliches sollte der Teufel geschaffen haben? Er hatte ein Gefühl, als wenn er schlucken mußte; etwas saß in der Kehle — wollte nicht hinunter.

„Er ist gewiß ein guter Mensch," sagte sein Begleiter und sprach noch von Sir King, „aber er läßt es gehen, wie es will. Ich habe ihm gesagt: Meine Frau geht hier zugrunde — —"

Er hörte es nicht. Starrte atemlos hinaus in das wallende Leben — und seine Seele erbebte. Zwischen den Wasserbergen hatte sein Herz so ängstlich, so bang geschlagen. Von jedem hatte er geglaubt, er werde ihn verschlingen. Aber hier von der Höhe sah er nur die Schönheit; sah er ein Bild, das ihn überwältigte. Aus dem Himmelsraum ergoß sich Gold in eine übervolle Schale. Purpur und Gold wogten und wallten um die Insel — in einem Ozean von Purpur und Gold stand ein kleiner, zitternder Mensch, und in seiner bebenden Seele erwachte zum erstenmal eine bange Erkenntnis von Gottes Größe.

Und er konnte nichts sagen. Kein Wort konnte er sagen von dem, was da über ihn gekommen. Und immer noch schluckte er. Und dachte auf einmal — ach, Mutter. — — —

Und er hatte wirklich feuchte Augen.

Sie gingen durch enge, schmale Gäßchen — so schmal, daß sie mit der Reisetasche und dem Regenschirm gerade bequem nebeneinander hergehen konnten. Die meisten waren ungepflastert, nur einige größere, die Hauptstraßen von Süden nach Norden, zeigten Steinpflaster. Es war die Arbeit der englischen Veteranen, die mit dem Pflastern beschäftigt wurden, wohl um sie vor völligem Verblöden zu bewahren. Diesen armen Kerlen war es zu verdanken, daß man am Bollwerk, am Falm eine recht angenehme Promenade auf Steinpflaster hatte. Die Türen der Häuser waren fast überall an der Südseite, einer normännischen Sitte entsprechend, so daß die Häuser den gegenüberstehenden der gleichen Straße den Rücken zeigten. Etwa dreihundert Häuser gab es auf dem Oberland; fast alle einstöckig; mit einigen Steinstufen vor schmaler, niedriger Tür; mit sehr kleinen Fenstern — um dem Wind keine großen Flächen zu bieten — aber weiße Gardinchen und blühende Blumen waren fast überall hinter den Scheiben. Und fast vor jeder Tür saß eine hübsche, gesunde Katze.

Kinder spielten vor den Häusern; Frauen saßen in den offenen Türen, flickten ihren Männern Seehosen, besserten aus oder strickten. Sie sprachen lebhaft von Tür zu Tür — sobald aber die beiden Geistlichen kamen, verstummten sie. Bei einigen schien es ein feindliches Schweigen. Andere riefen ihre Kinder zurück und putzten ihnen die Nasen. Fast alle trugen sie eine enge Jacke über dem hellroten Peik, dessen Besatz ein handbreiter, schwefelgelber Streifen war; hatten Hauben mit steifem, breit abstehendem Strich, die von einer kleinen, spitzen, buntgestickten Mütze bedeckt waren, hatten große schwarze Schürzen und Holzschuhe wie die Männer.

„Haben Sie angenehmen Verkehr?" fragte Pastor Hinkelmann.

Wieder schien dem andern der Atem auszugehen. „Wenn man ein geliebtes Weib hat, genügt man sich ja selbst. Nicht wahr? Aber sonst — da ist Sir Henry King. Er spricht nur Englisch. Aus reinem Hochmut. Er kann die Deutschen nicht ausstehen. Das kommt immer noch von Waterloo, weil er meint, Wellington konnte ganz gut ohne die Preußen fertig werden. Und die Preußen kann er nicht ausstehen! Wir haben immer Zank, wenn er mit dem preußischen Hauptmann zusammen ist."

„Wer ist das?"

„Er ist ein gottloser Mensch, aber ein guter Soldat, sagen sie. Die großen Feldzüge hat er mitgemacht. Und hat das Eiserne Kreuz. Und bei Waterloo war er im Stab von Blücher. Deshalb kann ihn Sir King wohl nicht ausstehen. Dann ist er mit in Wien gewesen zum Kongreß und ist wunderlich geworden. Fürst Metternich hätte ihn beinah festnehmen lassen, so hat sich der Mensch betragen. Ganz laut hat er über Hardenberg geschimpft — denken Sie mal! In Berlin wollten sie ihn nicht mehr, weil er das ganze Land aufwiegelte. Und gerade, bevor sie ihn in die Stadtvogtei bringen wollten, hat ihm das jemand verraten, und er ist dann heimlich fortgelaufen. Sie haben ihm weiter geholfen, bis nach Hamburg — solche Leute haben ja immer Freunde — und weil sie ihn so gern lossein wollten, haben sie ihn hierhergeschickt. So was haben wir nun auf Helgoland! Denn England ist es ja egal, ob da Vaterlandsverräter sind oder nicht!"

„Das ist ja schrecklich!" sagte der junge Pastor.



„Ja, es ist schrecklich! Und im Pottchen sitzt er auch!"

„In dem schrecklichen Wirtshaus?"

„Ja! Da drin! Und mit meinen eigenen Augen habe ich gesehen, wie ich aus dem ‚Schutzengel' kam, wie er mit Nan Hansen und Clas Thaten da herauskam. Er war in der Mitte, und sie hatten ihn untergefaßt, damit er nicht fiel. Und er sang ein Preußenlied — —"

„Fürchterlich!"

„Und mit Baron Thielen ist's auch nicht viel besser."

„Wer ist das?"

„Das ist einer, der für seine Fleischeslust büßen muß; und ich sage — es geschieht ihm recht. Jetzt ist er ja krank. Und es wird wohl mit ihm zu Ende gehen. Aber damals war er zwanzig Jahre alt. Der schwarze Herzog brachte ihn mit. Er hatte eine Kugel in der Brust, sagen sie, und sie brachten ihn zu den Petersens. Der Herzog gab Pontje Petersen viel Geld, und sie hat ihn auch gepflegt. Und Antje war damals jung und schön und hat wohl geweint, wenn das Wasser rot wurde von seinem Blut. Sie mußte ihn spazierenführen und mußte ihm vorlesen — der böse Feind ist wach gewesen — und die Alte ist auch wach gewesen. Und als der Baron abreisen wollte, weil der Doktor sagte, die Wunde wäre nun geheilt, sagte Pontje Petersen, er müßte auf der Insel bleiben und das Antje heiraten. Und es hätte keinen Fischkutter gegeben und kein Schiff, auf dem der Herr Baron hätte entwischen können. Und so blieb ihm nichts übrig. Er mußte bleiben. Und jetzt hat er wohl die Schwindsucht."

Pastor Hinkelmann stiegen die Haare zu Berge. „Und das ist die Gesellschaft hier?"

„Gesellschaft — — lieber Freund! Gesellschaft haben wir hier nicht. Aber Andrésen Siemens haben wir noch, der alles auf den Kopf stellt, und den sie wohl nächstens in ein Irrenhaus stecken werden. Ein überspannter, unangenehmer Mensch, der durchaus eine Badeanstalt auf der Insel gründen will, und mit dem sich deshalb die ganze Insel herumzankt. Er hat es ja auch so weit gebracht. Es war noch nicht Elend genug!"

Dem jungen Mann wurde beklommen zumute.

Und nun waren sie am Pfarrhaus.

Es war ein hübsches, geräumiges Gebäude, inmitten eines großen Gartens. Ein ganz gewaltiger Maulbeerbaum war drin — der Pastor sagte, daß er vier Fuß sieben Zoll im Umfang habe, aber anfange, abzusterben. Ein riesiger Birnbaum streckte seine kahlen Äste aus.

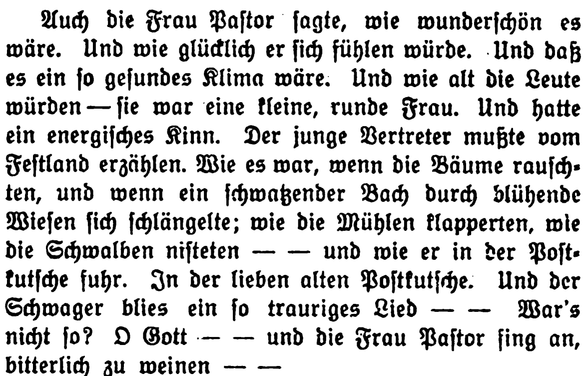
„Da ist er", sagte der Pastor.

Seine Frau stand auf der Treppe.

Was war's für eine herzliche Begrüßung. Wie sie sich freute, daß er gekommen war! Zweimal hatte sie ihr Mädchen an den Falm geschickt, um zu sehen, ob er käme! Und endlich! Endlich war er da!

„Hazzi!" machte Pastor Hinkelmann. Nun kriegte er also wirklich den Schnupfen!

Die Frau Pastor führte ihn in ein freundliches Gastzimmer; er konnte sich waschen und umziehen, und als er den beiden dann im behaglichen Wohnzimmer gegenüber saß, hatte er fast vergessen, daß er auf dem trotzigen Felsen im Meer war.



Auch die Frau Pastor sagte, wie wunderschön es wäre. Und wie glücklich er sich fühlen würde. Und daß es ein so gesundes Klima wäre. Und wie alt die Leute würden — sie war eine kleine, runde Frau. Und hatte ein energisches Kinn. Der junge Vertreter mußte vom Festland erzählen. Wie es war, wenn die Bäume rauschten, und wenn ein schwatzender Bach durch blühende Wiesen sich schlängelte; wie die Mühlen klapperten, wie die Schwalben nisteten — — und wie er in der Postkutsche fuhr. In der lieben alten Postkutsche. Und der Schwager blies ein so trauriges Lied — — War's nicht so? O Gott — — und die Frau Pastor fing an, bitterlich zu weinen — —

Es war schade, daß sein Zimmer nicht nach dem Meer hinaus lag. Er hätte nach der Unterhaltung beim Abendessen so gern noch einen Blick hinausgeworfen, nach Größe sehnte er sich auf einmal, nach Frieden. Er hatte Geschichten gehört von einem geohrfeigten Mädchen, einem entrüsteten Vater, einem Aufruf, der Zitronenwasser als Getränk empfahl, von Schnepfen und einem gestohlenen Hasen — — und es wogte in seinem Hirn, und er dachte, wenn er jetzt das Meer sehen könnte in seiner heiligen Ruhe, müßte es recht erquicklich für ihn sein. Aber er sah nicht das Meer. Er sah nur den gewaltigen Maulbeerbaum. So legte er sich dann zu Bett, dankte Gott für die glückliche Überfahrt, gestand sich, daß er todmüde war — und schloß die Augen. Und dann war er eingeschlafen.

Voll Entsetzen fuhr er auf. Lauschte hinaus — —

Dicht vor seinem Fenster mußte das Tier sitzen, das seinen Jammer der stillen Nacht anvertraute. Es waren hohle, dumpfe Töne, die sich aber ganz unerwartet zu bedeutender Höhe aufschwangen — um in der Tiefe zu ersterben. Dann war es still — und aufatmend drehte sich der müde Mann zur Wand um. Aber gerade als er sich wieder zwischen Wahrheit und Dichtung befand, begann eine Klage, eine Terz tiefer, die vom Birnbaum herüberkam. Durchdringend, herrschsüchtig, wie verstimmte Cellotöne — und dann eine vom Maulbeerbaum — mit einem tiefen, vollen Klang; Pastor Hinkelmann saß aufrecht im Bett — jetzt war's eine Stimme von oben und eine von unten — von rechts und von links — und dann lange, helle Schreie, als ob Kinder schrien und wimmerten und jammerten — immer mehr! Immer mehr!

Er hielt sich die Ohren zu. Sein Herz war voller Zorn und Rachsucht. Er wußte, daß es die Liebe war, die diese ungeheuerlichen Klagen hervorbrachte. Aber er hatte kein Verständnis für dieses göttlichste aller Gefühle. Er wühlte seinen Kopf in die Kissen — dachte an das Rauschen und Plätschern der Wellen am Boot, das Gurgeln am Kiel, des Windes Jauchzen in den Segeln — über alles hinweg jammerte und schrie die Liebe. Er dachte an die Tränen seiner Mutter beim Abschied, das Klingen und Singen der Glocken am letzten Sonntag, an seiner Schwester Schluchzen und seines Vaters ernste Worte — — die Liebe übertönte alles. Das Stelldichein sämtlicher Kater und Katzen der Insel schien am Maulbeerbaum zu sein. Und alle Empfindungen, deren Katzen nur fähig sind, kamen unter seinem Fenster zu



beredtem Ausdruck. Wütend sprang er endlich auf, stieß das Fenster zurück und goß einen Krug Wasser aufs Geratewohl aus, trotzdem die Frau Pastor ihm gesagt hatte, wie wertvoll das Wasser auf der Insel sei! Das Geschrei verstummte; er atmete auf — aber dann setzte es mit erneuter Kraft ein, als ob die Tiere wußten, daß ihnen nichts geschehen konnte. Pastor Hinkelmann schloß das Fenster wieder, zitternd vor Wut — und Kälte. Denn nun war es recht kalt geworden. Er band sich zwei Schnupftücher und einen wollenen Schal um den Kopf — es war, als würden hundert Geigen gestimmt. Verzweifelt zog er die Bettdecke über den Kopf.

Ein langes, scharfes Rasseln — ein Geräusch, das einem Gänsehaut über den Körper jagte — eine tiefe, beruhigende Stimme, die die Jammertöne für kurze Zeit zu besänftigen schien —

Die Glocke hat elf geschlagen! Elben is de Kloooot.

Gerechter Gott! Auch das noch! Der sanfte Pfarrer hatte einen Wutanfall. Hinrich Haas aber schien es für seine Pflicht zu halten, ihm genau mitzuteilen, wann eine Stunde verflossen war. Mit seiner Rassel kündigte er jede neue Stunde an. Jede neue Stunde. Pastor Hinkelmann wußte genau, wie spät oder wie früh es war. Und das war seine erste Nacht auf dem stillen Felsen von Helgoland.

* * *

Pay Klaasen hatte das Fenster seiner Stube fest verhangen, den Riegel vor die Tür geschoben — seit der Kontinentalsperre hatten einige Leute Riegel vor ihren Türen — hatte neben sich auf der Truhe einen hölzernen Kasten stehen und war dabei, seine Taler zu putzen. Mit großem Eifer putzte er; und war einer fertig, hielt er ihn prüfend etwas von sich ab und freute sich, daß er wieder glänzte. Seit zwanzig Jahren lagen sie in dem hübschen Kasten, den ein englischer Offizier ihm geschenkt hatte, in ein wollenes Tuch geschlungen. Mit eisernem Schloß war er verschlossen und stand in der Schlafkoje zwischen der Wand und einem Balken. Niemand wußte davon, und doch verließ er seines Schatzes halber selten das Haus. Immer fürchtete er, daß man ihn ihm nehmen könnte. War er aber einmal kurze Zeit fortgewesen und kam dann wieder, war sein Herz voll Angst und Mißtrauen, ob er auch noch da sei. Besitz bringt Sorgen. Pay Klaasen hatte keine ruhige Stunde, weil er ein reicher Mann war.

Ei, wie er rieb! Er atmete rasch, so strengte er sich an. In Haufen zu zehn Stück standen sie. Wie hübsch das aussah! Wie sie glänzten! Der Alte hatte seine Freude dran. Sein altes Herz wurde ganz warm bei dem Anblick. So zärtlich ließ er seine dürren, braunen Finger über das kalte Metall gleiten. Es hieß, daß Silber kalt war und keine Seele hat? Es hat eine Seele! Er wußte es! Und diese Seele verstand er; die sprach zu ihm. Diese Seele schien sich in die seinige zu krallen, so daß es ihm unmöglich war, sich von ihr zu trennen. Keine Macht der Welt hätte ihn von seinen Talern trennen können.

Er rieb und rieb — und totenstill war's im Haus. Die alte Wibke Johannsen, die ihm das Haus besorgte, war fort. Der Kater, ein wundervoller schwarzer Kater mit gelben Augen, saß am andern Ende der Truhe und ruhte sich von seinen nächtlichen Troubadourtaten aus. Draußen wehte es stark. Aber Pay Klaasen hörte schwer. Da wußte er nichts davon. Und wenn es auch im Schornstein schluchzte und klagte, nahm es doch nichts von der Ruhe dieses Zimmers.

Es war ein kleiner, viereckiger Raum; vier Schritt im Quadrat. War wie eine Koje auf dem Schiff. Die geschwärzte Decke mit den starken Querbalken war so niedrig, daß ein großer Mann kaum aufrecht stehen konnte. In der Wand der Schlafschrank. Die rosa, arg verwaschenen Kattungardinen waren seitwärts gerafft und zeigten die Federbetten in rot karierten Bezügen. Der Truhe gegenüber Tisch und zwei Stühle und an der Wand neben der blauen Seehose Angelleinen, Südwester, eine warme Jacke und eine Büchse. Die Wand hinter der Truhe war mit Kacheln belegt.

Pay Klaasen rieb seine Taler. Und sein altes, durchfurchtes Gesicht mit den glattrasierten Lippen und den weißen Bartfransen von einem zum andern Ohr verlor seine Härte. Der festgeschlossene Mund konnte lächeln. Denn jetzt hielten die zitternden Hände den Louisdor, den ihm der Hannoveraner geschenkt für ein Briefchen, das ihm die schöne Mademoiselle Claire für ihn gegeben. Wie waren sie lächerlich, die Menschen! Wie hatten sie mit dem Geld geworfen! Da war einer, der seine Pfeife nur mit Hunderttalerscheinen ansteckte. Da waren andere, die einen Louisdor zahlten für ein kleines dummes Briefchen! Viele auf der Insel hatten solche Louisdore bekommen; aber nur wenige hatten gespart. Die meisten hatten es den Fremden gleichtun wollen; hatten gedacht, das müßte nun immer weiter so gehen mit dem schönen Verdienst. Hatten getrunken und gespielt, hatten schöne Kleider gekauft und neue Sitten auf der Insel einführen wollen. Und nun? Was taten sie nun? Nach den Fischen jammerten sie und nach den Schiffen. Und sprachen von der großen Not. Und hockten an der Feuerblüse; und standen am Falm; und kamen zu Pay Klaasen und wollten Geld. Seine schönen Taler wollten sie. Was er in guter Zeit gespart hatte, das wollten sie ihm jetzt nehmen.

Und auf einmal war sein Gesicht grämlich. An Jakob Andrésen Siemens dachte er. Und wie es dem doch endlich gelungen war, hundert Mark lübisch aus diesem schönen Kasten für seine Badeanstalt zu bekommen! Hundert Mark! Und dafür hatte er nun ein Papier, das Siemens „Aktie“ nannte. Und das doch nur eine Schuldverschreibung war. Peter Ölrichs wurde teufelswild, wenn er an die „Aktie“ dachte, die Siemens ihm aufgesnackt hatte. Und noch einige andere waren da, die nicht gut auf ihn zu sprechen waren, seitdem er ihr schönes Geld für so ein Papier umgewechselt hatte. Was machte er mit dem Geld? Eine Badeanstalt? Ja, das sagte er. Und hatte sie ja auch endlich überredet. Und Sir Henry King hatte auch einige Papiere genommen und er selbst auch; und im ganzen waren zwanzig Aktien untergebracht — das bedeutete zweitausend Mark! Und wie sie es gegeben hatten, waren den Helgoländern doch wieder Bedenken gekommen, und sie wollten ihre Taler wieder haben. Aber Andrésen sagte, er



hätte sie nicht mehr! Wo waren sie nun? Wenn sie ihn trafen, ballten sie die Fäuste und hatten böse Augen. Und einige sagten, daß er ein Betrüger wäre. Und konnten sie ihn früher nicht recht leiden wegen seiner besonderen Art, wegen seines schweigsamen Wesens, seiner Lebensweise, die so ganz anders war wie die ihrige, so standen sie ihm jetzt direkt als Feinde gegenüber. Ihr Geld steckte er in seine Tasche! Für ihr schönes Geld wollte er eine Badeanstalt gründen! Wenn die Aktionäre zusammensaßen und über das Unternehmen sprachen, das der Insel Reichtum bringen sollte, von dem Siemens wie von einer selbstverständlichen Wahrheit sprach, dann waren sie bleich vor Wut. Ein Späuk mußte das gewesen sein, daß sie sich von ihm hatten überreden lassen. Zwölfmal hatten sie nein gesagt. Aber beim dreizehnten Mal hatte der Teufel sein Spiel gehabt. — „In fernen Jahren werdet ihr mich noch segnen!" hatte Andrésen gesagt. Den Teufel auch, segnen! Als wenn er am Geld noch nicht genug hatte! Aber wart, min Jong!

Pay Klaasen putzte seine Taler. Aber die Freude dran war ihm auf einmal genommen. Denn da fiel ihm seine Tochter ein.

Auch seine Tochter war bei ihm gewesen und wollte Geld haben. Heimlich. Als ihr Mann am Falm war und hoffte, im Herbststurm könne wohl ein Schiff auf den Strand rennen; oder die Lotsenflagge könne ihn rufen. Er soll nur hoffen. Die Kinder hungern dabei! Sie war bei ihm gewesen und hatte für die Kinder gebettelt! Für vier Kinder! Und hatte von Gott gesprochen und von Liebe. Und daß sie seine einzige Tochter war, und daß er helfen mußte. Und daß das Elend bei ihnen eingezogen, seitdem Jaspers Schaluppe zertrümmert war. Schweigend hatte er sie angesehen. Alles wußte er. Es gibt keine Geheimnisse auf Helgoland. Aber er gab nichts. Andrésen Siemens hatte sein Geld. Und Antje hatte ihren Willen. Sie hatte einmal wählen sollen zwischen Jasper und ihrem Vater — und hatte Jasper gewählt. Mochte sie nun zusehen!

Ja, heimlich war sie zu ihm gekommen. Seit Jahren zum erstenmal. In der Dunkelheit; als der Sturm heulte und die See gegen die Felsen peitschte. Und er hatte sie angesehen und sie nicht wiedererkannt. Das schönste Mädchen war sie auf der Insel. Und war nun alt und hager und hatte eingefallene Wangen und hohle Augen. Da in der Tür hatte sie gestanden, und er hatte nicht gesagt: setz dich! Da drüben hatte sie gestanden — mit gerungenen Händen — und war lautlos wieder verschwunden. Und er hatte sie nicht zurückgerufen!

Und die Kinder hungerten!

Ach — sie waren nicht die einzigen. Man ging durch die Straßen und sah den Hunger auf den Hausschwellen hocken. Man ging über das Lunn und sah Frau Sorge dahinschleichen. Ihr grauer Mantel hüllte den ganzen Felsen ein. Die aber, die es verstanden hatten, zur Franzosenzeit die Kasten zu füllen, hielten sie fest geschlossen. Es waren gar manche, die silberne Taler hatten wie Pay Klaasen. Aber sie sahen ja nun, wie das Elend die Insel heimsuchte. Da hieß es, das Seinige zusammenhalten, damit für die Nächsten gesorgt war.

Es gab einige unter diesen Wohlhabenden, die das Elend vorausgesehen und zur Zeit des großen Verdienstes an die Zukunft gedacht haben wollten. Aber die meisten hatten sich dem Rausch hingegeben, den die Fremdenherrschaft über die Insel gebracht. So leicht sie es verdienten, so leicht hatten sie es auch wieder ausgegeben, denn die Lebensbedingungen hatten sich geändert. Sie waren gewohnt, von Fisch und Kartoffeln zu leben, von den Erträgnissen des Meeres und der Insel. Selbst Brot war für sie ein Leckerbissen gewesen. Durch schwere Arbeit hatten sie ihren Lebensunterhalt; die Natur hatte keine Geschenke für sie. Aber mit den Fremden änderte sich das; durch sie lernten sie Genüsse kennen, an die sie nie gedacht. Die Stockfische genügten nicht mehr; sie mußten Fleisch haben. Kaffee war Volksgetränk geworden, denn er hatte keinen Wert! Statt des früher beliebten Husumer Biers trank man Rum und Branntwein. Die Männer kauften Tuchstoffe für ihre Anzüge und seidene Kleider für ihre Frauen. Und wenn man in die Springbude ging zum Tanzen, dann genügte es nicht mehr wie früher, daß man sich unter die Socken Segeltuch nähte, das die Sohlen ersetzte — Frauen und Mädchen mußten Zeugschuhe haben und weiße Strümpfe. Die Preise für Lebensmittel aber hatten sich vervierfacht.

Der Fremdenverkehr starb; und die Insulaner traten das Erbe an, das die Kontinentalsperre ihnen hinterließ. Es war ein Erbe, das ihnen Entsetzen einflößte.

In sträflichem Leichtsinn hatten sie Fischfang und Lotsendienst, der ihnen früher den Unterhalt gegeben, vernachlässigt. Sie hatten ihre Faulheit hinter der Entschuldigung versteckt, daß Hamburg für die Schiffahrt verschlossen sei und sie den Fischmarkt nicht besuchen konnten. Infolgedessen wurde der Bedarf von Küstenbewohnern, besonders von dänischen Fischern gedeckt, die nur den Fischfang in den großen Strömen und an der Küste entlang betrieben.

Der Lotsendienst aber, der ihnen stets großen Gewinn gebracht, schien ihnen gänzlich entwunden. Denn in Cuxhaven, Neumühlen, Blankenese und Hamburg hatten sich Kompagnien vereinigt, die größere und bequemer eingerichtete Schiffe hatten, als es die Helgoländer Schniggen und Schaluppen waren. Die beschränkten sich nicht darauf zu warten, bis man sie rief, sondern sie kreuzten vor den Mündungen der Flüsse, fuhren weit hinaus ins offene Meer und erhielten natürlich als die zuerst Kommenden den Vorzug vor den Insulanern, die von der Höhe ihres Felsens herablugten, ob Schiffe die Lotsenflagge hißten. Die englischen Seekarten erleichterten die Fahrt, so daß besonders englische Schiffe Lotsenschiffe auch ganz verschmähten. Von zweitausend Schiffen, die vorüberfuhren, signalisierten fünfzig nach Lotsen.

Das Schreckliche aber war, daß die Fischer an den ihnen notwendigsten Gerätschaften Mangel litten. Zur Zeit der Schmugglerfahrten waren ihre Boote arg mitgenommen. Die schweren Stürme hatten gar manche der flinken Slupen vernichtet oder schadhaft gemacht. Sie waren nicht ersetzt worden. Und mit den Angelleinen sah es traurig aus. Das sind gar teure Inventar-



stücke. An der Hauptleine sind etwa 3500 Angeln, und die Anschaffungskosten sind nicht unerheblich. Woher aber das Geld nehmen? Das in der Schmuggelzeit gewonnene Geld war ausgegeben; Ersatz war nicht gekommen. Die englische Regierung hatte einmal ein Schiff mit Lebensmitteln geschickt, damals, als die Not aufs höchste gestiegen — aber die waren bald verzehrt.

Ja, Pay Klaasen hatte wohl ein Recht, vergnüglich seine Taler zu putzen und sich ihres Glanzes zu freuen. Für ihn gab's keine Not. Er hatte im Überfluß zurückgelegt, hatte weiter gelebt, wie er's gewohnt war. Und hatte in Ruhe dem Alter entgegengesehen. An seine Tür konnte die Not nicht klopfen.

Und liebkosend fuhr er über das kalte Metall, das für ihn eine Seele hatte, und legte es wieder in den Kasten unter das wollene Tuch. Vorsichtig schloß er ihn zu und trug ihn an sein Versteck. Als Wibke Johannsen wiederkam, stand er am Türpfosten in drei Jacken gehüllt, hatte ein Stück Tabak im Mund, hatte sein grämlichstes Gesicht aufgesetzt und dachte an Jasper Botters, seinen Schwiegersohn. Eine tiefe Befriedigung empfand er, daß es dem so schlecht ging. Sein Vater hatte ihn vor vielen Jahren beleidigt. Wegen einer Schnepfe. Botters sagte, es wäre seine; aber Klaasen sagte: es wäre seine. Botters hatte sie genommen, Freunde und Nachbarn hatten das Ihrige getan, daß die Schnepfe nicht vergessen wurde. Als Jasper um seine Antje freite, hatte er ihn fluchend von der Schwelle gewiesen, und Antje war zu Jasper gegangen, ohne des Vaters Segen. Ohne das Bett, das ihre Mutter für sie gespart und verwahrt hatte. Und nun bettelte sie für ihre Kinder. —

Hei, wie der Wind wehte! Er blies den Frauen in der Gasse die engen Peiks um die Beine; er gab den Kindern rote Backen und rote Nasen; er trieb die beiden schwarzen Schafe vor sich her, die versuchten, durch ihr klägliches Schreien der Menschen Mitleid auf sich zu lenken. Auch die Schafe litten Hunger. Pay Klaasen dachte, wenn das so weiter ginge mit dem Wind, konnte man den Torf im Ofen noch lange nicht sparen.

Carsten Röhrs kam, der Lehrer, und Clas Thaten und Nan Hansen und einige andere. Gingen vor dem Wind, der so bequem von achter kam, und ließen sich treiben. Hände in den Taschen; die wollenen Jacken geschlossen bis zum Hals. Nan Hansen hatte die Perücke auf. Einen hübschen fuchsigen Zopf mit Locken an den Schläfen, in dem vor Jahren die Motten waren. Sie sollte vom Major von Zeska stammen, der sie auf der Insel zurückgelassen hatte, und sah von hinten sehr kleidsam aus. Aber der weiße Bart, der büschelweise Hansens untere Gesichtshälfte bedeckte, und die wollene Mütze mit dem Knopf, die gerade bis zu den pfiffigen Augen reichte, paßten nicht gut dazu und verliehen dem sonst ernsten Mann einen neckischen Ausdruck. Seine Frau wurde heute noch ein bißchen verlegen, wenn sie ihn in der Perücke sah, so anders ließ sie ihn erscheinen. Und als er einmal nach einer langen Sitzung im Pottchen sie auch im Bett aufbehalten hatte und sein Pontje ihn im Mondenschein neben sich liegen sah, rief sie voller Scham: „Aber Herr Major, wie kommen Sie denn hierher?“ Nan Hansen setzte sie nur bei kühlem Wetter auf.

Langsam gingen die Männer ihres Wegs. Grüßten kurz zu Klaasen hin. „Falm?“ fragte er. Und sie nickten. „Falm.“ Und er wäre gar gern mitgegangen. Aber er konnte nicht. Die blanken Taler verurteilten ihn zurückzubleiben. Die mußte er bewachen. Er hätte am Falm keine Ruhe gehabt. Und er sah ihnen nach. Neidisch und sehnsüchtig. Früher gehörte er zu ihnen. Und stand mit ihnen am Bollwerk und saß mit ihnen auf dem Bakberg. Und sah mit ihnen hinaus aufs Meer.

Das war nun vorbei. Besitz macht sässig. Und seitdem er die Aktie hatte, war's ganz vorbei. Dadurch schien er aus der Gemeinschaft ausgeschieden.

Die andern aber gingen ihres Wegs. Langsam, schlendernd. Sie hatten keine Eile. Ob sie eine Stunde früher oder später kamen — das Meer war das gleiche. Und der Felsen blieb auch der gleiche.

Am Bollwerk standen zwei englische Veteranen. Standen sich gegenüber und spielten ein neues Spiel: wer zuerst lachte, mußte einen Gin bezahlen. Seit zwei Stunden standen sie da, sahen sich an — aber lachen konnten sie nicht. Der letzte, der von den Veteranen gelacht hatte, hatte gar nicht mehr aufgehört. Er hatte so gelacht, daß die Leute auf dem Oberland zusammengelaufen waren. Und weil es so lustig klang, hatten sie alle mitgelacht. Aber auf einmal war er über die Klippen ins Meer gesprungen. Aus reiner Lustigkeit. Es waren unterhaltsame Leute. Er hatte auch ein Erbbegräbnis bekommen.

Langsam gingen sie den Falm entlang, zur Südspitze hin. Am hölzernen Bollwerk hämmerte ein Stelzfuß etwas zurecht — wohlwollend sahen sie zu, wie er lange den Nagel betrachtete und die Stelle, an die er sollte. Wie er dann mit dem Hammer ausholte und daneben schlug. Sie hatten nie etwas dagegen, wenn man an ihrer Insel etwas verbesserte; fanden sogar Worte der Anerkennung, wenn die englischen Veteranen so vernünftig beschäftigt wurden. Denn unter keinen Umständen hätten *sie* sich solcher Arbeiten unterzogen. Das hätte ja irgend jemand Vorteil bringen können! Das hätte ja ausgesehen, als wenn sie weniger wären als der Nachbar, der nichts tat. Man konnte doch dem andern nicht dienen! Aus rein republikanischen Empfindungen heraus ließen sie den Tang am Vorland liegen, so daß der Gestank davon die Insel verpestete; das Meer würde ihn schon wieder holen. Und republikanische Empfindungen waren es, die ihnen verboten, Straßen zu pflastern oder gar Rinnsteine anzulegen. Kam ein großer Regen, trug er das Überflüssige auf dem schräg abfallenden Boden davon. Jede Gasse wurde dann zum Rinnstein, und die Helgoländer sahen der himmlischen Reinigung ruhig und zufrieden zu.

Ja, es wehte stark. Sie mußten sich dem Wind entgegenstemmen, so fuhr er auf sie los. Und kalt war der Wind und drang bis auf die Haut. Manche von ihnen mochten an den Torf denken, der nur noch spärlich vorhanden war. Manche dachten an die Klagen der Frauen, die nicht wußten, woher sie Fische für die Kinder nehmen sollten. Schwere Stürme hatten geweht; zwei Schaluppen waren verloren gegangen. Man war

weit hinausgefahren — den Schiffen entgegen — aber die Schiffer lachten die Lotsen aus!

Wie belebt der Falm war. Zu zweien gingen die Männer daher. Schweigend, die Augen aufs Meer gerichtet. Lustige Worte, die sonst ertönten und kurzes Auflachen hervorriefen, gab es nicht mehr. Frau Sorge schritt ja an ihrer Spitze.

Schweigend standen die Männer am Bollwerk. Schweigend sahen sie über das Meer. Hilmar Dehn und Bad Lassen hatten die Kiker vor den Augen und bestrichen damit den Horizont. Andere standen auf dem Bakberg vor der alten Feuerblüse, diesem riesigen Backsteinbau, der wie ein alter, rußiger Schornstein anzusehen war. Fünfviertel Jahrhunderte lang war von den Bakenmeistern dort das offene Kohlenfeuer unterhalten, das den Schiffen Wegweiser sein sollte. Viertausend Pfund Steinkohlen wurden in Winternächten oft verbraucht, meilenweit leuchtete die alte Blüse. „Das Glück hat sich von der Insel gewandt, seitdem der neue Leuchtturm dort ist“, sagten die Insulaner und betrachteten ihn feindselig und wußten England wenig Dank für seine Güte.

Der alte Hinrich Lorenzen saß auf der Bank, die Jakob Andrésen Siemens dort aufgestellt hatte. Damals hatten sie alle gelacht über Siemens' Dummheit, die beiden schönen Bretter umsonst herzugeben. Und der Ratsmann Ohlsen wollte sie sogar wieder abgeschafft wissen, weil Siemens kein Recht hatte zu so eigenmächtiger Handlung.

Wo sollte das wohl hin, wenn jeder seine Bank aufstellen wollte. Und daß es für die Allgemeinheit war, wollte er schon gar nicht gelten lassen. Die Allgemeinheit wurde durch solche Neuerungen nur gestört. Denn auf einmal gab es nur einige, die sitzen konnten, während die andern stehen mußten. Das war eine Bevorzugung weniger gegen viele. Trotzdem blieb die Bank stehen. Denn Hinrich Lorenzen und Peter Ölrichs sagten, daß sie ihnen bequemer wäre, weil man die Buckel nun besser an der Blüse wärmen konnte, wenn die Sonne drauf schien. Hinrich Lorenzen und Peter Ölrichs waren über achtzig Jahre alt. Aber auch jüngere wärmten sich jetzt gern den Buckel.

Auch an der Blüse hockte Frau Sorge. Hockte zwischen Hinrich Lorenzen und Peter Ölrichs und spähte mit ihnen übers Meer. Die beiden hörten zu, was Timm Ralfs erzählte. Von dem Dreimaster sprach er, der jetzt vor einem Jahr auf die Klippen rannte. Er wollte keinen Lotsen. Der Kapitän meinte, sein Schiff allein an den Riffen vorbeiführen zu können. Kam von Spanien, und die Segel flatterten an den Rahen. Gerade auf Danskermann sin Horn lief es los, auf diese tückische Klippe, über die die Brandung schäumend sich wälzte. Bequem konnte man vom Felsen aus seinen verzweifelten Kampf sehen und konnte nicht helfen. In Schaum und Gischt war es eingehüllt, und an den Masten klebte das Schiffsvolk. Rosinen und Wein hatte es an Bord. Die Sandinsel war damit übersät. Und ein Fraß für die Fische war das Schiffsvolk.

Sie hörten zu. Und dachten an Rosinen und Malaga. Eine gute Hilfe wäre es für die Insel, wenn Gott sich ihrer erbarmen wollte.

„Es war besser in der Dänenzeit“, sagte Lorenzen.

Ja, es war besser. Viel besser. Auch mit den Strandungen. Denn jetzt wollten englische Schiffe das Strandrecht nicht auf sich angewandt wissen. Das war schon zu Zeiten der Sperre so. Sie wollten als Einheimische gelten. Stützten sich auf Privilegien, denen die Helgoländer ihre alten, verbürgten Rechte entgegenhielten. Fortwährend gab es Ärger. Alles ging vor die Londoner Gerichte. Ja, viel besser war es unter den Dänen.

„Wenn sie die Insel brauchen, geben sie uns gute Worte“, sagte Lorenzen. „Und Freiheiten sollen wir haben und Rechte. Ich habe Sir Henry King gesagt, es muß anders werden. Wir sind englische Kolonie, und sie müssen uns helfen. Aber Sir Henry King sagt: ‚I cannot help it‘.“

Dumpfes Schweigen.

„Er geht über das Lunn und gähnt. Und sagt, es ist langweilig. Er geht mit Andrésen Siemens, und sie sprechen von der Badeanstalt. Er ließ Jasper Botters kommen zum Boxen. Und er hatte Handschuhe an. Aber Jasper Botters hatte keine an. Und traf Sir King ins Auge, daß es vierzehn Tage lang jeden Tag eine andere Farbe hatte. Ein fixer Kerl ist Jasper Botters.“

Ja, das war er. Immer der Erste in der Slup; immer der Erste zum Verdienen. Vier Kinder waren da. Und er stand am Falm und sah übers Meer.

„Und immer schickt Sir King nach Andrésen Siemens —“ Timm Ralfs konnte ihn nicht leiden. Ein unleidlicher Kerl war er ihm; wollte immer recht haben. Und hatte ja auch immer recht. Aber wo soll das hin, wenn ein einzelner alles besser wissen will!

„Und ich sage, er hat kein Recht mit der Bank —“ Ratsmann Ohlsen konnte nicht drüber weg. „Und da muß ein Beschluß gefaßt werden — —“

„Aber es ist angenehm so.“ Peter Ölrichs saß so recht behaglich darauf.

„Ja — angenehm ist es —,“ das war nicht zu leugnen — „aber ist es seine Blüse? Kann er nicht fragen? Hat er zu sagen auf der Insel?“

„Nein, das hatte er nicht.

„Wenn er nicht weiß, was er mit den Brettern anfangen soll, baut er 'ne Bank. Das ist ja wie mit seinem Vater!“

Und sie sprachen über seinen Vater, der auch alles hatte besser wissen wollen. Ein reicher Mann war er geworden, hatte beim Hen- en Twerfahren ein Schiff in Hamburg eingebracht, das, von der Mannschaft verlassen, mit kostbarer Ladung von Philadelphia unterwegs war. Elftausend Mark lübisch hatte er erhalten. Und die Hamburger Assekuranzen stellten ihn an. Er galt als einer der besten Lotsen — was hat er für Geld verdient! Und hat alles verloren! Immer war er vor Gericht. Was hat die arme Pontje, seine Frau, gejammert! Und Jakob machte es genau wie der Alte.

(Fortsetzung folgt.)





Heideintermezzo.

Von ferne her ein dumpfes Keuchen,
Ein Rasseln, Dröhnen und Gestampf.
Hinter den stillen Gipfeln der Eichen
Schwebt ein grauer Kohlendampf.

Das Heideland beginnt zu zittern,
Die Falter sinken scheu und zag,
Der sanfte Frieden scheint zu wittern,
Daß ihm ein Gegner kommen mag.

Jach stürzt der Zug sich durch die Heide,
Mit Donnerschlägen durch den Tann,
Und dichter Qualm erfüllt die Weide.
Aufruhr und wildes Toben — dann

Verebbt der Braus: der letzte Wagen
Verrollt mit Murren, und hell und rein,
Als hätte sich nichts zugetragen,
Erblüht das Land im Sonnenschein.

Leo Heller.



Wenn der Frühling kommt...

Von F. Ledien, Dahlem. — Hierzu 20 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Wenn von einer Hauptphase der Frühlingserscheinungen gesprochen wird, so ist das eine willkürlich vereinbarte Bezeichnung des Zustandes, in dem nicht nur einzelne Pflanzen, sondern die Hauptmasse der heimischen Gewächse in Blüte und Laub prangt, die ganze Landschaft im Zeichen der schönsten Zeit des Jahres steht. Das ist bei uns um den 1. Mai herum der Fall und gekennzeichnet durch das Mittel aus den Erscheinungsdaten der ersten Blüten von Apfel, Birne, Traubenkirsche und der Begrünung der Buche. Die gewaltige Sinfonie, die in unseren Breiten auf der nördlichen Halbkugel der Erde im Monat Mai aus aller Herzen hinausjubelt in die Welt, beginnt mit recht bescheidenen Einzelinstrumenten, sobald der Schnee an gewissen bevorzugten Stellen den ersten nachdrücklichen Sonnenstrahlen dauernd weichen muß. Gerade diese ersten Daten schwanken sehr stark, weil der Kampf zwischen Sonne und Schnee in den verschiedenen Wintern gar zu verschiedenen Verlauf nimmt, besonders je nach Höhe und Dauerhaftigkeit der Schneedecke und Einfluß der herrschenden Winde, die den Eintritt günstigen Wetters um Wochen verschieben können. Aber auch je nach dem Vorhandensein zufälliger Schutzvorrichtungen, die in irgendeiner Weise die Sonne leichter und nachhaltiger zur Wirkung kommen lassen, zeigen sich im Januar und Februar Wochen betragende Unterschiede im Erscheinen der Blüten von Nieswurz oder Christrose (Abb. 17), Schneeglöckchen (Abb. 12), Seidelbast oder Kellerhals (Abb. 10). Am Südrand eines Waldes erscheinen diese ersten Boten oft zu ihrem eigenen Schaden so sehr viel früher als am Nordrand. Die Sonne erwärmt den schwarzen Boden oder die dunkle Schicht deckenden Laubes so stark, daß die schützenden Knospendecken die Blüten nicht mehr halten können; sie lassen sich nicht mehr bändigen, während in geringer Entfernung von jener Stelle unter weniger günstigen Besonnungsverhältnissen die gleichen Pflanzen noch fest ruhen. Später erst, wenn die Durchschnittstemperaturen der Luft allerorten gleichmäßiger geworden sind, kommt auch die wünschenswerte Stetigkeit in die allgemeinen Aufblühdaten, und wir gewinnen bald die Möglichkeit, auf Grund unwiderleglicher Beweise zu sagen: diesmal haben wir ein spätes Frühjahr, oder anders. Die Durchschnittzahlen aus längerer Zeit geben ein Bild des Ortsklimas und gestatten Rückschlüsse von praktischer Bedeutung. Das wird uns klar, wenn wir hören, daß der Beginn der Blüte des blauen Leberblümchens in Athen auf den 22. Januar, in Wien auf den 11. März und in Christiania auf den 2. April fällt, der des Birnbaums in Athen auf den 20. März, in Wien auf den 23. April, in Christiania auf den 22. Mai. Jede Pflanzenart hat eine bestimmte Wärmesumme nötig, um die einzelnen Stadien des Pflanzenlebens heranbilden zu können, und man hat recht gut verwendbare Zahlen gefunden, indem man die in der Sonne vom ungeschützten Thermometer abgelesenen Höchsttemperaturen aller Tage vom 1. Januar angefangen bis zum Tage des Oeffnens der Blüte summierte. So gewann man als gut vergleichbare Zahlen von natürlich nicht absoluter Gültigkeit: für die Entfaltung der Blüten von Schneeglöckchen 311, Märzveilchen 576, Aprikose 843, Pfirsich 1100, Apfelbaum 1423, Maiglöckchen 1649 Grad Celsius usw. Für die Reifung der Früchte liegen ebenso gewonnene Zahlen vor. Wärme und — sagen wir es auch gleich — Licht bestimmen also die vorerwähnte Zeitsumme, in der die einzelnen Vegetationserscheinungen ins Leben treten, und nur der Mangel hieran hält in unseren Breiten die Natur im Winter im Schlaf. In Athen beginnt das Erwachen schon so sehr viel früher und in Palästina noch früher, bis wir eine Grenze für die Möglichkeit des Erwachens finden in einem Zustand unweckbaren äußeren Schlummers, währenddessen die Pflanze an der Entwicklung der Blüten, Blätter usw. noch arbeitet und die unfertigen Organe nicht gern herausgibt.

Viel reicher nun wird das Beobachtungsmaterial, wenn wir nicht bloß die wenigen einheimischen Frühlingsboten zur Verfügung haben, sondern wenn wir im Garten die große Menge gleich frühblühender Pflanzenarten versammeln, die uns durch die Mühe der Botaniker und Gärtner jetzt aus allen Ländern der Erde mit ähnlichen Klimaten geliefert werden. Nordamerika und Ostasien sandten uns eine große Zahl oft den unsrigen nahe verwandter Stauden und Gehölze, die aber für das wenig geübte Auge des Laien den Vorzug haben, durch oft viel größere und kräftiger gefärbte Blüten leichter in die Augen zu fallen. Diese Fremdlinge, die übrigens bei uns vielfach schon Heimatrecht erworben haben, wie Flieder, Kaiserkrone, Roßkastanie, Akazie (besser Robinie genannt) usw., helfen heute dem bis vor kurzem öde daliegenden Garten den Eindruck überall sprossenden Lebens zu verleihen.

Wo vor Weihnachten kein Schnee lag, da fanden wir schon damals die weißen Blüten des Nieswurz oder der Christrose (Abb. 17), die sich im Februar zu voller Schönheit öffnen. Dann blüht die Haselnuß mit schwefelgelben Kätzchen, den männlichen Blüten,



1. Weißblühender Safran.

2. Kaiserkrone.

3. Japanische Pestwurz.

4. Blaue Kaschmirprimel vom Himalaja.

5. Blaue Traubenhyazinthe.

6. Scilla Hohenackeri.

7. Blauer Schneeglanz aus Kleinasien.

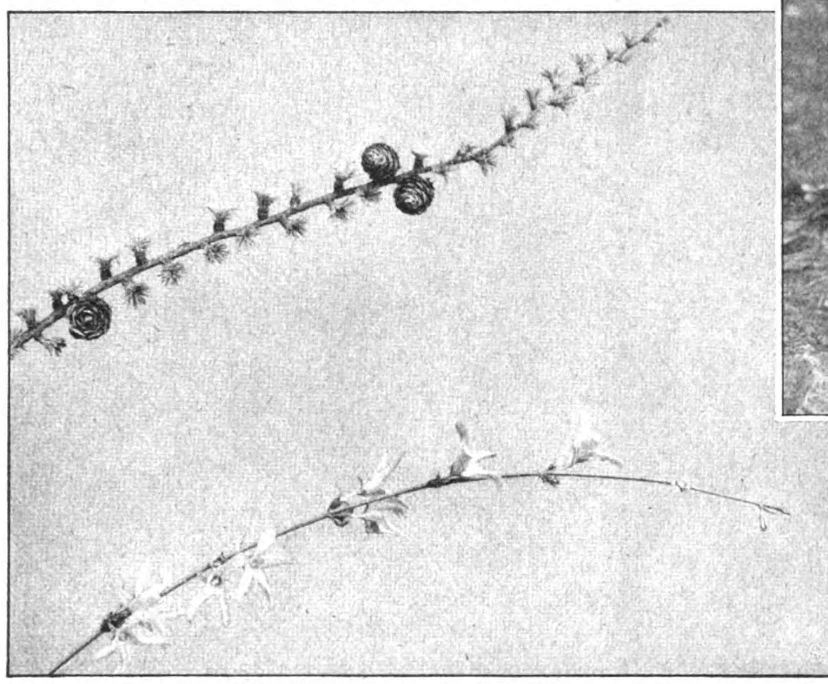
8. Alpensteinbrech der nördlichen Balkangebirge.



bei jedem Sonnenstrahl ihren Staub verstreuend für die in Gestalt winziger, roter Pinselchen danebenstehenden weiblichen Blüten; ebenso die Birke (Abb. 19) in ihren vielen Arten aus aller Welt. Winzige Blütenstände, gelbe und rote, zeigt auch die Lärche (Abb. 9) in diesen Tagen neben den alten Zäpfchen vom vorigen Jahr. Augenfälliger strahlt der Seidelbast oder Kellerhals unseres Buchenwaldes (Abb. 10) in der Fülle seiner rosa Blumen, denen später so scharf giftige, schön gelb gefärbte Beeren folgen. Daneben kommen überall die Schneeglöckchen hervor, von denen insbesondere Kleinasien mehrere großblütige Arten liefert (Abb. 12); mit ihnen klingt schön zusammen das tiefe Blau der Traubenhyazinthe (Abb. 5); dazu gehören auch Krokus oder Safran (Abb. 1), Kaiserkrone (Abb. 2), Scilla (Abb. 6) und Schneeglanz (Abb. 7), die in den kleinasiatischen und Balkangebirgen stellenweise riesige blaue Flecke im Geröll der sonst oft recht kahlen Berglandschaft bilden. Von der großen Masse der heimischen und fremden Primelarten zeigt unser Bild nur eine einzige blaulila blühende (Abbildung 4), während unsere Alpen und der Himalaja sowie die Gebirgsländer Chinas uns so viele Arten geschenkt haben, daß ihr Studium allein eine Passion befriedigen kann. In England gibt es eine „Primrose-Society", die große Opfer für die Gewinnung neuer Arten und Züchtungen bringt. Wir dürfen aber bei unserer Schwärmerei für die allerersten Frühlingsboten doch einige Gehölze nicht übergehen, die merkwürdigerweise in den Vorgärten anderer Städte viel mehr vertreten sind als in Berlins Umgegend. Es sind die Magnolien (Abb. 20) mit ihren weißen Tulpenblumen und die japanischen Goldglöckchen,



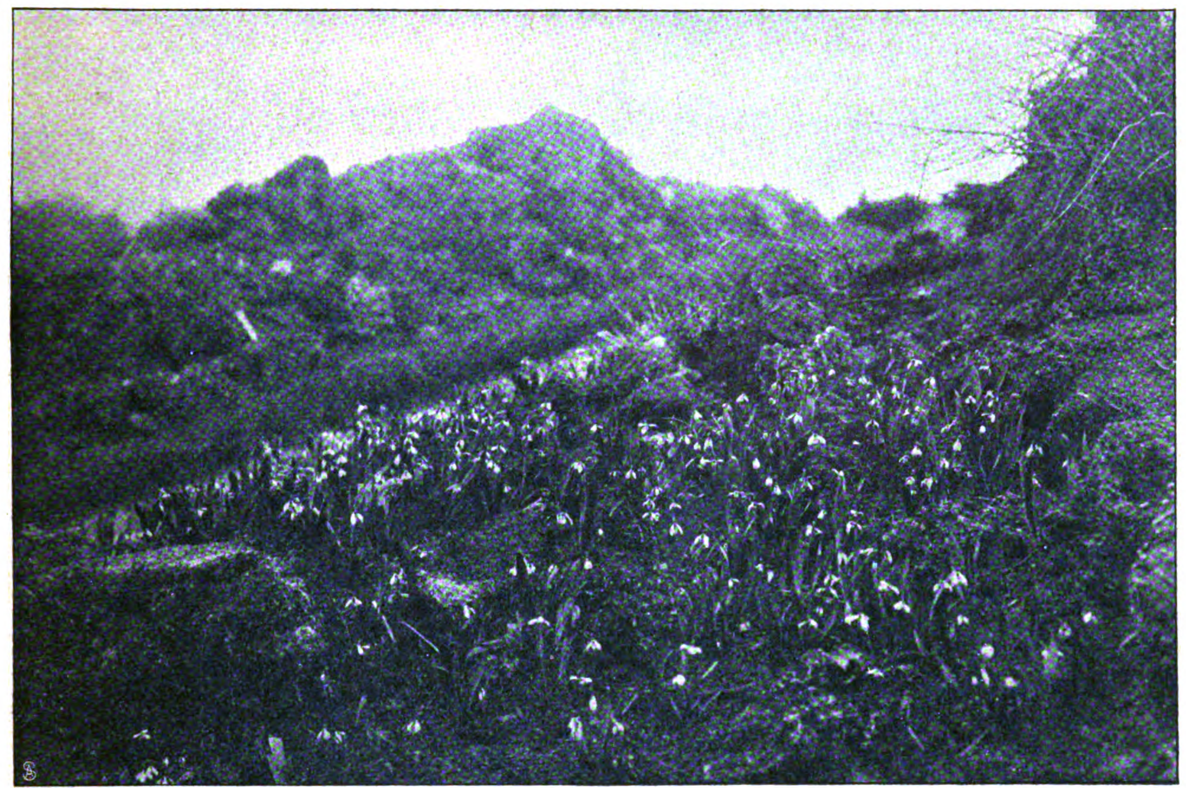
10. Rosablühender Seidelbast.



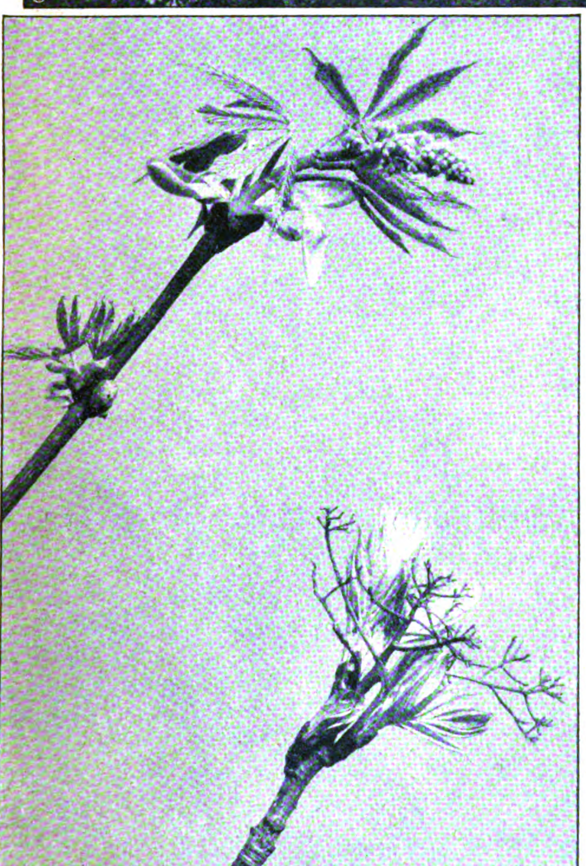
9. Japanische Lärche (oben) und Japanische Goldglöckchen.



11. Fleischfarbige Bruchheide.



12. Kleinasiatisches Schneeglöckchen.



13. Amerikanische Roßkastanie (oben) und amerikan. Eberesche.

Forsythia (Abb. 9). In den Vorgartenvierteln Berlins sieht man seine schwefelgelben Glöckchen immer noch ziemlich selten. Nirgend fehlt wohl im kleinsten





14. Torfheide.

Vorgarten heute der Rhabarber (Abb. 15), dessen faustförmig geballte, rotleuchtende Schosse sich jetzt auch aus dem Boden hervordrängen und uns ein schönes Kompott aus seinen Blattstielen verheißen. Einem Blumenkohlkopf ähnlich, kommt der japanische Verwandte





15. **Gebräuchlicher Rhabarber.**

unserer Pestwurz (Abb. 3) mit appetitlichen Köpfen heraus, die von den Japanern auch verzehrt werden. Auf einem mit Torf besonders hergerichteten Beet begrüßen uns die fleischfarbene Bruchheide (Abb. 11), deren Knospen wir schon im grünen Zustand lange vor Beginn des Winters an der Pflanze sahen, und die Torfheide (Abb. 14), die uns schon an das Maiglöckchen erinnern möchte. Von höheren Sträuchern stehen die Blütenknospen vor dem Aufbrechen und sind schon in diesem Zustand eine Zierde des Gärtchens, so die korallenroten, japanischen Quitten



16. **Stinkender Nieswurz.**

(Abb. 20) und die ebenfalls japanischen Spiräenarten (Abb. 19). Eine Menge fremdländischer Gehölze erregen unsere Aufmerksamkeit durch die vielfachen Schutzmittel, die sie ihren Blattknospen mit auf den Weg geben, und die wir schon an der gemeinen Kastanie bewundern; bei anderen Kastanienarten womöglich noch mehr und durch lebhafte Farben auffälliger hervorgehoben (Abb. 13). Große, dicke, lederartige Knospenschuppen, ein steifer Lacküberzug, stark entwickelte Deckblätter, wolligfilzige Behaarung usw. müssen dazu dienen, die zarten, kunstvoll zusammengefalteten Blätter in der Knospenlage zu schützen. Das finden wir bei jeder Gehölzart in anderer Form, aber immer gleich zweckmäßig und auf die wunderbar einfachste Weise ausgebildet. Beim Aufbrechen dieser dicken Blattknospen werden oft Farben gezeigt, die von weitem Blüten vortäuschen. Die größte Freude aber gewährt, dem heutigen Wandertrieb entsprechend, eine Steinpartie mit den Kindern der Alpenflora, die wir auf unserer Sommeralpentour dicht am Rand des Gletschereises im Juni und Juli zu finden gewöhnt sind; sie erblühen uns in den Felsgärten der Ebene, wenn der Schnee eben der Sonne weicht, und entzücken uns mit Recht durch ihre Farbenpracht, ihren feinen Blütenbau und merkwür-



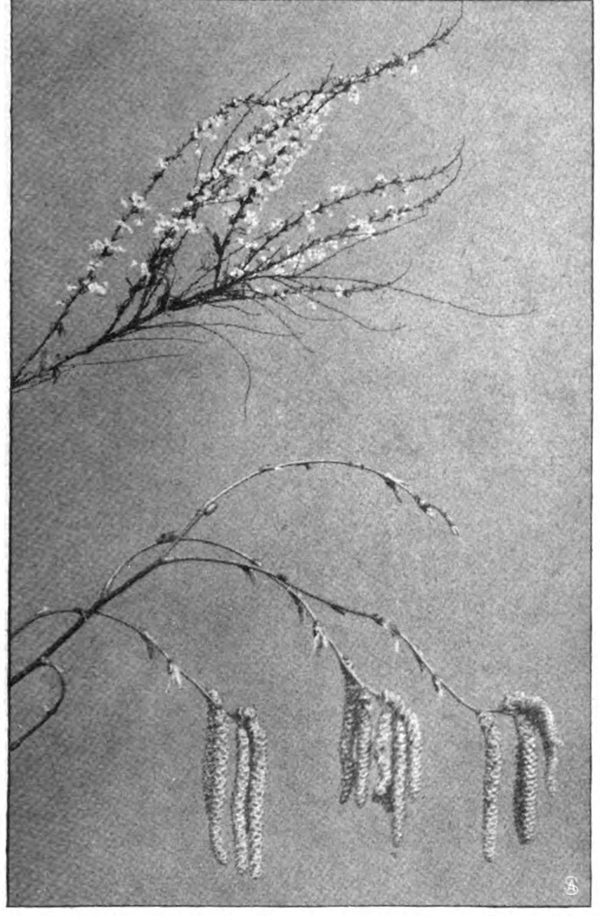
17. **Christrose.**

diges, polsterförmiges Wachstum der kleinen Blattrosetten. Die Edelsteine der Alpenfelsgeröllflora können wir auch bei uns recht gut kultivieren. Der Anblick jener entzückenden Zwergblumen, der Steinbrech (Abb. 8), Enzian, Aubrietien, Primeln und vielen, vielen nicht so allgemein bekannten Arten, soll uns an die schönsten Stunden einer Alpentour erinnern. Alle Gebirge der Welt steuern dazu bei; außer den deutschen, besonders die der Mittelmeerländer, ferner Kleinasiens, des Himalaja (Abb. 18), Chinas und Nordamerikas. Leider ist ihre Kleinheit und Zierlichkeit

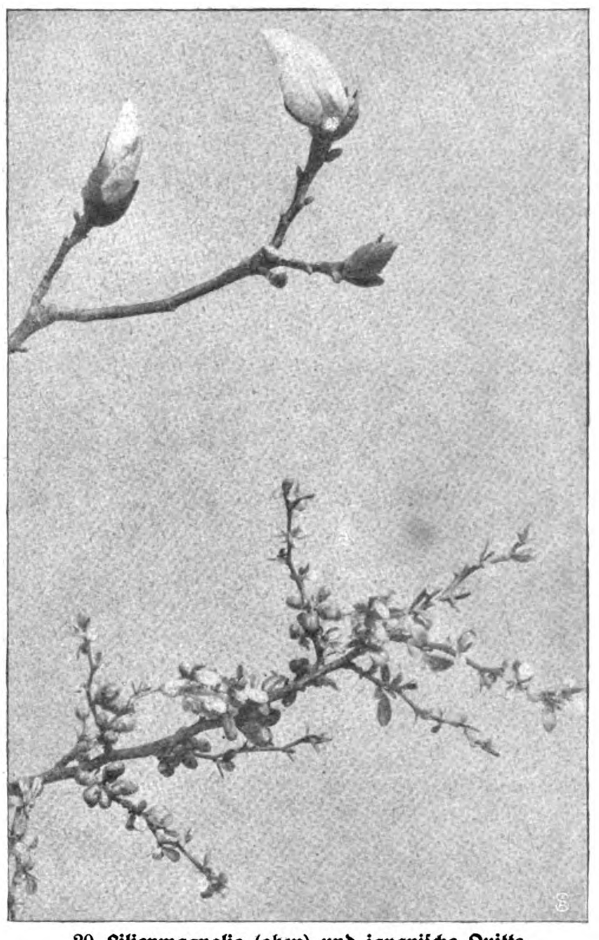


18. **Dickblattsteinbrech vom Himalaja.**





19. **Japanischer Spierstrauch** (oben) **und amerikanische Birke.**



20. **Lilienmagnolie** (oben) **und japanische Quitte.**

meist ein Hindernis für ihre Wiedergabe im Schwarzdruck; ihre Schönheit liegt eben in den Farben.

„Om mani padme hum", o du Wunder in der Lotosblume! Diese tibetanische Formel des buddhistischen Glaubenzeugnisses möchten wir vor jeder dieser Blumen in Frühlings- und Naturbegeisterung rufen, nachdem wir so lange nichts als tote Blätter, leere Bäume und Schmutz in den Gärten und Anlagen sowie im Wald gesehen haben. Wie reich sind doch alle die, die einen Garten — wenn auch noch so klein — ihr eigen nennen können!

Carnegie zu Hause.

Von Günther Thomas. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Vor wenigen Wochen war der amerikanische Botschafter Dr. Hill in der Lage, dem vom Kaiser eingesetzten Komitee zur Verwaltung des von Andrew Carnegie gestifteten Heldenfonds ein gewichtiges Bündel von Obligationen des Stahltrusts zu überreichen. Ihr Nominalwert betrug, wie der Stifter angekündigt hatte, 1¼ Millionen Dollar, und das Komitee hat absolute Vollmacht, die Obligationen zu veräußern, wodurch eine beträchtlich höhere Summe als der Nominalwert erzielt werden könnte, oder sie zu behalten, um den höheren Zinsertrag zu genießen. Die dem deutschen Komitee, dessen Vorsitzender ex officio der jeweilige amerikanische Botschafter in Berlin ist, übertragene absolut freie Verfügung über den gestifteten Fonds charakterisiert den Stifter besser, als Worte es vermögen. Ich habe euch das Geld gegeben, jetzt seht zu, wie ihr es am besten anwendet, ich mische mich nicht ein — das ist der Standpunkt des amerikanischen Multimillionärs.

Naturgemäß sind dadurch wieder alle Augen in Deutschland auf diesen merkwürdigen Mann gelenkt worden, der es im letzten Jahrzehnt ungefähr verstanden hat, dauernd von sich reden zu machen, nicht nur in seinem Adoptiv-Vaterland und im Land seiner Geburt, sondern in der ganzen zivilisierten Welt. Auch früher schon war er bekannt — aber nur als der immens reiche Stahlkönig, der häufig bitter angefeindet wurde, weil er mit seiner Arbeiterschaft in den riesigen Stahlwerken, Koksöfen usw. bei Pittsburg, Homestead, Connellsville in Pennsylvania harte Kämpfe durchfocht. Damals hat er wohl wenige Freunde und Bewunderer gehabt, von seinen persönlichen Bekannten abgesehen, sondern die große Welt war eher geneigt, in ihm den

herzlosen Amerikaner zu sehen, der keine andre Lebensaufgabe kenne, als Reichtümer anzusammeln und die Fangarme seines Riesentrusts immer weiter auszustrecken. Um so erstaunter war die ganze Welt, als sich ganz plötzlich aus dem kalten berechnenden Stahlmagnaten mit dem Herzen von Stahl ein allem Menschlichen zugänglicher, von hohen Idealen,



Phot. Fleet Agency.

Carnegies Tochter.

Phot. Fuller & Osborne.

Carnegie als Angler.

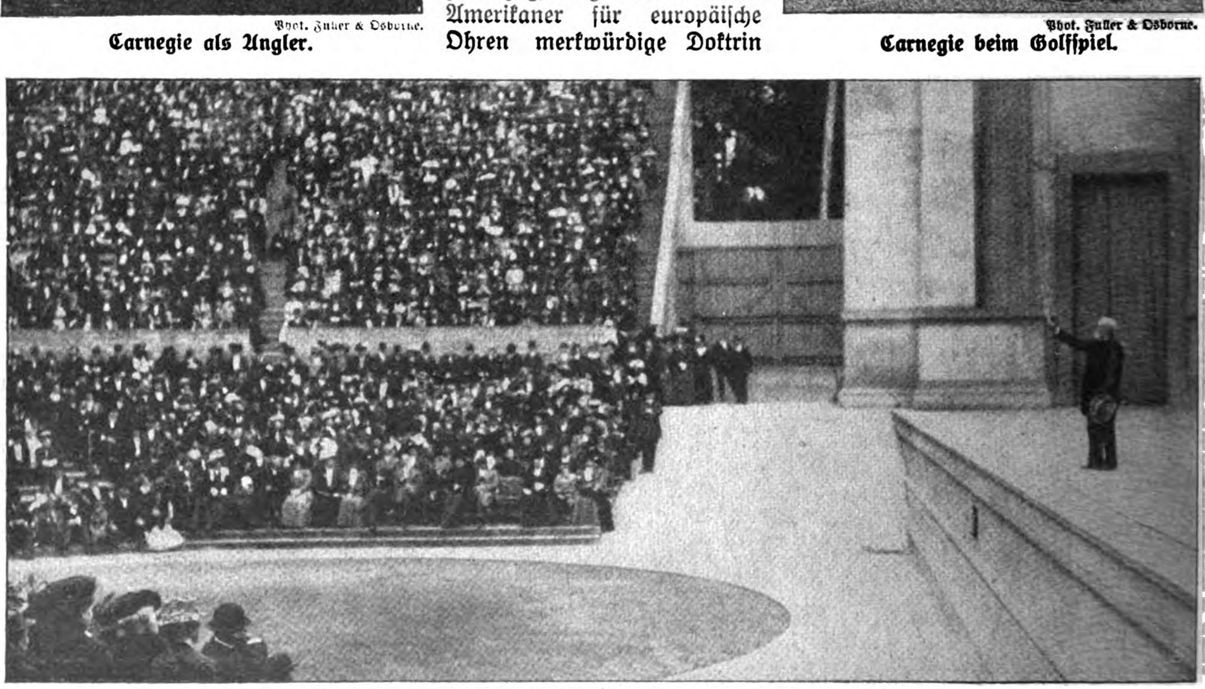
von wohlwollenden Ideen erfüllter Mensch mit einem warmen Herzen von Fleisch und Blut entpuppte. Seit dem Augenblick, da Carnegie sich aus dem geschäftlichen Leben zurückzog, die gerade bei einem Amerikaner für europäische Ohren merkwürdige Doktrin verkündete, daß es für einen reichen Mann eine Schande sei, als reicher Mann zu sterben, und alsbald durch Stiftungen, denen selbst sein ärgster Feind den großartigen Zug nicht abstreiten kann, seine Lehre in die Tat umzusetzen begann, ist Andrew Carnegie einer der meist genannten Männer der Alten und Neuen Welt geworden und geblieben.

Anfangs hörte man



Phot. Fuller & Osborne.

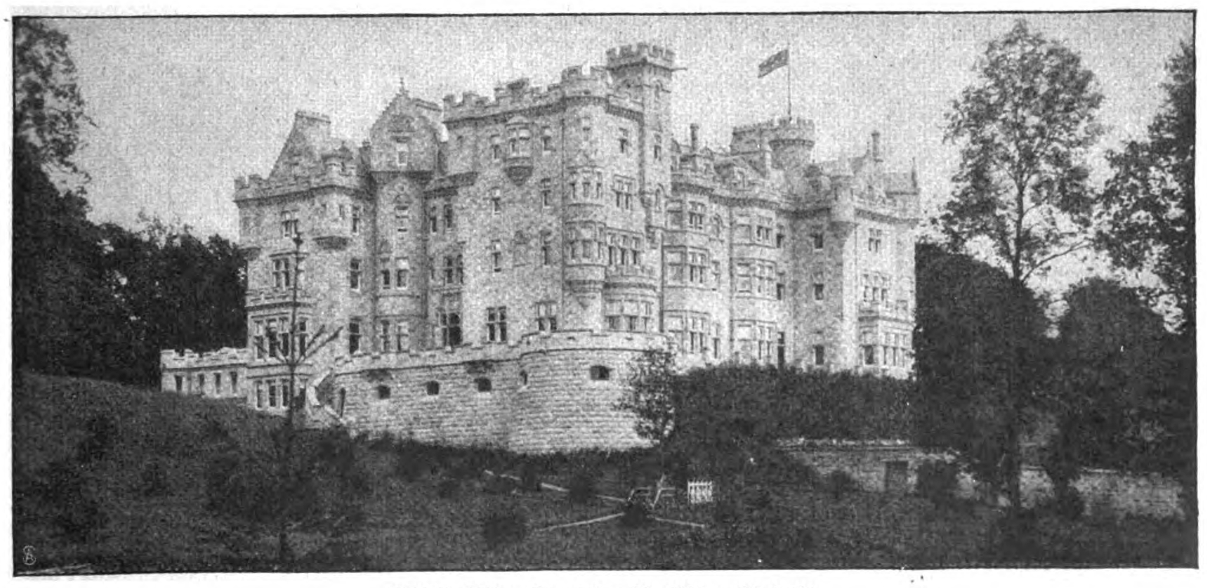
Carnegie beim Golfspiel.



Ansprache Carnegies in dem Griechischen Theater in Oakland, Kalifornien.



Andrew Carnegie und seine Gattin. Phot. The National News Association.



Schloß Skibo, Carnegies schottischer Wohnsitz.





Phot. Brown Bros.

Carnegies Arbeitzimmer in Neuyork.

wohl hauptsächlich vom fabelhaften Reichtum des Mannes. Zahlenwütige Statistiker rechneten aus, wie viele Dollars er jede Minute einnehme und ausgebe; es wurde von der märchenhaften Pracht in dem großen, übrigens von außen recht nüchternen und unschönen Palais an der fünften Avenue in Neuyork (Abb. nebenst.), von dem Schloß in Schottland (Abb. S. 457) und dessen Teichanlagen und Jagdgründen, von der Orgel, die ihn allmorgendlich in Neuyork, und von dem schottischen Dudelsackpfeifer (Abb. nebenstehend), der ihn in Skibo Castle wecken muß, erzählt. Bald aber änderte sich das. Wir hörten von seinen großen, weite Gebiete umfassenden Stiftungen, die schon dadurch allein darauf schließen ließen, daß der Mann einen weiten Horizont haben und sich für vieles interessieren und mit Verständnis auf Sachen eingehen müsse, die ihm eigentlich sehr fernlagen. Dann trat er als öffentlicher Redner und Schriftsteller auf, wiederum auf verschiedenen Gebieten, und wenn auch sein Erfolg in dieser Hinsicht unzweifelhaft zum Teil darauf zurückzuführen ist, daß es eben Carnegie ist, der da sprach oder ein Buch oder einen Artikel schrieb, so ist doch nicht zu leugnen, daß namentlich seine Reisebeschreibungen, besonders seine Stimmungsbilder eines fesselnden, auf Empfindung und eigenartige Auffas-



Phot. Underwood & Underwood, N. Y.

Carnegies Palais in Neuyork.



Phot. Fuller & Osborne.

Der schottische Dudelsackpfeifer,
der Carnegie jeden Morgen wecken muß.



Der amerikanische Multimillionär (×) als Ehrendoktor der Universität Aberdeen.

sung verratenden Zuges nicht entbehren. Auch auf rein politischem wie auf volkswirtschaftlichem Gebiet ist Carnegie schriftstellerisch tätig gewesen.

Eine große Idee aber beherrscht ihn vor allem anderm. Carnegie hat sich ganz in den Dienst der allgemeinen Friedensidee gestellt. Gerade in dieser Hinsicht sind die von ihm geäußerten Ansichten vielleicht manchmal zu ideal, z. B. wenn er behauptet, alle Kriegsgefahr könne mit einem Schlag aus der Welt geschafft werden, wenn der Deutsche Kaiser einfach Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Amerika aufforderte, sich mit ihm zu einer Verabredung über die Einschränkung und Abschaffung der Rüstungen zu vereinigen! Aber trotzdem: es ist herzerfrischend, in diesen nüchternen Zeiten einen Mann unter uns zu haben, der sich als ungewöhnlich erfolgreicher Geschäftsmann, als einer, der sich vom armen Laufjungen zum Stahlmagnaten emporgearbeitet hat, als Mann von Welt und Wissen und Klugheit ein so warm für die Leiden und Schwächen seiner Mitmenschen empfindendes Herz in der Brust bewahrt hat, und der für die Aufrichtigkeit seiner Empfindungen Riesenzahlen sprechen läßt

---

Die schöne Melusine.

Roman von

Viktor v. Kohlenegg.

18. Fortsetzung.

Die Krankenschwester konnte der Rat nach wie vor nicht leiden; sie mußte jedesmal nach ihrer Handreichung möglichst wieder aus seiner Nähe verschwinden. Aber mit dem Egoismus des Kranken hielt er an Emmis Anblick fest. „Du gutes Kind", war sein immer wiederkehrender Dank, und sein Auge hing mit eigentümlichem Leuchten an ihrer Gestalt und folgte ihr langsam, wenn sie durch das Zimmer ging. Auch Lily Caspari duldete er in seiner Nähe und schien sich an ihrer frischen, blonden, ruhigen Erscheinung zu freuen.

Ein oder das andre Mal sagte er zu ihr: „Es ist nichts mit Oskar. Schade. Dummer Kerl.... Wo ist sie — die andre?" Sein Auge verlangte wohl nach Schönheit, Jugend und Frische, wollte sich daran laben.

Dann neigte Lily den Kopf, zog ihm die Decke höher über die Knie, denn er fror immer, so warm es war, und sprach von etwas anderem.

* * *

In der fünften oder sechsten Woche, es war längst heißer Juni geworden, kam Melusine zurück.

Als Oskar vor ihr stand, da begriff er sich selbst nicht mehr in diesen letzten Wochen. Wie hatte er ihre Erscheinung, die Wirkung ihrer Person so völlig vergessen können? Sein feines Gewissen schlug. Er hatte sich in sich selbst eingesponnen gehabt; und nun erschien ihm *seine* Welt plötzlich wieder fremd und fern, eng und ängstlich, jedes frischen Lebens und jedes Schwunges bar. Melusine war das Leben! Und er hielt es bezaubert und erschüttert in den Händen.

Und er dankte ihr stürmisch mit Blicken und auch mit Worten. Das war der erste Eindruck und seine Folge.

Melusine, wie unlöslich an seine Seite geschmiegt, musterte ihn im Wagen. Strich über seine Stirn. „Du hast Falten da. Du bist ernster geworden — in knapp sechs Wochen. Nun ja, ihr habt Trübes erlebt, und du hast viel Verantwortung und Arbeit. Wie geht es dem Vater? Ich komme gleich morgen hin. Jetzt ist es zu spät. Es hat mir so leid getan und mich deinetwegen erschrocken! Der arme Vater. Was wird nun? — — Als ich dich vorhin beim Einfahren des Zuges auf dem Perron erblickte, da wollte ich dir erst gar nicht glauben, so ernst und gedankenvoll standest du da. Prägt sich die Würde schon aus?" Sie lächelte und schob die Hand leidenschaftlich suchend und greifend in seinen Arm. „Ich war unversehens eifersüchtig und mißtrauisch, daß ich es sage. Jetzt bist du schon wieder menschlicher, und es ist mir viel lieber, Oskar.... Aber du bist auch jetzt noch schweigsam. Hat keiner und keine mit dir gesprochen inzwischen? Und deine Stirn scheint blasser und faltiger!"

Sie schmeichelte und beobachtete ihn scharf.

Er ruhte in dem Duft ihrer Kleider und ihrer körperlichen Nähe. Still, fast wunschlos nach dem ersten Entzücken. Dann nahm er sich zusammen.

„Wie war es? Sprich —!"

„Schön. Herrlich! Ich hasse Berlin. Ich habe nur Angst in Berlin und vor ihm. Draußen bin ich wie in einer liebenswürdigen Fremde, auf die ich lächelnd und gnädig und meiner froh und sicher herniedersehe. Ich bin so viel reicher da draußen. Ich habe es noch niemals so empfunden wie jetzt in dieser langen Zeit, die eine währende Anspannung und Gewöhnung zuließ. Kränzlin hat mich wieder wundervoll gespornt. Er schätzt dich und grüßt. — — Nein, sage, wie geht es Vater?"

„Besser."

„Das ist schön! Und wird es andauern?"

„Wir hoffen es. Aber ob er ganz genesen wird, das steht noch dahin. Es kann lange, lange so oder ähnlich wie jetzt bleiben. Und ich weiß nicht, ob man ihm das wünschen soll."

„Wie traurig, Oskar!" Und sie schwiegen.

Der Wagen rollte, die Straße lärmte. Und ihre Seelen gewöhnten sich wieder aneinander. Ja, mit einem Mal war es ihnen beiden, als wäre Melusine niemals weggewesen. Es war wie ein Gefühl der Reaktion und fast des wiederkehrenden Alltags. Und sie erkannten sich wieder, sahen wieder klarer um sich, rochen den heißen Juni auf der staubigen Straße, sahen den schmierigen blauen Rock des Kutschers, auf dem die Silberknöpfe peinlich blitzten. Hinter Melusines Stirn begann es schwach zu stechen und zu bohren. Und noch ehe sie dem brütenden, in Staub und Sonne schmachtenden Zentrum der Stadt nahewaren, beschlich es sie beide schon — kaum faßbar — wie von feinster, selbstquälerischer Unlust vor dem nun wiederkehrenden inbrünstigen Überschwang mit seinen Höhen und Tiefen nach diesem ersten überstarken Aufschwung.



Da sprachen sie wieder vom Vater. Es lag wohl am nächsten und war kein allzu persönliches Thema.

Dabei wiederholte sie von Mal zu Mal die Worte: „Es tut mir so leid!"

Aber plötzlich wußte sie auch im untersten Herzen, daß es sie ein wenig störte. Sie kam aus schimmernder Fülle und heißem Leben. Und hier ... ach, hier war es wieder grau. Die gleichen alten Gedanken standen am Straßenrand, um sie zu erwarten und zu begrüßen. Und aus dem Dunst der Straße stieg ein Arom der Erinnerung auf, Drückendes, Mahnendes, das sich wie eine dünne Kette und Fessel um Glieder und Seele band, und die plötzlich müde ganz allmählich niederzog, sacht niederbeugte wie unter der streichelnden Hand eines stillen und unabwendlichen Kummers und unaussprechlichen Grams.

Und nun war auch noch Krankheit da und Trauer, Dumpfheit! ....

Und sie möchte doch fliegen, immer wieder fliegen mit ungebändigtem Drang, mit immer frischerer Lust! Möchte sprechen, ihr Herz ausschütten. Und dann wieder davonfliegen — — zum Leben, zum Leben, zur Höhe! — — Spielen! Spielen! Die herrlichen Worte klingen lassen ... die süßen Worte bilden ... die seligen Gesten schaffen — spielen! ...

Es war ein erwachender Groll in ihr, den nun auch Oskars Gegenwart je länger je mehr in ihr aufrief. Wie groß und stark der Mann, den sie so heiß liebte und begehrte, neben ihr saß, ohne sich zu rühren, in einer Ruhe, die geradezu aufreizte und beleidigte. Küß mich — beiß mich — schlag mich!

Es waren die Schatten und Mahnungen seiner Welt, die ihn umstanden und bewachten, und die mit einem Mal wieder und schon jetzt mit lautloser Stimme gegen sie einsprachen und sie mit spähenden, heimlich bösen Augen betrachteten und betasteten.

Ihr Herz klopfte in der wilden Angst ihres Blutes. Sollte sie es ihm gleich sagen oder bald, was sich da unten anzuspinnen suchte — was man ihr da unten nahezulegen sich bemüht hatte? ...

Jetzt nicht! Auch morgen nicht! Sie konnte und wollte nicht! Seine Nähe war stärker. Schon in ihren Gedanken hatte sie es gewußt. Es verbanden sie lebendige, blutheiße Fäden mit ihm. Das Leben besteht nicht aus Entschließungen, sondern aus Erfüllungen. Die Früchte werden reif. Sie würde einmal vor ihm niedersinken, dachte sie jäh, und sah das Bild greifbar vor sich — später — später — und würde seine Knie umschlingen und ihr Gesicht dagegen pressen....

Ihr Gesicht flammte, und ihre Hände zitterten.

„Was ist, Lieb?"

Und sie sah ihn starr an. „Ich bin hier — ich bin bei dir!" Und es war stärkste Wahrheit, daß sie die heiße Wirrnis bis zu Tränen reizte.

* * *

Der Papa erkannte auch Melusine.

Der alte Herr wußte, daß sie die Verlobte seines Sohnes war, und wußte von fern, daß irgend etwas dabei nicht gestimmt hatte. Aber das war jetzt zu mühsam zu ergründen, und es war auch belanglos an dem gemessen, was ihn selbst beschäftigte: er hatte bis gegen neun Uhr sehr gut geschlafen; und den Kaviar, den Oskar mitgebracht hatte, den sollte der Teufel holen! ...

Es kam vor, daß er Melusine und Lily verwechselte. Manchmal schien er es zu merken und sah die eine von ihnen, die gerade in seiner Nähe war, lange an; dann kicherte er wohl plötzlich vor sich hin oder reckte plötzlich den Kopf auf, und für die Dauer eines Blitzes kam etwas von dem alten herrischen Ausdruck in sein Gesicht, ein Sichbesinnen. Indessen in der nächsten Sekunde war die Erinnerung, wie mit einem Schwamm von einer Schiefertafel, von seinem Bewußtsein weggewischt, und nur ganz schwache Züge, wie sie ein zu harter Griffel auch auf dem Schiefer zurückläßt, blieben stehen; man konnte darüber simulieren, sie zu enträtseln suchen, indem man das Kinn senkte und ein bißchen brummelte, ähnlich wie Tante Tinchen; aber es war langwierig. Man wurde schläfrig darüber oder duselte gar völlig darüber ein.

Melusine kam täglich. Die etwas schleppende Sprache des Vaters schreckte sie anfangs ab; ebenso bedrückte sie auf die Dauer das gedämpfte Sprechen und Leben, das sich nur um den Kranken drehte, und das die andern durch die Gewohnheit kaum noch als etwas Besonderes empfanden. Sie saß befremdet da und suchte, wenn sie einmal allein bei dem alten Herrn weilte, nach Worten.

Der Mann, der sie früher mit artiger Kälte und Zurückhaltung behandelt hatte, war ihr nun erst recht unheimlich, als lauerte hinter seinen langsamen Worten eine Verschlagenheit oder Bosheit, als würde er sich im nächsten Augenblick erheben und sie schroff oder mit seinem alten sarkastischen Lächeln fortweisen. Erst allmählich, am vierten oder fünften Tag, kam ihr das Mitleid, jedenfalls die Duldung, und wurde auch sie mit den neuen Verhältnissen vertrauter. Und das uneingestandene Wissen davon, daß die Jugend nun hier im Haus herrschte, das tat auch ihr wohl und machte sie sicherer.

* * *

Lily Caspari aber kam nun seltener.

„Deine Schwägerin ist ja nun da, Emmi. Sie steht dir schließlich näher und wird dir gern helfen und dir auch Gesellschaft leisten", sagte sie in ihrer freundlichen, sacht abweisenden Art, wenn sie etwas von ihrem Innern zeigte.

Emmi bewegte die Lider und wurde rot. „O — das ist doch was anderes, Lily. Melusine, ich sage damit beileibe nichts gegen sie, hat ihre Interessen und für sich selbst zu tun. Sie ist wohl nicht so für das Häusliche oder Familiäre — ich weiß es nicht! Aber da du sagst, daß sie mir näher stünde ... Gott, Lily, du weißt es besser. Ich habe immer einen dunkeln Respekt, ich denke immer, man reicht nicht an sie heran, an ihre Gaben und Talente und an ihren ganzen Zug, so daß ich sie mir manchmal gar nicht mehr im Zusammenhang mit uns vorstellen kann; es liegt wohl an diesen traurigen Verhältnissen und an dem Druck, der auf uns ruht; — immer so, als schritte sie bei nächster Gelegenheit unbekümmert über einen fort, auch wenn sie eben in ihrer lieben Art gelächelt hat ... sie ist herzlich, sehr herzlich und kann einen enthusiasmieren."

Emmi war im Augenblick stolz über ihre Worte. Dann nahm sie wieder Lilys Hand.

Die sagte spöttisch: „Du siehst ja ein Wunder in ihr."

„Wie kannst du so sprechen! Ich sehe auch ihre Fehler. Gerade die Kehrseiten. Das, was ihr unlöslich anhaftet. Ich dächte, ich hätte es sehr deutlich gesagt. Bist du empfindlich, Lily?"



„Warum sollte ich es sein. Ich denke nicht dran." Und Lily senkte die blonden Wimpern und wandte sich in ihrer verschlossenen Weise ab.

„Du bist mit einem Mal so anders, seit Melusine wieder da ist. Nun ja. — Ich will nichts sagen! Du bist diskret, ich verstehe, du willst Melusine ihren Platz lassen.... Aber es ist übertrieben! Ich war dir so dankbar, ich freute mich schon jeden Morgen auf dein Kommen. Und wenn dann Oskar öfter dazu heraufkam, trotz seiner so großen Arbeitslast, ja — da schnitt es mich manchmal förmlich ins Herz... da — hätte ich manchmal zwischen euch aufstehen und davonlaufen können, ob du es glaubst oder nicht. — Sei nicht närrisch, du gutes Wesen. Melusine denkt nicht daran, ganze Nachmittage hier zu sitzen... sie kann auch nicht."

Doch Lily blieb dabei und kam seltener und seltener, so daß sie auch der Papa vermißte.

Melusine aber hatte Fräulein Caspari gut beobachtet, während sie im Wohnzimmer saß oder in der Nähe des Kranken.

Lily ging mit weichem Schritt, die schöne schlanke Gestalt in einem sichern Rhythmus wiegend, hin und her; sie hatte eine leise Hand, wenn sie dem Vater etwas antat, und zarte Worte, die aber durch den Ton ihrer Stimme und ihr Lächeln völlig unsentimental und eigentümlich klar waren.

Klar, sicher, klug und doch warm und innerlich leidenschaftlich, mit einem spöttischen Lachen oder Lächeln, wenn sie zärtlich und heiß wurde — ja, so war sie; und Melusine betrachtete das Mädchen mit der kühlen Haut und den resoluten weißen Händen mit immer lebhafterem Interesse, als wollte sie sein innerstes Wesen ergründen, rein aus Wissenschaft und aus einer bildnerischen Neugierde heraus. Aber dann doch auch bewußter und aus sehr — sehr menschlichem Interesse.

Und in ihre Seele zog dabei und für lange Minuten eine fremde wohltuende Ruhe der Erkenntnis ein, der aufschließenden und kühlenden Wahrheit. Ein Schauen, das wie ein Aufatmen war.

Und einmal war ihr dabei eine schier unvermittelte und in dieser Plötzlichkeit förmlich neue Erleuchtung durch den Sinn gezogen, die fast etwas Visionäres hatte... eine unendlich bestimmte Helligkeit....

„— — Lily wäre besser als Melusine!..."

Lily! — —

Es ging ihr noch lange nach, ohne daß sich andere Empfindungen und Gedanken dazu gesellt hätten. Nur immer die angenehm bannende und höchst eigentümliche Ruhe aus diesem Wissen. Und dann doch allmählich ein Druck auf dem Herzen und auf ihrem ganzen blutwarmen Wesen, wie er immer sich einstellt, wenn man zu lange in der blassen Sphäre des Erkennens geweilt hat. Nicht viel mehr! Nur mal ein Stich und ein jäher Schauer und dann ein breites, heißes, flammendes Brennen auf dem Herzensgrund. — — —

Lily aber kam seltener.

Auch Melusine merkte es und kniff die Lippen ein und sah auf Oskar, der immerdar ernst war und, ohne es nach außen hin besonders zu verraten, mehr als früher in sich lebte. Es war die Sorge um den Vater; Sorge ums Geschäft. Nichtsdestoweniger hätte sie ihn manchmal rütteln mögen, daß es von ihm abfiele, daß er aufwachte zu einem flüssigeren, impulshafteren Leben. Aber sie hütete sich dann doch, so sehr es sie schmerzte und erbitterte. Nicht daran rühren! Vielleicht zerstörte sie etwas... etwas, das auch für sie wuchs und sich bildete — gegen sie und für sie; ihm und ihr in einem letzten noch unbegreiflichen Sinn half! Ach, man durfte es wohl kaum nennen und bekennen.

Die kühle, kluge Lily! Vielleicht war sie doch ein wenig Schlange oder Eva!

Es war ein feiner erotischer Duft um das Mädchen mit den straffen schlanken Gliedern, mit dem kritischen Blick, mit den nur in den Mundwinkeln herben und sonst so vollen weichen Lippen! Melusine fragte sich, ob sie das jetzt mit Absicht und Voreingenommenheit sähe. Oder ob Lily wirklich in diesen sechs, sieben Wochen an Reiz zugenommen habe; wünschend und abwehrend zugleich. —

„Lily streikt", sagte sie einmal zu Oskar. „Und es ist so, als vertriebe ich sie euch."

„Ich kenne Fräulein Casparis Gründe nicht. Es will mir scheinen, als verstündet ihr einander nicht ganz."

„Sie interessierte mich immer — aus gutem Grunde."

„Nun, sie fühlt das vielleicht. Es ist das gleiche. Sie war immer so freundlich und hat unserer kleinen Emmi viel abgenommen. Das gute Ding wäre ohne sie kaum fertig und wohl etwas trübselig geworden."

„O, Emmichen läßt sich nicht unterkriegen. Nun schön. Aber es tut mir leid. Ich möchte bei Gott nicht stören.... Schließlich fehlt sie euch — auch dir, Oskar!" Und sie sah ihn von unten her mit scharfem und mit einem Mal schwerem Ernst an.

„Du bist nicht gescheut, Melusine."

Seine Stirn rötete sich. Er war ja so ehrlich, so ein schlechter Komödiant!

Sie blickte ihn immer noch an und hielt seine Hand. Dann sagte sie leise: „Als ich sie heute morgen bei ihrem kurzen Besuch wieder sah... nein, schon früher, in all den Tagen, da ich sie in der Stille beobachtete... da kam mir von ungefähr — nein, nicht von ungefähr, der Gedanke: sie paßte am Ende wohl besser für einen gewissen Jemand — für jemand, den wir beide kennen, wie? als eine gewisse andere, ich will sie nicht nennen. Sie zeigt in jedem Augenblick so viel allerbeste Haltung; sie wird immer mehr Dame; es ist wie eine letzte Blüte und Reife in ihr. Vielleicht aber auch Absicht. — Bei ihr ist Ruhe und Kühle und doch auch alles andere — heißere! Nicht gerade hinreißend — aber wer weiß das, wer kennt ihre Verschwiegenheiten mit süßem tollem Herzen. Dame, Bürgerin! Und sehr hübsch. Hast du es nicht auch manchmal gedacht, als ich so weit und so lange fort von hier war — wie? Ehrlich! —" Und sie hob, wie in Neckerei, die Augen ganz nahe zu den seinen, zuletzt drohend in ihrem Forschen.

Doch Oskar, der jetzt oft nervös und leicht verletzbar war, wandte sich kurz ab. „Ich bitte dich!"

Sie sah ihm groß nach. — Und er kam zurück und küßte ihr mit einer ihm sonst nicht gewöhnlichen Heftigkeit Hände und Lippen.

* * *

Oskar sprach auch über die Zukunft. Aber der Zustand des Vaters machte alles wieder ungewiß. Man war auch nicht immer allein; oft saß Emmi dabei, oder man ging mit der Schwester aus.

Und wenn man wirklich mal allein war — Melusine betrat zuweilen Oskars altes behagliches Bureau überm Hof, in das er sich nach Geschäftsschluß gern zurückzog — dann stand eine andere Sorge und zitternde Not zwischen ihnen, ein unverwischbares Erinnern an eine hingerissene



Stunde im Winter, die mit heißen Fäden an alle nachfolgenden Stunden geknüpft war; — stand wie ein feiner glühender Nebel zwischen ihnen, durch den aber Melusine mit seltsam schimmernden, feindseligen und anklagenden Augen hindurchsah. Man war behutsam, ging behutsam miteinander um — wenigstens Oskar war es. Denn man kam sich immer näher mit der Zeit und gerade in dieser Zeit mit ihren größeren Freiheiten. Er war dann ernst und sachlich. Er sprach vom Geschäft und seinen Plänen und fragte auch nach den ihrigen. Aber sie hörte nicht recht zu, sie war spielerisch und wie in Unruhe oder Ungeduld; sprang auf und lief umher und war im Grunde verschlossen und lag auf der Lauer.

Es lastete mitunter ein schweres, dumpfes Schweigen auf ihnen für Minuten, so daß die Luft zu glühen schien. Dann erhob sich Melusine erst recht, glitt durchs Zimmer, kam zu ihm zurück und reizte ihn mit ihren Lippen. Sie raunte dann Worte, Vorwürfe, Sorgen — schmähte sich und ihn; und in der Leidenschaft enthüllte sie ihre Seele, während sie die Augen schloß, und sie fragte ganz klar: was soll es — was wird es mit uns? —

Und Oskar schwieg ernst und blaß und schüttelte dann alles ab. Er sprach fest und wie unverrückbar vom Herbst, so daß seine Energie sich ihr unversehens mitteilte, so daß ihr Meinen und Rätseln sich löste und entwirrte und sie wie ernüchtert erwachte. Man müsse vorerst an den Vater denken. Es könne schon morgen etwas passieren. Aber er wollte nichts, nichts von Zweifeln wissen. Er war geradezu schroff und unerbittlich. —

Melusine gefiel es jetzt, Lily Caspari in Haltung und Sprache ein wenig zu kopieren. Sie nahm das Besondere ihrer Erscheinung an, in der sich Lässigkeit mit Raschheit mischte — ihren Blick, ihren kühlen freundlichen Ton, ja, ihr Lächeln. Oskar sah es und verwunderte sich schweigend darüber. Er fragte sich, ob das nur ein Spiel und Spott wäre oder aber gar einen geheimen, tieferen Ernst enthielte. Sie beschäftigte sich wohl viel mit Lily; sie wollte wohl erproben, wie es sich in deren weißer Haut lebte, wollte die Welt mit ihren Augen und ihrem Temperament sehen — und dessen Wirkung auf die andern aus irgendeinem triftigen Grund erproben und erkennen! Melusine fühlte dann seinen Blick; aber sie verriet sich mit keinem Wort über ihr Tun; sie war ganz ernst und scheinbar harmlos. Und doch brannte es zuletzt in ihren Nerven wie von einem überspannten, bohrenden, höchst gefährlichen Mutwillen....

Alles revoltierte in ihr: ihr Blut, ihr Geist, ihre Seele, ihr immer sicherer und wilder sich entfaltender Lebens- und Freiheitsdrang. Und zuletzt und in einem innigen und deutsamen Zusammenhang damit immer wieder ihre Sinne. Mitunter ließ sie das Spiel und saß wie mutlos und erschöpft, als hätte sie sich selbst verloren, jede Form für ihr Wesen.

Eines Abends nun, in der dritten oder vierten Woche nach ihrer Rückkehr, kam sie, wie es den Anschein hatte, nur zu einem kurzen Besuch. Es war heiß, ein später Julitag, und sie war blaß, schweigsam und verbarg eine Aufregung.

Oskar, der es sofort erkannte und beobachtete, nahm sie beiseite und fragte sie, was ihr wäre.

Da gab sie ihm ein Telegramm. Er wandte das Blatt hin und her, in einem wachsenden Zögern und in einem geradezu furchtsamen und bösen Widerwillen. Was war dies?... Was sollte das?... Er entfaltete das weiche lappige Blatt, dessen Brüche schon mürbe waren. Es kam aus einer hochberühmten großen Handels- und Theaterstadt. Oskar las die vier, fünf Zeilen und verstand zuerst kaum, denn es senkte sich ein schwerer Druck auf seinen Kopf. Und dann sah er sie an.

„Was ist das, Melusine?"

„Man will mich da haben. — Es spielt schon länger."

„Länger?"

„Natürlich unverbindlich. Ich finde es ganz wundervoll. Ein ganz einziges Sprungbrett! — Du weißt es doch, es handelte sich da um M ö g l i c h k e i t e n. Man sprach damals davon... als ich dort war. Kränzlin steckt sicherlich wieder dahinter. Er fragt ja jetzt auch an. Sondiert. — Was soll ich tun?"

„Weißt du es nicht? Hier steht: vorläufig auf drei Jahre. Hast du nicht jede Möglichkeit von vornherein mit gutem Glauben und Willen abgelehnt?"

„Du weißt es doch, Oskar! Ich sagte: — ich möchte. Aber ich wüßte es nicht. Und könnte wohl gar nicht!"

„Könnte nicht! — Man hat das wohl nicht zu ernst genommen. War es dir selbst so wenig ernst damit? Sprich, bitte!..."

„Ich war von all dem Neuen umgeben, Oskar. Ich war nicht bei mir. Oder n u r bei mir — g e r a d e bei mir. — Alles umstand mich neu wie am ersten Tag. Ich war berauscht. Ich sah doch auch klar, sah messerscharf... bis nach Berlin hin und durch Monate zurück und durch Jahre in die Zukunft hinaus. Ich sah dich — mich — alles — sah und fühlte bis zum Vergehen alles. Ich sagte nicht viel." Sie senkte die Augen. „Ich w o l l t e und konnte nichts sagen!"

„Auch zu mir nicht viel nach deiner Heimkehr? Nicht a l l e s ? —"

Sie schüttelte immer noch mit geschlossenen Augen den Kopf „Doch — doch!.. Wie soll ich's dir erklären! Es war wieder ein wenig versunken, unwirklich. Es lockte nur. Es ä n g s t i g t e mich, Oskar. Ich wollte dich erst wiedersehen. — Und wenn es dann kommen würde. — Ich weiß nichts — nichts mehr!"

„Dann?"

„Dann wollt ich mich prüfen. — Dich und mich prüfen! — —"

Sie preßte beide Hände zusammen, biß die Zähne aufeinander, daß man sie knirschen hörte. Sie schien zu wachsen. Sie war totenblaß, und ihre schwarzen Wimpern lagen auf ihren Wangen.

„... Laß mich los, Oskar... kannst du es dir denken... eine Zukunft?... Sieh, mein Herz schreit wie ein Kind, das man schneidet. Aber wir sind uns schon wie fremd geworden, fremder — fremder! Die Dinge sehen noch ernster aus, nun da kein anderer, feindlicher Wille mehr neben dir und gegen mich ist! So erschreckend wirklich, so nüchtern! Gib mich los, Oskar..." flüsterte sie leidenschaftlich und legte die Arme um ihn und preßte ihren Leib an ihn. „Wir wollen nicht auf unsere schreienden Herzen hören. Ja, unser Blut ist heiß — aber wir wollen nicht müde werden und bitter und fremd und feindselig, und das käme sicher — sicher. Wir haben Furcht voreinander", flüsterte sie. „Unsere Seelen fühlen es. Auch wenn wir bloß simple Menschen wären! — Auch jenseit von meinem Streben und Wollen!... Sie sind tausendmal klüger als unsere Augen und unser Verstand! Kannst du's dir wirklich denken — daß wir einmal — einmal zusammengebunden sind — hier an dieser Stelle? — Soviel ich mich auch



mühe und zwinge, ich sehe das Bild nicht. All mein Wesen würde sich zusammendrücken, und all dein Wesen würde sich zerreiben!... Ich will nicht — ich will gar nicht — ich will nur dich!! — — Wir sind keine Kinder! Wir sind reife, wissende Menschen! Es war schön — so schön — und könnte noch schöner sein — ich möchte das Erlebte nicht missen, nie, um nichts in der Welt, nicht um Glück und Ruhm, ich werde es nie vergessen, niemals — nie! Es war das Beste, Schönste, Süßeste. Unbegreiflich. Laß mich los...."

Es war nicht mehr ihre Stimme. Es waren hundert Stimmen, die sich verwoben und aus allen Tiefen und Dunkelheiten ihres Seins sprachen. Er stand wie betäubt und redete zu ihr nieder, und all sein Blut rauschte zu ihr hin. Im Hof und Haus war es still. Alle waren fort, und sie waren allein, weitab von der Welt. Sie lag schwer an ihm, glühend und doch wie tot. Der Mann zitterte.

Es war dämmrig und wurde dunkler, keins hatte an Licht gedacht. Ein Fenster stand zur Hälfte offen und ließ die heiße Abendluft herein.

Und plötzlich glitt Melusine an ihm nieder, und im Gleiten sah sie ein Bild wieder — ein Erinnerungsbild — wo hatte sie sich in Gedanken schon so gesehen — so niedersinkend — wann — es war noch nicht lange her, daß sie es unter einem Zwang sich vorgestellt hatte. Und sie umklammerte wie ohnmächtig seine Knie und preßte das Gesicht dagegen.

„Wir wollen das Glück nehmen... rauben.... Und alles — alles vergessen..." raunte sie.

Und da hob er sie auf, und auch seine Fassung war fort. Schmerz, Liebe, Leidenschaft durchbrannten ihn, und alles war vergessen, außer der Gegenwart. Und er riß die Willenlose und Zitternde an sich

* * *

Der Vater hielt sich gut.

Es ging sogar langsam besser. Gewisse Bewegungen der rechten Seite wurden ihm leichter, freilich die linke beharrte bei ihrer Widerspenstigkeit. Mit seinem Bewußtsein war es seltsam. Der alte Herr schien kräftiger in seinen seelischen Regungen und produzierte oft klare und ausdauernde Erinnerungen. Aber diese Erinnerungen bezogen sich meist auf weit Zurückliegendes und suchten, man konnte es nicht anders deuten, nur Helles, Behagliches. Ganz gegen die sonstige Gewohnheit des Vaters, dem sybaritisches Wesen sehr fernlag. Die nahe und nächste Vergangenheit indes schien nach wie vor ausgelöscht zu sein oder doch getrübt. Gelegentlich wohl sah er den Sohn starr und mit einer ironischen Pfiffigkeit an, wenn er von unten kam, und fragte dann, wenn ihm Oskar die Hand gab: „Na, mein Sohn, bist du fleißig?" Oskar erzählte dann und suchte des Vaters Aufmerksamkeit mit behutsamer Absicht auf jene Angelegenheiten zu lenken. Der Alte hörte auch zu, seine Brille blitzte; aber nicht lange, so sprach er wieder von sich. Er sehnte sich nach Luft... er redete in einem unversehens gereizten Haß gegen diese Zimmerwände und ihre Haft, hier würde es nicht besser! Nicht besser mit ihm! Und er w o l l t e wieder gesund werden! Es war, als hätte die jahrzehntelange, eisern konsequente Arbeit sein Gehirn gerade für diese Dinge abgenutzt und erschöpft, als wäre ihm die Berührung damit jetzt unbehaglich, fast als täte sie weh. An ein Ausfahren war noch nicht zu denken.

Oskar freute sich des kleinen Fortschritts im Befinden des Papas, dieses guten Stillstands im Krankheitsverlauf. Wenn nichts Neues dazutrat, dann konnte es zum mindesten sehr lange so bleiben. Man wußte allerdings nicht, ob man ihm gerade das wünschen sollte. Nun, der Vater litt nicht weiter darunter. Er lebte ein vegetatives Leben, war wie ein primitiver Mensch, wie ein Kind, das meist nur das gegenwärtige Behagen oder seine Störung empfand. Es war mehr für die Umgebung schmerzlich, die den Vater in seiner Kraft und Geistesklarheit gekannt hatte, als für ihn selbst.

Ja, Oskar beobachtete diesen Stand der Dinge mit einer sehr starken inneren Befriedigung und ganz persönlichen Genugtuung. Denn es hätte seinen vornehmen und delikaten Sinn doch über die Maßen gestört, und es hätte ihn geradezu beschämt, wenn er neben einem sichtlich zunehmenden Verfall, dem er seine ganze Teilnahme und ausschließlich Sorge und Trauer hätte zuwenden müssen, ein eigenes neues stürmisches Glück in heißer, schmerzlich-süßer Selbstvergessenheit aufgerichtet hätte....

Indes alles war trügerisch. —

Nun hatte für eine Weile auch Emmi wieder mehr Bewegungsfreiheit. Tante Jüly vertrat sie viel bei dem Vater, dem es jetzt mehr auf Unterhaltung als auf Pflege ankam.

Der alte Herr saß meist über Tag bei weitgeöffneten Fenstern, während man ihm Zeitungen vorlas — aber es war durchaus nicht klar, ob er immer folgte; er hörte wohl zeitweise und mit hartnäckigem Gesicht nur Worte und Sätze und ließ seinen Geist von der gleichmäßig tönenden Stimme wiegen; er vergaß im gleichen Augenblick wieder, was er gehört hatte; aber er wurde ungeduldig und ungehalten, wenn man aufhörte. Dieses Geschäft besorgte die Hummel sehr gut oder Tante Jüly. Mit ihr plauderte er auch unter Pausen, Abschweifungen und plötzlichem Abbrechen über weit Zurückliegendes... von alten Geschäften, die zurückgegangen waren oder einen neuen Aufschwung genommen hatten, von Wrangel und der Sonntag, von Dessoir und Döring, die unten in der Dupréschen Buchhandlung gekauft hatten und fast jede Woche einmal kamen. Das behagte dem Papa. Tante Jüly saß klein und steif mit blanken Jettaugen und sprach nüchtern und knapp mit tiefer, fester Stimme.

So war es jetzt täglich. Was die alte Dame auf sich genommen hatte, das führte sie ruhig und bestimmt durch; für wen anders hatte sie zu sorgen? Und sie tat es Emmis wegen. Sie hatte ohne Umschweife und sehr laut zu ihrem Schwager davon gesprochen: „Wir müssen das Kind jetzt mal rauslassen, weißt du! Damit es wieder Farbe kriegt. Ich und die Hummel und der und jener Besucher, der mal rankommt, sind auch was nütze und nicht von Pappe. Was soll Emmi immer hier sitzen. Du hast mehr Spaß von ihr, wenn sie mit roten Backen und blanken Augen nach Hause kommt und einen Sack Neuigkeiten auskramen kann!" Und der Papa, der aufmerksam folgte, hatte genickt. Er hing zärtlich an Emmi, und er sah das jetzt ein. Und dazwischen mitten im Reden duselte er mal weg und schlief ein halbes Stündchen. Aber die Pflegerin durfte sich auch jetzt nur zeitweise blicken lassen. Dann war er es zufrieden. Er unterschied sehr scharf zwischen Mensch und Mensch.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Frühjahrsmoden.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Früher als in der Natur stellt sich in der Mode der Lenz ein. Man kann es kaum erwarten, sich aus den Winterhüllen herauszuschälen und die schweren dunklen Gewänder mit den leichteren, duftigen Frühlingskleidern zu vertauschen. Bisher war das Wetter nicht allzu günstig für Frühlingsmoden. Da zieht es die Pariser Weiblichkeit vor, ihre Frühlingsfeste in den Häusern zu feiern und den Lenz mit einem Meer von Blütenkindern in die Häuser hineinzuzaubern. Die Tees, die Matineen mit Musikvorträgen, Deklamationen, kleinen Aufführungen und improvisierten Spielen, die um die vierte Nachmittagstunde beginnen und bis in den Abend hinein währen, nehmen ständig zu. Man verquickt mit ihnen alles, was die Mode Neues und Besonderes hervorbringt. So haben auch die Hosenröcke, die vielbesprochenen (Abb. 3), sich von der Straße beinah ganz in die Räume der intimen Nachmittagstees zurückgezogen, wo sie von der empfangenden Hausfrau wie von ihren Besucherinnen gleich gern getragen werden. Sind sie ganz pariserisch, in jedem Detail der Phantasie eines Meisters der Rue de la Paix entsprungen, so bilden sie in der Menge der anderen hellen Gewänder nur eine originelle Schöpfung mehr. Haben sie aber orientalischen Typus, so benutzt man sie als Vorwand, um einen orientalischen Tee zu geben, bei dem die Damen unter sich bleiben, und zu dem Einladungen mit genauer Kleidungsvorschrift ergehen. — Um zum Alltagsleben und zu den weniger exzentrischen Tees zurückzukehren, bei denen die verfrühten Lenztoiletten auftauchen, so sei in erster Linie gesagt, daß man aus der kommenden Mode das Jackenkleid fast völlig ausschaltet. Die Nachmittags- und Besuchskleider



Phot. E. Schneider.

1. Straßenkleid aus blauem Wollmusselin mit schwarzem Atlasbesatz (links) und einfaches Sommergewand aus schwarzweißer Leinenseide.



Phot. E. Schneider.

2. Schleppkleid aus schwarzem Spitzentüll mit altgoldnem Grund.



neuester Form sind in einem Stück gefertigt, knapp und schlank, und werden außer von einem federgekrönten Hut von einem langen weichen Schärpenschal, der in vielen Windungen die Figur umschlingt, begleitet. Im Wagen dient ein großer Mantel der Erwärmung. Abb. 5 zeigt ein ganz frühlingsfrisches Modell aus empiregrün und weiß gestreiftem Seidenvoile. Das Mieder bauscht sich gürtellos und ziemlich glatt aus dem hohen, geraden Miederrock hervor und verschwindet fast unter der lichtgrünen Atlaskappe des breiten Kragens. Ueber lichtgrünen Atlas ist auch der breite Streif venezianischer Spitze gebreitet, der vorn gerade hinabläuft. Ein grüner Atlasstreif umrandet den ringsum den Fußboden berührenden Rock, der, nach unten zu mäßig erweitert, herabfällt. Eine weiße Pleureuse krönt den geschwungenen, sehr großen hellgrünen Roßhaarhut. Die Tasche deren charakteristischstes Merkmal die lange, dicke Passementerieschnur bildet, ist aus grüner Seide, in allen Schattierungen des Grün in orientalischen Mustern dick überstickt. Der kleine, runde Ausschnitt und die halblangen Aermel zeigen venezianische Spitze, die gleich einer Unterbluse glatt hervorkommt. Dem gleichen Genre gehören die beiden Kleider auf Abb. 1 an. Die Toilette auf dem Bild links bewahrt in der Form noch etwas von der nach unten zugespitzten Knappheit der jüngst zu Grabe geläuteten Humpelröcke, ohne aber beim Gehen hinderlich zu werden. Der Grundstoff des Kleides ist ein blauer Wollmusselin; schwarzer Atlas bildet den eigenartig gebogenen unteren Randstreifen und die Garnierung des Mieders. Besonders originell mutet die Knopfgarnierung aus vielen schwarzen Seidenknöpfen auf dem Rock an. Den blauen Seidenhut krönen schwarze Pleureusen. Aus den Aermeln, die hier wie überall ohne Ansatznaht in einem Stück mit dem

3. Neue Poiret-Toiletten mit modernen Hosenröcken.

Phot. Paul Boyé.





Phot. E. Schneider.

4. Kleid für junge Mädchen
aus veilchenblauem Wollenkrepp.

tritt auch an dem Kleid auf Abb. 4 in die Erscheinung, das mit seiner hochgegürtelten Geradheit, der umgeschlungenen Seidenkordel und dem einfachen Mieder einen beinah strengen Eindruck macht. Der Stoff ist parmaveilchenfarbener Wollenkrepp, die vordere Miedergarnierung besteht aus matter Goldspitze. Knöpfe und Schnur sind aus nordischveilchenblauer Seide. Einem ganz anderen und auch wieder völlig aus der Bahn des während der letzten Monate herrschenden Modesystems herausfallenden Genre gehören die beiden Toiletten auf Abb. 2 und 6 an. So lange Schleppen, die nicht wie unmotivierte, vergessene Zipfel anmuteten, sondern die in voller ebenmäßiger Rundung aus einem gleichmäßig nach unten sich erweiternden Rock herausgearbeitet sind, sah man lange nicht mehr. Bis auf diese Rockunart sind die Kleider aber ganz geartet wie ihre Vorgänger. Glatte Mieder, Halsausschnitte, kurze, enge Aermel und Vermischung von verschiedenen Stoffen. Das Kleid auf Abb. 2 läßt unter schwarzem Tüllgrund, von Chantilly = Spitze durchbrochen, ein altgoldenes

Phot. H. Manuel.

5. Grünweiß gestreiftes Kleid
mit großem Federhut.



Phot. E. Schneider.

6. **Rosa Kreppkleid mit marineblauer Seidenmusselintunika und großem Federhut.**

sehr kleinen, sehr glatten Mieder gefertigt sind, quellen Ellbogenverstecker aus lichtblauem Seidenmusselin. Die Toilette auf Abb. 1 (sitzend) gehört einem noch schlichteren Genre an und macht den Eindruck eines echten Sommerkleides. Der schwarzweiß gestreiften Leinenseide sind schwarze Besätze aus dem gleichen Stoff beigegeben. Glockenärmel und Halsausschnitt scheinen für Bequemlichkeit in übermäßiger Sommerhitze Sorge tragen zu wollen, und die lose, wenn auch schlanke Machart hat etwas zugleich Originelles und Legeres. Die seitliche Knopfgarnierung, die den Rockverschluß zu einer sehr einfachen Sache gestaltet,



Taftkleid hervorschimmern, das unten von einem breiten, schwarzen Atlasstreifen begrenzt ist. Der Seidenmusselin, der am Halsausschnitt und den Aermeln hervorquillt, ist ebenfalls altgold, wenn auch licht gefärbt. Die Tunika aus marineblauem Seidenmusselin, die sich über den apfelblütenrosa Grund des Kleides (Abb. 6) breitet, ist eine Reminiszenz an die Verschleierungsmode des vergangenen Jahres. Die auf ihr angebrachte Besatzborte wiederholt sich auch auf dem langschleppenden Unterkleid aus Seidenkrepp. Das glatte Mieder ist aus gelblicher, von rosa Seidenmusselin unterlegter Clunyspitze. Der große Roßhaarhut mit den wallenden Federn ist marineblau. Schleppkleider wie die beiden letztgenannten werden — so bestimmt es die Mode in einer lange nicht dagewesenen Weisheit — von stärkeren Damen angelegt. Die kurzen und den Boden gerade streifenden Gewänder aber, die die Knappheit der Röcke beibehalten, ohne darum Humpelröcke zu sein, sind für die schlanke Jugend reserviert. Sie gelten als Urbilder der zukünftigen Sommermode. Clementine.

Bilder aus aller Welt.

Eine Schönheit von eigenem Reiz ist die älteste Tochter des Lords und der Lady Warwick, Lady Helmsley, eine besonders eifrige Sportsdame. Ihre Mutter, die Lady Warwick, ist die bekannte englische Sozialistin.

Vor wenigen Tagen starb der Kurdirektor von Bad Nauheim, Großherzoglich Hessischer Kammerherr a. D. Frhr. v. Starck, eine in den Kreisen der Nauheimer Badegäste wohlbekannte und allgemein beliebte Persönlichkeit.

Als Kurdirektor für Homburg v. d. H. wurde Graf Eberhard Zeppelin gewählt. Er ist der Sohn des verstorbenen Grafen Dr. Eberhard Zeppelin und dessen Gemahlin Lenia, geb. Freiin von Wolff-Stomenen, und der älteste Neffe des Grafen Ferdinand Zeppelin.

An die Königliche Hofoper in Berlin wurde Frau Lilli

Lady Helmsley, die schöne Tochter der bekannten englischen Sozialistin Gräfin Warwick.



Freiherr v. Starck † Großherz. Kurdirektor von Bad Nauheim.



Graf Eberhard Zeppelin, der neue Kurdirektor von Homburg v. d. H.



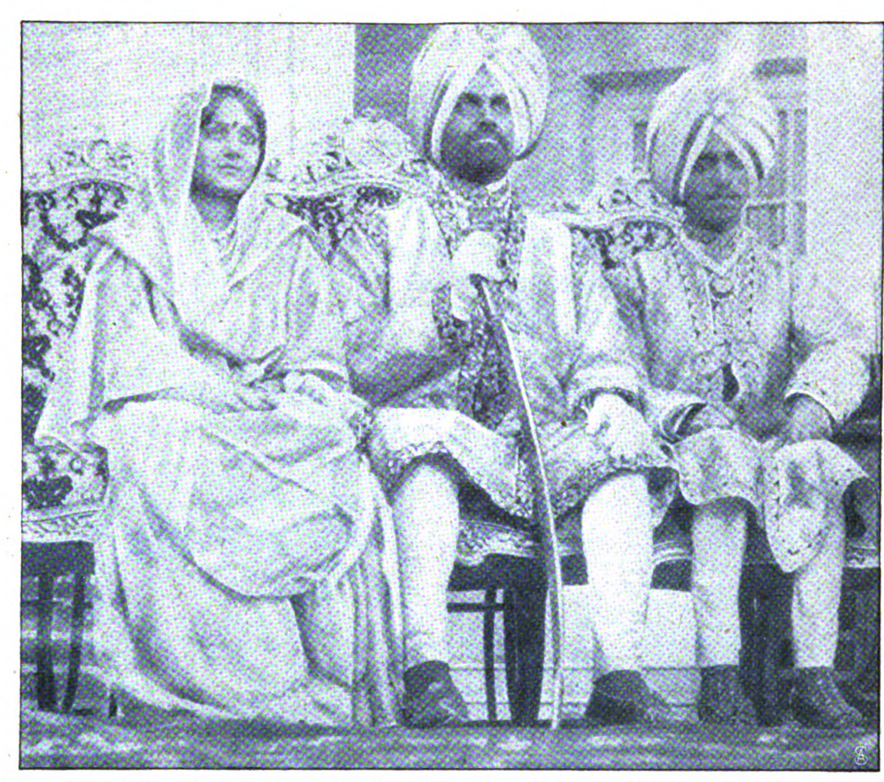
Frau Lilli Hafgreen-Waag, wurde an die Berliner Hofoper engagiert.



Eine Gruppe von Kölnerinnen, der Hofstaat der Venetia.
Das diesjährige Karnevalsfest im Kölner Frauenklub.



Edward S. Lacey, Chikago, bekannter Finanzmann.



Der Maharadscha von Kapurthala zwischen der Prinzessin Brinda von Jubbal und dem Prinzen Tikka, den Neuvermählten.



Prof. Dr. Alexander Goette,
bekannter Zoologe in Straßburg.
Bronzeplakette von Fr. Nissen-Simon.

Hafgreen-Waag engagiert. Die jugendliche Künstlerin wirkte bisher in Mannheim und Baireuth mit großem Erfolg.

In der Stadt des Karnevals, in Köln am Rhein, veranstaltete der Kölner Frauenklub ein Karnevalsfest, das der Veredlung des Karnevals dienen sollte und die typischen Figuren der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts wiedergab. Darunter war als Begleiterin des Prinzen Karneval die Prinzessin Venetia, deren Hofstaat wir im Bild wiedergeben.

Einer der bedeutendsten amerikanischen Finanzmänner „The honorable Edward S. Lacey of Chicago" weilt diesen Winter in Berlin, um deutsches Finanzwesen kennen zu lernen.

Der Sohn des Maharadscha von Kapurthala Prinz Tikka heiratete kürzlich die Prinzessin Brinda von Jubbal. Die Hochzeit, zu der viele Ausländer als Gäste nach Indien kamen, wurde mit all der märchenhaften Pracht und mit dem enormen Aufwand gefeiert, den nur ein indischer Radscha aufzubringen vermag, und den wir Europäer kaum kennen.

Gelegentlich seines 70. Geburtstags wurde dem bekannten Zoologen der Straßburger Kaiser-Wilhelm-Universität Professor Dr. Alexander Goette eine von der Bildhauerin Frau Nissen-Simon modellierte Bronzeplakette überreicht.



Der Hochzeitzug mit geschmückten Elefanten.

Ein Hochzeitsfest am Hof des Maharadschas von Kapurthala.

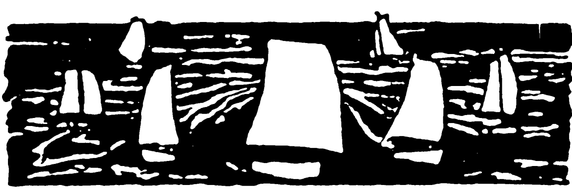
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 12. Berlin, den 25. März 1911. 13. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 12.



Die sieben Tage der Woche.

15. März.

Der elsaß-lothringische Landesausschuß nimmt mit allen gegen eine Stimme einen Antrag an, in dem völlige Gleichstellung Elsaß-Lothringens mit den deutschen Bundesstaaten verlangt wird.

Aus Tanger wird gemeldet, daß sich die Scherardaleute nach einer neuen Niederlage, die sie gegen die marokkanischen Regierungstruppen erlitten, dem Sultan Mulay Hafid unterworfen haben.

Der permanente Ausschuß des mexikanischen Kongresses nimmt einstimmig die Vorlage über die Aufhebung der konstitutionellen Garantien für die Dauer von sechs Monaten an.

16. März.

In der Budgetkommission des Reichstags verliest ein Vertreter des Auswärtigen Amts eine Erklärung, nach der die Regierung in Washington gewillt ist, den deutsch-amerikanischen Kalistreit durch private Verhandlungen beizulegen.

König Alfons von Spanien unterzeichnet ein Dekret, durch das König Viktor Emanuel von Italien zum Ehrenobersten des Regiments Savoyen ernannt wird.

Auf dem Internationalen Schachmeisterturnier in San Sebastian erringt der junge Kubaner Capablanca (Abb. S. 484) den Ersten Preis.

17. März.

Der Präsident des Deutschen Reichstags sendet an den Präsidenten der italienischen Deputiertenkammer anläßlich der Fünfzigjahrfeier der Einigung Italiens ein Telegramm, für das dieser telegraphisch seinen Dank ausspricht.

In Berlin stirbt, 85 Jahre alt, der Schauspieler Friedrich Haase (Portr. S. 479).

Das erste weibliche Parlamentsmitglied Norwegens Fräulein Rogstad wird im Storthing feierlich eingeführt.

In Rumänien zählt nach dem Abschluß der Wahlen die Kammer 161 Anhänger der Regierung und 21 Oppositionelle, der Senat besteht aus 85 Mitgliedern der Regierungspartei und 27 Oppositionellen.

18. März.

In Hamburg werden ein Engländer und zwei Angestellte einer großen Werft unter dem Verdacht der Spionage verhaftet.

Das italienische Ministerium Luzzatti gibt seine Entlassung.

19. März.

In Konstantinopel unterzeichnen der Großwesir als interimistischer Handelsminister und Generaldirektor Huguenin den Vertrag über die Eisenbahnlinie El Halif—Bagdad.

20. März.

Bei Ewykshuis unweit Helder in Holland stürzt der Ballon „Düsseldorf" aus Krefeld in einen See; von den beiden Insassen ertrinkt Paul Kayser (Portr. S. 476).

Der russische Ministerpräsident Stolypin reicht wegen eines Konfliktes mit dem Reichsrat seine Entlassung ein. Nachfolger wird der bisherige Finanzminister Kokowtzow (Portr. S. 478).

21. März.

Der Kaiser und die Kaiserin begeben sich von Berlin nach Kiel.

Bei der Reichstagsstichwahl in Gießen wird an Stelle des Verstorbenen Antisemiten Köhler der Antisemit Dr. Werner gegen den Sozialdemokraten gewählt.

22. März.

In Kiel läuft in Gegenwart des Kaiserpaares das Linienschiff „Ersatz Hildebrand" vom Stapel und wird von der Kaiserin auf den Namen „Kaiser" getauft.

Das Anwachsen des Steuerbedarfs in der Gemeinde.

Von Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. Friedrich Freund.

Teuer ist der Krieg, aber der Friede ist nicht billig. Vierzig Jahre Friede in Deutschland, und die Entwicklung des Steuerbedarfs? Ein lawinenartiges Anschwellen! Was Ares, der Kriegsgott, uns genommen, hat Nike, die Siegesgöttin, nur zum kleinen Teil ersetzt, und was bringt Irene? Irene, die Friedensgöttin, mit dem Knaben Plutos, dem Reichtum, auf dem Arm? Oder mit dem Füllhorn, aus dem sie ihre goldnen Gaben auf die Erde streut? Erregt fragt uns der deutsche Steuerzahler, ob die griechische Mythologie ein Lehrbuch für Idioten ist? Der Berliner Steuerzahler insbesondere regt an, die griechische Dame mit dem Inhalt ihres Füllhorns gründlich zur Kommunalsteuer heranzuziehen! Also Aufklärung! Wie erklärt sich das beängstigende Anschwellen des Steuerbedarfs mitten im tiefsten Frieden?

Ich kann vier Gründe anführen, und dann werde ich mich mit dem Leser verständigt haben. Ich bin sicher, alle vier Gründe werden ihm einleuchten, und ich bitte ihn, dann freundlicher über die erhöhte Kommunalsteuer zu denken.

Also erstens, lieber Leser, die Steuer ist die Begleiterscheinung des Kulturfortschritts, die ernste Kehrseite einer heiteren Medaille. Stagnation ist billig, Fortschritt kostet Opfer! Da hast du in aller Kürze den

ersten Grund des modernen politischen Gesetzes von dem wachsenden Steuerbedarf.

Theorie und Praxis in Deutschland — im Gegensatz zu England, Frankreich und Amerika — räumt der Gemeinde die freieste Wahl ihrer Aufgaben ein. Nach dem großen Germanisten Beseler unterscheidet sich die deutsche Gemeinde gerade dadurch von den übrigen Korporationen, „daß sie nicht einen mehr oder weniger vereinzelten Zweck verfolgt, sondern die Bestimmung hat, alle Beziehungen des öffentlichen Lebens in sich aufzunehmen und der freien Selbstverwaltung des Volkes zuzuführen". Und unser preußisches Oberverwaltungsgericht führt in einem seiner berühmtesten Erkenntnisse aus: „Die Gemeinde kann alles in den Bereich ihrer Wirksamkeit ziehen, was die Wohlfahrt des Ganzen, die materiellen Interessen und die geistige Entwicklung des einzelnen fördert. Sie kann gemeinnützige Anstalten, die hierzu dienen, einrichten, übernehmen und unterstützen. Die Autonomie der Gemeinde wird auf allen diesen Gebieten nur durch das staatliche Aufsichtsrecht begrenzt."

Auf dieser Grundlage hat die Selbstverwaltung der deutschen Gemeinden, namentlich der Städte, im Verlauf der verflossenen Friedenzeit einen Garten kommunaler Pflanzen erblühen lassen; eine Fülle dieser Pflanzen blühen bereits unter der Sonne des deutschen Himmels, andere werden gleichsam unter Glas künstlich gezogen. Und der staatliche Aufsichtsbeamte? Er hütet sich wohl, die Pflanzen zu zertreten, er sieht im wesentlichen nur, daß diese Pflanzstätten nicht auf die Gärten des Staates und des Reiches übergreifen, die den kommunalen Garten umgeben, und daß die unterirdischen Wasseradern nicht einseitig nach der kommunalen Richtung geführt, sondern dem gesamten Gartenbereich von Reich, Staat und Gemeinde erhalten bleiben. Oder, um das Bild zu verlassen, die staatliche Kommunalaufsicht sorgt dafür, daß die Gemeindetätigkeit auf die nicht dem Staat oder dem Reich vorbehaltenen Gebiete beschränkt bleibt, und daß Steuern und Anleihen, die zur Deckung der Kosten der kommunalen Unternehmungen erforderlich sind, nicht eine Höhe erreichen, die für die Aufbringung des staatlichen und des Reichsbedarfs oder für den Staats- und Reichskredit verderblich wird.

Unter die hier besprochene Kategorie kommunaler Unternehmungen fallen nun in erster Linie die, die rein fakultativ sind, d. h., die die Gemeinde auf Grund ihres Selbstverwaltungsrechts in den Kreis ihrer Aufgaben einbezogen hat, zu deren Uebernahme sie nicht durch Gesetzesbestimmungen verpflichtet ist. So haben viele deutsche Städte aus kommunalen Mitteln Gas-, Elektrizitätswerke, Trambahnbetriebe, Schlachthäuser, Markthallen, Bade-, Desinfektions-, Säuglingsschutzanstalten, Arbeitsnachweise, Rechtsauskunftsstellen begründet, Leihämter, Sparkassen, Hypothekenanstalten (Düsseldorf, Magdeburg, Krefeld, Neuß, Remscheid), Bibliotheken, Theater, Orchester, Festhallen geschaffen; die neuere Entwicklung kommunaler Sozialpolitik hat in einer Reihe von Städten (Straßburg i. Els., Mülhausen i. Els., Freiburg i. B., Köln, Schöneberg) Arbeitslosigkeitsversicherungen unter Beteiligung der öffentlichen Mittel ins Leben gerufen und zu Versuchen auf dem Gebiet der Wohnungsbeschaffung geführt. Namentlich in letzterer Hinsicht eröffnet sich ein gigantisches Neuland kommunaler Politik; hier locken die großen englischen Vorbilder aus der Geschichte der Wohnungsfürsorge in Birmingham, Glasgow und London. Aber nicht bloß der Kreis der fakultativen Gemeindeaufgaben wächst fortgesetzt an, sondern der Inhalt der obligatorischen Zuständigkeiten zeigt unter der Hand städtischer Selbstverwaltung eine extensive Tendenz. So begnügen sich moderne Großstädte auf den obligatorischen Gebieten der Volksschulunterhaltung, der Armenfürsorge und der polizeilichen, besonders der seuchenpolizeilichen Einrichtungen nicht mehr mit der Erfüllung der mageren Anforderungen des Gesetzes, sondern sie fördern diese Aufgaben in der Richtung sozialpolitischer Ziele. Hierher gehören die Versuche mit der Errichtung von Waldschulen (Charlottenburg, Dortmund, M.-Gladbach, Mülhausen i. Els.), mit der Hergabe und Bewirtschaftung von Gartenland an Arme (Posen), hierher gehören endlich die kommunalen Großtaten auf dem Gebiet des Krankenhaus-, Entwässerungswesens (in erster Linie Berlin) und der Wasserwerke. Um einige wenige Zahlen aus der Berliner Verwaltung anzugeben, so zeigt z. B. die finanzielle Entwicklung der Gemeindeausgaben in den fünf Jahren 1905 bis 1909 bei den Unterrichtzwecken eine Steigerung von 20 auf 31 Millionen Mark, bei der Armenfürsorge eine solche von 13 auf $16^3/_4$, bei der Kranken- und Irrenpflege von 6 auf $9^1/_2$, bei den rein freiwilligen sozialen Aufgaben eine Steigerung um 1 Million Mark.

Da nun die allmähliche Vermehrung des Einkommens der städtischen Bürger auch nicht annähernd mit dieser Steigerung städtischer Ausgaben Schritt halten kann, sondern ganz erheblich hinter ihr zurückbleibt, kann die Mehrlast nicht einfach durch die Mehrerträge der Einkommensteuer aufgebracht, sondern muß in Gestalt erhöhter Prozentsätze von den Einkommensteuerpflichtigen getragen werden. —

Gleichzeitig mit der Uebernahme neuer fakultativer und der Ausgestaltung bestehender obligatorischer Aufgaben wirkt der doppelte Umstand der Bevölkerungsvermehrung und der Lebensverteuerung in der Richtung einer Steigerung des Steuerbedarfs. Nach den vorläufigen Ergebnissen der Volkzählung vom 1. Dezember 1910 ist die Einwohnerzahl Preußens von 1905 bis 1910 von $37^1/_4$ auf 40 Millionen oder um 7,68 v. H. angewachsen. Unter den Gemeinden, die die stärkste Bevölkerungzunahme aufzuweisen haben, befinden sich die Städte und Landgemeinden Groß-Berlins. So ist Deutsch-Wilmersdorf um $72^1/_2$, Rixdorf um $54^1/_2$, Lichtenberg um $46^1/_2$, Steglitz um $91^3/_4$, Friedenau um $93^1/_2$, Boxhagen-Rummelsburg und Pankow um $57^1/_2$ bzw. $55^1/_3$, Treptow um fast 118 v. H. während des letzten Jahrfünfts angewachsen. Das bedeutet eine entsprechende Vermehrung der Volksschulkinder, das wieder die Neuerrichtung von Schulen, die Neuanstellung von Lehrern. Das bedeutet weiter eine Vergrößerung der Armenlasten, eine Verstärkung der Polizeikräfte, eine Erweiterung des kommunalen Beamtenapparats. Wie sehr namentlich die Erschwerung der kommunalen Volksschullast durch die Bevölkerungsvermehrung ins Gewicht fällt, zeigt die Not der Industriegemeinden namentlich im Montangebiet Oberschlesiens, Rheinlands und Westfalens mit ihren kinderreichen Belegschaften. Die Verteuerung der Lebenshaltung, die eine Begleiterscheinung des großen Aufschwungs unseres Vaterlandes während der letzten Jahrzehnte gewesen ist, hat sich bei den Gemeinden sowohl in der Erhöhung der Beamtengehälter und Löhne als auch in der Steigerung der Materialpreise geäußert. Die gewaltige Schar der Kommunalbeamten

hat mit Recht, schon im Hinblick auf die Gehaltserhöhungen im Reich und im Staat, eine entsprechende Besserstellung gefordert und zum großen Teil erreicht, und die mit der Vermehrung der kommunalen Betriebe angewachsene Masse der kommunalen Arbeiterschaft hat das gleiche auf dem Lohngebiet erkämpft. Unsere kommunalen Gas-, Wasser-, Elektrizitätswerke, Kanalisationen, Trambahnen haben dank der wachsenden Verbreitung der Kommunalbetriebe mehr als ehedem Materialanschaffungen nötig und begegnen bei Befriedigung dieses Bedarfs den überall erhöhten Preisen. Die so begründete Steigerung der Selbstkosten bewirkt eine fühlbare Beeinträchtigung der Erträge aus den kommunalen Werken, eine Steigerung, die von der schwerfälligeren Kommunalverwaltung nicht wie von der beweglicheren Privatindustrie durch eine Herabsetzung der Produktionskosten auf andern Gebieten ausgeglichen werden kann. Das Ergebnis dieser Entwicklung fühlt natürlich wiederum der Steuerzahler.

Ein dritter Grund für das Anwachsen der Umlageprozentsätze liegt in der staatlichen Steuergesetzgebung. Entgegen der Absicht unserer Steuerreform aus den neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts, die die Einkommensteuer im wesentlichen für den Staat in Anspruch nehmen wollte und dafür den Gemeinden die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer überließ, ist die Einkommensteuer nach wie vor das Rückgrat der Kommunalbesteuerung geblieben. Den Gründen für diese bedenkliche Erscheinung nachzugehen, würde hier zu weit führen. Tatsache ist, daß gerade die Umlagelast bei der Einkommensteuer in den Gemeinden immer stärker anwächst. Nun hat die Novelle zum preußischen Einkommensteuergesetz vom 26. Mai 1909 die sogenannten Kinderprivilegien, d. h. die Steuerermäßigungen der Familienväter, besonders insofern erheblich ausgedehnt, als die Grenze für die Gewährung dieser Erleichterungen bis auf Einkommen von jährlich 9500 Mark heraufgesetzt worden ist. Diese Tatsache hat selbstverständlich das Einkommensteueraufkommen gerade in den Gemeinden, die sich zahlreicher Kinder unter ihrer Bevölkerung erfreuen, erheblich herabgesetzt. Für die Gemeindezuschläge mußte das aus dem einfachen rechnerischen Grunde verhängnisvoll werden, weil zur Aufbringung einer bestimmten Steuersumme die kommunalen Zuschlagprozentsätze um so höher bemessen werden müssen, je geringer die Prinzipalsteuersätze, d. h. die Steuersätze sind, auf die die Umlagen gelegt werden. Während aber für den Staat der Ausfall, den das erweiterte Kinderprivileg im Einkommensteueraufkommen verursachte, auf Grund eines gleichzeitigen Gesetzes vom 26. Mai 1909 unter anderem dadurch ausgeglichen wurde, daß von den Steuerpflichtigen staatliche Zuschläge zur Einkommensteuer gefordert wurden, hatten die Gemeinden keine Möglichkeit eines Ausgleichs, weil jene staatlichen Zuschläge der kommunalen Umlagebelastung entzogen wurden. Einem Versuch der Gemeinden aber, die mangelnde kommunale Umlagefähigkeit der staatlichen Steuerzuschläge durch eine Differenzierung der Umlageprozentsätze zuungunsten der höheren Einkommen zu umgehen, schiebt das Kommunalabgabengesetz vom 14. Juli 1893 einen Riegel vor, indem es bei der Umlagebelastung der Einkommensteuer eine Verschärfung der Progression des staatlichen Steuertarifs untersagt.

Ferner hat der Staat, der alle fünfzehn Jahre die Gebäudesteuer für die Zwecke der kommunalen Gebäudebesteuerung neu veranlagt, diese Steuerveranlagung mit der Wirkung vom 1. Januar 1910 vorgenommen. Je höher nun gerade in den stark wachsenden Gemeinden die Gebäudesteuer entsprechend den gestiegenen Mietwerten der Häuser veranlagt worden ist, um so höher sind die nach der Gebäudesteuer berechneten Summen geworden, die die Stadtkreise für die Provinzialumlagen, die kreisangehörigen Gemeinden für die Steuern der Landkreise zu zahlen haben. Auch diesen neuen Geldbedarf der Gemeinde gegenüber Provinz und Kreis empfindet bei seiner Unterverteilung der arme Steuerzahler. —

Endlich hat die Reichsgesetzgebung der letzten Jahre fortgesetzt einerseits die Einnahmen der Gemeinden abgebröckelt und anderseits ihre Lasten erhöht. So hat das Zolltarifgesetz vom 25. Dezember 1902 mit Wirkung vom 1. April 1910 die indirekten Gemeindesteuern vom Brot und Fleisch aufgehoben, so hat das als Teil der letzten Reichsfinanzreform ergangene Brausteuergesetz neue Beschränkungen der kommunalen Bierbesteuerung eingeführt; so hat das soeben veröffentlichte Zuwachssteuergesetz den Gemeinden eine entwicklungsfähige Steuerquelle verstopft und ihnen dafür eine 40prozentige Beteiligung an dem Ertrage der Reichszuwachssteuer eingeräumt. Anderseits sind die Gemeindelasten durch Erhöhung des Emissionstempels und der sogenannten Talonsteuer, die auf den kommunalen Obligationen haften, sowie durch die Leuchtmittelsteuer gesteigert worden. —

So sehen sich unsere Gemeinden, die als Teile des Staats und des Reichs ihr Steuerrecht den Bedürfnissen dieser größeren Korporationen anzupassen haben, arg in die Enge getrieben. Aber wenn der Panzer des Reichs, der sie umschließt, drückt, er schützt sie doch auch. Und wenn der Friede sich auch recht teuer erweist: der Krieg würde unberechenbar teurer sein!

Das Nationaldenkmal für Bismarck.

Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Riehl.

Wir befolgen endlich den Rat, den uns ein bekannter Künstler schon vor Jahren gegeben hat, und protestieren gegen ein Denkmal, das national sein soll, aber nicht ist, ehe es errichtet wird.

Die Entscheidung in dem Wettbewerb um das Bismarck-Nationaldenkmal ist auf den stärksten Widerspruch gestoßen, der mit dem Ersten Preis gekrönte Entwurf allgemein als für diesen Zweck ungeeignet abgelehnt worden. Und man braucht von dem Entwurf nur die Abbildung zu kennen, die der „Tag“ vor kurzem brachte, um die Forderung der Revision des preisrichterlichen Urteils zu verstehen. Eine Steinsetzung, die an (keltische!) Dolmen erinnern soll, umschließt zwischen zu pflanzenden hohen Laubbäumen die Figur Jung-Siegfrieds, der, einen Fuß auf einen Felsblock setzend, sein Schwert prüft. Das graziöse Werk würde

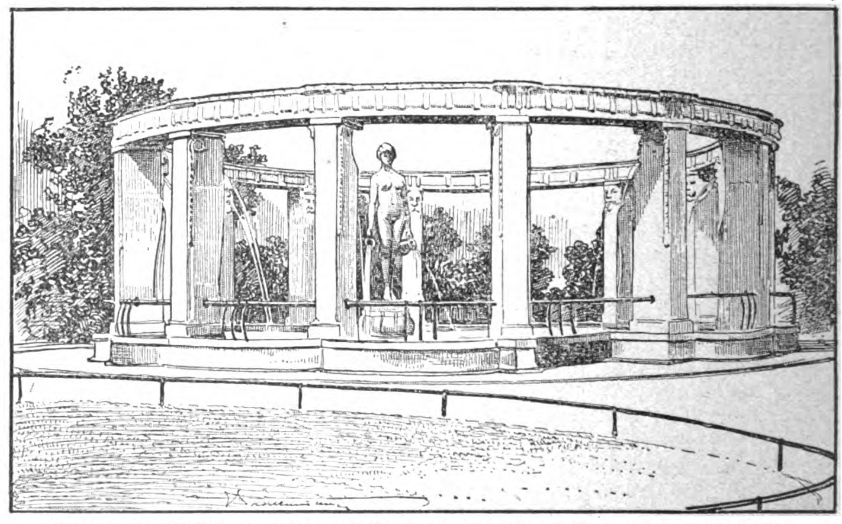


sich zu einer Brunnenanlage für einen öffentlichen Platz oder den Park eines Schlosses eignen (auffallend ist die Uebereinstimmung mit dem Stephans-Brunnen in Karlsruhe), für die Wirkung in freier Naturumgebung fehlt ihm monumentale Größe. Und diese könnte ihm auch die Ausführung in großem Maßstab nicht geben. Der ästhetische Eindruck der Größe hängt nicht von den faktischen Maßen ab, von der wirklichen Ausdehnung; er wird durch groß wirkende Verhältnisse hervorgerufen; der innere Maßstab, nicht der äußere entscheidet. Daß die wie in einen Käfig eingeschlossene Figur für den Fernblick von den Steinpfeilern und Baumstämmen überschnitten werden müßte, sei nur nebenbei erwähnt. Willkürlich aber erscheint die Wahl dieser Figur selbst bei diesem Anlaß. Keine unmittelbare Ideenverbindung leitet von der symbolischen Gestalt Siegfrieds zu dem Begründer unserer Einheit hinüber, und auch das Volk, das er fest in die Wirklichkeit gestellt hat, gleicht nicht einem jungen Siegfried. Was also wird durch diese Gestalt eigentlich versinnbildlicht? Wir sollen doch nicht an den frühen Untergang des Helden gemahnt werden. Auch an Schwert und Krieg brauchte an diesem Platz nicht wieder erinnert zu werden, nachdem schon die Germania gegenüber auf dem Niederwald das Reichsschwert an der Seite trägt. Es handelt sich für uns keineswegs um das Laieninteresse an dem Stoff, in Frage steht allein das sachlich künstlerische Interesse am Gehalt des zu schaffenden Werkes. Diesen aber müssen ebenso die Schöpfer des bevorzugten Entwurfs wie die Richter, die den Entwurf des Ersten Preises würdig erkannten, aus dem Auge verloren haben. Die Jury sah die schöne Plastik und vergaß darüber das Denkmal.

Ein Nationaldenkmal ist nicht ein Werk von Künstlern nur für Künstler. Das ganze Volk hat mit seinem Empfinden daran mitzuschaffen. So war es in allen Zeiten, in denen die Kunst lebendig war, und so könnte es wieder sein. Nur müßte zuvor der Deutsche, der so empfänglich ist für die Formen der Musik, empfänglicher werden für die Formen der Raumkünste. — Für ein und dieselbe Sache gibt es vielerlei Arten und Möglichkeiten des Ausdrucks, auch für solche Dinge, für die die meisten nur eine Art kennen, den Ausdruck durch das Wort. Daß auch Formen und Farben, Linien und Raumverhältnisse eine Sprache reden, ist erst einer Minderheit eine erlebte Tatsache. Und wieder sind aus dieser Zahl nur einige so empfindlich, unterscheiden zu können, ob in dieser Sprache in einem bestimmten Fall der wahre und gerade Ausdruck getroffen ist und nicht mit konventionellen Formen, phrasenhaften Linien, erkünstelten Verhältnissen Schein erzeugt wird. Die auf so feine Art Empfindenden haben Stilgefühl. Sie sind die rechten Kenner und Auftraggeber für den rechten Künstler. Dieser bringt zu sichtbarer Gestaltung, was sie suchen und verstehen, wenn es ihnen entgegentritt.

Für ein Denkmal, das weithin sichtbar eine Anhöhe beherrschen soll, ist der wahre und vollständige Ausdruck nur in der Formsprache der Architektur möglich; das Plastische dabei hat sich dem Architektonischen einzugliedern als dessen Fortsetzung und innerlicher Abschluß. Ohne Anlehnung an die Architektur vermag die Plastik zu keiner monumentalen Wirkung zu gelangen, sie kann, auf sich selbst gestellt, sich der Natur gegenüber nicht selbständig behaupten. Eine Kolossalstatue wirkt nur so weit monumental, als sie selbst mehr Architektur als Plastik ist; sie muß auf das Porträthafte, das in der Ferne verschwinden und aus der Nähe nicht sichtbar sein würde, verzichten. Ein Werk wie Lederers Bismarck in Hamburg gesteht diesen im Grunde architektonischen Charakter des kolossalen Standbildes offen ein; gleich einem Bauwerk zeigt es sich aus Teilen zusammengesetzt, in Schichten aufsteigend.

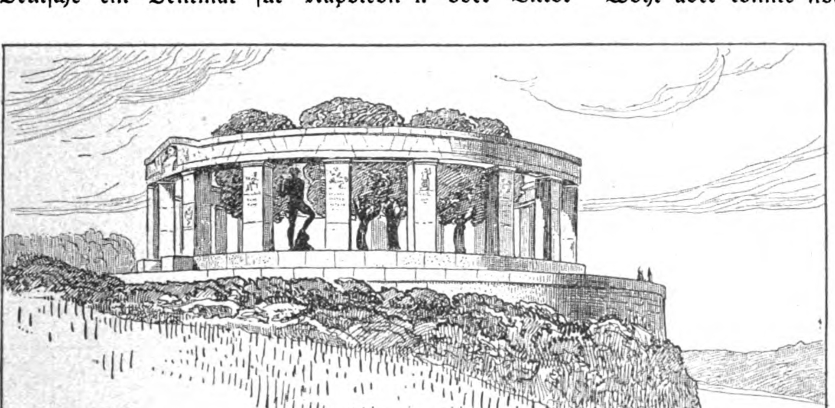
Eine Kolossalfigur auf der Elisenhöhe ist übrigens schon wegen des geforderten Kontrastes zu dem Niederwalddenkmal ausgeschlossen; auch wenn mit einer solchen die monumentale Aufgabe nicht mehr umgangen, als wirklich gelöst werden würde. Mit dem Bau der Natur kann in Wahrheit nur der Bau der Architektur zu einheitlicher künstlerischer Wirkung zusammengehen. Ein Werk der Baukunst ist selbst eine Realität in der realen Natur und läßt sich mit dieser durch einen Austausch von Wirkungen und Gegenwirkungen verbinden, bis die Natur selbst durch den architektonischen Bau weiter entwickelt und geistig erhöht erscheint und der Eindruck einer zwischen beiden ausgeglichenen, gleichsam schwebenden Ruhe erzeugt wird. Daß bei der Schöpfung des Bismarck-Denkmals der Architektur die Führung zukomme, hat auch die Jury anerkannt, die Zweiten und Dritten Preise, die sie zu vergeben hatte, fielen alle auf architektonische Lösungen der Aufgabe. Nur ist es selbst bei dem besten Entwurf, dem Riemerschmids, mehr dekorative als echt konstruktive Architektur.



Der Stephansbrunnen auf dem Ludwigsplatz in Karlsruhe. Von Prof. Billing.

Noch aus einem tieferen Grund wird für das Nationaldenkmal ein architektonisches Werk gefordert. So oft ein Volk sich selbst oder seine großen historischen Persönlichkeiten verherrlichen will, verschafft es seinem Formwillen Ausdruck durch die Errichtung monumentaler Bauwerke. Die Architektur ist die Kunst der Geschichte eines Volks; sie allein erzielt große geschichtlich-epische Wirkung, zumal durch die richtige Verschmelzung,

durch Kontrast und Harmonie mit der Naturumgebung. Mit dem Nationaldenkmal für Bismarck ist der deutschen Baukunst eine ihrer höchsten Aufgaben gestellt, an der sie zu erproben hat, was sie vermag. Mehr noch — die überragende Bedeutung Bismarcks gibt diesem Denkmal eine noch über unsere Nation hinausreichende, eine übernationale Bedeutung. Und wie wir Deutsche ein Denkmal für Napoleon I. oder Viktor Emanuel II. nicht als eine ausschließlich französische oder italienische Angelegenheit zu betrachten wissen, so sollen die andern Nationen auch von unserm Bismarck-Denkmal einen von rein nationalen Empfindungen unabhängigen Eindruck von Größe und allgemeingeschichtlichem Gehalt empfangen. Auch die wahren patriotischen Forderungen, die wir zu stellen haben, werden am besten erfüllt, je weniger ausdrücklich, aufdringlich sie zur Geltung gebracht werden.



Entwurf zum Bismarck-National-Denkmal bei Bingerbrück a. Rh.
Von Bildhauer Prof. Hahn und Architekt Prof. Bestelmeyer.

Was soll nun geschehen, nachdem der Spruch der Jury einmal gefallen ist? An eine Aenderung dieses Spruchs ist so wenig zu denken als an eine neue Jury. Wohl aber könnte noch nachträglich das Urteil anderer sachverständiger, aber nicht rein fachkünstlerischer Kreise eingeholt werden, am besten durch die Veranstaltung von Wanderausstellungen, die aber nicht bloß die prämiierten, sondern auch die in die engere Wahl aufgenommenen Entwürfe umfassen müßten. Vielleicht ist unter den nicht gekrönten Plänen der eine und andere zu finden, der die Aufgabe besser und glücklicher löste als die von der Jury ausgewählten.

Vielleicht sehen wir noch auf der Elisenhöhe eine schimmernde Burg sich erheben, ohne romantischen Schmuck, allein in großen und kraftvollen Formen, unter freiem Himmel einen Festplatz umzirkend, der Raum für Tausende bietet, als Abschluß des Platzes das Standbild Bismarcks, das vermöge seiner Formgebung und einheitlichen Bilderscheinung dem Beschauer von selbst den rechten Standpunkt anweist.

Der Kampf mit dem Objekt.

Theaterplauderei von Adolf Winds.

Der berühmte Roman F. Th. Vischers „Auch Einer" schildert die Allgegenwart des Objekts in seiner ganzen ihm angeborenen Tücke und Abscheulichkeit. Wie aber würde der Stein und Pein fluchende Held des Romans erst losgelegt haben, hätte ihn sein Schicksal mit jener Welt in Verbindung gebracht, die man die der Bretter nennt. Dort erheben sich die Unbilden des Alltags zur Grausamkeit; nicht nur Brillen, die sich verstecken, Knoten, die sich verdröseln, eigensinnige Hemdknöpfe, die nicht ins Knopfloch wollen, abbrechende Bleistifte und stockige Tintenfässer werden zur Qual, ein ganzes Arsenal von Widerborstigkeiten wird aufgeboten, die gleichsam als theatralische Druckfehlerteufel den Bühnenraum von der Versenkung bis zum Schnürboden mit Bosheit durchseuchen. Der Zuschauer, der gelassen vor dem Vorhang sitzt, ahnt nicht, was hinter den Falten der still und ehrwürdig niederhängenden Gardine auf den Proben für Kämpfe getobt haben, Kämpfe mit dem „Racker" Objekt, das mitten in die Vorstellung hinein oft noch sein unheilspeiendes Haupt grinsend erhebt.

Denn der Kräfte — und nicht immer der friedfertigen — waren ihrer viele am Werk, ehe die Aufführung zustande kam, die anscheinend jetzt so glatt verläuft; neben den Hauptpersonen, den Schauspielern, der Maschinenmeister, der Dekorationsmaler, der Kostümzeichner, der Schneider, der Requisiteur, der Beleuchter, der Inspizient, der Tapezierer, kurz eine kleine Armee von mehr oder minder notwendigen Leuten, von denen naturgemäß jeder einmal daneben greift; denn sie alle, die im Licht der Rampe und im Staub der Kulisse ihr Brot essen, sind den Pfeilen und Schleudern eines wütenden Geschicks ganz besonders verfallen. Ehe die Arbeit des einzelnen sich völlig und ohne Rest in das Ganze fügt, gibt es tausend Hemmungen und Hindernisse zu überwinden; man glaubt im besten Zug zu sein, da tönt es: „Halt!" und wieder: „Halt!", bald hat der Inspizient, bald der Schauspieler die Unterbrechung verschuldet, bald der Schnürmeister, der die Wolken zu tief herabgelassen. Die fortwährenden Unterbrechungen können rasend machen, immer die am meisten, die sie gerade im Augenblick nicht verschuldet haben und doch darunter leiden müssen, aber, Geduld! an jeden kommt die Reihe; jeder muß fühlen, wie „Nickel und Igel" Objekt ihm ganz besonders zusetzen und seine Kreise stören; am empfindlichsten aber der Regisseur, dem die Aufgabe zufällt, all die gesonderten, scheinbar oft widersinnigen und doch auf einen gemeinsamen Zweck abzielenden Tätigkeiten einander dienstbar zu machen und die Teile zum Ganzen zu runden.

Um mit Kleinigkeiten zu beginnen. Da wurde eine bestimmte Beleuchtung auf das sorgfältigste ausgeprobt und ausgerechnet; am Abend setzt ein ungeschickter



Arbeiter ein Versatzstück um eine Handbreit weiter in die Szene hinein, als bestimmt war, und auf den blauen Prospekt, der den Azur des Himmels vorstellen soll, fällt der schwarze Schatten — eines Feuerwehrmannes, der, um besser sehen zu können, die Gelegenheit benutzte, weiter vorzutreten, und damit in die Lichtlinie geraten war. Feuerwehrmänner sind nämlich allerwärts hinter den Kulissen postiert. Oder: die Steigerung von Rede und Gegenrede ist in einer besonders zugespitzten dramatischen Szene aufs peinlichste ausgeklügelt, ein die Situation kennzeichnendes Wort bildet die Pointe, die wirken soll wie das aufgesetzte Licht am Gemälde; da überspringt einer der Darsteller einen Satz, das Wort kommt an die unrechte Stelle, verpufft, und die ganze Dialogperiode fällt wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Solche Dinge stören den Zuschauer nicht immer, oft merkt er sie gar nicht, dem Regisseur aber sind sie wie ein Tritt aufs Hühnerauge; dabei ergeht es ihm wie der Nora, er darf nicht sagen, was er so gern sagen möchte, nämlich: Himmeltausenddonnerwetter! Die köstliche Arznei des Fluchens, die ihm während der Proben die Last des Daseins tragen hilft, ist ihm während der Vorstellung lärmens- und anstandshalber verboten.

Das sind aber nur die milden Teufeleien, es gibt auch schlimmere: mit Spannung wird — in einerVerstragödie — dem Erscheinen des Helden entgegengesehen, eine Posaune ist stimmungsvoll angeordnet, ein Trompetenstoß soll die Ankunft pomphaft verkünden — da macht die Trompete einen Gickser, und um Pomp, Stimmung, Spannung ist es geschehen. Noch gefährlicher als die Trompeten sind die Schußwaffen; im geeigneten Moment gehen sie nicht los, und mancher Uriel Acosta hat die Erfindung des knall- und rauchlosen Pulvers vorausgeahnt und ist eines geräuschlosen Todes gestorben. Mitunter zwar läßt sich die Todesart ändern. So mußte eines Abends im „Vierten Gebot", als der Schuß aus der Flinte versagte, ein Martin Schalanther seinen vorgesetzten Feldwebel mit dem Kolben niederschlagen, was freilich roh und nicht ganz im Sinn der Dichtung war. Aber in der Not — ersticht Ordoardo seine Emilia mit der geballten Hand, wenn ihm, was vorzukommen pflegt, der zierliche Dolch der Orsina im Taschenfutter hängen bleibt.

Ganz wie im Leben geht aber nicht nur von den Waffen, auch von den Briefen das Unheil aus, namentlich wenn Briefe vergessen oder verwechselt werden, so daß dem Darsteller, der etwas zu verlesen hat, statt des ausgeschriebenen ein leeres Blatt in die Hand gegeben wird. In solche Fälle spielt manchmal die Tücke der Kollegen in die des Objekts hinein, beide Gewalten wirken auch mit- und ineinander; so eines Abends, als ein Ensemble gastierender Hofschauspieler in einem dunklen Provinzort den „Tasso" „zelebrierte". Die dafür notwendigen Büsten Virgils und Ariosts waren nicht aufzutreiben, auch nichts an sonstigen antiken Poeten und Gelehrten, die ihnen vielleicht ähnlich gesehen hätten. So mußten im letzten Augenblick — Moltke und Bismarck an ihre Stelle treten, die mit dem Rücken zum Publikum gekehrt und durch etliche Lorbeerbüsche „kaschiert" wurden. Als aber die nicht eingeweihte, ahnungslose Prinzessin vor die Büste trat: „Die Zweige, die ich in Gedanken flocht, ich setze sie Virgilen dankbar auf . . .", und die nicht minder überraschte Leonore die Worte sprechen sollte: „So drücke ich meinen vollen Kranz dem Meister Ludwig auf die Stirn . . ." und ihnen die Heroengesichter aus Deutschlands glorreicher Zeit gipsern entgegenblickten, da löste sich die weihevolle Stimmung in einen doppelten Lachkrampf auf, der kaum zu stillen war und die Vorstellung ernstlich gefährdete. Von allen Teufeln, die der Racker Objekt in Sold genommen, ist der Lachteufel einer der gefährlichsten, soweit er an tragischer Stelle die Schauspieler überfällt. Der geschilderte Vorfall bot wohl hinreichenden Anlaß dazu, aber oft geschieht es ohne ersichtlichen Grund und ist dann geradezu eine psychologische Merkwürdigkeit. Es wird über Dinge geprustet, gelacht, die sonst kaum ein Lächeln abnötigen würden, über Nichtigkeiten, eine schiefsitzende Krawatte, ein verschlucktes Wort, eine in Unordnung geratene Frisur; das verhaltene Kichern ist aber von einer Ansteckungskraft, der sich der Ernsteste nicht zu entziehen vermag, und die sich nur durch die hochgradige nervöse Spannung erklären läßt, in der sich der Schauspieler während des Spiels befindet. Der Regisseur steht dann hinter den Kulissen und rauft sich die Haare; er hat aber auch Gelegenheit, sie aus anderen Gründen zu raufen. Wenn die Meerkatzen in der Hexenküche mit den Schweifen in der zuklappenden Versenkung hängen bleiben, oder wenn der Luftzug der Bühne die Streichhölzer, mit denen ein Licht angezündet werden soll, eins um das andere immer wieder auslöscht, oder wenn Türen, durch die die Darsteller nacheinander abzugehen haben, durch Unachtsamkeit eines Arbeiters geschlossen sind, oder wenn Statisten die „Leiche", die sie abzutragen haben, so unsanft anfassen, daß sie — quietscht, das sind die alltäglichen Vorkommnisse, es gibt aber auch besondere. So wurde beispielsweise an einem süddeutschen Hoftheater „Tell" gegeben, und Geßler kam nicht hoch zu Roß. In früheren Aufführungen war dies aber immer der Fall gewesen, und der erbgesessene Darsteller des Frießhardt, der im vierten Akt die Meldung zu bringen hat: „Man fahre aus dem Weg, mein gnädger Herr, der Landvogt, kommt dicht hinter mir geritten . . ." konnte sich in die Anordnung, das Wort geritten in geschritten abzuändern, durchaus nicht finden. Schon auf der Probe versprach er sich und am Abend — auch. Sein angstvoller Blick fiel in die Kulisse, er sah das Auge des Regisseurs zornentflammt auf sich gerichtet, und von seinen bebenden Lippen glaubte er den Namen des Tieres zu hören, das eben nicht auftrat, da kehrte sich Frießhardt kurz entschlossen um und rief in reinstem Pfälzisch: „Alleweile steigt er ab . . ." Aber auch der Regisseur entgeht nicht der Tücke des Objekts, und nicht jeder besitzt die Selbstironie und Geistesgegenwart eines Dingelstedt, wenn ihm eine Dummheit passiert. „Welcher Esel", fragte er, als einmal ein Requisit an der falschen Stelle war, „hat das wieder angeordnet?" „Das waren Sie selbst, Herr Baron", erwiderte prompt das alte Faktotum, der Requisiteur. „Das sieht mir ähnlich", sagte der Hofrat und schritt mit seinen Fortschrittsbeinen von dannen.

Der Bagatellen, die eine Vorstellung gefährden und um ihre Wirkung bringen können, sind Legion, einer der tückischsten Objekte ist der Vorhang, der langsam fällt, wenn er schnell niedergehen soll, und niederrast, wenn er sich langsam senken soll, bei den heikelsten Aktschlüssen aber womöglich steckenbleibt. Und wenn der Regisseur Argusaugen hätte, es gibt immer noch Dinge, die seinem Scharfblick entgehen. Beispielsweise läßt er in einem Stück, das in Italien spielt, ein

Wirtshausschild mit der Aufschrift „Osteria“ anbringen und bedenkt nicht, daß die auftretenden Personen Deutsch und nicht Italienisch sprechen; ein gleicher Widersinn liegt darin, daß die Deutsch sprechenden Darsteller in einem französischen Stück französische und in einem englischen Stück englische Zeitungen lesen müssen; daß man den Sturm rasen hört und sich an den Bäumen kein Blatt bewegt, oder daß die Häuser zu klein für die Personen sind, die aus ihnen hervortreten und heraus zum Fenster sehen u. dgl. m.; damit hat freilich die Tücke des Objekts nichts mehr zu schaffen, sondern die Grenzen tun sich auf, die jedem Können, auch dem der Bühne gesteckt sind.

Am mitleidlosesten von allen, die im Licht der Lampe wirken, wird aber der Schauspieler selbst befallen; ihm stellt sich das Objekt in seiner ausgesuchtesten Heimtücke entgegen, er hat es nicht nur äußerlich, nein auch innerlich zu überwinden. Die äußerlichen Gefahren sind groß; er soll als jugendlicher Liebhaber die heiß ersehnte Geliebte erblicken, rasch eintreten und sie in die Arme schließen, er stolpert über die Leiste an der Tür und wird — „angeblasen“. Dabei kann er eine merkwürdige Beobachtung machen. Jeder körperlichen Ungeschicklichkeit folgt das Auslachen augenblicklich und auf der Stelle, ein Versprechen dagegen wird nicht mit der gleichen Plötzlichkeit wahrgenommen. Der Sinn des Auges faßt schneller auf als der des Ohrs. Ein Versprechen läßt sich sogar zudecken, wenn man schnell im Text weitergeht, ehe die Zuhörer zur Besinnung kommen. Freilich darf die Wirkung nicht eine so fulminante sein wie einmal, als der selige Aloys Prasch, der ein überaus feuriger Heldenspieler war, in Karlsruhe den Tempelherrn spielte. „Was soll ich sagen, Nathan“, spricht der Tempelherr, als ihm Nathan am Schluß des fünften Aktes die verwandtschaftlichen Zusammenhänge enthüllt. Prasch versprach sich in der Hitze des Gefechtes und sagte: „Was soll ich nagen, Satan . . .“ Der Bühnenteufel war in höchst eigener Person aufgetreten, und Prasch merkte gar nicht, daß er ihn am Kragen hatte, war sich des Versprechens gar nicht bewußt und wurde höchst bestürzt über das ausbrechende Gelächter. Im Bereich der Versprechungen feiern die Bühnenteufeleien ihre wüstesten Orgien, und die Geschichte all der sich daraus ergebenden Unglücksfälle würde Bände füllen. Nicht mindere Heimtücken lauern in den aufgeklebten Bärten, die sich in den wichtigsten Szenen lockern, lösen und abzufallen drohen. Aber auch da greift die Tücke der Kollegen dem des Objekts gelegentlich unter die Arme. Der aufgeklebte Schnurrbart besteht meist aus zwei Teilen, und wenn einer davon fällt, bleibt nichts übrig, als auch den anderen Teil herabzureißen. Einem mißliebigen Darsteller wurde eines Abends auf der Bühne von den Kollegen zugeflüstert: „Ihr linker Schnurrbart ist abgefallen.“ Der Erschrockene glaubte es, riß den rechten herunter und spielte zum Ergötzen des Publikums die Szene mit einem halben Bart zu Ende. Wie dem Helden in Vischers Roman wird dem Schauspieler der Katarrh gefährlich, der sich gerade dann mit Bestimmtheit einstellt, wenn eine besonders wichtige Aufgabe vor ihm liegt, oder wenn ein Agent, ein Direktor kommt, ihn anzusehen, oder wenn er zum Gastspiel reist, von dem ein glänzendes Engagement abhängt. Kopf-, Zahnweh und andere Uebel machen weniger zu schaffen, sie verschwinden oft sogar über den Erregungen des Spiels. Dagegen kann ihn, namentlich wenn er ein gutes Auge hat, ein Zuschauer aus der Fassung bringen, der mitten in seinen interessanten Monolog hinein gähnt, oder eine Latte, die während der zartesten Liebesszene hinter den Kulissen polternd umfällt. Recht fatal sind auch die Hauskatzen, die im ungeeignetsten Moment quer über die Bühne laufen.

Die größten Feinde freilich, die der Schauspieler zu überwinden hat, sind nicht die äußeren, es sind die inneren Teufel. Unlust, Widerspenstigkeit des eigenen Talents, das sich einer bestimmten Figur durchaus nicht bemächtigen will, Mangel an Stimmung, auf die jeder andere Künstler warten kann, die sich beim Schauspieler aber auf das Klingelzeichen einstellen muß. Bei Lebzeiten Flecks war in Berlin die Frage gebräuchlich: „Haben Sie heute abend den großen oder kleinen Fleck gesehen?“, so ungleich war er in seinen Leistungen, und darin hat er berühmte Nachfolger gefunden. Geradezu tragisch aber wird die Tücke des Objekts, wenn einem Phanta e, innere Gestaltungskraft für hochstrebende ideale Helden verliehen sind, aber das Organ dünn ist, die Physiognomie unbedeutend, die Figur unansehnlich, und der Begnadete muß statt der Helden die Diener spielen. Der selige Hackländer, der es übrigens nicht zu bereuen hatte, wurde durch die Tücke des Objekts sogar um seine schauspielerische Karriere gebracht. Er sollte am Hoftheater in Stuttgart in der Rolle des Fortinbras im Hamlet debütieren, eigens zu diesem Zweck wurde der sonst dort im Stück übliche Schluß geändert. Zu Beginn der Vorstellung schon war Fortinbras im Theater, wandelte fünf Akte lang gerüstet und gegürtet hinter den Kulissen auf und ab, und als endlich seine Szene herannahte, packte ihn das Lampenfieber derart, daß er nochmals nach seiner Garderobe stürzte, um einen letzten Blick in die Rolle zu tun. Der Inspizient sucht, findet ihn nicht und läßt kurzentschlossen den Vorhang an der alten Stelle fallen: „Der Rest ist Schweigen . . .“, für Fortinbras auch, er trat überhaupt nicht auf. Was ist die Welt der Bühne? Mehr noch als die wirkliche? „Der Zufälle launisch Reich.“

Unsere Bilder

Karl Schönherrs „Glaube und Heimat“.

(Hierzu Abbildungen auf Seite 482.)

Des Oesterreichers Karl Schönherr neues Werk „Glaube und Heimat“ hat sich im Sturm aller Herzen erobert. Sowohl in Oesterreich wie in Deutschland. Es ist seit langer Zeit endlich einmal wieder ein vorzügliches Theaterstück von zugleich bedeutenden literarischen Qualitäten. Nun ist es auch nach dem kritischen Berlin gekommen und hat hier die gleiche begeisterte Aufnahme gefunden wie überall. Endlich einmal wieder das Werk eines Dichters, dem ein großer Erfolg beschieden ist, trotzdem es weder aus einer Alltagstrivialität noch aus einer Liebelei seinen Konflikt nahm, sondern aus einem Problem, das tief in das Innerste unserer Nation hineinführt und so überhaupt nur auf dem deutschen Boden der Gegenreformation erwachsen konnte. Auf den Inhalt braucht an dieser Stelle ja nicht näher eingegangen zu werden. Wir atmen auf, weil wir erleben, daß die Nation auch heute noch vom Theater aus tief und ernsthaft bewegt werden kann, wenn nur der rechte Mann zu ihr spricht. Wir freuen uns, daß die Bühne einmal wieder als moralische Anstalt wirkt, denn in dieser „Tragödie eines Volks“ handelt es sich um höchste moralische Güter: um Heimatliebe und Religion. Und es ist uns eine besondere Genugtuung, daß es sich auch hier wieder erweist: der Dichter steht auf einer höheren Warte als der der Partei, über den Konfessionen, ohne eine Konfession zu verletzen und zu kränken. Und nun haben wir es auch erlebt, daß der Kaiser in Kiel, wo er sich mit der Kaiserin das Werk ansah, in den Worten, die er darüber



sprach, sich völlig einig zeigt mit dem Empfinden aller, die sich an dieser Arbeit freuen. Das Werk hat auch auf ihn den stärksten Eindruck gemacht. Er sagte, er habe sich gefreut, daß alles vermieden sei, was Religionstreitigkeiten hervorrufen könne, und daß das Schwergewicht auf das rein Menschliche gelegt worden sei. Der Kaiser erklärte schließlich, daß er in Schönherr den deutschen Dichter erwarte, der dem deutschen Volk bis jetzt noch fehle. Dann überreichte er Schönherr eine Plakette mit seinem Bildnis. So erleben wir dank dieser ergreifenden Tragödie auch einmal wieder die schöne, wertvolle Wahrheit: Es soll der Sänger mit dem König gehn.

Kurt Aram.

Der Monsterprozeß der Kamorra.

(Hierzu die Abbildung auf S. 481.)

In Viterbo begann ein forensisches Schauspiel, das wie ein Stück düstersten Mittelalters anmutet: der Prozeß der 36 Kamorristen aus Neapel. Er hatte schon vor zwei Jahren in Neapel selbst begonnen, mußte aber damals abgebrochen werden, weil es unmöglich war, in der von Kamorraliebe und Kamorrafurcht erfüllten Atmosphäre eine vorurteilslose Jury zusammenzubringen. In der reineren Luft Viterbos hofft man nun den Riesenprozeß, zugleich ein Prozeß der sittlichen Läuterung, erfolgreich durchzuführen. Seine voraussichtliche Dauer wird auf sechs Monate geschätzt, 850 Zeugen sind geladen. Den Anlaß zum Einschreiten gegen die „ehrenwerte Gesellschaft", wie die Kamorra sich selbst betitelt, gab ein Doppelmord, ein Racheakt der Kamorristen. Sehr zu ihrem Mißvergnügen mußte sich die Polizei, vom rechtschaffenen Teil der öffentlichen Meinung dazu gedrängt, zu energischen Maßregeln aufraffen; aber erst den Karabinieri, der untadelhaften Staatsgendarmerie, gelang es, 36 Rädelsführer des Geheimbundes hinter Schloß und Riegel zu bringen. Unsere Aufnahme S. 481 zeigt den Schauplatz der Verhandlung. Der gewalttätige Charakter der Angeklagten erfordert ungewöhnliche Vorsichtsmaßregeln; sie sind in einem von Karabinieri bewachten Käfig untergebracht. In dem Eckkäfig rechts sitzt ein gewisser Abatemaggio, Denunziant der Kamorristen, trotzdem selbst Angeklagter. Der vor dem Käfig (in der Mitte) sitzende Priester Ciro Vittozzi hat das Treiben der Verbrecher begünstigt und steht ebenfalls unter Anklage. Wird der Prozeß ernsthaft durchgeführt, so kann man sich auf die Enthüllung erbaulicher „Kulturbilder" gefaßt machen.

Victor Ottmann.

Das Kronprinzenpaar in Aegypten (Abb. S. 477). Die vorzeitige Unterbrechung seiner ostasiatischen Reise hat für den deutschen Kronprinzen den Vorteil gehabt, daß er mit seiner Gemahlin einige schöne Wochen im Pharaonenland verleben konnte, die das ursprüngliche Reiseprogramm nicht vorgesehen hatte. Wie alle Aegyptenreisenden besuchte das Kronprinzenpaar natürlich auch die Pyramiden von Giseh und ließ sich dort vor der Sphinx hoch zu Esel photographieren — wie alle Aegyptenreisenden.

Ein schöner Vorfrühlingstag im Berliner Tiergarten (Abb. S. 478) lockt stets zahlreiche elegante Reiter in die schönen Alleen des weltstädtischen Parks. Prinzessin Viktoria Luise von Preußen, die einzige Tochter des Kaiserpaares, liebt diese Spazierritte im Tiergarten ganz besonders und unternimmt sie, sooft es das launische Märzwetter gestattet.

Die Mobilmachung der Vereinigten Staaten (Abb. S. 480), wenn man das Aufgebot von 20000 Mann regulärer Truppen so nennen kann, hat sich augenscheinlich programmäßig und in aller Ordnung vollzogen. Ein Teil der Truppen, die zur Wacht an der mexikanischen Grenze bestimmt waren, wurde in Philadelphia an Bord des Transportdampfers „Dixie" eingeschifft.

Friedrich Haase † (Abb. S. 479). Als man vor wenigen Monaten den 85. Geburtstag Friedrich Haases mit freudigem Festjubel beging, wünschte alle Welt dem großen Charakterdarsteller, dem berühmten Altmeister der deutschen Schauspielkunst einen noch recht langen, heiteren Lebensabend. Diese Wünsche sind nicht in Erfüllung gegangen, und der greise Künstler hat dieser Tage in Berlin seine Augen geschlossen.

Die Winzer des französischen Departements Aube (Abb. S. 483) sind mit dem neuen Weinbaugesetz unzufrieden, das ihre Gegend nicht unter die Bezirke aufnimmt, die ihre Weine als „Champagner" bezeichnen dürfen. Aus Aerger über das Gesetz haben sich die Winzer zu ernsten Ausschreitungen hinreißen lassen. In Bar-sur-Aube holten sie die Steuerzettel aus dem Stadthaus und verbrannten sie öffentlich. Auch eine Puppe, die den neuen Ministerpräsidenten Monis vorstellen sollte, wurde in die Flammen geworfen.

Die große Porträtausstellung in Florenz (Abb. S. 482) ist die erste in der Reihe der Ausstellungen, durch die Italien das fünzigjährige Jubiläum seiner Einigung begeht. Im Palazzo Vecchio sind die besten Meisterporträte der italienischen Barock- und Rokokozeit ausgestellt.

Der Hosenrock auf der Bühne (Abb. S. 484). Bei der Aufführung des Schwankes „Fernands Ehekontrakt" im Residenztheater gab es zwei Debüts auf der Berliner Bühne: das der Leipziger Schauspielerin Herma Tolly, die die Rolle der Lucette darstellte, und das eines prächtigen Hosenrocks, den sie dabei trug.

Das Internationale Schachturnier in San Sebastian (Abb. S. 484) hat mit dem Sieg einer neuen Größe, des jungen kubanischen Meisters Raoul José Capablanca, geendet. In den Zweiten und den Dritten Preis teilten sich Rubinstein und Vidmar, den Vierten erhielt der Amerikaner Marshall.

Die Königin-Luise-Stiftung (Abb. S. 484) ist bald nach dem Tod der großen Preußenkönigin zum Wohl der weiblichen Jugend gegründet worden. Am 10. März dieses Jahres konnte im neuen prächtigen Heim der Stiftung in Dahlem das hundertjährige Gründungsjubiläum gefeiert werden. Allgemein geschätzt ist die vorzügliche Erziehung, die den das Pensionat besuchenden jungen Mädchen zuteil wird.

Personalien (Abb. S. 478 u. 483). Der russische Ministerpräsident Stolypin hat wegen eines Konfliktes mit dem Reichsrat sein Amt niedergelegt, und der Finanzminister Wladimir Nikolajewitsch Kokowzow, der seit langem als sein Rivale galt, ist sein Nachfolger. — In die argentinische Gesandtschaft in Berlin, die in den letzten Monaten ihres Chefs entbehrte, ist Dr. Molina, ein jüngerer, sehr fähiger Diplomat, als neuer Gesandter eingezogen. — Der Zar hat seinen Vetter, den Großfürsten Boris Wladimirowitsch, mit seiner Vertretung bei den Jubiläumsfeierlichkeiten in Rom betraut. — Eduard Pötzl, der volkstümliche Wiener Humorist, hat am 17. März seinen 60. Geburtstag gefeiert. Er ist an diesem Tag mit Recht als einer der besten Kenner der Wiener Volksseele gefeiert worden, die er herzlich liebt, wenn er auch kräftig genug die satirische Geißel schwingt. — Karl Theodor Freiherr von Perfall hat gleichfalls dieser Tage sein 60. Lebensjahr vollendet. Er gehört zweifellos zu unseren beliebtesten Erzählern, und seine zahlreichen Romane sind dem deutschen Lesepublikum ein wertvoller Besitz.

Die Toten der Woche

Lord Airedale, bekannter englischer Eisenindustrieller, † in Paris am 17. März im Alter von 75 Jahren.

Friedrich Haase, der Altmeister deutscher Schauspielkunst, † in Berlin am 17. März im Alter von 85 Jahren. (Portr. S. 479.)

Frau Josephine von Hahnke, die Gattin des Generalfeldmarschalls, † in Berlin am 18. März im Alter von 68 Jahren.

Luftschiffer Paul Kayser, † bei einer Fahrt des Ballons „Düsseldorf 4" zum Zuidersee am 19. März. (Portr. nebenst.)

Joseph Kowarzik, bekannter Bildhauer, † in Cannes.

Geh. Medizinalrat Prof. **Dr. August Lucae**, Inhaber des Lehrstuhls für Ohrenheilkunde an der Berliner Universität, † in Berlin am 17. März im Alter von 76 Jahren.



Luftschiffer Paul Kayser †

Dr. Leopold Messerschmidt, Kustos der Vorderasiatischen Abteilung der Kgl. Museen, † in Berlin im Alter von 40 Jahren.

Bilder vom Tage

Das deutsche Kronprinzenpaar in Aegypten: Ein Ausflug nach den Pyramiden.



Phot. G. O. Bulla.

Ministerpräsident Stolypin, legte sein Amt nieder.



W. N. Kokowtzow, der neue russische Ministerpräsident.

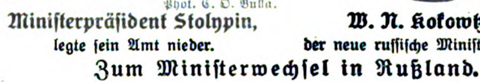


Phot. Vandyck.

Dr. Molina, der neue argentinische Gesandte in Berlin.



Großfürst Boris von Rußland, Vertreter des Zaren bei der Jubiläumsfeier in Rom.



Zum Ministerwechsel in Rußland.

Phot. Hünich.

Prinzessin Viktoria Luise (×), die Tochter des Kaisers, auf einem Spazierritt im Tiergarten.

Frühjahrstage in der Reichshauptstadt.

Friedrich Haase †

Phot. Marta Wolff.

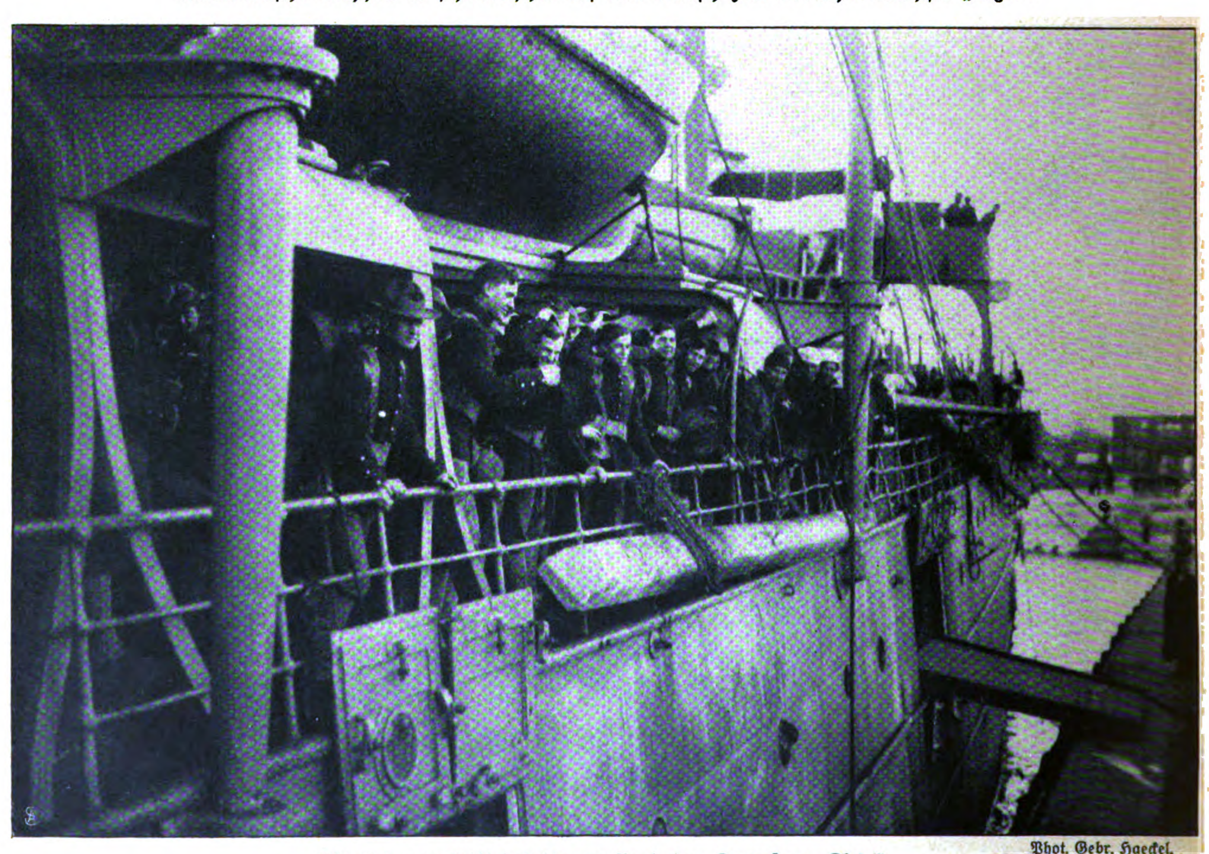
Ein Altmeister deutscher Schauspielkunst.

Friedrich Haase mit seinem Freunde Theodor Döring.

Haase als „Chevalier Rocheferrier“ in der „Partie Pikett“.



Amerikanische Truppen in Philadelphia auf dem Marsch zum Transportdampfer „Dixie“.

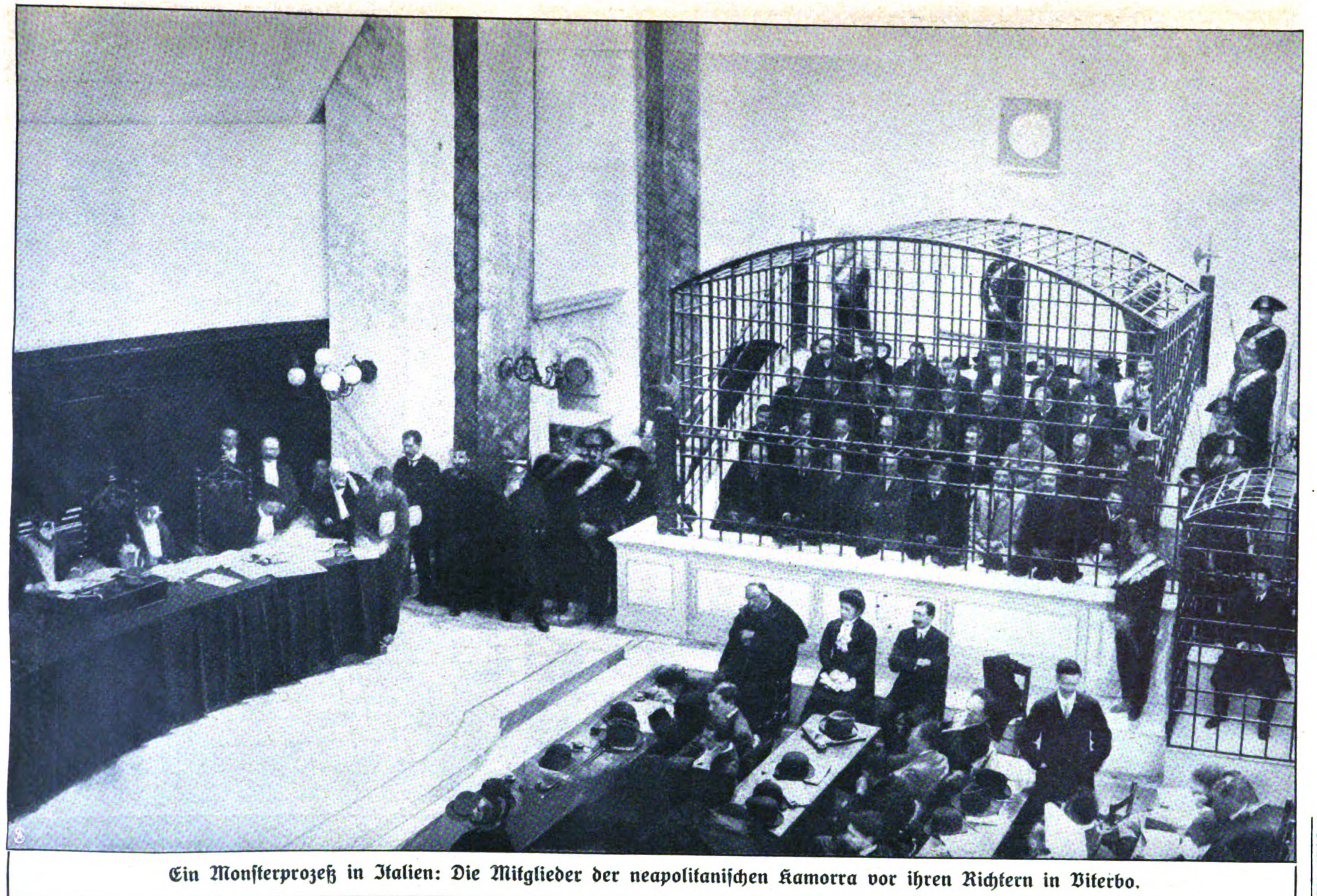


Phot. Gebr. Haeckel.

Abschied von Philadelphia an Bord des Dampfers „Dixie“.

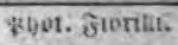
Von der Mobilmachung der Vereinigten Staaten von Amerika: Einschiffung von Truppen.





Ein Monsterprozeß in Italien: Die Mitglieder der neapolitanischen Kamorra vor ihren Richtern in Viterbo.



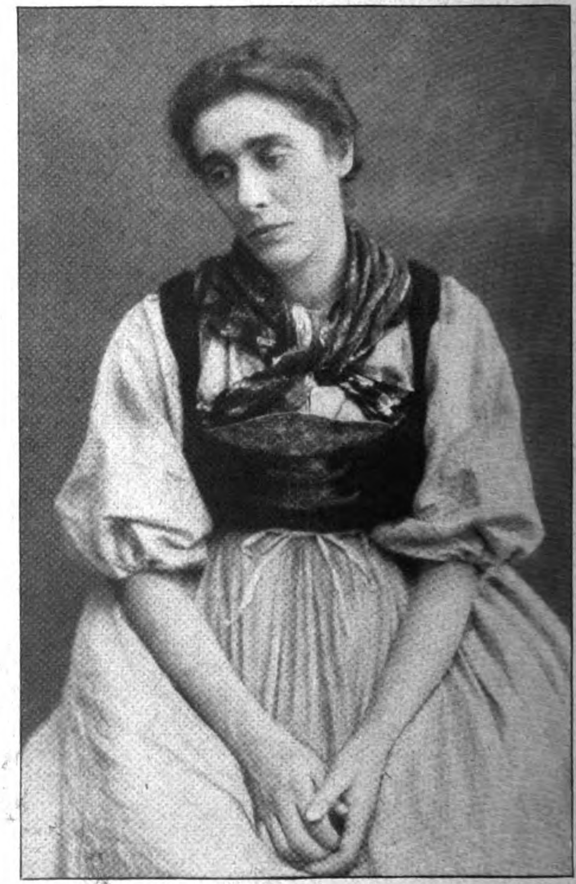


Phot. Fiorilli.

Eröffnung der großen Porträt-Ausstellung im Palazzo Vecchio in Florenz.
Vom Beginn der 50. Gedächtnisfeier der Einigung Italiens.

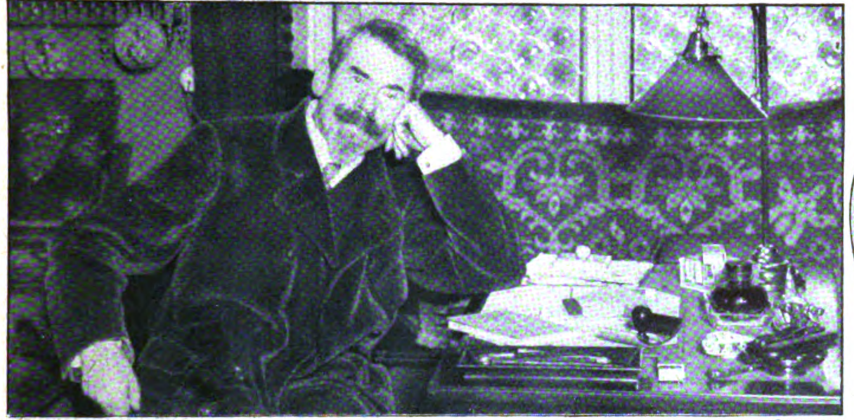


Emanuel Reicher als der „Alt-Roti“.



Mathilde Sussin als die „Rottin“.

Zur erfolgreichen Aufführung von Karl Schönherrs „Glaube und Heimat“ in Berlin. Phot. Becker & Maaß.



Phot. Schuhmann.

Eduard Pötzl, der geschätzte Wiener Schriftsteller und Humorist.
Zu seinem 60. Geburtstag.



Phot Block.

Karl Freiherr von Perfall,
der bekannte Schriftsteller, feierte seinen 60. Geburtstag.

Phot. Branger.

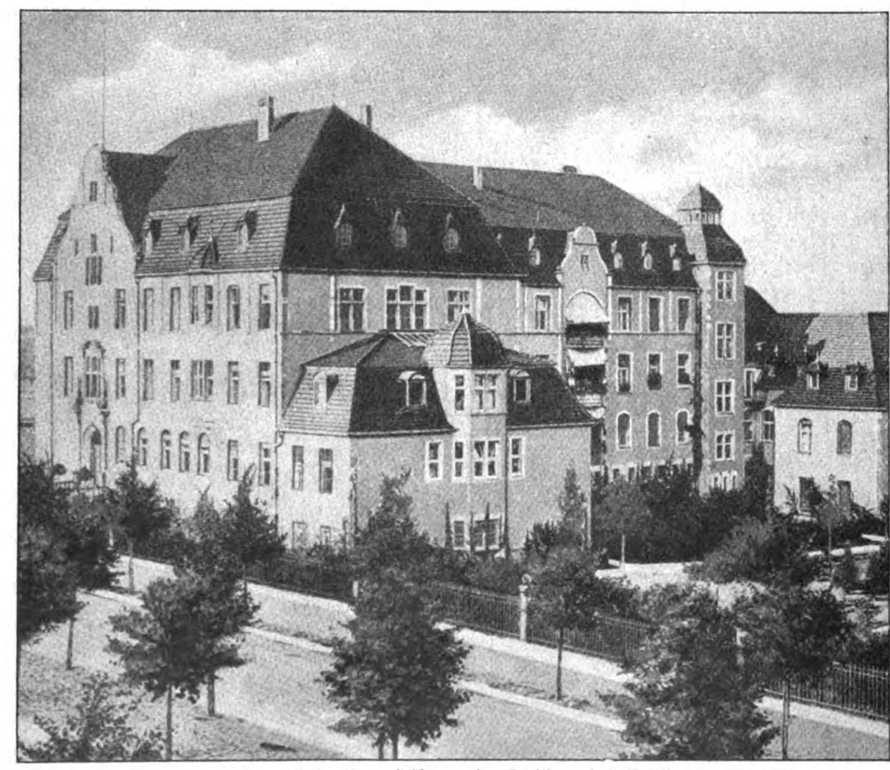
Eine Puppe, den Ministerpräsidenten Monis darstellend, wird vor dem Stadthaus in Bar-sur-Aube verbrannt.
Die Winzerunruhen in Frankreich.



Von links: Marshall, Burn, Janowski, Bernstein, Duras, Rubinstein, Maroczy, —, Spielmann, Leonhardt, Capablanca (×), der Sieger, Niemzowitsch, Vidmar, Hoffer, Teichmann, Tarrasch, Mieses.



Vom Internationalen Schachturnier in San Sebastian: Die Teilnehmer beim Spiel.



Das Heim der Stiftung in Dahlem bei Berlin.
Zum 100 jährigen Jubiläum der Königin-Luise-Stiftung.



Herma Tolly als Lucette Gautier
in „Fernands Ehekontrakt" im Berliner Residenz-Theater.
Der Hosenrock auf der Bühne.



Skepp up Strann.

Roman von

Meta Schoepp.

2. Fortsetzung.

Ratsmann Ohlsen hatte sich an der Bank festgebissen. Er war gar nicht mehr loszukriegen, wenn er darauf zu sprechen kam. Breitbeinig stand er vor den Sitzenden, die Hände tief in den Taschen, aus dem von Wind und Wetter gebräunten Gesicht sahen die hellen, blauen Augen, über denen dichte, weißgelbe Brauen sich wölbten, so kampfeslustig hervor.

„Und Hinrich Lorenzen und Peter Ölrichs denken, er hat die Bank für sie gebaut. Aber er hat sie gar nicht für sie gebaut. Für die Baronin hat er sie gebaut, damit die vorn die Aussicht hat und hinten die Feuerblüse."

Das war Hinrich einerlei. Wenn er nur sitzen konnte.

„Und dann macht sie ihm Augen —"

Die andern grinsten. Immer war Ratsmann Ohlsen für Moral, seitdem er mal Schläge bekommen hatte. Damals, als die Engländer die Rumbude hatten und die Schenkmamsell die Gemüter erhitzte. „Weißt noch, Ohlsen?"

„Und das ist mir ganz egal —" ganz hitzig wurde er. „Sie geht zu ihm in die Werkstatt. Ist das ein gutes Beispiel? Was hat sie in der Werkstatt zu tun?"

Peter Ölrichs hatte ein leises Lachen.

„Reg di man ne up!"

„'ne smucke Fregatt ist sie —" Timm Ralfs sogar war ganz Anerkennung. „Und Blinkfeuer hat sie in den Augen. Und Jakob Andrésen immer im Kielwasser —"

Und nun unterhielten sie sich von der Baronin Thielen. Trotz ihrer großen Not, trotz ihrer Sorgen. Sie wußten, daß sie gekommen war, um ihren Vetter, der die Antje Petersen geheiratet hatte, zu pflegen. Seitdem er schwindsüchtig war, machte sich das Antje nichts mehr aus ihrem Baron. Hatte wohl auch gedacht, daß sie große Dame war als Baronin. Aber in seiner Heimat wollten sie nichts wissen von der Frau Gemahlin. Und als das große Jahr kam, gab der Baron sein Vermögen dem Vaterland, damit dafür Gewehre und Pulver gekauft werden konnten. Und die Petersens sagten, das wäre ein Betrug an dem Antje. Es war auch ein Betrug. Aber auf einmal waren die auf dem Festland ja alle doll geworden. Und wenn man mit dem Baron darüber sprach, verstand er einen nicht und wurde ganz weiß. Er wollte gegen den Feind ziehen, wie er früher mit dem schwarzen Herzog gezogen war. Aber der arme Bursche bekam ja schon damals keinen Atem und hatte Stiche in der Brust. Manchmal saß er die Nacht hindurch auf dem Bakberg und sah zur Wesermündung hin. Stier und stumpf zur Wesermündung. Und seine Fäuste waren geballt. Der Pastor sagte, deutsche Kriegslieder hörte er und sähe im Geist den Preußenaar; und die flatternden Siegesfahnen deutscher Brüder; aber das Antje sagte, verrückt wäre er.

Ei, wie es wehte! Wie die Wellen Sturm liefen! Drüben an der Sandinsel schäumte und brandete es. Und wie eilig sie es hatten, die grünen Wogen! Und wie wütend sie sich bäumten, wenn in ihrem wilden Lauf ein Hemmnis sich ihnen entgegenstellte! Wenn sie den schroffen Felsen trafen, den einsamen, trotzigen Gesellen, der ihrer Wut standhielt seit Jahrtausenden!

Ratsmann Ohlsen bewegte sich von einem Fuß auf den andern, und Timm Ralfs zog die Schultern ein. Es blies so kalt. Aber was soll man tun? Nach Haus gehen? Das Elend sieht man, und man kann nicht helfen. Und die Frau stöhnt und jammert. Und die Kinder hocken herum und sehen so fragend und traurig aus. Was soll man tun? Am Herzen frißt es einem. Es ist nicht mit anzusehen. Man geht ins Pottchen. Im Pottchen vergißt man das Gespenst mit den hohlen Augen. Peter Mohr hat einen guten Tropfen. Man schöpft Hoffnung bei Peter Mohr, und er drängt nicht mit dem Zahlen. Jasper Botters ging ins Pottchen; und einige andere schlossen sich ihm an. Schweigend, in dumpfem Brüten. Und in den Häusern warteten die Frauen mit dünnem Teewasser und trockenen Fischen auf ihre Männer.

Jasper Botters ging ins Pottchen!

Man konnte erschrecken, wenn man ihm jetzt in die Augen sah! Man konnte denken, was für ein gefährlicher Mensch das sein muß. Die über dem Nasenrücken zusammengewachsenen Brauen mochten dem Gesicht den finsteren Ausdruck verleihen. Aber es gab eine Zeit, da die Mädchen glücklich waren, wenn seine Augen ihnen folgten; da diese Augen so froh und zärtlich blickten. Über ihrem zärtlichen Ausdruck vergaß man die drohende Wölbung. Blond war Haar und Schnurrbart und braun der Nacken, braun die starke Brust, braun das Gesicht. Stark wie Taue waren seine Arme, und der Bestmann war er im Boot. Aber Pay Klaasen sagte, das nimmt kein gutes Ende mit ihm. Pay Klaasen schloß die Tür seines Hauses, wenn er seinen Schwiegersohn vorüberkommen sah. So fürchtete er sich vor ihm. Es war selten, daß er vorbeikam. Jenseit bei der Kirche lag Jasper Botters Haus.

Es hatte ein Gesicht. Ein richtig wehleidiges Gesicht. Man kam von der Nordspitze und sah auf einmal das mürrische, wehleidige Ding vor sich hocken. Zwei Fenster hatte es, waren wie einer Schiffskoje Fenster. Und wie ein Schiff sah es auch innen aus. Hatte zwei Räume; die Dönsk, in der man schlief, aß, wohnte, und die Küche; der Täl führte von der Gasse hinein; von ihm aus ging

auch die Stiege zum Sål. Das war das winzige Oberstübchen, in dem die Alten hausten, seitdem ihr Jasper die Antje geheiratet. Das Bett war fast zu ebener Erde; das einzige Möbel war die Truhe, auf der die beiden saßen. Aber was war alles in der Truhe! Brautstaat und Lotsenzeichen und Jaspers erste Holzschuhe und ein Kleid aus holländischem Tuch. Sorgfältig verschloß die Alte so kostbare Schätze vor der Schwiegertochter und malte sich aus, wie die sich ärgerte, daß sie sie nicht hatte. Gewöhnlich saßen beide drauf. Denn der alte Botters war durch Gicht und Rheumatismus ganz krumm, und an den Falm ging er nur noch, wenn ein Schiff auffaß. Eine Luke war an der Wetterseite des Stübchens, so daß man, wenn der Holzschieber zurückgezogen war, aufs Meer blicken konnte. Die drohenden Klippen sah man zur Ebbezeit, und bei Sturm war alles nur ein kochender Gischt, und es heulte um das Haus, daß man schreien mußte, wenn man sagte: slecht Wedder hüt!

Bad Botters hockte gewöhnlich auf der Truhe, in wollene und leinene Jacken gehüllt; dachte daran, wie er das Schiff mit der Depesche über Napoleons Unglück nach England brachte; dachte an den Holländer, dessen Kapitän mit der Pistole neben ihm stand: „Die Kugel ist für den Lotsen, wenn er das Schiff nicht richtig führt.“ Nun, er hatte es richtig geführt, und in Glückstadt trank man Ingwer und Rum wie nachher nie wieder. Was war's für eine glückliche Zeit! Ach, er hatte gut träumen. Aber die Frau hatte nichts zu träumen. Es ist nicht angenehm, von schweren Lasten zu träumen, die man die Treppe hinaufschleppt; oder von den Ködern, die man an der Angel befestigt, oder von den tausend Dingen, die die Frau tun muß — einen Tag wie den andern, ein Jahr wie das andere. Wentje Botters träumte nicht. Sie saß auf der Truhe neben ihrem Mann und lauschte hinunter, was ihre Schwiegertochter tat. Wenn sie sich tummelte und mit den Kindern schalt, wenn sie putzte und klopfte, fragte sie sich: kann sie nicht ruhig sein? Und hockte Antje einmal auf ihrem Schemel, wie zusammengebrochen von der Last, die sie trug, erschöpft an Leib und Seele, fragte sie: hat sie nichts zu tun? Da holt sie Wasser! Glaubt sie, es ist Überfluß daran? Da haben die Kleinen schon wieder reine Schürzen. Kann sie nicht sparen? Jasper weiß nicht, wie er's schaffen soll, und mit der Schürze trägt sie's hinaus! Was hat sie ihm gebracht, daß sie so groß tut? Nicht einmal das Bett! Sie hat sich an ihn gehängt und hat ihn unglücklich gemacht.

Es war bekannt, daß Wentje Botters die Antje für das Unglück ihres Sohnes verantwortlich machte. So lange alles gut ging und die beiden Alten in ihrem Oberstübchen satt zu essen hatten, sagte sie nichts. Sie waren ja auf Jasper angewiesen. Ihr Mann war von dem harten Seedienst steif, hatte Triefaugen und hörte nicht mehr. Wie soll er da noch arbeiten und verdienen? Was er besaß an Angelgeräten, hatte Jasper bekommen. Mochte er sehen, wie er damit fertig wurde. Aber ihr Essen wollten sie haben. Ihre Fische wollten sie haben. Darauf hatten sie ein Recht.

Und auf einmal sagte Antje, es wäre knapp mit den Fischen.

Seit dem Tage war's fürchterlich. Die Alte sprach kein Wort, solange Jasper im Haus war. Aber sobald er gegangen, brach's los. Was mußte die Frau sich sagen lassen! Über Pay Klaasen und seinen Geiz, über ihre Verliebtheit, und wie sie Jasper gefangen! Und vier Kinder! Wie durfte sie vier Kinder haben, wenn sie nicht einmal das Bett mitgebracht hatte!

Antje blieb ihr nichts schuldig. Und zu ihrem Haß kam noch die Wut, daß sie die Alten bis zu ihrem Lebensende pflegen mußte! Daß zu all ihren Sorgen auch noch die Pflichten gegen die Schwiegereltern sich gesellten. Acht Menschen täglich satt machen — wie sollte sie das tun? Acht Menschen! Was tat es, daß sie selbst hungerte! Jasper mußte kräftig bleiben. Wie sollte er aufs Meer, wenn er nicht stark war? An Jasper durfte nicht gespart werden. Die Kinder suchten Krebse und Muscheltiere, aber was half das! Die Fische waren ausgeblieben. Es gab keinen Ersatz für die Fische!

Jasper Botters saß im Pottchen und brütete finster vor sich hin. Und seine Frau melkte ihre beiden mageren Schafe und sah voll Schrecken, wie wenig Milch sie gaben. Sie hatte sich angewöhnt, mit ihnen zu sprechen. Ihnen ihre Not zu klagen. Es war ja niemand, dem sie sich anvertrauen konnte. Wenn sie gemolken hatte, legte sie wohl müde ihren Kopf auf das schwarze zottige Fell und fragte verzweifelt: was soll denn nur werden? Ich weiß nicht, was werden soll! Und die Schafe drängten sich an sie, suchten wieder Schutz an ihr, und ihr klägliches Schreien hatte gewiß nichts Ermutigendes. Und sie meinte doch eine Antwort auf ihre Fragen bekommen zu haben, und es tat so wohl, das Schluchzen. Es tat so wohl, ihre Gedanken auszusprechen. Wir haben nichts zu essen! Was haben wir getan, daß wir so arg bestraft werden? Lieber Herrgott, wenn doch die Alten sterben wollten! Zwei Esser wären es weniger! Sind sie nicht alt genug? Ist junges Leben nicht nötiger als altes? Soll ich die Kinder hungern lassen, damit die Alten sich weiter herumschleppen?

Der Wind heulte um die Klippen. Und die Schafe wußten keine Antwort. —

Aber nirgends heulte der Sturm so kläglich, als wenn er den „langen Jammer“ umkreiste. Das war eine alte Kaserne aus der Dänenzeit, ein langes, düsteres Gebäude, in dem die alten Knaben gehaust und versucht hatten, mit ihrer Löhnung sich dem Leben und dem König von Dänemark zu erhalten. Fünf Pfund Brot erhielten sie wöchentlich und dreieinhalb Schilling für den Tag. Nun nähr er sich! Und wie sahen sie aus! Wie erbärmlich! Wer kümmerte sich drum, ob diese Besatzung gut und zweckmäßig ernährt wurde! Die meisten waren ja Deportierte aus Glückstadt! Waren Übeltäter, die man zwangsweise auf die Insel verbannt hatte! Waren unbotmäßige Gesellen, vor denen man sich in acht nehmen mußte! Die Helgoländer hatten ihnen scharf auf die Finger sehen müssen, und Perke Thaten hatte den Christian Niels mit ihrem Klotzen, dem



schweren, hölzernen Schuh, halb lahm geschlagen, weil der verfluchte Kerl vor Tau und Tag ihren beiden Schafen die Milch gleich aus dem Euter getrunken hatte. Der König von Dänemark mochte ein guter Mann gewesen sein, aber seine Soldaten waren Slüngels.

Ach, diese Soldaten! Die Hollunner schauderten noch, wenn sie von ihnen sprachen!

Es war nicht ihre Schuld, daß man in Kopenhagen vergessen haben mochte, sie einmal neu einzukleiden. Sicherlich sind die dänischen Sympathien für die Helgoländer nie sonderlich groß gewesen. Diese Leute, die immer haben wollten und nichts gaben, die sich trotzig hinter ihre Privilegien versteckten, wenn man etwas von ihnen verlangte; die immer in Fehde mit ihren Kommandanten lagen — sie konnten nicht erwarten, daß man freundlich und fürsorglich ihrer gedachte, daß man gar um ihre Besatzung besorgt war. Als der Major von Zeska die Garnison zur Verteidigung alarmieren ließ, gab es nur eine einzige dänische Uniform, die aber hing im Wachthaus an der Treppe. Der jeweilige Posten zog sie an. Die Soldaten trugen Röcke, die man ihnen schenkte, oder die ihre Frauen ihnen nähten.

Denn auch Frauen wohnten in der finstern Kaserne.

Was für Frauen! Für die Insulaner waren sie bei weitem schreckenerregender als die Soldaten. Frauen, die sich vor hundert Jahren entschließen konnten, Soldaten zu heiraten, hatten mit dem bürgerlichen Leben abgeschlossen. Die aber den Deportierten nach Helgoland folgten, waren Megären. Waren wütende, hungrige Megären, die sich mit den Männern herumschlugen, die stahlen, was sie kriegen konnten; sich gegenseitig zerkratzten und die Haare ausrissen. Die ganze Insel nahm damals teil an Frederek Lund, der von seiner Frau jeden Abend Prügel bekam. Er war ein dürrer, schmaler Mann, mit weißblondem Haar und Bart und blaurotem Gesicht; er hielt den Kopf schief; bei einem Gefecht hatte er einen Schlag auf den Hals bekommen. Die Wunde war schlecht verheilt. Er sah unendlich wehleidig aus. Und dann auch noch Släge! Er sagte, wegen der Liebe. Denn in der Rumbude, in der er Gläser wusch, war ein Schenkmädchen, das den Männern die Köpfe verdrehte. Aber die Helgoländer sagten, wegen des Rums. Denn er trank heimlich die Neigen aus, hatte jeden Abend Tiefgang und konnte dann die große Treppe zum Oberland nicht finden!

Von Zank und Streit hallte die alte Kaserne wider. Und es war, als hätte sich der Jammer, als hätten sich die Flüche in den dicken Mauern festgesetzt. Denn als der erste militärische Verwalter der Insel Leutnant d'Auvergne mit seinen vierhundert Mariners den Zivilgouverneuren und ausgedienten Veteranen Platz machte, gab es statt der dänischen Flüche englische in dem alten Kasten. Aber die Engländer waren unterhaltsamer als die Dänen, weil ihre Regierung ihnen satt zu essen gab. Und die Helgoländer brauchten nicht das große Elend wie früher zu sehen. Diese Leute wurden im Lauf der Jahre nur im Geist defekt; aber auch dann wußte man nie recht, wo der Spleen war und wo der Defekt. Der alte John zum Beispiel, der jeden Abend stundenlang an der Nordspitze gestanden und in die Richtung gesehen hatte, in der England lag, hatte eines Abends in voller Ausrüstung eine wütende Attacke gegen den Leuchtturm unternommen und war so unverständig immer wieder mit dem blanken Schädel dagegengerannt, daß selbst Peter Ölrichs zu Lorenzen gesagt hatte: „Dat kann he ne uthollen." Und er hatte ganz recht gehabt. Beim achten Mal lag er platt auf dem Boden wie ein Butt. Oder Pitt Craven, der so traurige Lieder singen konnte, daß die Frauen sich gar nicht genug verwundern konnten — was war er für ein merkwürdiger Bursche! Perke Thatens Schafbock war sein bester Freund; stundenlang kauerte er ihm gegenüber und sah ihn an. Und der Schafbock sah ihn auch an, denn er hatte weiter nichts zu tun als wiederzukäuen. Und so betrachteten sie sich; und weil die Helgoländer auch Zeit hatten, gingen sie hin und guckten sich das mit an. Aber eines Abends stand Pitt, mit all seinen Orden angetan, stramm vor dem Schafbock und schrie ab und zu: „Hipp, hipp, hurra!" Und dachte, der Schafbock wäre König Georg. Und das wollte sich der Bock nicht gefallen lassen und rannte auf einmal mit voller Wut auf Pitt Craven los und stieß ihm seine schönen Hörner gerade vor den Bauch. Peter Mohr sagte, es wäre der klügste Schafbock, den er jemals gesehen hatte.

Aber das war das Wunderbare an der alten Kaserne: wer ein paar Jahre drin war, der fluchte nicht mehr, der rannte nicht mehr wie toll umher. Ganz still saß er. Als ob er wartete. Aber er wartete auch nicht mehr. Denn das, was gewartet hatte, war tot. Der „lange Jammer" hieß die Kaserne und war jetzt das Armenhaus geworden.

Ach, wie kläglich der Sturm da heulte! Wenn er sich im Schornstein fing, klang es, als schluchze er; und wenn er an dem langen Gebäude auf und nieder fegte, war's, als brülle und fauche ein böses Tier da herum. Fetzen Stoff hingen vor den Fenstern, denen die Scheiben fehlten, und die man mit Brettern vernagelt und mit Heu verstopft hatte. Und so freudlos und düster das Gebäude von außen aussah, so zeigte sich's auch von innen. Ungedielt war es, aus rohen Backsteinen bestanden die Wände; nur bevorzugte Zimmer hatten Schlafschränke, die Mannschaften hatten wohl auf Pritschen gelegen. Diese Zimmer waren bewohnt. Dulke Jansen bewohnte eins, seitdem ihr Mann und ihre beiden Söhne auf See ihr Leben verloren hatten. Und Nummel Andrésen und Peter Krüß ein zweites. Die Zimmer lagen rechts vom Eingang. Die linke Seite gehörte den Veteranen.

Bis jetzt hatte ein ganz behagliches Stilleben geherrscht. Es gab sogar eine Hausordnung. Dulke besorgte die Wirtschaft für Krüß und Andrésen, und sie schleppten ihr dafür Wasser und Torf. Sie führten gemeinschaftliche Küche, hielten zusammen ein Schaf und saßen im Sommer friedlich zu dreien vor dem Haus in der Sonne und im Winter am Ofen. Aber auf einmal kam der Unfriede. Als Andrésen und Krüß vom Falm zurückkamen, saß der rote Charly, der Veteran von nebenan, mit Dulke auf der Bank und spielte ihr auf der Harmonika was vor.



Dulke war weder reizvoll noch angenehm. Das ist auch von einer fünfzigjährigen Frau, die ihr Leben lang schwer gearbeitet und nur Sorgen und Tränen kennen gelernt hat, nicht zu erwarten. Aber Dulke war schmutzig. Timm Ralfs sagte, er hätte gehört, wie sie ein Gelübde getan habe, keinem Mann gefallen zu wollen. Und daß sie sich deshalb nicht mehr gewaschen habe. Aber Timm Ralfs hatte eine böse Zunge; man konnte ihm nicht glauben. Sicher war nur, daß Dulke Jansen sich eine reine Schürze vorband, wenn sie gar zu schmutzig war, und daß sie dann mit der Schürze richtig kokettierte. Und darauf war wohl der rote Charly hereingefallen.

Weder Andrésen noch Krüß sagten etwas, als der Veteran schweigend und mit der stillen Trauer auf dem sommersprossigen Gesicht neben ihr saß. Aber innerlich fraß es an ihnen. Konnte er nicht auf seiner Bank sitzen? Das war ihre Dulke. Er hatte nichts mit ihr zu schaffen. Und der Kater, der schnurrend auf der Bank saß, hatte da auch nichts zu schaffen. Der englische Kater war's. Und immer biß er sich mit ihrem Kater. Und jetzt saß er sogar auf ihrer Bank! Sie sagten nichts. Aber als Dulke Jansen aus rein weiblichem Mitgefühl Milch in einen Teller goß und sie dem englischen Kater hinsetzte, nahm sie Andrésen ihm vor der Nase weg und trank sie selbst aus. Und seit dem Augenblick war der Teufel im „langen Jammer". Es gab eine tolle Schlägerei; Dulke hielt es mit dem roten Charly, und die beiden Alten mußten sich ihren Tee allein kochen, und Gemütlichkeit und Bequemlichkeit waren dahin. Und jetzt erst erkannten sie, was ihnen Dulke gewesen war.

In ihrer Not waren sie zu Jakob Andrésen Siemens gegangen. Der mußte helfen. Dulke räumte seine Werkstatt auf, er mußte ihr ins Gemüt reden. Vielleicht gehorchte sie ihm auch, trotzdem sie einen auffässigen Charakter hatte. Siemens hatte was in seiner Art, das die Weiber besänftigte. Wenn das aber nicht verfing, mußte man zu einem äußersten Mittel greifen. Denn so ging das nicht mehr.

Die beiden Alten warteten auf Siemens trotz des Sturmes, der heulend um den „langen Jammer" fuhr. Von weitem sahen sie, wie Antje Botters ihre Schafe melkte. Wie das Meer Sturm lief. Wie wütende Wirbel im Hafen sich bildeten. Wie kochender Gischt über die Riffe schäumte.

„Hartes Wetter", sagte Krüß.

Andrésen äugte zum Horizont. In solchem Wetter hoffte sein armes Herz auch noch. Ein Schiff mit Reis könnte die Insel brauchen, wie vor zwei Wintern. Oder mit Roggen. Was das lecker sein müßte, Brot zu essen oder Grütze.

„Könnte auch alten Gin an Bord haben —"

„Oder Portwein —"

Der Alten Phantasie belebte sich. Die Hände in den Taschen der weiten Hose, auf die Dulke zwanzig Flicken gesetzt, in jeder Form und jeder Größe, den Oberkörper in drei oder vier Jacken eingepreßt — so gingen sie mit ihren kurzen Schritten daher, eine Schulter vorwärts, um nicht den vollen Wind vor sich zu haben.

„Und dann Het — en — söten —"

Krüß seufzte tief auf. „Und dann voll wie 'ne Strandkanone."

Andrésens Augen glänzten. Wer das noch mal erleben könnte. „Indischen Rum hatte der Westindienfahrer. Weißt noch?"

Krüß wußte es noch. „Und dat ganze Lunn as'n sippjungen Skepp!"

Ja, alle miteinander waren tiefgehende Schiffe gewesen. Sie lagen in den Dünen der Sandinsel, auf dem Vorland, an der Treppe. Aber in den Betten lagen sie nicht. Drei Tage und drei Nächte hatte das große Trinken gedauert, und dann war das Bergen besorgt. So was vergißt man nicht so leicht. Und Dulke Jansen hatte auch ihr Teil geborgen. In aller Stille hatte sie's auf die Seite getragen. Und hatte von da ab jeden Abend mit den Männern um die Wette getrunken.

Aber nun war der Schatz lange verbraucht. Und Dulke hielt zum roten Charly.

Sie waren am Pastorengarten. Guckten mal über den Zaun. Die beiden Pastoren lustwandelten da herum. Pastor Ring wollte in diesen Tagen abreisen. Zur Erholung ans Festland. Ein komischer Mensch war er. Auf einmal kommt er zu Dulke. Wie sie keine neue Schürze vorhatte. Und sagt, indischer Rum wäre nichts für ein Frauenzimmer. Und ihr schwacher Körper wäre mehr für Schafmilch. Und sie möchte ihm den indischen Rum geben. So ein Fuchs! Aber sie hat ihn nicht gegeben. Und hat gesagt: Peter Mohr hat auch welchen. Und er möchte zu Peter Mohr gehen. Und es wäre nicht hübsch, daß er zu einer armen Witwe käme und ihr das Letzte nehmen wollte. Und dann war er grob geworden und hatte gesagt, daß Reinlichkeit eine Zier für ein Frauenzimmer wäre — denn von dem Gelübde hat er nichts gewußt — und Dulke ist auch grob geworden und hat gesagt: „Herr Pastor, jedem, wie ihm das zukommt!" Und hat ihm die Tür vor der Nase zugemacht. Und das ist ganz in der Ordnung.

Wie lange Siemens ausblieb!

Langsam schlenderten sie vorwärts.

Von allen Seiten kamen Schafe auf sie zu. Blökende, hungrige, zerzauste Schafe; sie folgten den Männern einige Zeit, in der Hoffnung auf Futter. Blieben stehen, im Sturm sträubte sich ihr schwarzes Fell. Traurig sahen sie ihnen nach und setzten ihren Weg zu den Häusern fort. Krüß und Andrésen ließen sich jetzt treiben. Wie Segelboote.

Und da kam Siemens. Vom Reckway, den die Veteranen vor zehn Jahren so sauber und geschickt gepflastert hatten. Es waren gewandte, fleißige Leute — das war nicht zu leugnen. Aber sie hätten auch die andern Straßen pflastern sollen. Bei Regenwetter sank man bis zu den Knöcheln da hinein!

Auch Andrésen und Krüß hielten nichts von Siemens. Er war ihnen nun mal fremd. Schon durch seine Erziehung. Als Kind hatte ihn sein Vater zu einem Lehrer an die schleswigsche Küste gegeben, damit er was Ordentliches lerne; und in Altona hatte er den Schiffbau gelernt. Seit fünfzehn Jahren war er wieder



auf der Insel. Aber man sah in ihm nur den Fremden. Man soll die Kinder nicht fortgeben. Dadurch kommen neue Ideen in ihren Kopf. Immer sind neue Ideen gefährlich. Das hat man bei Broders Schaluppe gesehen. Alle nahmen das Holz von Amsterdam. Aber er hatte eine Idee und nahm es von Husum. Und dann war's Brennholz. Es war schade um Jakob Andrésen Siemens, daß er so viele Ideen hatte.

Jakob Andrésen hatte den Sturm vor sich. Gemächlich ging er dahin. Mit dem ruhigen, festen Schritt, den nun mal alle Helgoländer an sich haben. Auch er wiegte sich leicht. Auch er hatte die Hände in den Taschen. Aber unter hunderten wäre er aufgefallen. Und wäre man an allen vorübergegangen — ihm hätte man nachgesehen.

Er war etwa achtunddreißig. War kraftvoll und hochgewachsen. Auf breiten Schultern trug er den Kopf, stolz und selbstbewußt. Dunkelblond war das sehr dichte Haar, einen Bart trug er nicht. Die gebogene Nase, die zwischen den scharfblickenden, blauen Augen kühn hervorsprang, gab dem gebräunten Gesicht einen ganz besonderen Charakter. Es war etwas drin, das drohend sagte: Hüte dich! Friesen mit solchen Gesichtern mochten auf Wikingerschiffen übers Meer gefahren sein. Friesen mit solchen Gesichtern mögen um König Radbod gewesen sein, als er die verhaßten Mönche von der heiligen Insel wies. Männer wie er hatten den Friesenspruch in Wappen und Herzen: „Liever düt als slav!"

In der Kleidung unterschied er sich in einigem von den Insulanern. Statt der Klotzen hatte er hohe Stiefel; statt der vielen Jacken, die man — je mehr, je lieber — übereinander zu ziehen pflegte, ein Wams von Seehundsfell, und von Leder war auch die Mütze. Er war der einzige, der wohl öfter sagte: „Ick hew kein Tid." Er war der einzige, der eine sogar recht reichhaltige Bibliothek besaß.

Die machte ihn den Landsleuten recht lächerlich. Bücher! Was hat ein Helgoländer mit Büchern zu tun! Ohne die Bücher wäre er nie auf die Idee mit der Badeanstalt gekommen. Eine Badeanstalt! Die Leute, die keine Aktie hatten, lachten Tränen über diese Badeanstalt! Und was er ihnen alles vorerzählte! Nach seiner Meinung sollten ja nun die Fremden in Strömen kommen. Fremde! Seit Jahren sah man keinen Fremden! Woher sollten die denn kommen? Und was sollten sie denn hier? Baden? Und darum sollten sie bis hierher kommen? Es war zum Lachen! Aber nur nichts merken lassen. Man hörte ihm ganz ernst zu. Und sagte ja. Warum soll man das nicht sagen? Es war so unterhaltsam, wenn er losschnackte — es gab so wenig zu lachen auf der Insel — warum soll man nicht über Jakob Andrésen lachen? Aber natürlich, wenn er's nicht hört. Er hat eine unangenehme Art, wenn er's merkt.

Krüß und Andrésen zuckten die Achseln über ihn wie die andern. Aber wenn er ihnen helfen konnte, holten sie ihn. Dulke hatte wohl ein bißchen Angst vor ihm. Und das mußten sie ausnutzen.

Krüß sprach sofort von Dulke Jansen. „Das ist ja, als wenn der Teufel in ihr sitzt. Heute morgen kriegt sie doch meine Klotzen zu fassen und gleich in 'n Bogen zur Tür raus. Und wie soll das mit dem Melken werden? Wenn ich mit dem Topf komme, ist das ja, als wenn das Tier ein Schamgefühl hat. Und immer im Kreis um den Pflock. Und wir haben doch ein Recht drauf. Und wenn man's ihr sagt, wird sie so giftig wie ein Seeteufel. Was kann sie für Augen machen! Und den Tee gibt sie nicht raus. Und die Fische will sie auch nicht geben. Sie hat sie getrocknet, sagt sie. Das muß 'n Unglück geben, wenn da keine Änderung eintritt!"

Und auch Andrésen sagte erregt seine Meinung. „Was ist's für ein Gehabe mit dem englischen Kater! Mit meiner Milch füttert sie ihn! Und unser Kater kriegt nichts! Und wir hungern! Und der Engländer sitzt neben ihr mit der Harmonika und spielt ein trauriges Lied. Und dann stöhnt sie, als wenn sie Leibschmerzen hat, und sagt, das tut ihr so wohl, weil sie an Jansen denkt, wie er noch am Lunn war und war ein junger Kerl. Aber da haben wir doch nichts mit zu schaffen! Uns läßt sie hungern, weil sie süße Gedanken hat! Du mußt ihr das sagen, Jab. Und daß wir dem Engländer die Knochen entzweischlagen. Und daß wir ein Recht drauf haben. Und daß die Insel das verlangen kann."

Andrésen ließ seine ernsten Augen auf den beiden Alten ruhen und dachte: So also sieht das Alter aus! Kraftvoll waren auch diese beiden gewesen. Und ihr Leben war ein wildes Ringen gewesen mit den Elementen, ein langer Kampf mit dem Meer. Hundertmal hatten sie dem Tod ins Auge sehen müssen, hatten seine kalte Hand im Nacken gespürt. Männer waren sie, Helden, lenkten mit fester Hand ihr Schiff durch ein tobendes Meer; blieben furchtlos in den Schrecken eines tobenden Meeres — Und das war der Schluß!

Das dachte Jab Siemens, wie er der beiden Alten erbitterte Klagen hörte.

„Und wenn Dulke ihre Nücken behält?" fragte er.

Krüß zog die Schultern ein, wie eine Schildkröte, die Gefahr wittert, den Kopf einzieht.

„Wir haben gedacht," sagte Andrésen, und auch ihm war nicht gut zumute, „wenn sie nicht gutwillig wird, muß einer sie heiraten."

An diesen Ausweg hatte Siemens nicht gedacht. Verblüfft blieb er stehen. Dulke Jansen heiraten? Ja, dazu gehörte wirklich der Mut der Verzweiflung. „Und wer will sie denn?"

Ja, das war's ja. Darüber konnten sie sich nicht schlüssig werden. Sie hatten nur das Resultat im Auge. Dann mußte sie ihnen ihr Zeug instand halten und für sie kochen und das Schaf melken, und den englischen Kater konnte man wegjagen — oder aufhängen. Einen wütenden Haß hegten sie gegen diesen Kater. Und Charly mußte auf seiner Seite bleiben und konnte seine traurigen Lieder für sich allein spielen, und Dulke gehörte ihnen. Aber wer sie nehmen sollte — —

„Das ist ganz verwunderlich, wie schmutzig sie ist", sagte Krüß.

„Und dann ist da ein Haken —" Andrésens Gewissen regte sich auch — „se supt, un dann slait se hem." Denn



er hatte sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß Krüß sie nahm. Und nun waren sie vor dem „langen Jammer" angekommen.

Der Sturm heulte und klagte, aber kläglicher waren die Töne auf Charlys Harmonika. Trotz des Sturmes saß er auf der Bank, und über alle Maßen trübselig klang das arg verstimmte Instrument — „long, long ago" schluchzte er.

Und dabei hatte der arme Bursche einen Ausdruck im Gesicht, der den Alten ins Herz hätte schneiden müssen, wenn sie nur ein wenig Poesie und Mitgefühl in ihren Herzen gehabt hätten. Aber nichts wie Haß wohnte drin gegen diesen Störer ihrer Behaglichkeit, und der loderte auch jetzt wieder zur hellen Flamme auf: denn neben ihm saß Dulke, trübseliger und kläglicher noch als die zitternden Töne, die der Sturm verschlang. Die hellen Tränen liefen über ihre runzligen Wangen, aus dem kleinen Gesicht sah die rote, verfrorene Nase hervor, die Hände hielt sie unter der schwarzen Schürze, und unter dem Peik heraus hingen die Füße hilflos und einwärts herab. Eine Feierstunde in ihrem freudlosen Dasein war es, wenn Charlys Harmonika so schauerlich klagte — long, long ago! An ein zärtliches Mädchen mochte er denken, an seine Jugend, an seine Heimat, und seine Klagen fanden ein Echo in ihrem Herzen. Liebe und Hoffnung und Glück hatten mal drin gewohnt. Und alles hatte das Meer geraubt. Nichts war geblieben als Erinnerung, durch ein trauriges Lied geweckt. Long — long ago!

Jab Siemens sprach mit ihr. Und sie war in weicher Stimmung. Und sagte zu allem ja. Sie hatte Jab gern. Es hieß, daß sie verliebt in ihn war. Und wenn Jab das meinte, dann wollte sie das tun. Und vorläufig wurde das Heiraten noch aufgeschoben.

Siemens hielt sich nicht auf. Wollte noch mal zur Nordspitze gehen. Er hatte so viel zu denken. Die Alten sahen ihm nach. Spöttisch. Mitleidig fast.

„Eines Tages geht er über Bord", sagte Krüß mit großer Ruhe. „Das ist wie mit dem Engländer. Oder wie mit dem spanischen Kauffahrer. Zuerst wollen sie allein fertig werden. Und Lotsen brauchen sie nicht. Und dann sind sie in der Brandung und signalisieren, aber da kann keiner kommen. Und dann jagen sie auf die Klippen und treiben als Wrack am nächsten Tag. Manchmal waren es schöne Schiffe, und es war schade drum."

Und da der Sturm ihn gar zu arg herumzauste, ging er ins Haus, und die andern folgten. Sie hockten auf der Truhe, und Dulke kochte Tee. Und weinte noch immer. Es tat so wohl, zu weinen. Sie dachte an ihre Söhne. Wie Jab könnten sie sein, so stark und hoch, und könnten für die arme Dulke sorgen. Und sie hätte nicht aus dem Haus brauchen und hätte keine Sorgen. Man steht in der Tür und sieht ihnen nach, wie sie mit den Angelleinen dahergehen. Und vom Falm aus sieht man der Schaluppe nach und hat so ein banges Gefühl im Herzen, das einem die Tränen in die Augen treibt. Und wenn man das Seezeug flickt, fließen immer noch die Tränen, und man sieht die Nadel kaum. Aber man streicht so sanft und zart über die blauen Hosen, und so fein werden die Stiche, und man denkt, wie die beiden klein waren und lagen auch so auf dem Schoß, und der Mann stand dabei, so breit und so stolz — — ach, wie wohl die Tränen taten! Ach, wie süß die Erinnerung war! Long — long ago! — — —

Jakob Andrésen schwelgte nicht in Erinnerung. Denn vor ihm lag das Leben. Mit Seufzen und Wehmut ist Erinnerung verknüpft, aber seine Seele war ausgefüllt mit Willen und Kraft. Jeder seiner ruhigen festen Schritte sagte: ich will! Und so ruhig und selbstsicher er dem Sturm entgegenging, in so festem Vertrauen sah er der Zukunft entgegen. Ich will! Und schon ist die Hälfte der Tat vollbracht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stellung der außerordentlichen Professoren.

Von Professor Richard M. Meyer, Berlin.

Das ungeheure und alle Erwartungen übertreffende Wachstum des deutschen Volkes, seine riesenhafte Entwicklung in kultureller und industrieller Richtung, das Hervortreten ganz neuer Lebensformen und ungewohnter Bedürfnisse haben fast auf allen Gebieten die bisher bewährten Organisationen zu eng, hin und wieder geradezu untauglich gemacht. Für die staatlichen Einrichtungen hat das die Regierung im Einverständnis mit dem Parlament durch die Wahlreformvorlage und die Kommission zur Reform der inneren Verwaltung selbst zugestanden; für Handel und Industrie wird die gleiche Notwendigkeit durch allerlei Vereinigungen, Truste, Kartelle, Schutzverbände bezeugt; sogar die Schriftstellerwelt erhebt den Ruf nach engerem Zusammenschluß. Es bedeutet deshalb wahrlich weder einen Tadel der früheren Einrichtungen noch gar unberechtigte Neuerungsucht, wenn die Frage immer brennender zu werden scheint, ob nicht auch für die großen Organisationen zur Förderung und Verbreitung wissenschaftlicher Arbeit und Bildung, die zu den Ruhmestiteln unserer Nation gehören, ob nicht auch für die Universitäten eine Reorganisation in manchen Punkten wünschenswert, in andern sogar dringend notwendig sei.

Man braucht sich darum noch keineswegs auf den Standpunkt gewisser Pessimisten zu stellen. Die Kassandrarufe v. Leydens erscheinen auch uns als unbegründet; aber an den Bedenken einer so durchaus optimistischen Natur, wie Karl Lamprecht es ist, wird wohl einiges sein. Die Gefahr besteht, daß die deutschen Hochschulen vom Ausland überholt werden, wenn man fortfährt, ihnen unentbehrliche Mittel zu versagen, wenn man ihre Bewegungsfreiheit beschneidet oder in der Auswahl der Professoren andere als rein sachliche Gründe mitsprechen läßt — politische, konfessionelle, kameradschaftliche Rücksichten. Und neben dieser Gefahr besteht eine zweite, die den Universitäten im eigenen Land erwächst:



die, von anderen Organisationen verwandter Art überflügelt zu werden. Neben die Universität, deren Kraft vor allem darin wurzelt, daß sie Forschungsinstitut und Lehranstalt zugleich ist, treten auf der einen Seite neue akademische Lehranstalten, wie die Akademien für Medizin, auf der andern neue Forschungsinstitute, wie die der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Die internationale Vereinigung hat den alten Akademien eine neue Bedeutung verliehen. Kurz, es sind allerlei Umstände da, die die deutschen Universitäten von ihrer führenden Stellung im deutschen Geistesleben verdrängen könnten, was ein nationales Unglück zugleich und eine Katastrophe für sie selbst wäre.

Es ist vor allem diese Erkenntnis, die die sogenannte „Bewegung" der außerordentlichen Professoren und der Privatdozenten erzeugt hat. Leider ist der Ausdruck „Bewegung" recht übertrieben: trotzdem über die Ziele eine weitgehende Uebereinstimmung herrscht und über die Unleidlichkeit der gegenwärtigen Zustände kaum ein Zweifel unter den Beteiligten (und vielfach auch in andern Kreisen), hat doch die akademische Lehrerschaft der „untern Grade" sich bis jetzt viel zu wenig geregt. Die Vereinigung der außerordentlichen Professoren Preußens hat soeben in einer vortrefflichen, ebenso klaren wie dokumentreichen Denkschrift („Die Lage der außerordentlichen Professoren an den preußischen Universitäten", Magdeburg 1911), wie mir scheint, unwiderleglich den Notstand der Extraordinarien — und die Notlage der Universitäten auseinandergesetzt.

Mit allem Nachdruck muß noch einmal betont werden, daß dies vor allem der bestimmende Gesichtspunkt ist: daß die deutschen Universitäten in ihrem eigenen Interesse einer gewissen Reorganisation in Verfassungsfragen bedürfen, um auf der Höhe zu bleiben. Es ist das gute Recht der Beteiligten, daß sie von dieser neuen Regelung auch Vorteile für sich erhoffen — für sich als Klasse, denn die einzelnen, die tatsächlich die Führung übernommen haben, sind überwiegend in der Lage, persönlich Vorteile hiervon erwarten zu dürfen. Mit der törichten Wendung aus den Tagen der Revolution: die Antichambre wolle in Salon hinein, sind diese Bedenken und Forderungen wahrlich nicht abzutun. Unter den außerordentlichen Professoren Preußens (und Deutschlands) fehlt es gewiß nicht an Namen, die denen der meisten ordentlichen Professoren ebenbürtig sind, fehlt es nicht an Männern, die, was wissenschaftliche Erfolge oder akademische Wirksamkeit angeht, längst neben den Ordinarien Platz haben. Und eben deshalb ist es zu bedauern, daß ihnen die volle Geltung entzogen bleibt und die volle Möglichkeit, ebenso für ihre Universität wirken zu können, wie sie für ihre Disziplin und für ihre Studenten zu wirken hoffen. Daneben aber gibt es die noch größere Zahl solcher Hochschullehrer, denen bei zweifelloser Tauglichkeit die äußeren Umstände eine freie Entfaltung ihrer Lehrgaben nicht gestattet haben. Auf der andern Seite aber kann die Universität den Andrang der Zuhörer nicht mehr befriedigen; die Seminare und Uebungen sind dermaßen überfüllt, daß ihr Erfolg für einen guten Teil der Hörer illusorisch wird. Die ordentlichen Professoren klagen — nicht etwa bloß in Berlin! — über die drückende Last der Amtsgeschäfte; vor lauter Kommissionsitzungen, Prüfungen, Sprechstunden kommen sie nicht zur vollen Arbeit an wissenschaftlichen Problemen, außer in den Ferien. Es ist in letzter Zeit mehr als einmal vorgekommen, daß Extraordinarien Berufungen in ein Ordinariat ablehnten, bloß weil sie in der Menge der Amtsgeschäfte eine zu große Gefahr für ihre Arbeitskraft und Arbeitsfreiheit sehen. Sollte man da nicht wirklich versuchen, to make both ends meet, wie der Engländer sagt, der Ueberlastung der Ordinarien und der Betätigungsenge der Extraordinarien abzuhelfen?

Für die unermüdliche Arbeitslust, die unsere ordentlichen Professoren auch in den äußeren Universitätsangelegenheiten an den Tag gelegt haben, gebührt ihnen gewiß aufrichtiger Dank. Aber daß auch wir uns solchen Dank verdienen möchten, ist berechtigt. Es ist das um so mehr, als unsere Lage sich gerade in neuerer Zeit fortdauernd verschlechtert hat. Schon hat der immer stärker betonte Abstand zwischen den beiden Reihen der Universitätsprofessoren an einigen Orten zu einer nicht zu bestreitenden Spannung geführt, die an anderen, wie in Berlin, durch die überwiegend günstigen persönlichen Beziehungen hintangehalten wird. Es ist aber doch auch hier vorgekommen, daß ein Ordinarius in einer offiziellen Erklärung als seine „Standesgenossen" ausdrücklich nur die Ordinarien bezeichnet hat. Man stelle sich einen preußischen General vor, der diesen Begriff auch nur auf die Stabsoffiziere einschränken würde! Und sind wir nicht alle, und mit Stolz, vom jüngsten Leutnant bis zum akademischen Generalfeldmarschall Offiziere des gleichen Heeres?

Aber an die Abstände der Hierarchie werden wir heute stärker als sonst erinnert. Die Hauptschuld trägt wohl das System der Regierung. Die Denkschrift zeigt in der eingehendsten Weise, welche Mittel angewandt werden, um die berechtigten Ansprüche der Professoren, die auf ein Ordinariat hoffen dürften, immer wieder zu enttäuschen. Da ist die Zerspaltung der Rangliste bis auf neun Stufen (S. 76), worunter die letzte Schöpfung Althoffs, der „außerordentliche Honorarprofessor"! Natürlich reicht ein normales Menschenleben nicht aus, um alle neun mit den gebotenen zeitlichen Abständen durchzumachen; aber jede einzelne gibt doch die Gelegenheit, dem Dozenten statt der wirklichen eine scheinbare „Beförderung" zu gewähren. Da ist ferner eine ganz neue Erfindung, über die ich auch erst durch die Denkschrift unterrichtet worden bin: die „Abteilungsvorsteher" (S. 109 f), die zu den Ordinarien in eine direkt subalterne Stellung geraten und dabei noch von ihrer merkwürdigen Beamtenqualität die größten pekuniären Nachteile haben; wie denn überhaupt die Besoldung der Extraordinarien ein höchst trübseliges Kapitel bildet. Der eingehende Vergleich mit der Stellung der Oberlehrer (S. 38) zeigt, daß sogar der Ordinarius „den Staat nicht mehr kostet als ein Oberlehrer"; der Extraordinarius aber ist der Beamte, an dem der preußische Staat am meisten spart. Denn wenn er irgendeinen Scheingrund hat, bezahlt er ihn überhaupt nicht. Wir haben die glücklicherweise nirgends innerhalb unserer (oder einer andern) Beamtenorganisation wiederkehrende Anomalie, daß bei uns Männer von anerkannter Tüchtigkeit einfach deshalb kein Honorar erhalten, weil sie eigenes Vermögen besitzen! Man mache die Anwendung und male es sich aus, daß Offiziere und hohe Beamte nicht befördert würden, weil man das Gehalt für Bedürftigere sparen müsse! Diese „außeretatmäßigen Extraordinarien" werden nun aber bei der kürzlich erfolgten, geringen Vermehrung der Rechte der außerordentlichen Professoren für die Vermögenslage ihrer



Väter noch weiter dadurch bestraft, daß sie an der Rektorwahl keinen Anteil haben.... Es kann also ein Professor während eines Viertels der Existenzdauer an der Berliner Universität mit Erfolg tätig gewesen sein — weil er es, angeblich oder wirklich, „nicht nötig hat" (wie Althoff direkt zu sagen pflegte), bleibt er von dem einzigen, uns endlich zugestandenen Ehrenrecht (denn von Streifen am Talar will ich nicht reden) ausgeschlossen! Ist das nicht hart? Das sind Prämien, die der Staat für die Ersparnis jeglichen Gehalts an die auszahlt, die im übrigen ganz das gleiche leisten wie die „etatsmäßigen" und deshalb besoldeten Kollegen. Und wirklich haben diese oft nicht allzu viel voraus. Denn sie erhalten das geringere Gehalt und behalten auch bei längster Amtsdauer die Minderung der Ehrenrechte ihrerseits, in Fällen, wo sie vollkommen die Stelle eines Ordinarius ausfüllen. In vielen Fällen ist das Extraordinariat eben nur „ein erspartes Ordinariat" (S. 58). Viele Professuren werden bei dem gleichen Lehrauftrag an einer Universität, nicht selten der kleineren, von einem Ordinarius versehen, an andern in sonst völlig gleicher Weise durch einen Extraordinarius (S. 36). Noch bedenklicher ist es, daß man nicht ganz selten frühere Ordinariate in Extraordinariate verwandelt hat. Alles dies, während doch überhaupt „die Vermehrung der Lehrkräfte mit der der Studierenden nicht entfernt Schritt gehalten hat, am wenigsten die der ordentlichen" (S. 63).

Wenn aber auch die Verantwortung für die schlechtere Lage sowohl der Professoren, die teils überbürdet sind, teils zu sehr in ihrer Tätigkeit beschränkt, als auch der Studierenden, denen die frühere Möglichkeit unmittelbaren Verkehrs mit den wichtigsten Vertretern des Fachs fast ganz geraubt ist, in erster Linie die Sparsamkeitstendenzen der Regierung trifft und ein wenig (oder auch nicht nur ein wenig!) auch ihre Neigung, sich durch die Abhängigkeit möglichst vieler Dozenten einen immer steigenden Einfluß zu sichern (vgl. S. 76), so darf man doch nicht leugnen, daß vielfach auch die im Vollbesitz der Macht befindlichen Ordinarien einen Teil der Schuld tragen. Der Kompetenzhunger, den Bismarck an seinen Ministerkollegen tadelte, und eine gewisse naive Herrschsucht haben dabei viel häufiger bestimmend gewirkt als die Besorgnis um Schmälerung des Einkommens. Denn das ist natürlich sicher, daß der Ordinarius schon als Examinator notwendig höhere Kollegiengelder bezieht als unter sonst gleichen Umständen auch der tüchtigste Extraordinarius. Aber die Abneigung gegen „falsche", d. h. andere Meinungen steckt uns fast allen im Blute, und sogar Waitz soll geäußert haben, am besten wäre an jeder Universität nur ein Historiker... Die ordentlichen Professoren sind den berechtigtsten Wünschen ihrer „jüngeren Kollegen" (die gar nicht immer jünger sind!) nicht überall mit der Kollegialität entgegengekommen, die zu erhoffen gewesen wäre; die Denkschrift meldet sogar, daß die neuen ministeriellen Verfügungen hier und da bis heute den beteiligten Extraordinarien nicht mitgeteilt worden sind! Auch für allerlei Formen des Ausgleichs innerhalb der bestehenden Verhältnisse hätte von dieser Seite mehr geschehen können. Die Möglichkeit, die außerordentlichen Professoren in weitem Maß zu Prüfungen, Seminaren, Kommissionen herbeizuziehen, besteht überall, und in vielen Fällen steht diesen sogar ein schriftlich gesichertes Recht etwa für die Benutzung der Seminare zur Seite; aber diese Rechte sind ihnen im Verlauf der Entwicklung eher verkümmert als gefördert worden.

Nun aber, wenn wir klagen, wird uns mit einer gewissen Regelmäßigkeit die unrichtigste der Antworten erteilt: das habe ja alles so viel nicht zu sagen, denn man bleibe ja nicht ewig Extraordinarius! Sogar der Vertreter der Staatsregierung, der doch selbst Professor gewesen ist, hat im Abgeordnetenhaus zur Beruhigung der nicht genügend informierten Landboten erklärt, die Extraordinariate seien nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis Durchgangsposten (vgl. S. 27). Das ist nun niemals richtig gewesen; denn immer hat es zahlreiche Extraordinarien gegeben, die in langer Lebensarbeit über diese Stellung nicht hinausgelangten. Dafür kann es legitime Ursachen geben: ein brauchbarer Privatdozent wird untüchtig; ein Professor spinnt sich in ein gar zu enges Fach ein. Viel häufiger hat es illegitime Gründe gehabt, den unwillkommener Lehren oder auch unerwünschter Glaubensbekenntnisse; so sind Gelehrte von Weltruf, wie der Sprachphilosoph Steinthal und der Philolog Traube, der eine nie, der andere erst viel zu spät in ein Ordinariat gelangt. Aber was früher als Ausnahme galt, ist jetzt zur Regel geworden: daß der Extraordinarius die besten Lebensjahre in dieser „wartenden" Stellung verbringt und oft sein ganzes Leben. Es kann schlechterdings nicht mehr behauptet werden, daß die außerordentliche Professur eine Durchgangstellung sei; denn die Verhältnisse haben sich ganz enorm verschlechtert, wie zahlenmäßig nachgewiesen wird. Ein Aufsatz der „Grenzboten" behauptete neulich sogar, daß wenigstens in Berlin der Privatdozent bessere Aussichten auf ein Ordinariat habe als der Extraordinarius; denn die Regierung scheine in neuerer Zeit die Beförderung von Privatdozenten direkt ins Ordinariat selbst in solchen Fällen zu begünstigen, wo eine hervorragende persönliche Begabung wenigstens dem Fernerstehenden nicht erkennbar ist. Wollen wir aber auch nicht so weit gehen, so bleibt doch das z. B. Tatsache, daß Berliner Extraordinarien beinah niemals an andere Universitäten berufen, natürlich aber auch zu Hause nur selten befördert werden. Es gibt günstigere Verhältnisse, besonders für Greifswalder Theologen; aber immer mehr wächst sich doch das Extraordinariat zu einer unheilbaren Krankheit aus. Es besteht ein „Hilfslehrersystem" an den Universitäten, ein schlimmeres fast als je an den höheren Schulen ehemals. Sehr zum Schaden der Hochschulen; denn die „Berufsfreudigkeit", auf die die Regierung bei andern Beamtenkategorien so großes Gewicht zu legen pflegt, kann sich nur schwer behaupten, wenn „des Rechts Verweigerung und die Unbill schweigendem Verdienst" zu einer selbstverständlichen Tatsache werden, an deren Abhilfe gar nicht erst mehr gedacht wird!

Und doch wäre die Abhilfe nicht schwer. Ich bekenne mich so wenig wie die Denkschrift zu einer jener radikalen Forderungen, die wohl geäußert worden sind: Abschaffung des Unterschieds von Ordinarien und Extraordinarien oder automatische Beförderung nach Dienstjahren. Unterscheidung und Auswahl scheinen auch mir im Interesse der Hochschulen, ja auch der Professoren selbst zu liegen. Nur eben, wer sich eignet, soll auch die Wahrscheinlichkeit der Beförderung besitzen. Das hat uns're Armee, das die katholische Kirche so groß gemacht, daß die anerkannten Verdienste ein Aufsteigen so gut wie sicher zur Folge haben. Die



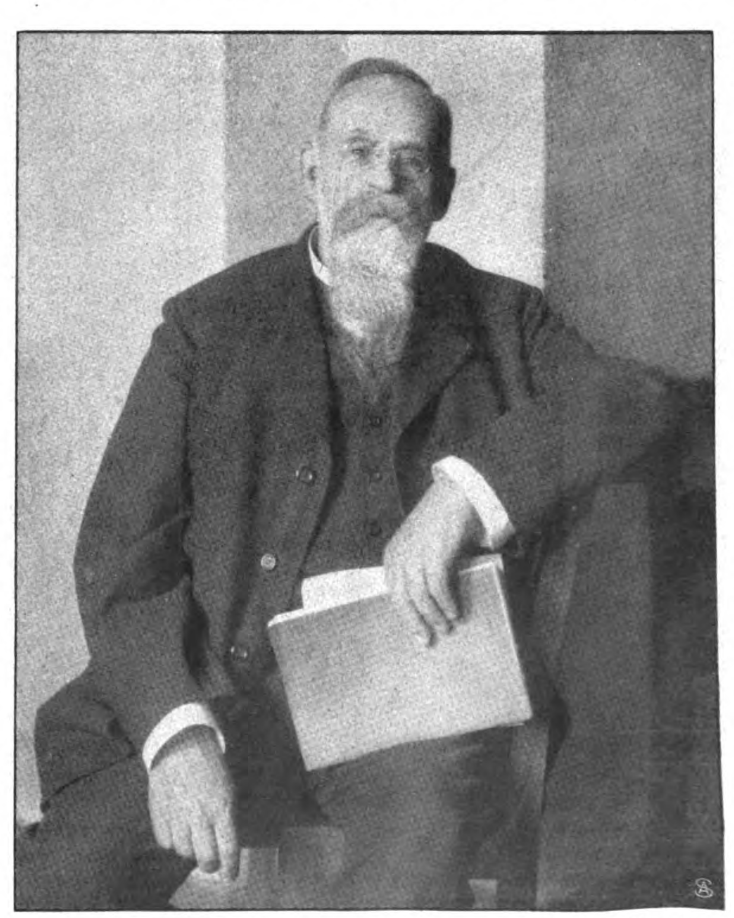
anerkannten, sage ich! Natürlich können auch hier solche Verdienste verkannt werden; daß man sie aber zugleich anerkennt und unbelohnt läßt, ist nur bei uns so häufig. Eine Vermehrung der Ordinariate ist in erster Linie zu fordern. „Mit dem Hilfslehrersystem muß wie früher an den höheren Schulen so auch an sämtlichen Universitäten gebrochen werden." Die Denkschrift weist auch nach, daß die Opfer hierfür nichts weniger als unerschwinglich sein würden. — Zweitens muß die im persönlichen Verkehr glücklicherweise meist bestehende Kollegialität auch zur sachlichen werden, indem die akademische Gleichberechtigung der Extraordinarien in den Fällen, in denen sie nur zum Vorteil der Universität dienen kann, lieber etwas zu freigiebig als zu sparsam durchgeführt wird.

Das sind zwei ebenso einfache als berechtigte Forderungen, deren Erfüllung vor allem im Wesen der deutschen „Arbeitsuniversität" selbst liegt. Nur für meine Person möchte ich noch eine dritte beifügen: die einer Altersgrenze für die Ordinarien. Es brauchte nicht die automatische Guillotine zu sein, die in Oesterreich jeden Siebziger „kappt". Wohl wird die Zahl der Jahre, die den Universitäten dadurch an noch arbeitskräftigen Professoren geraubt wird, geringer sein als die der Jahre, die tüchtigen jüngeren Kräften durch „Kleber" mit verminderter Brauchbarkeit weggenommen werden; aber gerade in Deutschland haben wir das Beispiel bis ins hohe Alter unvergleichlich wirkender Lehrer zu oft gesehen, um darauf verzichten zu wollen. Wohl aber sollte jeder Ordinarius in einem bestimmten Lebensjahr sich die Neubesetzung seines Lehrstuhls unweigerlich gefallen lassen müssen. Die Amtsgeschäfte müßten auf den jüngeren Professor übergehen, während der ältere den Lehrauftrag ruhig weiter erfüllen, das Gehalt weiter beziehen könnte. Freilich würde auch das Geld kosten. Aber setzen wir nicht unsre Ehre darein, unser Heer mit unendlich größeren Opfern immer auf der Höhe zu erhalten? Verdient das berühmte Heer, das die deutsche Wissenschaft verteidigt und ihr neue Provinzen erobert, nicht ähnliche Fürsorge? Und es tut not, daß wenigstens jene beiden ersten Forderungen in vollem Umfang erfüllt werden, wenn das Heer schlagfertig und kriegstüchtig bleiben soll!

Das Schweriner Hoftheater im Jubeljahr.

Von Paul Friedrich Evers. — Hierzu 14 Spezialaufnahmen für die „Woche" von A. Hertwig.

Wenn die lieblich zwischen Wäldern und Seen gelegene mecklenburgische Residenzstadt Schwerin nach dem Grundsatz: „Man muß die Feste feiern, wie sie fallen!" verfährt, so kommt sie im Jahr 1911 sicherlich auf ihre Rechnung. Sie darf nämlich im kommenden Sommer nicht nur ihr 750jähriges Bestehen als Stadt feiern, sondern sie kann mit ihrem ersten und wichtigsten Kunstinstitut, dem Großherzoglichen Hoftheater, auf dessen künstlerische Leistungsfähigkeit die Schweriner nicht unberechtigterweise stolz sind, auch noch ein Doppeljubiläum begehen.



Exz. Freiherr v. Ledebur, Generalintendant des Schweriner Hoftheaters.

Die am Paradeplatz, dem sogenannten „Alten Garten", dessen Umgebung das Entzücken aller Touristen wachruft, gelegenen früheren Hoftheater wurden im letzten Jahrhundert zweimal ein Raub der Flammen, und auf ihren Trümmern wurden dann dem Großherzoglichen Schloß gegenüber neuere und schönere Kunsttempel erbaut. Das erste dieser Theater, das 1882 mit seinem ganzen wertvollen Inhalt eingeäschert wurde, konnte schon 1836, also vor 75 Jahren, feierlich eröffnet werden, der jetzige Musentempel 1886. In ihm geht demnach die 25. Spielzeit — man theatert in Schwerin nur von Mitte September bis Anfang Mai — ihrem Ende entgegen. Für dieses Kunstinstitut bildet das letzte Vierteljahrhundert eine bemerkenswerte, an Erfolgen und Ehren reiche Zeitepoche. Das ist einerseits der Munifizenz der mecklenburgischen Großherzöge zu danken, die aus ihrer Kasse alljährlich den Betrag von



Von links: Frl. Becker, Herr Mohwinkel, Frl. Strauch und Herr Lang.
Sänger und Sängerinnen des Hoftheaters.



Frl. Burg, Sentimentale.

Schauspielerin u. Sängerin Frl. Knopp.





Tenorist Heinr. Kraze.

360000 Mark für die in jeder Beziehung zeitgemäß und würdig ausgestattete Hofbühne aufwenden, anderseits der kunstsinnigen Leitung des bewährten Schweriner Intendanten, des Freiherrn v. Ledebur (Portr. S. 493), der 1883 von Riga nach Mecklenburg kam, zunächst während der Bauzeit ein Interimstheater leitete und dann die 25 Jahre hindurch des neuen Hauses kunstsinniger Förderer und redlicher Hüter war.

Freiherr von Ledebur, der schon im Jahr 1908 sein Intendantenjubiläum feiern konnte und das 70. Lebensjahr bereits überschritten hat, wird nicht nur hoch geschätzt, weil seine Tätigkeit für das Kunstleben in Schwerin und in Mecklenburg überhaupt sehr bedeutsam ist, sondern namentlich auch deshalb, weil er durch seine liebenswürdigen und vornehmen

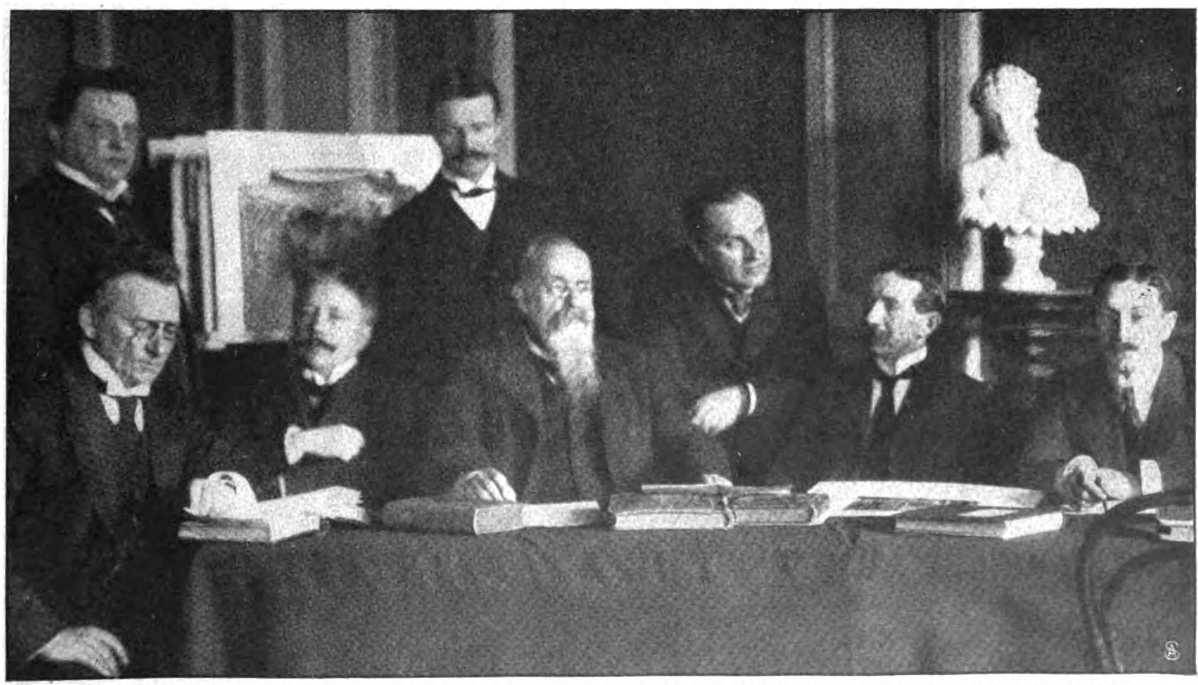


Wesenseigenschaften von vornherein jedermann für sich gewinnt, der zu ihm in Beziehung tritt. So kommt es, daß die unter seiner Oberleitung wirkenden Künstler und das ganze Hoftheaterpersonal ihn verehren und lieben, weil er ihnen neben dem Vorgesetzten ein fürsorgender Freund und Berater ist, der sowohl an ihrem Vorwärtsschreiten auf den Pfaden der Kunst als auch sonst an ihrem Wohlergehen warmen Anteil nimmt und alle Mißverständnisse und Uneinigkeiten, wie sie das Bühnenleben ja zeitigt, stets freundlich auf den guten, gesellschaftlichen Ton zurückzustimmen weiß.

Auf großer Höhe steht das Schweriner Orchester. Es ist 60 Mann stark und setzt sich aus Virtuosen und Künstlern zusammen, die vielfach von den führenden Kunststätten in Baireuth, München, London, Budapest, Amsterdam, Petersburg usw. zur Mitarbeit herangezogen werden. Die große Oper und die Konzerte leitet als Erster Hofkapellmeister Willibald Kaehler (Portr. nebenst.), ein „Baireuther“ wie sein genialer Vorgänger Zumpe. Stilsicher und großzügig interpretiert er die hochfordernden Werke klassischer Musik, und mit verständnisvollem Entgegenkommen weiß er die musikalischen Erzeugnisse der modernen Komponisten zu behandeln. Sein nicht minder fein empfindender und mit großer Sorgfalt arbeitender Kollege Hofkapellmeister Artur Meißner (Portr. untenst.) dirigiert die Spieloper und löst Kaehler hin und wieder bei der großen Oper ab. Der gut geschulte Chor steht unter der Leitung des Hofmusikdirektors Emge (Portr. S. 496), eines sehr talentvollen Künstlers, der sich um das musikalische Schwerin auch außerhalb des Theaters durch Leitung großer Chöre und Vereine verdient macht. Als erster



Willibald Kaehler, Erster Hofkapellmeister



Von links, sitzend: Die Oberregisseure Sattler u. Wolf, Freiherr v. Ledebur, Hofkapellmeister Meißner und Maschineriedirektor Kranich.
Stehend: Hofkapellmeister Kaehler, Dekorationsmaler Meyer und Regisseur Stoppel.

Generalintendant Freiherr v. Ledebur mit seinem künstlerischen Beirat.

